Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

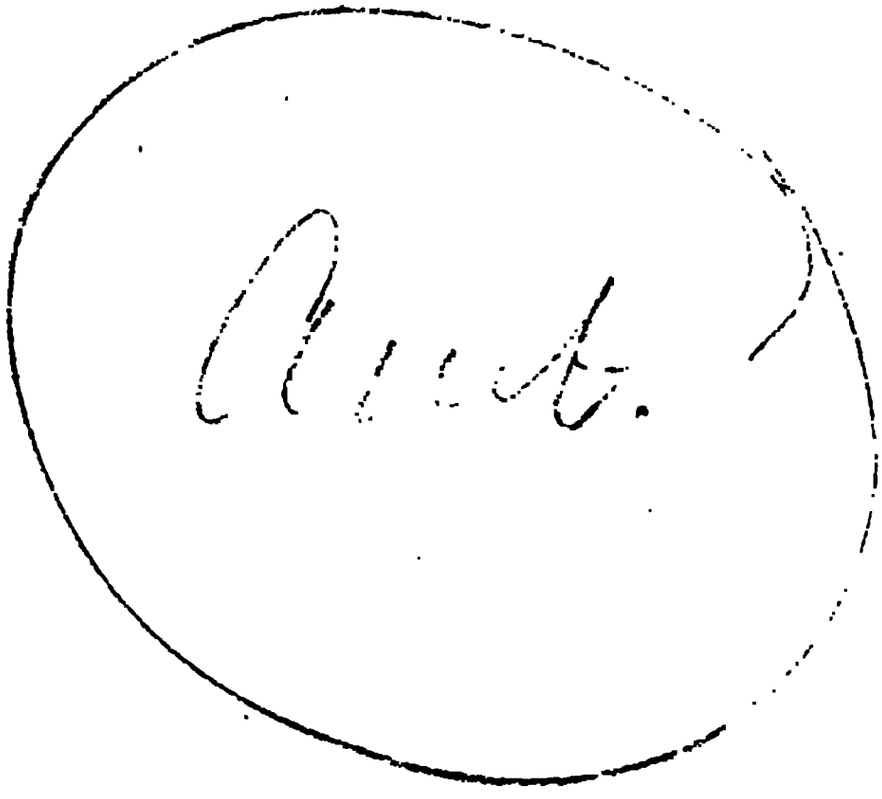
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Sammlung
Historischer Bildnisse.

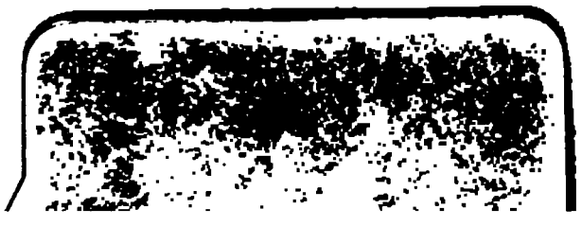


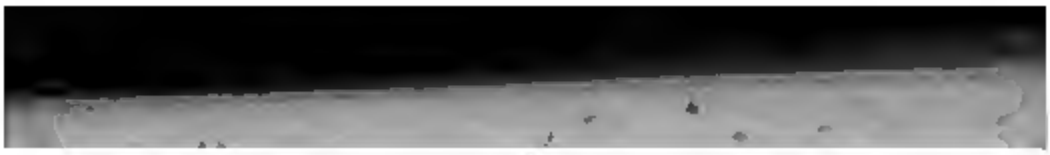
Sec 2232 (

Acct.

Sec. 2232 (

4.5-10



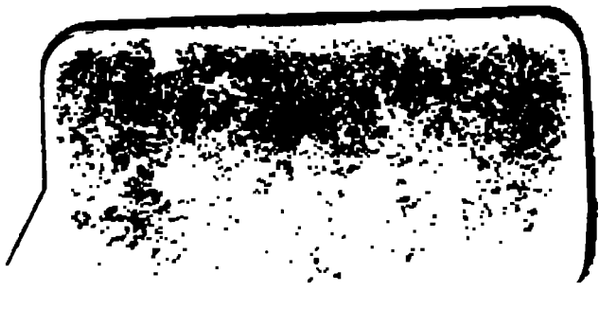


Acct.

Soc. 2232 (

Sec. 2232. (

4:5-10



Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VIII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

Frederick William Faber,

der

Begründer des Londoner Oratoriums.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Rückkehr Englands zur katholischen Einheit.

Von

Dr. J. W. Klein.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in *Strassburg*, *München* und *St. Louis*, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Seite

Einleitung v

I. Jugend und Erziehung (1814 — 1834).
Fabers Eltern. Sein Charakter; seine poetischen Anlagen. Die ersten Schulen zu Bishop-Auckland und Kirby-Steffen. Seine religiöse Richtung. Harrow; calvinistische Ideen und Einflüsse. Oxford; Universitätsleben. Newman und die tractarianische Bewegung. Allgemeine Charakteristik derselben; verwandte Richtungen 1

II. Universitätsleben (1835—1837).
Studien, Erfolge, Prüfungen, Mißgeschicke. Die Ritter vom hl. Johannes. Letzter Kampf zwischen Evangelismus und Anglicanismus; Sieg des letzteren. Die religiöse „Verschiebung" in England. Stand der religiösen Meinungen Fabers inmitten dieser „Verschiebung" . 36

III. Lehr- und Wanderjahre (1837—1843).
Thätigkeit in Oxford. Vorbereitungen auf die anglicanischen Weihen; Empfang derselben. Seelsorgliche Thätigkeit zu Ambleside. Schlimmer Gesundheitszustand. Mehrmonatliche Reise nach dem Orient; Bedeutung derselben für seine anglicanischen Anschauungen. Annahme der Pfarrei Elton. Erste Beziehungen zu Bischof Wiseman. Reise durch Frankreich und Italien nach Rom. Tiefe Einwirkung seines römischen Aufenthaltes. Versöhnungsversuche zwischen seinen anglicanischen und katholischen Anschauungen . . . 65

IV. Anglicanische Seelsorge (1843—1845).
Die Pfarrei Elton; katholische Pastorationsversuche. „Die Leben englischer Heiligen." Wachsende Seelen-

Seite

noth Fabers; Newmans Einflüsse. Abtödtungen und innerliches Leben. Angriffe auf das „Leben des hl. Wilfrid". Erfolge in Elton. Newmans Conversion. Bischof Wareing. Letzte Hindernisse und Conversion Fabers in Northampton. Faber in St. Chad zu Birmingham. Hutchisons Conversion. „Gründe, in der anglicanischen Gemeinschaft zu bleiben" 130

V. Neue Prüfungs- und Lehrjahre (1844—1848).
Das gemeinschaftliche Leben der Eltoner Convertiten in Birmingham. Neue italienische Reise mit Hutchison. Plan einer religiösen Genossenschaft. Erfahrungen und Vorsätze für das religiöse Leben Englands. Die Wilfridianer in Birmingham. Ihre Verpflanzung nach Cotton-Hall. Fabers Wirksamkeit daselbst. Die heiligen Weihen. „Moderne Heiligenleben"; Angriffe auf dieselben. Innere Prüfungen. Entschluß der Vereinigung der Wilfridianer mit dem Oratorium. P. Newman in St. Wilfrid 165

VI. Das Oratorium in England; seine Anfänge (1848—1854).
P. Faber als Novize, dann als Novizenmeister. Die Controverse über die „Heiligenleben"; ihr Verlauf und Ende. Die Gründung der Oratorien in Birmingham und London. P. Faber Oberer im Oratorium der King Williamstreet. Religiöse Zustände in London. Arbeiten der Oratorianer; ihre Resultate. Verfolgungen. Die ersten Londoner Armenschulen. Reise nach dem Mittelmeere. St. Mary in Sydenham. Neue Arbeiten P. Fabers. „Alles für Jesus!" Vorurtheile und Angriffe gegen seine Theologie 211

VII. Das Oratorium in Brompton (1854—1863).
Einrichtung desselben und Arbeiten daselbst. P. Fabers Lebensweise. Charakteristik seines Wirkens. Leidender Zustand P. Fabers. Seine Predigten und sonstige Unternehmungen. Die ascetische Correspondenz P. Fabers; Fortsetzung seiner Charakteristik 268

VIII. Die Meisterjahre (1854—1861).
Bedeutung Fabers für die englischen Katholiken. Die Einführung der „Heiligenleben" und der ascetischen

Seite

Literatur. Seine geistlichen Lieder, Andachten und Predigten. Verhalten gegen Andersgläubige. Seine acht größeren ascetischen Bücher; ihre Vorbereitung und Ausarbeitung. „Alles für Jesus.“ „Der Fortschritt der Seele.“ „Das heiligste Sacrament.“ „Der Schöpfer und das Geschöpf.“ „Der Fuß des Kreuzes.“ „Geistliche Conferenzen.“ „Das kostbare Blut.“ „Bethlehem.“ Die übrigen Schriften Fabers. Urtheile der Presse. Der Hauptvorzug der Faber'schen Schriften . 307

IX. Die letzten Jahre (1861 bis 26. September 1863). Schwerer Krankheitsanfall auf Schloß Arundel. Vorübergehende Heilung. Urtheil über die französischen Asceten. Rückfall. Die letzte Fastenzeit; letzte Arbeiten. Steigerung der Leiden. Empfang der Sterbsacramente. Cardinal Wisemans Abschied. Die letzten Tage und der Tod. Das Leichenbegängniß in St. Mary. Mannings Nachruf. Schluß 338

Anhang.

I. Officieller Nachweis der Fortschritte des Katholicismus in England 366

II. Analyse der Faber'schen Schrift: „Der Schöpfer und das Geschöpf“ 367

Einleitung.

Frederick W. Faber ist neben den Cardinälen Manning und Newman ohne Zweifel der größte unter den Convertiten, die England der Kirche geschenkt hat; sein Leben darf in mehrfacher Hinsicht das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen. Einmal sind die ascetischen Schriften Fabers unter uns in den weitesten Kreisen verbreitet und erregt ihr literarischer, so ganz von der gewöhnlichen Behandlung der Ascese verschiedener Charakter, je mehr man sich mit ihrem Studium befaßt, das Verlangen, die Persönlichkeit ihres Verfassers genauer kennen zu lernen. Sodann bietet das Leben Fabers an sich ein nicht minder hohes Interesse als einen hellstrahlenden Beweis für die Macht der Gnade in der Führung einer auserwählten Seele aus den tiefen Niederungen des Irrthums bis zu den lichten Höhen der christlichen Vollkommenheit. Endlich ist die Stellung Fabers inmitten der Geschichte der Wiedererstehung der katholischen Kirche in England eine so hervorragende und nach mehreren Seiten hin so bedeutungsvolle gewesen, daß für die tiefere, zumal kirchenhistorische Würdigung der katholischen Bewegung in diesem Lande eine genaue Kenntniß dieses Lebens unerläßlich ist. Man kann sagen, daß Faber der berufene Erzieher der englischen Katholiken für die große Aufgabe der Kirche im zeitgenössischen England gewesen ist.

Um sein Leben nach allen diesen Seiten hin zu verstehen, haben wir einleitend den Leser mit den allgemein historischen Thatsachen bekannt zu machen, welche uns berechtigen, von der Rückkehr Englands zur katholischen Einheit zu sprechen.

Die Rückkehr Englands zur katholischen Einheit ist und bedeutet nichts anderes, als die *Unterwerfung* des englischen Volkes unter die

Wahrheit und Gnade der katholiſchen Kirche. Dieſe Rückkehr vollzieht ſich heute, wie ſie ſich immer vollzogen hat, wie ſie ſich nach dem Geſetze Gottes und der Kirche nicht anders vollziehen kann: durch die freie Unterwerfung Einzelner unter das Geſetz der Kirche. Durch ſie wird erſt dieſes Geſetz das Geſetz der Familie und größeren Volkskreiſe.

Es iſt ein wunderbares Schauſpiel, wenn dieſe Rückkehr nach dem Willen Gottes in einem Volke anhebt, anhält, immer weitere Kreiſe umfaſſend und umſchlingend, den Weg des Heiles immer ſiegreicher verfolgend. Man denke ja nicht, daß der Geiſt des Widerſtandes, des Haſſes, der offenen Empörung gegen die Gnade und die ſie darbietende Autorität der Kirche in den Seelen, die ihren Frieden mit der Kirche machten, nicht vorhanden, nicht lebendig und wirkſam war, daß dieſer Geiſt nicht in den hervorragendſten und beſten dieſer Seelen einen erſchütternden Kampf wachgerufen, daß er nicht lange nach ſeiner Ueberwindung noch ſich geregt hätte. Die Geſchichte der Converſion Fabers wird uns auf alle jene Mißverſtändniſſe, Anklagen, Antipathien, Uebertreibungen und Unwahrheiten aufmerkſam machen, welche die treibenden Beweggründe jener hundertjährigen, heute noch nicht erſtorbenen Feindſeligkeit der ſächſiſchen Völker gegen die Kirche geweſen ſind, und welche aus den Lehren und dem Leben der Kirche nicht etwa bloß eine Entſtellung und Fälſchung des Chriſtenthums, ſondern oft geradezu etwas Widernatürliches und darum mit dem nationalen Geiſte dieſer Völker ſchlechthin Unvereinbares gemacht haben. Wenn nun aber trotz aller dieſer Gegenſtrebungen in einem Volke von der Zähigkeit und dem feſten Beharren bei dem einmal Ueberkommenen, wie es das engliſche iſt, die Rückkehr der Edelſten und Beſten aus dieſem Volke ſich Bahn gebrochen hat und in ſteigendem Maße ſich fortſetzt, dann darf man wahrlich von der Rückkehr dieſes Volkes in dem oben angegebenen Sinne ſprechen. Wenn die Sonne in früher Morgendämmerung aufſteigt, fällt ihr Licht zuerſt auf die höchſten Berggipfel und erſt dann erfüllt ſie höher und höher ſteigend die Abhänge der Berge und verſcheucht nach und nach, aber unaufhaltſam, Dunkelheit und Nebel auch in den tiefſten Thälern. Ein ähnliches Schauſpiel bildet ſeit mehr denn fünfzig Jahren die Auferſtehung der katholiſchen Kirche in England, wie ſie ſich in den zahlloſen Converſionen darſtellt.

Man hat zur Erklärung dieſer Converſionen auf mancherlei Be-

weggründe aufmerksam gemacht: auf das erneute Studium des kirchlichen Alterthums, namentlich der Kirchenväter und der ältesten Kirchengeschichte; auf den inneren Verfall der anglicanischen Staatskirche und die durch ihn bedingten Fortschritte des Sectenwesens und des Unglaubens; auf den Gegensatz zwischen dem Ernste des religiösen Lebens bei den Katholiken und dem Indifferentismus der Anglicaner; auf die Sorge des katholischen Klerus für die Kranken, Armen, Hilflosen aller Art; auf den täglichen Verkehr und die Annäherung zwischen den Katholiken und namentlich zwischen dem katholischen Klerus und den Anglicanern; auf die Ueberreste des Katholicismus in der Liturgie, dem Glauben und den Lebensgewohnheiten der Anglicaner; auf die in dem Schoße des Anglicanismus selbst sich regende Abwehr des Unglaubens und des Sectenwesens. Wiegt man alle diese Beweggründe genau ab, so erklären sie zwar die größere, in den Gemüthern vorhandene Geneigtheit einer billigeren Denkweise über die seit Jahrhunderten verfolgte katholische Kirche; sie erklären aber nicht jenen ernsten Schritt einer gänzlichen inneren Umwandlung, welche der Begriff einer Conversion in sich schließt. Letztere setzt einen Entschluß, einen freien Akt des Willens, eine vollendete Bereitschaft des Gehorsams gegen die Gnade voraus, die durch die genannten Beweggründe vorbereitet, aber nicht vollendet werden kann. Wir sehen daher in letzteren nur die allerdings kostbaren Symptome einer durch Gottes providencielle Fügung bewirkten veränderten Anschauungsweise in gewissen Schichten des englischen Volkes, der Dr. Pusey meist mit Bezug auf die von ihm mitinaugurirte „tractarianische Bewegung" folgenden treffenden Ausdruck gab: „Alles," sagte er, „sowohl Gutes als Schlechtes, hat diese Bewegung hervorrufen helfen: Poesie, Künste, Architektur, christliche oder heidnische Moral haben ihren Fortschritt verbreitet oder ihn beschleunigt; unsere (der Anglicaner) erneuerte Verbindung mit auswärtigen Kirchen und noch mehr die Gebrechen unserer Kirche, die gewaltsame Aufhebung unserer Bisthümer, die Angriffe der (von der Staatskirche sich trennenden) Dissidenten, die Kälte der Unsrigen, der Grimm der Feinde, die Lauheit oder Feindseligkeit des Staates, Alles, was gründlich, tief, heilig ist, die Akte der Nächstenliebe, der Güte, der Strenge; jede Gemüths- und Geistesrichtung, selbst die am entferntesten stehende unwahrscheinlichste, feindseligste, der *Liberalismus* oder der Hang zum Unglauben:

Alles das hat dazu beigetragen. Gewiß iſt, daß die Bewegung von Demjenigen ausgegangen, der über Alles gebietet und wacht, daß Alles zur Durchführung ſeines Willens zuſammenwirkt. Die Tendenz zum Romanismus ſelbſt iſt nichts, als ein Phänomen unter den vielen Thatſachen jener ſo ereignißreichen Zeit, und Alles in Allem genommen nichts weiter, als das tiefſinnige Sehnen der (anglicaniſchen) Kirche, der noch immer (durch den Staat) behinderten, ſo zu werden, wie der Heiland ſie zurückgelaſſen, nämlich einig und einheitlich."

Von dieſer in der anglicaniſchen Kirche neuerwachten Sehnſucht nach der einen und ewigen, nach der wahren Kirche unſeres Heilandes und der nur in ihr möglichen Erneuung des chriſtlichen Lebens bis zur wirklichen Converſion, d. h. bis zur vollendeten Unterwerfung des Geiſtes und des Herzens, des ganzen ungetheilten Lebens unter den Gehorſam des katholiſchen Glaubens, iſt noch ein weiter Schritt. Und zu dieſem zu bewegen, vermag nur der endliche Sieg der katholiſchen Wahrheit und Gnade. Die Geſchichte der Converſion Fabers wird uns dieß in beſonders hellem Lichte zeigen.

In ſeinem Leben wie in dem Leben all der gefeierten Perſonen, die ihren Frieden in der Kirche fanden, hat es einen Augenblick gegeben, wo dieſe Wahrheit und dieſe Gnade ſich dem Geiſte ſo darſtellte, wie ſie in Wirklichkeit iſt, in ihrer göttlichen Schönheit und Würde, in ihrer ewigen Majeſtät; und dieſer Augenblick war der letzte, wo Vorurtheile, Leidenſchaften, menſchliche Rückſichten, Zweifel, Schwächen und Bedenken ihre Macht gegen die Gnade des heiligen Geiſtes geltend machten. Nicht durch die Accommodation der kirchlichen Lehre, nicht durch die Aenderung der kirchlichen Verfaſſung, nicht durch Abſchwächung irgend eines ihrer Geſetze, nicht auf dem Wege des Compromiſſes und der Conceſſionen zu irgend etwas, was aus menſchlicher Klugheit und Hinfälligkeit ihre abſolute Herrſchaft über die Menſchenſeele beeinträchtigen könnte, wird der Sieg der Wahrheit gewonnen, ſondern nur durch die Erkenntniß ihrer Göttlichkeit und das innere Zeugniß der Gnade von dieſer Göttlichkeit, wodurch allein der Geiſt überwunden, die Seele gefangen genommen, und in Folge innerer Umwandlung zu jenem Gehorſam des Glaubens ſtark und frei wird, über den nichts Irdiſches mehr *Gewalt hat.*

An dieſer erhabenen Bedeutung der katholiſchen Bewegung in England müſſen wir um ſo mehr feſthalten, als der Gang dieſer Bewegung bis zur Stunde zeigt, daß dieſelbe auf's Engſte mit der der Kirche in England wiedereroberten Freiheit, mit der Wiederherſtellung ihrer normalen biſchöflichen Selbſtverwaltung, mit ihrem wiedergewonnenen ſocialen Einfluſſe auf das engliſche Volk im Zuſammenhange ſteht. Man kann in der Geſchichte dieſer Bewegung füglich drei Phaſen unterſcheiden: eine politiſche, eine religiöſe und eine ſociale, die, wenn auch unter ſich verſchieden, ſich doch gegenſeitig durchdringen.

Am 13. April dieſes Jahres waren es fünfzig Jahre, ſeit König Georg IV. unter dem lebhafteſten Widerſtreben und nur in Folge des ernſteſten Hinweiſes George Cannings auf ſeine Pflichten gegen das Land die ſchon 1801 verheißene, aber immer wieder vorenthaltene Emancipationsakte unterzeichnete. Durch dieſelbe wurde zwar im Princip die politiſche Gleichſtellung der Katholiken mit den übrigen Bewohnern des britiſchen Reiches ausgeſprochen, allein der Ausgang der iriſchen Repeal-Bewegung zeigte ſchon deutlich, daß die Katholiken nur in langem harten Kampfe dieſem Akte ſäkularer Gerechtigkeit im ſocialen Leben volle Anerkennung erringen würden. Es iſt ohne allen Zweifel ein Beweis hoher politiſcher Befähigung für das katholiſche Element im britiſchen Volkskörper, daß es dieſen Kampf bis zur Stunde inmitten des lebhafteſten Widerſtrebens der anfangs noch erbitterten, ſpäter mehr und mehr abnehmenden nationalen, religiöſen und politiſchen Vorurtheile durchführte. Die Erkenntniß, daß dazu vor Allem die Neugeſtaltung der kirchlichen Organiſation für die engliſchen Katholiken nothwendig ſei, führte zur Reſtauration der katholiſchen Hierarchie in England und Wales.

Als Pius IX. mit der Bulle Universalis ecclesia der Welt dieſe Wiederherſtellung der normalen biſchöflichen Regierungsgewalt kund that (29. September 1850), war die religiöſe Grundlage für die chriſtlich-ſociale Wiedergeburt Englands gelegt. Die Emancipationsakte hatte für dieſen großen Akt der pontifikalen Vollgewalt des römiſchen Stuhles die Wege geebnet, und als der letzte apoſtoliſche Vicar von London, Dr. Wiſeman, als Cardinal und Erzbiſchof von Weſtminſter an einem frühen Novembermorgen des Jahres 1850 in England landete, war die apoſtoliſche Succeſſion

des seit dem Tode Bischof Watsons († 1584) unterbrochenen, vollberechtigten Episcopates wieder hergestellt.

Es begann unter Wisemans Führung und Leitung, unter der erfolgreichen Mitwirkung der neuernannten Bischöfe in den dreizehn neuerrichteten Diöcesen das große Werk der katholischen Restauration, das Newman auf der ersten Provinzialsynode von Westminster zu Oscott (Juli 1852) als den „zweiten Frühling" des englischen Volksthums ankündigte. Die locale kirchliche Gesetzgebung, welche auf den seit 1852 ununterbrochen gefeierten Provinzialconcilien festgestellt wurde, die kirchliche Disciplin im Klerus und unter den Laien, die Erneuung, Befestigung und Ausbreitung des Ordenslebens, die regelmäßigen bischöflichen Visitationen, die Errichtung der Domkapitel, der Diöcesanseminarien nach den Vorschriften des Trienter Concils, die Ordnung des katholischen Schulwesens in den Elementarschulen und den zahlreichen Collegien herauf bis zur Gründung des katholischen Universitätscollegs zu Kensington (eröffnet den 11. November 1874), waren die Früchte, welche die Kirche bei der ersten Jubelfeier der Neuerrichtung der katholischen Hierarchie am 3. October 1875 begrüßen konnte. „Sie," sagte Cardinal Manning an jenem Tage, „die in den Katakomben der grausamsten Verfolgung dem Anblicke der Menschen verborgene Kirche, ist *auferstanden* in ihrer ganzen Majestät, weithin sichtbar, wie eine Stadt, die sich auf dem Berge erhebt und den Blicken der Menschen nicht mehr entzogen werden kann."

Daß nur die so wiedererstandene und fest organisirte Kirche sich freier, wirksamer und nachhaltiger ihrer *socialen* Aufgabe, d. h. der Erziehung des englischen Volkes zu zeitlichem und ewigem Glücke, widmen konnte, liegt auf der Hand. Was hier namentlich seit der Wiedererstehung der katholischen Hierarchie geschehen ist, muß zum innigsten Danke gegen Gott und zur Bewunderung jener Männer hinreißen, die die sociale Aufgabe der Kirche so klar erkannten, ihre Lösung mit so fester Hand grundlegten und förderten. Wir können hier nicht bei den zahllosen Werken christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit weilen; wer das ‚Catholic Directory' durchblättert, wird sich fast auf jeder Seite überzeugen, daß kaum ein Gebrechen, eine sittliche Gefahr, eine Form des socialen Elends existirt, zu deren *Bekämpfung nicht* ernste Anstrengungen gemacht, die verschieden-

artigſten Anſtalten in's Leben gerufen wurden. Wir wollen nur vorübergehend auf das unübertrefflich großartige Wirken der Biſchöfe und des Klerus gegen die Laſter der Trunkſucht, der ſittlichen Ausſchweifung, der Verwilderung der armen Familien aufmerkſam machen: weltbekannt, die Bewunderung und Anerkennung der engliſchen Regierung erzwingend, ſind die hier erreichten Reſultate. Aber alles das überragt, die Zukunft der katholiſchen Kirche in England feſt und ſicher begründend, das Werk der Biſchöfe hinſichtlich der Schule und Erziehung, namentlich der Armen. Als im Jahre 1847 das zu dieſem Zwecke gegründete ‚Poor School Committee' ſeine Arbeiten begann, gab es in England nur etwa dreihundert katholiſche Armenſchulen; tauſende von Kindern katholiſcher Eltern gingen Jahr um Jahr der Kirche verloren, weil ſich keiner ihrer annahm. Heute ſind in England nicht weniger als 1400 ſolcher Schulen, mit nicht weniger als ungefähr 140 000 täglich ſie beſuchenden Kindern. Bei ſolcher anfänglichen Noth der Kirche konnte natürlich an die Organiſation des Mittel- und höheren Schulweſens nicht ausreichend gedacht werden. Die Erziehung der ſocialen Mittelklaſſen iſt die nächſte wichtige Aufgabe der engliſchen Katholiken, eine Aufgabe, die um ſo ſchwerer iſt, als unter den Katholiken in England wie auch in Irland zwiſchen Arm und Reich — anders als bei dem in ſocialen Klaſſen ſcharf und traditionell gegliederten engliſchen Volke — nur Individuen und Familien, aber keine Stände und Klaſſen mehr vorhanden ſind. Erſt jetzt, wo die Erziehung der unteren Volksſchichten ſich vollendet, iſt der Boden für die Entfaltung des Mittelſchulweſens in einer immer zahlreicher eine vollendetere wiſſenſchaftliche Fortbildung erſtrebenden katholiſchen Jugend bereit. Es erregt unſere Hochachtung, wenn wir die hier gemachten Anſtrengungen in einzelnen Diöceſen durch Neugründung von Handels- und Gewerbeſchulen, durch der Erweiterung und Verbeſſerung der beſtehenden Collegien, durch Fachſchulen aller Art ſehen. Erſt wenn dieſe durch tüchtige wiſſenſchaftliche und ernſt religiöſe Bildung hervorragende Jugend ihre Stellung im öffentlichen Leben wird eingenommen haben, iſt die große Brücke für ein katholiſches Volksweſen, wie es in den höchſten und niedrigſten Ständen blüht, geſchlagen; erſt dann kann auch das von den Biſchöfen gegründete Univerſitätscolleg zu Kenſington ſeiner eigentlichen Beſtimmung *mit mehr Erfolg als bisher* entgegenſehen. Doch

noch weiter geht der Blick der Bischöfe in Betreff der socialen Aufgabe der Kirche.

Ein im Anfange dieses Jahres von Cardinal Manning veröffentlichter Aufsatz in der „Dublin Review" weist auf die Nothwendigkeit der Erziehung katholischer Laien für die öffentlichen Aemter in England nachdrücklich hin. Während in den englischen Colonien die Katholiken schon längst an den höchsten Staatsämtern Antheil haben, ist das in England selbst weder in der Regierung, noch in den höchsten Gerichten, noch in der Verwaltung, noch im Parlamente der Fall. Nach der Bevölkerungsziffer Englands verhält sich das katholische Element zu dem akatholischen, wie eins zu dreiundzwanzig, und die Katholiken hätten demgemäß auf mindestens zwanzig Sitze im Parlamente Anspruch; allein bis heute sitzt kein Katholik für einen englischen Wahlkreis. Keine Frage, die Kraft des katholischen Charakters und der höhern Bildung wird sich auch hier Bahn brechen, sobald die Stunde dazu da ist.

Doch alles das, woran wir erinnert, gibt uns noch nicht den vollkommen correcten Begriff von dem in England sich erhebenden katholischen Werke: es stellt nur die äußere Seite dieses Werkes, die in Aller Augen fällt, dar; seine vollkommene Würdigung kann nur aus der Erkenntniß des inneren Geistes, der hier sich Bahn bricht, entstehen.

Die innere Erneuung des katholischen Geistes im englischen Volke war, menschlich gesprochen, eine viel größere, entscheidendere Aufgabe für die Kirche; ohne sie war an die sociale Erneuung des englischen Volksthums im Sinne und nach den Gesetzen der Kirche nicht zu denken. In der That, was konnte sich das winzige Häuflein der Katholiken, welches die Emancipationsakte nach einer dreihundertjährigen Verfolgung noch vorfand, für die Zukunft der Kirche versprechen? Dieses Häuflein war zerstreut über das Land, gehörte meist den niedrigsten socialen Ständen an, war weder durch geistige Begabung, noch durch regelrechte katholische Erziehung, noch durch einflußreiche sociale Stellung zum Kampfe für die Kirche befähigt; erfüllt von den Vorurtheilen, in niedriger socialer Stellung, isolirt, darum furchtsam und scheu sich zurückziehend, war das religiöse Leben der Katholiken verkrüppelt, nur noch schwach in gewissen äußeren Religionsübungen von Zeit zu Zeit aufleuchtend. Die Katholiken aus

den höheren socialen Ständen standen unter dem Bann der nationalen Vorurtheile des Nopopery und, was schlimmer war, waren von dem Geiste der gallikanischen und jansenistischen Bevormundung so tief erfüllt, daß sie jeden Versuch der Erneuerung des katholischen Lebens mit Mißtrauen, ja Feindseligkeit betrachteten und behandelten. Wer kann heute ohne Scham und Entrüstung an jenen Repräsentanten dieser Art von Katholiken denken, an Charles Butler und seine Angriffe auf den ehrwürdigen Milner? Was vermochten diese Katholiken für Gott und die Kirche zu thun, inmitten einer Nation, in der schon Macaulay ein ununterbrochenes Sinken aller nationalen Tugend seit den Tagen der Reformation und der höchsten politischen Machtentfaltung constatirt hatte, die „dem Heidenthum mit Ausnahme des Göttercultus" verfallen war, bei der ernste Reisende auf den ersten Eindruck hin bezweifeln konnten, daß sie überhaupt noch eine Religion hätten? Wahrlich, hier war ein Werk der geistigen Erneuung zu schaffen, vor dessen Inangriffnahme auch die Muthigsten zagten. Und doch die Zeit des „zweiten Frühlings" für England war nach dem Willen Gottes da; eine neue Aera hatte in diesem Lande für die Kirche begonnen und Gottes Vorsehung hatte zwei Männer sich erweckt, die ihm jenen geistlichen Tempel wieder errichten sollten, den Jahrhunderte der Unterdrückung und der Gewaltsamkeit bis in seine Fundamente hinein erschüttert hatten, dessen Wiederaufrichtung aber keine Macht der Welt nunmehr verhindern konnte.

Am Tage, wo der nachmalige Cardinal Wiseman, vom apostolischen Stuhle zum Coadjutor des frommen Bischofs Walsh ernannt, die Bischofsweihe empfing, band er seine Seele vor Gott an die treue Beobachtung der folgenden vier, für sein bischöfliches Wirken maßgebenden Grundsätze: 1. immer an der Beförderung der Anbetung Jesu im heiligsten Sacramente zu arbeiten; 2. die Andacht zur Mutter Gottes auf's Neue zu beleben; 3. seine ganze Kraft an die Ausbreitung und die Vervielfältigung der religiösen Genossenschaften zu setzen, und 4. in England eine Gesellschaft für die Bekehrung der Heiden zu gründen. Wenn wir diesen Vorsätzen noch den der eifrigen Hingebung an den apostolischen Stuhl hinzufügen, haben wir die Grundzüge seines großen bischöflichen Tagewerkes vor uns. Als er am 15. Februar 1865 starb, war auch diese innere Er-

neuerung des katholiſchen Geiſtes in England vollzogen und waren die katholiſchen Engländer nicht mehr engliſche, ſondern treue römiſche Katholiken. Freilich legte der Charakter ſeiner amtlichen Stellung, der Charakter ſeiner Zeit und der Umgebung dem Cardinale für ſein perſönliches Wirken manche Zurückhaltung auf, allein er wußte, daß er einen Mann zur Seite hatte, den die Vorſehung ſich zu dem beſonderen Werke der Vollendung deſſen, was er grundgelegt, erzogen, den ſie mit allen den großen ungewöhnlichen Gaben der Natur und der Gnade zu ſeiner wirkſamen und erfolgreichen Durchführung ausgeſtattet hatte. Dieſer Mann war Frederick William Faber; er iſt, wie wir ſchon ſagten, der Erzieher der engliſchen Katholiken für die katholiſche Zukunft Englands geworden.

Wir ſind uns recht wohl der hohen Stellung und der kirchenhiſtoriſchen Bedeutung bewußt, die wir Faber neben der großen Geſtalt Wiſemans anweiſen. Allein daß dieſe und keine geringere Stelle ihm gebührt, hoffen wir durch unſere Bearbeitung ſeines Lebens darzuthun. Was uns berechtigt, Faber dieſe Stellung anzuweiſen, iſt das Wort zweier Richter, deren autoritatives Urtheil über ſeine Werke nicht beſtritten werden kann. Als bald nach dem Tode Fabers einer ſeiner Mitbrüder vom Londoner Oratorium in Rom zu den Füßen Pius' IX. kniete, ſagte der Papſt: „Du biſt einer von Fabers Söhnen. Ach, nun iſt er todt. Es war ein großer Verluſt nicht bloß für Dich, mein Sohn, ſondern für die ganze Kirche. Heute noch ſetzt er ſein großes Werk durch ſeine Schriften fort.“ — Mit Bezug auf England ſchrieb bereits im Jahre 1870 der nachmalige Cardinal Manning: „Der alte Zuſtand der Dinge, gegen die der Epiſcopat Cardinal Wiſemans und die lebenslangen Arbeiten P. Fabers einen ſo ſegensreichen Proteſt bildeten, iſt dahin für immer. ‚Italieniſche‘ Andachtsübungen erſchrecken jetzt Niemanden mehr; denn wir begegnen ihnen überall. Bilder Unſerer Lieben Frau und des hl. Joſeph, ſonſt etwas Unbekanntes in unſerer Mitte, werden nun in feierlicher Proceſſion von unſern frommen Congregationen umgetragen. Ueberall iſt der Empfang der heiligen Communion ein häufigerer, die Hingebung an die Kirche und ihr apoſtoliſches Haupt eifriger und zarter, Gleichgültigkeit gegen die Welt und ihre Urtheile univerſaler, als je. Wir ſind jetzt alle römiſch *in* England, mit Ausnahme ſo geringer und ſo wenig ſagender

Art, daß das Murren gegen die sogenannte ultramontane Lehre nur noch Mitleid erregt, kein Echo mehr erweckt. Der Gallicanismus ist todt, todt der Jansenismus, und nur noch eine schwache und unter sich uneinige Gruppe, selbst in dem letzten Stadium der Auszehrung, folgt dem verblichenen Zwillingspaar zu Grabe. Ueberall in unserem Lande ist die vielverheißende Auferstehung, deren vorzüglichste Träger Cardinal Wiseman und P. Faber gewesen, vollständig. Es war eine zweifache Auferstehung, sowohl der wahren Lehre wie der wahren Heiligkeit."

Wir haben im Vorstehenden den Leser sowohl mit der Zeit als den allgemeinen Thatsachen hinlänglich bekannt gemacht, die die Würdigung der eminenten Stellung, welche Faber in ihr einnahm, voraussetzen. Es ist nun unsere Aufgabe, das Leben des hervorragenden Mannes selbst zu erzählen. Dasselbe theilt sich von selbst in zwei Hälften, die Zeit bis zu seiner Conversion und die Zeit seines Wirkens in der Kirche. Haben wir für die erstere die Aufgabe, den Gang seiner Erziehung und die Stufen seiner Sinneswandelung bis zum Eintritte in die Kirche genau in allen ihren Phasen darzulegen, dann bleibt uns für letztere die doppelte Charakteristik seines literarischen und seines practischen, im Londoner Oratorium sich concentrirenden Wirkens. Hinsichtlich seiner literarischen Arbeiten, namentlich seiner ascetischen Werke, bleibt unsere Aufgabe auf ihre allgemeine Charakteristik und die Einführung in deren Lectüre beschränkt.

Wir stützen uns in unserer Erzählung hauptsächlich auf die von seinem Ordensgenossen P. J. E. Bowden veröffentlichte Arbeit über sein Leben und seine Briefe[1]. Letztere, 142 an der Zahl, hat P. Bowden in ihrer ursprünglichen Form, so wie sie ihm zur Verfügung gestellt waren, ganz abgedruckt; sie bilden nebst den Notizen seines Freundes P. Antony Hutchison, den Papieren des Londoner Oratoriums, den gelegentlichen Mittheilungen in seinen eigenen Schriften, die Hauptquelle seiner Arbeit. Andere Aufzeichnungen, als die unter dem Eindruck des Augenblicks geschriebenen Briefe, scheint P. Faber

[1] Ihr Titel lautet: The Life and Letters of Frederick William Faber, D. D. Priest of the Oratory of S. Philip Neri. By John Edward Bowden, of the same Congregation. Richardson, Derby 1869.

über seinen Geistesgang und seine religiöse Entwicklung nicht hinterlassen zu haben[1]. Die möglichst sorgsame Bearbeitung der Briefe und die Herstellung des für den deutschen Leser nothwendigen, oft schwer aufzufindenden Zusammenhanges dieser durch das ganze spätere Leben sich hindurchziehenden Aeußerungen war die Hauptaufgabe des Verfassers. Daß hierzu eine Menge von andern historischen Daten und Studien, namentlich hinsichtlich der religiösen Lage Englands, nothwendig war, wird der Leser bald erkennen. Für die Erkenntniß der letzteren leisteten ihm namentlich Rosenthals „Convertitenbilder" (Hurter, Schaffhausen, Band II u. f.), sowie zwei Aufsätze Mannings in der „Dublin Review" treffliche Dienste[2], wie er auch für die Jugend- und Erziehungsjahre die schätzenswerthen „Mittheilungen" eines der protestantischen, Faber überlebenden Brüder benutzt hat. Die bei Manz (Regensburg 1873) erschienene Uebersetzung dieser Mittheilungen, nebst einem Anhange über das fernere Leben und Wirken Fabers — die einzige, uns bekannt gewordene, größere Benützung der Briefe Fabers in Deutschland — müssen nach Form und Inhalt als nicht ausreichend zur Würdigung Fabers bezeichnet werden, namentlich hinsichtlich des elementaren Verständnisses der Briefe und der allerbescheidensten Ansprüche an ihre Uebersetzung.

Im „Anhange" haben wir eine officielle, von Cardinal Manning

---

[1] Wenigstens legt folgende Stelle aus Fabers Schrift über „das heiligste Sacrament", (II. Buch) eine solche Annahme nahe. „Führe nie," sagt er, „ein geistliches Tagebuch, sammle nicht deine fromme Gedanken, die Spuren irgend einer religiösen Autobiographie. Ich will nicht sagen, daß Heilige dieß nicht gethan; ich sage nur, du mögest das nicht thun. Du wirst in einem Land der Träume und Pläne leben, wenn du es thust; und magst du augenblicklich auch nicht daran glauben, du wirst thatsächlich doch zuletzt dahin kommen, Thörichtes zu sagen oder zu thun, um es dann niederzuschreiben. Wenn du erfahren willst, wie sehr die Selbstgefälligkeit bei Führung eines Tagebuches mit jeder Wurzel der Eigenliebe zusammenhängt, wirf dein Tagebuch in's Feuer und du wirst es alsbald wissen. Vergiß dich selbst und deine inneren Erfahrungen. Gott kennt sie. Das ist wahrlich genug."

[2] 1869, Juli (Nr. 25); 1870, Januar (Nr. 27).

im Januarhefte (1879) der „Dublin Review“ veröffentlichte Statistik über die Fortschritte des Katholicismus in England mitgetheilt, zu deren weitergehenden Beachtung in Deutschland wir beitragen wollten. Sodann glaubten wir nicht besser die Faber'sche Theologie charakterisiren und zu ihrem Studium anregen zu können, als dadurch, daß wir eine möglichst genaue Analyse der Hauptschrift Fabers: „Der Schöpfer und das Geschöpf“, als Beleg für unsere allgemeine Würdigung seiner literarischen Arbeiten, mittheilten.

Zum Schlusse noch die Bitte, der geneigte Leser möge unsere Arbeit nach allen Seiten hin als einen Beitrag zur richtigen Würdigung der katholischen Bewegung in England wohlwollend aufnehmen und beurtheilen.

Frederick William Faber.

I.

Jugend und Erziehung (1814 — 1834). Fabers Eltern. Sein Charakter; seine poetischen Anlagen. Die ersten Schulen zu Bishop-Auckland und Kirby-Steffen. Seine religiöse Richtung. Harrow; calvinistische Ideen und Einflüsse. Oxford; Universitätsleben. Newman und die tractarianische Bewegung. Allgemeine Charakteristik derselben; verwandte Richtungen.

Frederick William Faber wurde am 28. Juni 1814 im Pfarrhause zu Calverley bei Bradford im westlichen Yorkshire, wo sein Großvater Pfarrer war, geboren und am 12. August in der dortigen Pfarrkirche zum hl. Wilfrid getauft. Er entstammte einer jener alten Hugenottenfamilien, welche der Widerruf des Edictes von Nantes durch Ludwig XIV. nach England geführt hatte und in welcher mit dem Stolze ihrer calvinistischen Ahnen das Bewußtsein der erlittenen Verfolgung stets lebendig geblieben war. Sein Vater, Thomas Henry Faber, wurde schon wenige Wochen nach der Geburt Fredericks zum Sekretär des Bischofs von Durham, Dr. Harrington, ernannt und zog schon im December 1814 mit seiner zahlreichen Familie — Fred war das siebente Kind — nach dem lieblichen Bishop-Auckland, der Residenz des Bischofs. An den Ort seiner Geburt und seiner Taufe sollte der Name St. Wilfrid in späteren Jahren Faber in fast allen schweren Seelenkämpfen immer wieder erinnern.

Von den ersten Kindheitsjahren an zeigte Frederick ausgezeichnete Geistesanlagen, welche von Vater wie Mutter, beide von sittlich-ernster und durchgebildet religiöser Charakterrichtung, sorgsam gepflegt und entwickelt wurden. Er wurde

der besondere Liebling seiner Mutter, die ein Jahr vor seiner Geburt drei ihrer älteren Kinder verloren hatte; da die ältesten Brüder früh schon aus dem Hause auf das Colleg kamen, so nahm Fred in der Liebe der Mutter die Stelle des Aeltesten ein, und er verstand es, ihre Liebe durch eine frühreife, ebenso sinnige wie offene und unschuldvolle Richtung seines Wesens zu erwiedern. Das ungemein lebhafte, bisweilen stürmische Kind griff Alles, die Arbeit wie die Spiele, mit demselben Eifer und derselben Entschlossenheit an. „Das Geringste, was er unternahm," sagt P. Bowden, „nahm in seinen Augen alsbald eine außerordentliche Wichtigkeit an, welche sofort in den Uebertreibungen seiner Sprache zu Tage trat. In dem Maße, als das Alter und die Uebung seine ungewöhnlichen Geistesanlagen weckten, gewann sein Auftreten an Sicherheit; der Freimuth seiner offenen, alle falsche Demuth verachtenden Seele gestatteten ihm nicht, die Ueberlegenheit seiner Talente zu verbergen, so daß die Freunde, welche die Entfaltung ihrer Erstlingsblüthen sahen, einem so feurigen und doch so ernsten Knaben eine glänzende Zukunft vorhersagten." „Er hatte," sagte später ein älterer Bruder von ihm, „er hatte großes Vertrauen auf sich selbst und auf seine eigenen Kräfte, als er jung war, und er war in einem Grade heftig und leidenschaftlich, wie es sogar bei Kindern selten ist. Stets blieb indeß seine Aufrichtigkeit und Offenheit eine so rückhaltslose, daß er den Eindruck machte, als lese man in der Seele des Sprechers so leicht, wie man ihm in's Antlitz schaue." Es war für ein so früh entwickeltes Kind das unschätzbarste Glück, in einer vortrefflichen Mutter die erste, verständnißreiche Lehrerin und Lenkerin zu haben.

Die ernste alterthümliche Pracht von Bishop-Auckland, die stolzen historischen Erinnerungen der alten Bischofsstadt Durham mit ihrer prächtigen normannischen Kathedrale und ihrem imponirenden mittelalterlichen Schloßbau, die am Bischofshofe damals noch in letzter Blüthe lebende feudale Herrlichkeit mit

ihren fürstlichen Privilegien, riefen in dem sinnigen Knaben mächtig das poetische Element seiner Seele wach, jene seltene und goldene Schöpfergabe, ohne die nichts in seinem bewegten Leben bis zur Form seiner populär-theologischen Arbeiten, dieser einzigen Schöpfung seiner letzten Lebensjahre, Verständniß findet. Wie lebhaft mußte die jugendlich ungestüme Phantasie angeregt werden, wenn Fred den Bischof von Durham, als gefürsteten Lehensherrn, dem die oberste Gerichtsbarkeit in allem Gebiete zwischen der Tyne und dem Tees zustand, mit einem Theile der königlichen Insignien bekleidet, seine festlichen Aufzüge halten sah, wenn er der feierlichen Abhaltung der pfalzgräflichen Gerichtstage im Schloßhofe anwohnte! Im Jahre 1833, wo Fredericks Vater starb, war Durham zum letzten Male Zeuge dieser prunkvollen Scenen einer stolzen Vergangenheit, deren Andenken Faber später in seinem Gedichte „auf den letzten Pfalzgrafen", Bischof van Mildert, feierte und die 1836 mit dem Uebergange der pfalzgräflichen Privilegien an die Krone England für immer erloschen.

Mächtiger noch und nachhaltiger wirkte auf seine empfängliche Phantasie die großartige Naturschönheit der bischöflichen Domäne von Auckland, wo in dem durch seine Feld-, Wald- und Wasseranlagen so berühmten Bischofsparke im Schatten hundertjähriger Bäume die Gaunleß fließt, der romantische, von Walter Scott in „Harald dem Unverzagten" besungene Waldbach, wo er an den Ufern des Tees und des Wear spielen und von den dicht bewaldeten Höhen von Cumberland und Westmoreland, die sich in der Ferne erhoben, träumen konnte.

Nach den Bergen und Seen des Hochlandes war gleich Anfangs des Kindes Sinn und Auge gerichtet, und man darf eine glückliche Fügung darin sehen, daß Fred nach kurzem Besuche der Lateinschule in Bishop-Auckland nach Kirby-Steffen in Westmoreland zu dem dortigen Pfarrer John Gibson zu weiterer Ausbildung gesandt wurde. Die Befriedigung über die Erfüllung des Verlangens nach einem Aufenthalte im

„Lande der Seen", verbunden mit dem tiefen Eindruck, den die Romantik des Hochlandes auf seine junge Seele machte, sollte nie in seinem Andenken ersterben. Sein späteres Lied: „Goldene Ferienstunden" ist dem ersten Zauber seines einsamen Umherwanderns zwischen den Seen und den Hügeln, zwischen den Ruinen der alten Schlösser und Abteien gewidmet, und noch im Jahre 1857, als er in London sein episches Gedicht „Sir Lanzelot" auf's Neue veröffentlichte, schrieb er: „Verschiedene Umstände haben mich bewogen, meine Dichtung in die Regierungszeit Heinrichs III. zu verlegen. Meine vollkommene Kenntniß der Berge Westmorelands, wo ich meine ersten Jahre als freier Schüler verbrachte, meine Vertrautheit mit dem Formenreichthum ihrer Bildungen, dem Wechsel von Schatten und Licht zu jeder Stunde und zu jeder Tageszeit mußten naturgemäß auf die Wahl des Schauplatzes meines Gedichtes von entscheidender Bedeutung sein. . . . In jenen Jahren der feurig aufstrebenden Jugendkraft habe ich dieses Land der Hügel, der Wasser und der großen Schatten gesehen, ausgebreitet vor mir unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels; ich habe es mit den Augen der Schildwache von der Höhe der Festungszinnen bewacht und mit denen des Alchymisten, des in sein einsames Erkerthürmchen Verbannten, durchforscht. Gleich anfangs war das Land für mich ein ritterliches Land, und dieser sein erster Zauber ist nie gebrochen worden. Als ich später in reiferen Jahren dort meine Residenz und den ersten Schauplatz meines Wirkens fand, hatte sein Licht für mich nur noch einen goldigeren Schein, und jetzt erscheint diese Gegend mir, dem das ganze Jahr über in der Hauptstadt Gefangenen, wie eine Heimath, aus der ich verbannt bin, deren bloßes Andenken aber noch hinreicht, mir Ruhe und Freude in's Herz zu flößen." Man sieht, Faber hat Kirby-Steffen und die ersten Wanderungen des „freien Schülers" nie vergessen können.

Im Jahre 1825 wurde Faber für eine kurze Zeit auf die Schule zu Shrewsbury geschickt, und im Sommer 1827 kam

er nach Harrow, wo er bis zum Abgange nach der Universität Oxford blieb. Der Aufenthalt auf der durch Lord Byron und Sir Robert Peel so berühmt gewordenen Schule zu Harrow on Hill sollte für ihn durch den Einfluß des Rectors Dr. Longley, des späteren Erzbischofs von Canterbury, von Segen werden. In Frederick regten sich damals die ersten religiösen Zweifel, die so mancher jungen Intelligenz schon den frühen Tod gebracht. Welcher Art diese Zweifel waren und wie dieselben entstanden, darüber erfahren wir nichts. Wir wissen nur, daß die Leitung Dr. Longley's ihm gegen die Angriffe des Unglaubens eine Stütze wurde, wie auch, daß besonders der Pfarrer von Harrow, Mr. Cunningham, ihm durch seine Belehrungen und seine Gebetsweise den freilich schwachen, aber für Fredericks Zweifel damals noch wirksamen Halt des hochkirchlichen Pietismus, jenes sogen. Evangelismus bot, den wir bei seinem ersten Auftreten in Oxford so kräftig in ihm werden hervortreten sehen und der für die Entwickelung seiner religiösen Ansichten eine entscheidende Bedeutung gewinnen sollte.

Um ein möglichst klares Bild der in Harrow zuerst sich zeigenden religiösen Kämpfe Fabers zu bekommen, muß man, namentlich für den ersten Theil seines Lebens, die Zustände der anglikanischen Kirche stets im Auge behalten. Die tiefe Zerrissenheit der Staatskirche von England war das unheilvolle Angebinde, mit welchem ihre Urheber sie aus politischen Gründen in der Wiege bedachten: calvinische Glaubensartikel, ein papistischer Gottesdienst und ein verweltlichter Clerus waren, nach dem Ausspruche Lord Chathams, die durch Staatsgesetz aufgestellten und zäh festgehaltenen Grundlagen, auf denen eine englische Nationalkirche, im unlösbaren Widerspruche mit sich selbst, sich auferbauen sollte, um die einer despotischen Politik willen unter ruchlosen Barbareien geopferte römische Kirche zu ersetzen. Daher der alte, aus dem Ursprunge und dem Gange der englischen Reformation sich erklärende Gegensatz zwischen den altkirchlichen katholischen und den neu-

kirchlichen protestantischen Anschauungen der Staatskirche; daher die verschiedenen sich bekämpfenden Lehrströmungen in einer und derselben Kirche, die innerhalb der vom Staatsgesetz gezogenen Grenzen mit größerer oder geringerer Heftigkeit bis zur Stunde um den Sieg streiten. Zwar wurden diese Gegensätze durch die Revolution von 1688 und den in ihrem Gefolge sich einstellenden Sieg des Rationalismus über die Staatskirche und die nun eintretende allgemeine Gleichgültigkeit gegen das religiöse Leben, und mit diesen Gegensätzen auch der Streit der religiösen Parteien anscheinend beseitigt; allein von Religion und Christenthum war bald nichts mehr übrig, als äußere, von der gewaltigen Hand des Staates zusammengehaltene Formen und eine allgemeine, dem Gewissen nicht lästige Moralität nebst einigen christlichen Hauptlehren, kurz eine Religion des äußeren Anstandes, des guten Tones, eine aristokratische Religion für den Gentleman, die ihm den behaglichen Genuß des Reichthums nicht stört und ihm doch in ihrem Episcopate und ihren liturgischen Eigenheiten immerhin eine nationale Religion ist. Verweltlichung wurde und ist bis zur Stunde der Grundtypus der anglikanischen Hochkirche, die von dem ersten Tage ihres Bestehens an nicht aufgehört hat, der Tummelplatz aller weltlichen Leidenschaften zu sein, und die es trotz aller entgegenstehenden Bemühungen einzelner protestantischer Secten nicht hat hindern können, daß tiefe religiöse Unwissenheit und sittliche Verwilderung das Erbtheil großer breiter Bevölkerungsschichten im englischen Volke geworden sind; daß sich, wie Pusey erklärte, eine „zahlreiche Nation von Heiden" im Lande gebildet hat, um die sich die fanatische Sectirerei der Dissidenten und krasser Unglaube streiten.

Das ist im Allgemeinen noch heute die Lage, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch die innerhalb des Anglikanismus sich anbahnende Reaction gegen den rationalistischen Unglauben und namentlich durch den Kampf der Hochkirche mit dem Methodis-

mus einige Lebenszeichen in der todten Gentleman-Kirche wachgerufen haben.

Zunächst ist hier auf den Evangelismus hinzuweisen, eine Art hochkirchlichen, den Methodisten und andern Dissenters mit aristokratischer Zurückhaltung ferne bleibenden Pietismus, welcher gegenüber dem wenig verhüllten Unglauben in der Staatskirche und dem rein äußerlichen Mechanismus derselben eine Wiedererweckung innerchristlichen Lebens auf Grund der calvinischen Lehre von der Rechtfertigung anbahnte. Abneigung gegen alles äußere Kirchenwesen, namentlich gegen das „papistische" Sakramentenwesen, starrer Glaube an die buchstäbliche Inspiration der Bibel, jüdische Sabbathfeier im Sinne des Puritanismus, chiliastische Träumereien über den Menschen der Sünde und den Untergang der Welt, alles das ausschließlich auf die Pflege innerer Erbauung gerichtet, waren die Zeichen dieser Reaction, die freilich zur Zeit, in die Fabers Jugend fällt, noch den Geist strengerer Anlehnung an die Hochkirche athmete, als heute, wo die Evangelicals mehr den dissentirenden Secten sich zuneigen und durch ihre meist aller theologisch wissenschaftlichen Bildung ermangelnden Prediger der Verachtung anheimfallen. Immerhin blieb diese pietistische Reaction auf enge Kreise beschränkt: die Spitzen des Anglikanismus, der öffentliche Geist, wie er in den vornehmeren Ständen und in den höheren Schulen, auch in Harrow, herrschte, huldigten zu jener Zeit einem ungläubigen Rationalismus, und es erklärt sich leicht, wie in Faber bei der ersten engeren Berührung mit diesem Geiste Versuchungen zum Unglauben entstehen konnten.

In der Familie Fabers hatte der Evangelismus, an die streng hugenottischen Traditionen derselben anknüpfend, ein praktisches, durch Gebet und religiöse Uebungen befruchtetes christliches Familienleben aufrecht erhalten, in welchem die Stellung des Vaters und naher Verwandter zur Staatskirche die Gegensätzlichkeit gegen letztere gemildert hatte. Die Gnade

der heiligen Taufe und die immer mehr ſich offenbarende religiöſe Richtung Fredericks waren der Same, der unter dem wachſamen, die Kindesſeele mit heiliger Scheu betrachtenden Auge und den ſittſamen Händen einer guten Mutter ſich ungewöhnlich ſchnell entwickelte. Wenn man die poetiſchen Ergüſſe des gereiften Jünglings aufmerkſam prüft, kann man nicht zweifeln, daß Fredericks Mutter, eine Chriſtin durch ihre Taufe, wenn auch durch das Unglück der Zeiten und ihrer Erziehung von den Schatten der Irrlehre umnachtet, in der Seele ihres Lieblings alle jene Keime eines ernſten religiöſen Lebens hat pflanzen helfen, die ihn nicht nur auf den Weg zur Wahrheit ſtellten, ſondern auch darauf erhielten. In Fabers Gedichte: „Gott meiner Kindheit" tritt uns dieſe Kindheit in all' der Schönheit innigen, unſchuldsvollen Verkehrs mit Gott, reich an Leben und Einbildungskraft, noch reicher an ernſter Beſchaulichkeit entgegen. Zweimal geſchieht darin der Mutter Erwähnung: wie ſie beſonders an Sonntagen dem Knaben ihre Stunden voll Weihe und Andacht geſchenkt und wie dieſe Stunden gottinnigen Verkehrs mit ſeiner Mutter ſeine ſeligſte Kindeswelt geweſen. Faber war fünfzehn Jahre alt, als er den unerſetzlichen Schatz ſolcher Mutterſorge und Mutterliebe verlieren ſollte. Unter dem Eindrucke der Auferſtehung des Herrn feierte er damals in dem „Oſtergaſt" das Andenken dieſer Mutter, die er auferſtehen läßt, um mit ihm noch einmal die Feier des hehren Tages zu begehen: „Ich ſehe mich noch," ruft er, „als ſchüchternes Kind an Deiner Seite am Oſtertage zur Kirche eilen; ich fühle noch, wie Deine linde Hand mein Haupt entblößt, mich niederknieen heißt, mir die kleinen Handſchuhe auszieht, meine Händchen fromm faltet; wie ich dann ſo ganz glücklich bei Dir, mit Dir .... betete und mich vergaß." Und dann ſeine gegenwärtige Oſterandacht ſchildernd, ruft er die Mutter als verklärte Zeugin der in ſeinem Herzen von ihr gepflegten Gottesfurcht und Gottesfreude, ſeiner heiligen Hoffnung und Verdemüthigung auf. In der That,

Frau Faber hat bei ihrem Kinde als die Stellvertreterin Gottes in ſeiner erſten religiöſen Erziehung nichts vom Geiſte und von der Sprache ſectireriſcher Verbitterung gekannt; darum wurde ſie für Frederick ein Ideal chriſtlicher Frömmigkeit.

Daß einem ſo hochbegabten, frühgereiften, chriſtlich ernſten und unſchuldsvollen Knaben inmitten der religiös gleichgültigen und ſpottſüchtigen, oft frivolen Schulwelt zu Harrow, wo ihn die ſo ganz anders erzogene Jugend der vornehmen Welt umgab, nicht wohl werden konnte; daß bei der erſten längeren Abweſenheit der mütterlichen Leitung und der chriſtlichen Umgebung des Elternhauſes eine Reaction gegen ſeine bisherigen religiöſen Anſchauungen und ſein bisheriges religiöſes Leben in dem ſinnigen, empfindſamen Knabengemüthe entſtehen mußte, war klar. Zum Glück gab es in Harrow einen Mann, der trotz ſeiner anti-evangeliſtiſchen Geiſtesrichtung für den erſten bitteren Zwieſpalt in dieſem jungen Seelenleben genug Verſtändniß beſaß, um ſeine Autorität als Lehrer und als Vorſteher der Schule mit väterlicher Milde und Liebe beruhigend und verſöhnend auf ihn geltend zu machen. Mit all' der Liebe, mit der je ein offenes, unverdorbenes Schülerherz an ſeinem Lehrer gehangen, hing Frederick an Dr. Longley, und ohne ſich damals ſchon vollkommen klare Rechenſchaft von deſſen wohlthätigen Einfluß geben zu können, ahnte er gleichwohl bei ſeinem Abgange von Harrow, daß er ſeiner Leitung und den Einwirkungen des Evangelismus für die Rettung ſeiner chriſtlichen Ueberzeugungen und Gewohnheiten, beſonders des eifrigen Gebetes, eine nie erlöſchende Schuld abzutragen habe.

In Harrow wuchs mit dem Jünglinge der Ernſt und die Freude an den literariſchen Studien, bei denen indeß, wie es ſcheint, damals ſchon nicht zum Vortheile ſeiner klaſſiſchen Bildung der nationalen Literatur der entſchiedene Vortritt gegönnt war. Fred beobachtete unter der lärmenden Schaar der den beſten Familien Englands angehörenden Jugend ſtets eine gewiſſe Zurückhaltung. Er hatte niemals jene enthuſiaſtiſche

Freude an Pferden, Hunden, Wettrennen und dem ſonſtigen Sport, der das Erbtheil der vornehmen engliſchen Welt iſt. Doch ritt er ſehr gut und war ein vortrefflicher Schwimmer. „Männliche Freundſchaften, Literatur und in ſpäterer Zeit das Reiſen nahmen ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch und waren die Vergnügungen, die er ſuchte; ſonſt bekümmerte er ſich weiter um nichts," ſagt ſein Bruder.

Das Jahr 1829 brachte Frederick den erſten herben Schmerz; ſeine Mutter ſtarb, bis zuletzt in rührender Beſorgniß ihm zugethan. „Frederick," ſagte nach ihrem Tode ein Freund der Familie, „wird ganz gewiß gerathen; denn er iſt das Kind der Gebete ſeiner guten Mutter." Noch vier Jahre lang blieb das elterliche Haus ſeine Heimath; bis zu dem Tode ſeines Vaters, der mit gleich inniger Liebe wie die Mutter über die vielverſprechende Entwicklung des jungen Mannes gewacht hatte. Von dieſer Zeit an wurde das Haus ſeines älteſten Bruders, des Anwaltes T. H. Faber zu Stockton am Tees, ſeine zweite Heimath, wo er in der wahrhaft väterlichen Liebe dieſes Bruders, in der treuen Anhänglichkeit ſeiner ganzen Familie, in dem wärmſten Antheile, den ſie an ſeinen Schickſalen nahm, einen ſeltenen Erſatz für ſo unerſetzliche Verluſte fand.

Im Anfange des Studienjahres 1832 wurde Frederick, kaum achtzehn Jahre alt, im Balliol-Colleg zu Oxford als Student immatriculirt, konnte aber erſt zum Advent 1833 die durch ein glänzendes Examen erlangte Freiſtelle im Colleg antreten. Einer ſeiner Zeitgenoſſen erinnerte ſich nach Fabers Tode noch des erſten Eindrucks, den ſeine friſche blühende Erſcheinung an der Univerſität machte. „Unſere älteſte Erinnerung an Frederick Faber," ſchrieb derſelbe 1862 in der „Dublin Review", „zeigt uns ihn ſchlank, anmuthsvoll, intelligent, faſt noch ein Kind, und doch ſchon an die Hochſchule geworfen. Dann erinnern wir uns ſeiner als eines bewunderten jungen Mannes, der ſoeben einen der erſten Preiſe Oxfords errungen. Es iſt unmöglich, ihn in jener Epoche gekannt zu haben, ohne von der

Anmuth ſeiner Perſon und von ſeiner ſeltenen Geiſteskraft angezogen worden zu ſein."

Mit ſeinem Eintreffen in Oxford that ſich für Faber nach allen Richtungen hin eine neue Welt auf. Oxford iſt eine der ſchönſten Städte Englands, in anmuthiger hügeliger Gegend am Zuſammenfluß der Iſis und des Cherwell. Die Zier der Stadt iſt die Univerſität, die größte und älteſte unter den Hochſchulen Englands, mit dem etwas jüngeren Cambridge „die beiden Geiſtesaugen Englands". Ihre zahlreichen Collegien — deren älteſtes, das von Faber ſo liebgewonnene Univerſitätscolleg, bis in's Jahr 1249 zurückgeht — gehören zu den intereſſanteſten monumentalen Baudenkmälern Englands und verleihen, meiſt mitten in großartigen alten Park- und Waſſeranlagen liegend, den beiden Hauptſtraßen, High- und Broadſtreet, einen imponirenden Reiz. Im Inneren derſelben, wo von der Kapelle an bis zu den einfachſten Stuben Alles an die große Vergangenheit dieſer ächt nationalen Studienhäuſer erinnert und dem Jünglinge Ehrfurcht vor dieſer Vergangenheit predigt, herrſcht alterthümliche, ernſte Pracht, beſonders in den reich mit den Porträts ihrer berühmteſten Zöglinge geſchmückten Speiſeſälen; dazu denke man ſich die ausgedehnten Gartenanlagen mit ihren hundertjährigen Baumgruppen, die ſchattigen Alleen, die großen Spielplätze für die ein ganzes Colleg in Mitleidenſchaft ziehenden Nationalſpiele, die auf den beiden Flüſſen, die hier zur Themſe werden, ſich ſchaukelnden Kähne in den bunteſten Farben und der zierlichſten Bauart, das friſche Leben der in der alterthümlichen Univerſitätstracht ſich zeigenden Studenten, die raſtloſen Uebungen zu der mit den Commilitonen der Schweſteruniverſität Cambridge alljährlich gehaltenen, von ganz England mit eiferſüchtigem Auge bewachten Wettfahrt auf der Themſe, und man wird ſich den Reiz erklären, den ein ſolches Leben für einen poetiſch ſo hochbegabten jungen Mann wie Faber haben mußte.

Um das Oxforder Studienleben zu verſtehen, muß man

deſſen Einrichtungen ſich vergegenwärtigen. Jedes Collegium iſt ſozuſagen eine Univerſität für ſich, mit einem vollſtändigen, durch reiche Stiftungen dotirten Lehrkörper, einer eigenen Bibliothek und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten auf's Beſte ausgeſtattet. Jeder die Univerſität beſuchende Student muß ſich nach vorausgehender Prüfung in einem Colleg immatriculiren laſſen; der Unterricht wird meiſt im Colleg ſelbſt von den Fellows ertheilt, die als ſolche Tutors (Studienlehrer) heißen, und deren jeder eine Anzahl junger Leute auf die Prüfungen vorbereitet, beaufſichtigt und mit Rath unterſtützt. Der Unterricht iſt eine Art Seminarbildung; doch gibt es auch öffentliche Vorleſungen, die von den Angehörigen mehrerer Collegien zugleich beſucht werden. Dem Stoffe nach herrſcht in allen Collegien die Lectüre der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker vor; doch werden auch andere Fächer, wie Mathematik, Nationalökonomie, Theologie, Philoſophie und Jurisprudenz, je nach den Anforderungen der Prüfungen, ſtudirt. Für beſonders fleißige und nach Auszeichnung ſtrebende Studenten ſind zahlreiche Preiſe und Scholarſhips (Stipendiatenſtellen) geſtiftet. Für die Erlangung der Univerſitätsgrade ſind eine beſtimmte Reihe von Jahren des Aufenthaltes an der Univerſität und gewiſſe Examina und ſonſtige Förmlichkeiten vorgeſchrieben, und kein Geiſtlicher, Schulmann, Richter oder Staatsmann verläßt leicht die Hochſchule, ohne einen ſolchen erlangt zu haben. Der Beſuch der Univerſität, ſowie beſtimmte, für die einzelnen Stellen verſchiedenen Examina ſind ferner die unerläßliche Vorbedingung zur Wahl als Mitglied des Lehrkörpers (Fellow) in einem der Collegien. Die Fellowſhips, deren es in Oxford etwa 400 mit einem durchſchnittlichen Jahreseinkommen von 300 Pfd. Sterl. (6000 Mark) gibt, ſind meiſt alte fromme Stiftungen, beſtimmt, beſonders tüchtigen jungen Leuten eine treffliche Gelegenheit zu bieten, in Muße und Ruhe ihre Studien zu vertiefen und dieſe ſo lange fortzuſetzen, bis ſie zu einem praktiſchen Lebensberufe oder zum höheren Lehr- oder Staats-

amte übergehen. Für Theologen iſt die Erlangung einer Fellowſtelle noch deßhalb wichtig, weil eine ſolche ein Anrecht auf eine der vielen Pfründen gibt, die die einzelnen Collegien zu vergeben haben. Dieſe wenigen Züge aus der althergebrachten Verfaſſung der Univerſität werden genügen, um mit Verſtändniß und Intereſſe dem Studiengange Fabers zu folgen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine ſo gewinnende, edle und friſche Erſcheinung wie die Fabers, verbunden mit ſeinen hohen Fähigkeiten, ſeinem offenherzigen Charakter, ſeinem außergewöhnlichen Unterhaltungstalente bald allgemein beliebt wurde, und aus jener Zeit ſtammen jene innigen Freundſchaftsbeziehungen, von denen ſeine ſpäter veröffentlichten Gedichte beredte Proben ablegten. Unter den dort wiederkehrenden Namen nennen wir an erſter Stelle den Namen John Brande Morris', der als einer der treueſten Correſpondenten Fabers uns bis an ſein Lebensende immer wieder begegnen wird; derſelbe war damals Fellow des Exeter-Collegs. Wir ſtoßen ferner auf die ſpäter in der politiſchen und kirchlichen Welt vielgenannten Namen eines Roundell Palmer, Beresford Hope, Lord John Memmers, Stanley, des ſpäteren Dechanten von Weſtminſter, des Biſchofs Claughton von Rocheſter. Auch an der Univerſität Cambridge, die Faber oft und gerne beſuchte, gewann er manchen Freund. Immerhin, ſcheint es, erkannte man ſeinen inneren Werth nicht alsbald. In wieferne die Schuld an ihm und ſeinem Freimuthe gegenüber den Schwächen ſeiner Freunde lag, deutet folgende im Auguſt 1834 auf die Vorſtellungen eines Freundes, ſeine Fähigkeiten beſſer zur Geltung zu bringen, gegebene Antwort. „Aller Wahrſcheinlichkeit nach," ſchreibt Faber, „werde ich meinen Ruf eitler Selbſtgenügſamkeit nicht verlieren; alle möglichen Anſtrengungen richten gegen einen ſchlechten Ruf nichts aus. Ich kann indeſſen nicht ſagen, daß dieſe Ausſicht mich im Geringſten erſchreckt. Wenn ich mit der Gnade Gottes meine Eigenheiten in ſo weit ändern kann, um dieſen Ruf in meinen Augen und in den Augen derer

grundlos zu machen, deren Freundschaft ich schätze und achte, so ist das alles, was mir zu thun obliegt. Ich werde also mein Möglichstes thun, um eine so glückliche Aenderung herbeizuführen."

Der Freund, sagt P. Bowden, an den dieser Brief gerichtet war, und der ihm während der ganzen Studiencarrière in Oxford am nächsten stand, stellt der fleckenlosen Unschuld seiner ernsten und doch frohsinnigen Jugend, sowie der Ausdauer seiner damals wenig beachteten umfassenden Studien, die die Quelle seines späteren großen Wissens wurden und denen er trotz eines schrecklichen Kopfleidens sich mit nie geschwächtem Eifer hingab, ein wahrhaft goldenes Zeugniß aus. Sein Verhalten war tadellos; von Anfang bis zu Ende seiner Studienlaufbahn widerstand Faber mit edlem christlichem Stolze den Verlockungen, denen so viele seiner Genossen erlagen, und bewahrte seine Unschuld mit der Gnade Gottes rein und ohne Makel. „Ich glaube," schrieb nach seinem Tode der ihn überlebende Bruder, „er ging mit der Gnade Gottes durch die Versuchungen des Universitätslebens ohne irgend einen Grund zu jener Reue, welche für die Jugendjahre Anderer so oft ein bitteres Vermächtniß bilden. Es ist meine feste Ueberzeugung, und ich habe guten Grund zu sagen, daß die Reinheit seines Lebens ohne Fehl und ganz makellos geblieben ist."

Daß Faber in Oxford bald die reichste Anregung für sein poetisches Talent fand, brauchen wir kaum zu sagen. Die Anmuth des Hügellandes, die Veränderung der Jahreszeiten und ihr Einfluß auf das halb ländliche, halb städtische Leben im Colleg und in den Umgebungen der Stadt fanden in ihm einen ebenso treuen wie glücklichen Maler. Die Erinnerungen der altehrwürdigen Gebäude, die Stille und Schönheit ihrer Lage, besonders wenn die sie umrahmenden Wäldchen und Gärten mit einem grünen blühenden Kranze sie einschlossen, das jugendfrische Leben und Streben in ihnen und um sie herum, die Feste, die Feier des Gottesdienstes in der prächtigen

Universitätskirche zur heiligen Maria, alles das begeisterte ihn oft, in seiner Liebe immer höher steigend, je heimischer und vertrauter er in Oxford wurde. Dem ersten Jahre seines Studentenlebens entstammt eines seiner populärsten Gedichte: „Die Wasserlilie des Cherwell", welches indeß erst im Jahre 1840 veröffentlicht wurde. Auch lange nachher, als vieles Reisen schon Auge und Herz sorgsamer gebildet, erkannte sein Lied dem „geliebten Argos" noch immer die Palme zu; in dem Sonnett: „Alte Städte" prüft er der Reihe nach die stolzen Rheinstädte von dem Ursprunge bis zur Mündung, aber unter ihnen allen hat er keinen Ort gefunden:

„Der so sein Alter trägt, so edel, licht umwoben,
Wie Oxford, wenn man es im Sonnenglanz erblickt."

Und doch alle seine Liebe zu Oxford konnte es nicht hindern, daß in seinem Herzen immer wieder die Sehnsucht nach den wilden Bergen Westmorelands erwachte. In seinem Abschiedsliede auf Harrow bekennt er, seine ungeminderte Liebe gehöre stets den schneeigen Bergen und des erregten Oceans wild sich thürmender Fluth; und im Jahre 1835 schreibt er: „Hier in Oxford lebe ich buchstäblich wie in meinen ersten Schuljahren inmitten meiner Berge; ich athme ihre freie Luft und empfinde ihren Einfluß." Als er später in diesen Bergen zu Ambleside seinen Aufenthalt nahm und seine begeisterte Bewunderung für den Dichter der Berge und Seen, für Wordsworth, diese Jugenderinnerungen auf's Neue weckten und stärkten, war seine poetische Richtung schon so weit befestigt und erstarkt, daß das Bergland mit seinen Seen und all' seiner Romantik für ihn der Inbegriff aller Naturschönheit blieb, deren Zauber ihm von da an, wie wir sahen, bis zum Lebensende nichts mehr streitig machen sollte und konnte.

Was ihm aber Oxford noch unendlich theurer machte, als alle Poesie, war der Einfluß, den die dortige Welt auf die Bildung seiner religiösen Ueberzeugungen gewinnen sollte, freilich in einer Richtung, von der er damals keine

Ahnung hatte. Als Faber die Universität bezog, hatten seine religiösen Ideen, wie wir sahen, schon eine bestimmtere Form angenommen: die calvinistischen Traditionen seiner Familie, welche ihm besonders durch den religiösen Ernst der mütterlichen Einwirkung tiefer, als er sich bald selbst gestehen wollte, waren eingeflößt worden, hatten durch die ersten rationalistischen Zweifel auf der Schule zu Harrow nicht gelitten, sondern in Folge der dortigen Einwirkung nur noch festere Wurzeln gefaßt. Besonders war es die calvinistische Theorie vom Glauben und dem aus ihr gefolgerten directen Wechselverkehr zwischen der Seele und Gott, welche eine so feurige und in sittlicher Unschuld liebende Natur wie die seinige ganz gefangen nehmen mußte. Seine Hymne: „Gott meiner Kindheit" gab dem nie unterbrochenen Bewußtsein der unmittelbaren Gegenwart Gottes in seiner Seele und der Vorsehung Gottes einen so lebhaft empfundenen Ausdruck, daß sein tief bewegtes Herz keiner Worte mehr mächtig ist für den Dank, den er seiner Mutter um dieses süßen und wunderbaren Schatzes seiner ersten Jugend willen fort und fort abtragen muß. Erst in Oxford begann er über diese religiöse Grundrichtung seines Wesens nachzudenken. Dazu regten ihn zunächst die theologischen Fragen an, welche damals, namentlich mit Bezug auf die politischen Maßnahmen hinsichtlich der Stellung der anglikanischen Staatskirche, vorab in Irland, die Geister ernster als je zu beschäftigen anfingen. Das Schicksal dieser Kirche rief seine lebhafteste Theilnahme wach. Trotz seiner entschiedenen Parteinahme für ihre Sache hielt ihn die Wahrhaftigkeit seines Charakters nie ab, die schwachen Seiten derselben bloßzulegen und besonders auf den Mangel eines ächten, innerlich religiösen Lebens hinzuweisen; und oft überraschte er seine Freunde mit der Darlegung aller der Consequenzen, die aus den von ihnen zur Vertheidigung des Anglikanismus angerufenen Principien sich ergäben, deren Tragweite für die Bildung ihrer eigenen religiösen Ueberzeugungen sie indeß damals nimmer sich gestehen mochten. Im Uebrigen

blieb Faber ſeinen religiöſen Uebungen von Herzen treu. Seit ſeiner Ankunft in Oxford war er ein eifriger Beſucher der dortigen Marienkirche und wurde bald ein begeiſterter Verehrer, „ein Akolyth“, wie er ſelbſt ſagte, des an der Univerſitätskirche angeſtellten Pfarrers J. H. Newman, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er indeß erſt drei oder vier Jahre ſpäter machen ſollte.

Mit jugendlich warmem Herzen und tief religiöſem Ernſte, mit der lauteren Aufrichtigkeit und der dem Idealen ſo ganz zugewandten Natur ſeines Weſens verfolgte er die von Oxford entſtehende und hier und in Cambridge ihren Mittelpunkt findende religiöſe Bewegung zur Reſtauration der altkirchlichen Principien: wir meinen die tractarianiſche Bewegung, die von der Schule Dr. Puſey's ausgehend, vorzugsweiſe im Anſchluß an die Herausgabe der „zeitgemäßen Abhandlungen“ (tracts for the times) und unter dem Einfluſſe des Pfarrers von St. Marien ſich entwickelnd, über ganz England ſich ausdehnte und ſeit jenen Tagen, unter verſchiedenen Formen ſich erneuernd, an der Umgeſtaltung des anglikaniſchen Kirchenthums arbeitet. „Eine wunderbare Umgeſtaltung,“ ſagt Gladſtone, „ging in den Jahren 1831—1840 in dem religiöſen Zuſtande Englands vor ſich. Oxford war ihr Ausgangspunkt und blieb ihr Centrum. Ich halte mich in den Grenzen der Mäßigung, wenn ich ſage, daß die Blüthe der Univerſitätsjugend ſich dem Prieſterthum widmete, und daß bei der Minorität, die im Laienſtande blieb, ein großer religiöſer Fortſchritt ſichtbar wurde. Eine ähnliche Lage hatte ſich in Cambridge gebildet. — Die Reinheit, die Eintracht und Energie herrſchten in der Kirche und ſchienen wie drei Schweſtern ſich die Hand zur Eroberung der Seelen gereicht zu haben. Ich gehörte zu jenen, die aus dieſem Schauſpiel ganz falſche Folgerungen zogen. Ich glaubte, daß die Kirche mit ihrer wiedergeborenen Geiſtlichkeit, daß die Hingebung der Laienwelt nicht nur Stand halten, ſondern auch die *Liebe der irreligiöſen Maſſen und der Diſſidenten nach ſich ziehen werde.* Gewiß, man hätte ein

Seher oder ein ganz vorzüglicher Prophet ſein müſſen, wenn man dazumal hätte vorausſehen wollen, daß in zehn oder zwölf Jahren dieſe treffliche Generation junger Talente zerſtreut, daß die Hälfte unſerer ausgezeichneten Geiſter unter dem Banner Roms verſammelt ſein, während die anderen die Reihen des flachſten Rationalismus vergrößert haben würden."

In der That, von den heute immer größere Kreiſe in England in ihren Bereich ziehenden Reſultaten der tractarianiſchen Bewegung ahnte damals keiner ihrer Urheber und erſten Zuſchauer etwas. Der Gedanke, durch die Vertheidigung der altkirchlichen Principien die anglikaniſche Hochkirche als die einzig wahre und echt katholiſche Kirche zu erneuern, war und blieb der einzig maßgebende für die Tractarianer. Einen wie ernſten Antheil Faber an den in den einzelnen Tracts erörterten theologiſchen Fragen nahm, zeigen uns einige gelegentliche Aeußerungen aus jener Zeit. „Die Lehre von der Transſubſtantiation," heißt es in einem Briefe vom 1. Januar 1834, „hat mich tief beunruhigt, nicht als ob ich mich zu dieſem Dogma hingezogen fühlte, aber ich finde kein Mittel, dasſelbe zu widerlegen. Wie kann denn darum das Dogma ungereimt ſein, weil es dem Zeugniſſe unſerer Sinne widerſpricht, da wir doch gar kein Mittel haben, von jenem unbekannten Dinge, der Subſtanz, die doch ausſchließlich als der Gegenſtand jener Verwandlung anzuſehen iſt, Kenntniß zu erlangen?" — Ueber die Frage des Gehorſams gegen die hierarchiſche Gewalt in der Kirche machte Faber in einem anderen Briefe desſelben Jahres folgende Bemerkung: „Ich finde den hl. Ignatius (von Antiochien) ebenſo ſtark, wie es nur der entſchloſſenſte Anhänger der Staatskirche wünſchen kann. ‚Folget euren Biſchöfen, euren Prieſtern und Diakonen', ſagt derſelbe; ‚ohne ſie gibt es keine Kirche', und dann: ‚wer ſich vor ſeinem Biſchofe verbirgt, ſucht den Teufel auf'".

Die Conſequenz der hier betonten altkirchlichen Lehren mochte dem hellen Geiſte Faber's bald zeigen, wohin die tractarianiſche

Bewegung führte. Sei es nun, daß er entſchloſſen war, ihr nicht bis dahin zu folgen, oder daß ihre Grundlagen ihm keine Zuverſicht hinſichtlich ſeines inneren religiöſen Lebens einflößten, gleichviel, gegen das Ende des zweiten Jahres in Oxford brach ſich in ihm eine erneute Reaction ſeines pietiſtiſchen Geiſtes von Harrow Bahn, der ſich beſſer mit ſeinen calviniſchen Jugenderinnerungen, als mit ſeinem Eifer für den hochkirchlichen Tractarianismus vertrug. Es entſtand in ihm ein Kampf zwiſchen dieſen beiden theologiſchen Richtungen, deſſen Ausgang für ſeine Stellung zur tractarianiſchen Bewegung ſowie für die Wahl ſeines Lebensberufes von entſcheidender Bedeutung wurde. Verſuchen wir vorab die einzelnen Phaſen dieſes Kampfes aus den einzelnen über denſelben vorliegenden Briefen darzulegen.

In den Briefen an den Fellow des Exetercollegs in Oxford, John Brande Morris, tritt zunächſt gegen Ende des Jahres 1834 die erneute Liebe zur ernſten Einkehr in ſich ſelbſt mehrfach zu Tage. Fern von Oxford in dem ſtillen Hauſe ſeines Bruders zu Stockton am Tees will ihm ſcheinen, als ſei das Oxforder Leben ein viel zu äußerliches, verweltlichendes. „Mein Ideal," ſchreibt er (11. September), „wäre ein Leben zu drei im Colleg, alle drei im geiſtlichen Stande, in vollkommener Harmonie unſerer Anſichten über die wichtigſten Fragen." Alsdann erwähnt er vorübergehend ſeines „Lieblingsſtudiums, der religiöſen Biographie", der er während ſeiner bisherigen Studienzeit alle freien Stunden außerhalb der Schulzeit gewidmet, und findet in ihm „einen ehrwürdigen Codex des praktiſchen, erfahrungsmäßigen Chriſtenthums", von dem er ſpäter den Freund unterhalten will; für jetzt möchte er dem Freunde nur den ihm ſo bitteren Mangel des innerlichen Lebens klagen. Er ſieht in dem zu großen Eifer für das Aeußere der Religion, der ſich an die Stelle des inneren Geiſtes des Glaubens und der Liebe gedrängt, ein Uebel. „Wie leicht iſt es," ſchreibt er, „die Liebe zu unſerer (hochkirchlichen) Partei für die Liebe zu Gott ſelbſt auszugeben,

die Kirche von England an die Stelle der Kirche Chriſti ſelbſt zu ſetzen und ſich unendlich mehr um die Außenbauten zu kümmern, als um das Heiligthum der Lehre, auf die ſie (die Kirche Chriſti) ſo eiferſüchtig iſt. In Betreff dieſes Punktes bekenne ich mich als Zögling Oxfords ſchuldig. Von ſolchem Geiſte lebt viel in unſerer theuren Univerſität, ohne daß man ihr daraus ſchon ein großes Unrecht machen dürfte. Es gibt Dinge, die wir thun müſſen, ohne andere deßwegen zu unterlaſſen. Meine Liebe gehört der Kirche von England, und dieſe Liebe wird in dem Grade inniger, als ich in ihre Lehre und in ihre Uebungen tiefer eindringe; aber, um es frei herauszuſagen, ich bin voll Mißtrauen gegen jene Art von Religion, in der die Worte ‚Apoſtolicität', ‚Kirche', ‚Episcopat' und andere der Art mehr in Gebrauch ſind, als die Worte ‚Sündenfall', ‚Buße', ‚Rechtfertigung' ꝛc. Ich habe kein Vertrauen auf eine Religion, in der man die Kirche als eine Corporation im Gegenſatze zu Diſſidenten definirt und nicht als ein myſtiſches Ganze, eine Incorporation, Einverleibung aller ihrer Glieder untereinander in Chriſtus, im Gegenſatz zur fleiſchlich geſinnten Welt. Meine Idee iſt, das beſte Mittel, unſerer ehrwürdigen Kirche zu dienen, ſei nicht, beſtändig ihre Anordnungen zu loben, ſondern ihre Lehren, die wahrhaft die der heiligen Schrift ſind, in der ganzen urſprünglichen Reinheit zu befolgen."

Deutlicher ſpricht ſich Faber in einem Briefe vom 28. September über die innere Berechtigung dieſer Kritik von ſeinem Standpunkte aus. „Von dem Augenblicke an," ſagt er, „wo calviniſtiſche Tendenzen, die mit jedem Tage an Kraft zunahmen, ſich in mir offenbarten, iſt es mein inſtändigſtes Gebet geweſen, Gott wolle mich doch zur vollen Wahrheit führen. Ich war gewohnt, mich ohne Rückhalt meinen Freunden gegenüber in Oxford in Betreff meiner religiöſen Anſichten auszuſprechen; ich hatte einen wahren Abſcheu vor jeder Art von Verheimlichung: ich kannte recht gut Ihren Widerwillen gegen

alviniſten und wußte wohl, daß Sie ungewöhnlich feſt,
vor Allem als ich ſelbſt in der Bibel waren. . . ." In-
er ſodann dem Freunde eingehend ſeine calviniſtiſchen Ten-
n darlegt, will er durchaus nicht von ihm als ein rück-
loſer Anhänger des Calvinismus angeſehen ſein und er-
nicht reif zu ſein zum Verſtändniß und zur ſelbſtändigen
endgültigen Beurtheilung der calviniſtiſchen Controverſen.
r die allgemeine Toleranz und die Suprematie des Pri-
rtheils halte ich auf das Vollſtändigſte und im weite-
Sinne aufrecht. Aber ich ſehe hierin nur die Freiheit des
geliums und nicht die Ausgelaſſenheit eines zügelloſen
muthes. Wie? Ein großes Kind von zwanzig Jahren
das phantaſtiſche Recht haben, die Schrift nach ſeiner
e auszulegen, ſein Glaubensbekenntniß ſich ſelbſt zu fa-
ren, für deſſen Unfehlbarkeit einzuſtehen, die Fragen zu
eiden, deren Betrachtung die Weiſeſten und Beſten mit
n und Zaudern erfüllt, Fragen, in die dieſes Kind ohne
rchtsvolle Scheu hineinſtürzen ſoll und in denen doch die
l ſelbſt nicht einen Schritt zu thun wagen; das ſoll die
ibung des Privaturtheils ſein? Iſt es nicht eher das
nige Unterfangen eines diaboliſchen Hochmuthes, einer
sfordernden Gottloſigkeit? Ich bitte alſo, nicht ſo ſchlimm
mir zu denken, als könnten drei Monate hinreichen, mich
vollendeten Calviniſten zu machen. Es bedürfte ſelbſt
nal ſo vieler Jahre, um mich für einen Glauben zu ge-
en, der im Widerſpruch ſteht mit dem, in welchem ich
en worden bin." Wie wohlbegründet dieſe Bedenken in
ſo religiös angelegten Natur wie die ſeinige waren, wie
g Boden die evangeliſtiſche Geringſchätzung des äußeren
enthums gewonnen hatte, zeigt ein Brief aus dem Januar
, in welchem er ſich u. A. über den Beruf zum geiſt-
en Stande ausſpricht. Er geſteht dem Freunde, die
n Maſten ſeines Ehrgeizes, die in Harrow aufgerichtet
en, ſeien in Oxford ſehr ſchnell in Folge ernſterer Ein-

kehr in ſich ſelbſt niedergelegt worden; nur ein Ehrgeiz bleibe ihm, in ſeinem (geiſtlichen) Stande ſo nützlich als möglich zu werden. „Die Kirche," ſagt er, „ſtellt ſich heute, dem Himmel ſei Dank, denen, die eine Standeswahl zu treffen haben, unter einem wenig verführeriſchen Anblicke dar; und ich denke, unter den Anzeichen, welche uns mit tröſtlicher Ruhe auf ihre Zukunft hinſchauen laſſen, iſt keines, das an läuternder Kraft mit der Armſeligkeit deſſen verglichen werden könnte, was ſie jenen Leuten, die ſich gewöhnlich zu den Weihen drängen, noch zu bieten hat. Anderſeits iſt es ſchmerzlich, die große Majorität der jungen Leute von gediegener Bildung und höheren Principien jenen Ständen ſich widmen zu ſehen, die auf einem breiteren und weniger gefahrvollen Wege zu Reichthum und Anſehen führen, während man der Kirche die liebenswürdigen und frommen, aber ſchwachen Seelen überläßt. Mit ihren Bergen von guten Abſichten werden die letzteren ſie in dem Getriebe jener ſüßlichen Philoſophie laſſen, die das Gemeingut und das Erbſtück unſerer Tage iſt und die darin beſteht, der Strömung des Jahrhunderts zu folgen und in Allem ſich zu accommodiren.... Die Pflichten eines Mannes der Kirche ſind immer, und heute mehr als je, derart, daß ſie alle unſere Fähigkeiten in Mitleidenſchaft ſetzen müſſen. „Aber, beſter Freund, Sie haben ſchlecht verſtanden, was ich über den Beſitz unſerer Seelen in der Ruhe ſchrieb. Ich verſtand darunter nicht jenen unbeſtimmten Quietismus eines Brahma, der nach der Anſchauung ſeiner Anbeter die Ruhe eines wellenloſen Oceans, die Ruhe eines Schlummers ohne Traum iſt; ich klagte nur darüber, daß es mir nicht gelungen, meine Begeiſterung in einen einzigen Kanal hineinzulenken, meine Anſtrengungen auf einen einzigen Punkt hinzurichten. Es lebt in mir eine Beweglichkeit, eine Unbeſtändigkeit, die man bei einem Geiſtlichen nicht finden ſoll; aber ich denke, ich werde ſie ablegen können. Daß ich meinen Beruf wechsle, iſt nicht zu befürchten; ich fühle, lebhafter vielleicht als ich ſollte, daß

ich in einem andern Stande nie zufrieden und glücklich ſein würde. Dieſer Stand iſt, ſo ſcheint mir, ein Theil meines Geſchickes; er hat ſeinen roſigen Schein über meine ganze Kindheit geworfen; er iſt der Traum meines jungen Lebens geweſen, und zwar ſo ſehr, daß ich mir bisweilen als der Gegenſtand eines ganz deutlichen Rufes vorkomme. Dazu habe ich eine ſo hohe Vorſtellung von demſelben und fühle mich dennoch ſo tief unter derſelben ſtehend, daß ich mich bisweilen frage, ob ich auch die nothwendigen Eigenſchaften zu dieſem Stande habe.... Die Liebe, etwas zu ſein oder wenigſtens etwas zu ſcheinen, ſo gemein und verächtlich ſie iſt, iſt ſchrecklich meinem Weſen eingewurzelt, während die ſtummen Feindſeligkeiten, die im finſtern ſchleichenden Verfolgungen, die ein Pfarrgeiſtlicher heute zu ertragen hat, von ihm etwas von jener übermenſchlichen Energie fordert, welche ihre Kraft nach dem kühnen Worte des Iſaias nur in der Ruhe und in dem Vertrauen findet."

Als Faber dieß ſchrieb, war er kaum zwanzig Jahre alt. Wie ſehr ihn bei ſolchen Anſchauungen von dem Weſen der Religion und von der Würde ihrer Diener die Oxforder religiöſe Bewegung wenigſtens in ihrem Eifern für die Hierarchie ergreifen mußte, iſt ebenſo klar, wie daß ſie ihn bei ſeinem frühreifen überlegenen Urtheile über die Aeußerlichkeit dieſes Eiferns weniger befriedigen konnte. So blieb denn ſein Herz getheilt zwiſchen der Herzensreligion ſeiner Jugend mit ihrem ſein poetiſches Denken und Fühlen befriedigenden Myſticismus und der Religion ſeiner ſpäteren Jahre mit ihrem das theologiſche Denken mehr befriedigenden äußeren Kirchenthume. Es darf nicht Wunder nehmen, daß dieſer Zwieſpalt auch durch die fortdauernde Theilnahme an der Oxforder Bewegung nicht geheilt, nicht einmal überbrückt werden konnte. Jede andere Natur als die ſeinige hätte unter dieſem immer mehr in den Vordergrund ſich drängenden Gegenſatze unheilvollen Schaden nehmen müſſen; ihm half der Alles beherrſchende, ächt religiöſe Grundzug ſeines

Charakters über alle Schwierigkeiten hinweg. Wir ſehen ihn, in immer größeren inneren Kämpfen der Oxforder Bewegung vorauseilend, raſtlos und faſt athemlos die große Rennbahn ſeines Lebens nach einem ihm jetzt noch dunklen Ziele durchlaufend, wie angetrieben und befeuert von einer inneren Stimme, die für ihn nicht wie für ſo Manche ſeiner Oxforder Genoſſen ein Abirren von dem einmal betretenen Wege oder einen Stillſtand geduldet hätte. Für eine ſo großartig angelegte, dabei ſo ſittlich ernſte und lautere Natur, wie die ſeinige, gab es keine Ruhe, keinen Stillſtand, als allein in der katholiſchen Kirche, in dem Beſitze ihrer abſoluten Wahrheit.

Man hat behaupten wollen, bei Faber habe es ſich in Oxford vorzugsweiſe um einen Kampf zwiſchen dem Newmanismus und dem calviniſtiſchen Anglikanismus gehandelt; genauer würde man ſagen: um einen Kampf zwiſchen dem Anglikanismus, wie er in den Augen Newmans und wie er nach dem eigenen ſubjectiven Ermeſſen Fabers hätte ſein ſollen. Bereits im Anfange des Jahres 1835 hatte Faber zu dem Newmanismus eine ablehnende Stellung eingenommen. „Ich habe," ſchrieb er damals, „viel über die Tendenzen und die Verdienſte des Newmanismus nachgedacht: ich bin jetzt mehr als je von ſeiner Falſchheit überzeugt. Zu jeder Zeit hat es im menſchlichen Geiſte ſtarke Neigungen zum Myſticismus gegeben; wenn ſich mit dieſer natürlichen Neigung noch andere Umſtände verbinden, wie die Tiefe des Gedankens, beſondere Studien, eine faſt mönchiſche Zurückgezogenheit, ſo wundere ich mich nicht, wenn ein Geiſt wie der Newmans in dem vertrauten Umgange mit den myſtiſchen Allegorien des Origenes und der alexandriniſchen Schule eine beſondere Färbung annimmt. An mir ſelbſt habe ich es erfahren und kann es bezeugen, wie mächtig das Alles zuſammenwirkt, einen auch noch ſo wenig zu überzeugenden Geiſt gefangen zu nehmen." Dann die günſtige Stellung Newmans im Kampfe gegen die damals überwiegend rationaliſtiſche Theologie des Anglikanismus betonend, ſagt

Faber, ſich an ſein eigenes Ankämpfen gegen den Rationalismus erinnernd: „Der Seemann, der eben erſt ſeine noch von den Waſſern des Schiffbruchs triefenden Kleider aufgehangen neben ſeiner Votivtafel zum Danke gegen die Meergötter, hat natürlich ein lebhafteres Bewußtſein von den Gefahren des Oceans; und vielleicht iſt es nur ein Gefühl ähnlicher Art, welches mich mit tieferem Schmerze auf den liebenswürdigen und frommen Oxforder Myſticismus und ſeine anſteckende Kraft hinblicken läßt. Dieſer Myſticismus führt mit durchaus berechtigter und unvermeidlicher Conſequenz zu jener Unterſcheidung zwiſchen der ‚Religion der Philoſophen‘ und dem ‚Aberglauben des Volkes‘, der, natürlich zu ſprechen, die Haupturſache für den furchtbaren Zuſammenſturz des großen heidniſchen Weltgebäudes geweſen iſt. Freilich iſt Aehnliches für das Chriſtenthum nicht zu befürchten; aber wer kann für die Schläge Verantwortung ſtehen, die auf unſere Kirche fallen werden, wenn einmal jüngere Leute als Pfarrgeiſtliche über das ganze Land ſich zerſtreuen werden, mit ihren myſteriöſen, rein innerlichen Lehranſchauungen, die man beſſer dem gewöhnlichen Volke nicht enthüllt, oder die, um mich eines der Lieblingsworte Newmans ſelbſt zu bedienen, ‚in einer gemiſchten Verſammlung ſehr wenig angebracht ſind‘.“ Wie ſcharf, wie einſchneidend iſt damit dem ariſtokratiſchen Kirchenthume der Hochkirche, dem die gleiche Richtung innehaltenden Tractarianismus, dem heute noch dieſelbe fortſetzenden Ritualismus der Charakter einer Volkskirche abgeſprochen!

Aber auch über ſein Verhältniß zu Newman ſelbſt war Faber damals ſich ſchon vollkommen klar; ſein Urtheil über den ſeltenen Mann (gleichfalls aus dem Januar 1835) hat ein beſonderes Intereſſe. „Iſt es etwa eine Chimäre,“ fragt er, „wenn ich mich vor den Myſterien Newmans ebenſo ſehr fürchte, wie vor denen der Rationaliſten? Ich kann in aller Aufrichtigkeit ſagen, daß ich ein vorurtheilsfreier Anhänger Newmans war, ſo lange ich ſeine Schriften aufmerkſam las

und ſeinem Gottesdienſte beiwohnte; aber ich fand mich nur von ihnen ermüdet angeſichts der impoſanten Einfalt des Schriftwortes: alle meine ſtillen Tröſtungen waren unbarmherzig zerſtört, ein unbeſtimmter Platonismus, Träumereien ohne feſten Gehalt waren die Nahrung, nach der meine Seele gierig haſchte. Wohlbemerkt, ich ſage nicht, daß dieß bei Newman ſelbſt der Fall war; ich weiß das Gegentheil. Ich halte ihn für einen ausnehmend frommen und von demüthigem Geiſte durchdrungenen Chriſten; aber ich meine, er hat zu lange vor den Füßen der beſchaulichen Philoſophen der erſten Jahrhunderte mit einer Demuth geſeſſen, von der die Schrift nichts weiß; er hat ihre Ideen in ſich aufgenommen und ſeine Schüler werden wahrſcheinlich eine Art von chriſtlichen Eſſenern werden. Es wäre natürlich unſinnig, wollte ich Newman für das anklagen, was mir in großem Maße vorgeworfen werden kann; immerhin iſt es mir unmöglich, zu Gunſten der Richtung ſeines Syſtems mich zu entſcheiden. Ob nun anders geartete Geiſter dieſes Syſtem ſchlecht verſtehen, oder ob zügelloſe Einbildungskraft es entſtellt, gleichviel, ich halte dafür, daß dasſelbe wenig Werth hat, und auf ſeine Fortſchritte ſehe ich nur mit Furcht und Mißtrauen. Je mehr Newman ſelbſt in ſeinen Anſichten vordringt, deſto mehr ſtehe ich auf dem Standpunkte des Abwartens. Viſionen, die anfangs verſchwommen waren, haben jetzt eine beſtimmtere Geſtalt angenommen. Die erſte Schlußfolgerung aus einer Annahme iſt die Grundlage einer zweiten und dritten geworden; heute haben wir ſchon eine endloſe Kette. Wir ſind noch lange nicht am Ende, aber ſo weit ich zu urtheilen vermag, iſt dieß eher der blinde Lauf des Irrthums, als der feſte und einförmig gleichmäßige Schritt der Wahrheit. Wo dieß ſtehen bleiben wird, weiß Gott . . .“

Wie hat der ganze Verlauf der tractarianiſchen Bewegung dieſe Sätze beſtätigt; wie bewahrheiten ſie ſich noch heute in der ritualiſtiſchen Bewegung! Wie lange hat Newman ſelbſt gebraucht, wie lange Faber trotz ſeines von erſter Stunde an

verständigen und klaren Urtheils, um aus diesem Zauberkreise eines neuen, verzauberten Anglicanismus hinauszukommen! Was die Keble, die Pusey und viele andere Tractarianer nie erkannt haben im Laufe langer Kämpfe, langen Ringens um die Wahrheit, erkannte damals schon der junge Faber, freilich einstweilen nur, um sich inmitten der aufstrebenden Wege der Oxforder Bewegung desto einsamer zu fühlen. Er hatte seinen eigenen Weg zu gehen durch Kämpfe ganz eigener, seltsam die letzten Fibern seines Wesens bewegender Art.

In der That, Fabers Stellung war und blieb in der tractarianischen Bewegung eine eigenartige, nach mehreren Seiten hin ganz isolirte. Um den Einfluß zu verstehen, den diese später in erhöhtem Maße auf ihn gewann, und um namentlich den Antheil genau zu bemessen, den er selbst an ihr nahm, muß man dieselbe tiefer aus dem Zusammenhange mit der Zeitgeschichte, namentlich mit der englischen Romantik, zu erfassen suchen.

Die Oxforder Bewegung war keineswegs, wie man irrthümlich oft annimmt, eine bloß theologische Reaction zur Wiederbelebung der anglokatholischen Theologie und der kirchlichen Principien des sogen. Karolinischen Zeitalters (1625 bis 1680), an die Newman und die Schule Pusey's anknüpften. Wäre sie nicht mehr als das gewesen, sie wäre, wie so manche Reaction der im Anglicanismus sich fortpflanzenden katholisirenden Strömung, bald dem Alles überwuchernden sectirerischen Geiste in der Hochkirche erlegen, um so mehr, als dieser jetzt im Bunde mit dem rationalistischen Unglauben stärker als je dastand. Was die Oxforder Bewegung so stark und nachhaltig in ihren Wirkungen gemacht hat, waren geistige Bewegungen ähnlicher Art, die dieselbe in weiten, allen hochkirchlichen Einflüssen sonst entzogenen Kreisen fortpflanzten.

Auch England hatte seinen Antheil an jener allgemeinen Rückwendung Europa's zum Christenthum, die den Greueln der ersten französischen Revolution und den Schrecken der Ra-

poleoniſchen Kriege gefolgt waren. Die Wiedererweckung hiſtoriſcher und archäologiſcher Studien, die wahrhaft freiheitliche Entwickelung der engliſchen Politik, die zur Katholiken-Emancipation führte, jener ſchon erwähnte religiöſe Aufſchwung des älteren Evangelismus, dem die Engländer die Aufhebung der Sklaverei und die Stiftung ſo mancher, noch heute blühender philanthropiſcher Anſtalten und Geſellſchaften verdanken, neue, die moraliſtiſch hohle und materialiſtiſch verflachende Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bekämpfende literariſche und poetiſche Tendenzen hatten unbemerkt den Boden geſchaffen, auf dem die Wiedererweckung altkirchlicher Lehren und Anſchauungen einen wirkſamen Einfluß auf die Intelligenzen, namentlich auf ſo reich begabte, ſo hoch aufſtrebende wie die des jungen Faber, gewinnen konnten. Man war der troſtloſen Oede rationaliſtiſcher Wohlanſtändigkeit und blaſirter Selbſtgenügſamkeit ſatt, die ſich mit einer Natur ohne Gott, einer Moral ohne innere Wahrheit, einer Liebe ohne Herz, eines Glückes ohne Ewigkeit, eines Heidenthums ohne Illuſion zufrieden ſtellte. Man dachte wieder an die chriſtliche Vergangenheit, ihre Größe, ihr Glück, ihre Poeſie. Aber dieſe Rückwendung war weit entfernt, eine entſchloſſene, andauernde, vollſtändige zu ſein. Man ſprach wieder mit Vorliebe vom Chriſtenthum, von chriſtlicher Andacht; man philoſophirte über Bethlehem, über Calvaria, und träumte gern von einſamen Waldkapellen; man begeiſterte ſich für Ritterthum und Turniere, ſtudirte die alten nationalen Lieder, freute ſich der funkelnden Pracht der Fenſter in den alten Kathedralen und nahm ſich wieder der großen Denkmäler der Vorfahren in Liebe an. Aber weiter ging man nicht; es blieb bei der Poeſie und der Romantik; den Muth innerer Wahrheit und Wahrhaftigkeit, den Weg zur Rückkehr in die alte Kirche fand man nicht. So mußten denn die Zauberkreiſe der Romantik bald verſchwinden; im Kampfe mit den kühnen Angriffen der Skepſis und des Unglaubens helfen keine Halbheiten.

Aber was in dem ſchnellen Ende der romantiſchen Schulen in den katholiſchen Ländern vielfach eine Entwürdigung, eine ehrloſe, weil doppelt untreue Inconſequenz und Halbheit ſowohl gegen das Licht des aufſtrebenden Genie's wie gegen das der Gnade war, das zeigte ſich in dem proteſtantiſchen England als ein nützliches Ferment für die Reſte der noch im Schooße des Proteſtantismus lebenden Wahrheit. Treu dem auf das Praktiſche gerichteten, energiſchen und nach Wahrhaftigkeit ſtrebenden engliſchen Volkscharakter, dem die verdummenden Schlagworte des antichriſtlichen Zeitgeiſtes das redliche Forſchen nach der Wahrheit nicht verleiden, zeigte ſich die Romantik hier von ganz anderen Wirkungen. Das myſtiſche Studium der Natur verſöhnte mit den katholiſchen Ideen des noch beſtehenden äußeren Kirchenweſens und das Streben nach einer religiöſen Wiedergeburt des Landes führte naturgemäß zu tieferem Forſchen nach den Geheimniſſen des übernatürlichen Lebens. Selbſt jene ernſten Anglikaner, welche in dieſen religiös-praktiſchen Aeußerlichkeiten nur eine Profanation des wahren inneren Chriſtenthums ſahen und ihm mißtrauiſch gegenüberſtanden, wie anfänglich Faber ſelbſt, konnten ſich der ernſteren Prüfung ihrer religiöſen Anſchauungen je länger je weniger entziehen.

Zudem darf nicht überſehen werden, daß die religiöſe Romantik in England nicht wie auf dem Continente etwas Neues war; ſie war wie die katholiſirende Theologie nur das Wiedererwachen einer im Volksgeiſte fortlebenden antiproteſtantiſchen Tradition. Georg Herbert, Rector in Bemerton, hatte ſchon zur Zeit Jakobs I. die heilige Jungfrau und die Heiligen in vielen tiefſinnigen Poeſien gefeiert. Wir werden ſehen, wie der junge Faber ihn mit Geiſt und Herz ſtudirte. Sollen wir ferner an Walter Scott erinnern, der, dem Anfange des Jahrhunderts angehörend, ſo tiefe Blicke in die Welt gönnt, in der Faber aufwuchs? Das Studium der Geſchichte und der Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Thaten des alten England und ſeiner Nationalitäten, die Freude an der Poeſie der

Vergangenheit und ihrer Schöpfungen führten den ſchottiſchen und proteſtantiſchen Romancier ganz anders, als ſeinen katholiſchen und iriſchen Zeitgenoſſen Thomas Moore, dem es nur in der ſinnlichen Gluthhitze des Orients wohl wurde, in eine genauere Kenntniß und Werthſchätzung der katholiſchen Jahrhunderte und ihrer Lehren ein. Bei Walter Scott halten ſich die Helden der verſchiedenen religiöſen Gemeinſchaften ſo ziemlich die Stange; er hat ſelten den Prieſter oder den Mönch beſchimpft und verſpottet; öfter ſieht man ſeine Achtung vor dem Gewiſſen, ſeine Bewunderung vor den Dogmen und dem Leben der katholiſchen Vergangenheit, wenigſtens ſoweit dieſe eine nie verſagende Quelle der Poeſie ſind.

Wie mußte nicht das an dieſen Quellen ſchöpfende, immer mehr erwachende poetiſche Talent Fabers mit den reiferen Jahren an den romantiſchen Poeſien der ſogen. „Seeſchule“ Antheil nehmen, die gerade die reizenden Seen, Landſchaften und Berge von Cumberland und Weſtmoreland, in deren Bewunderung Fabers reinſte, nie vergeſſene Poeſie der früheſten Jugend ſich entfaltet hatte, zum bevorzugten Gegenſtande ihrer ſchönſten Dichtungen gemacht? Erziehung und religiöſe Richtung ließen ihn aus den zu der Dichtergruppe der Seeſchule gehörenden Namen Wordsworth, Coleridge, Southey und Wilſon, beſonders den erſteren hochſchätzen. Seine ſcharfen Urtheile über den Atheiſten Southey und den ihm geiſtesverwandten überreizten Byron werden wir kennen lernen. Sein Dichterideal war, lange ſchon bevor er in nähere freundſchaftliche Beziehungen zu ihm trat, Wordsworth (1770—1850). Er war unter den Seedichtern die am meiſten engliſche Natur, ein Mann des Maßes und der verſtändigen Mitte, gleich reſervirt und abwehrend gegen die Leidenſchaftlichkeiten Southey's wie gegen die Gänſeblümelei Coleridge's, kein leidenſchaftlicher, aber ein aufrichtiger und treuer Freund der romantiſchen Natur. Er hatte das chriſtliche Alterthum ſtudirt und liebte alle ſeine ernſten Schönheiten, die des Mönchslebens und der

Jungfräulichkeit nicht ausgeſchloſſen; allein er hatte die landläufigen Deklamationen gegen kirchliche Corruption und Mißbräuche zu ernſthaft aufgefaßt und bedauerte ſie aufrichtig. In ſeinen eigenen Poeſien wie in den Uebertragungen der Poeſien des alten Chaucer feiert er die allerſeligſte Jungfrau und die Wunder der Kirche, glaubt ſich aber ſtets in einer Note entſchuldigen zu ſollen, daß er ſolche Gegenſtände behandle.... Daß gerade eine ſolche Dichternatur auf den ſchüchternen, enthuſiaſtiſchen Faber einen tiefergehenden Einfluß gewinnen mußte, lag auf der Hand. Aber von weit größerem Einfluſſe, wenigſtens hinſichtlich ſeiner Zukunft, waren eine Reihe geiſtlicher Dichter, in deren Leben die Poeſie ſich mit jener echt religiöſen Geiſtes- und Lehrrichtung verband, die auch in Faber ſo mächtig ſich gezeigt.

An erſter Stelle ſteht ſein lebenslanger, vertrauteſter Freund J. Brande Morris, Fellow des Exetercollegs, ein ausgezeichneter Orientaliſt, der Ueberſetzer der ſyriſchen Poeſien des hl. Ephräm. Ein großes Lehrgedicht: „Die Natur, eine Parabel“, ließ ihn die großen Bilder und Anſchauungen der Väter und beſonders des hl. Ephräm in die Sprache ſeiner Zeitgenoſſen übertragen, deren Geſchmack an allegoriſcher Poeſie ja auch Wordsworth ſo ſehr Rechnung getragen hatte; zurückhaltend, ernſt, ein Mann der Vorſicht, voll zarter Beſcheidenheit, war er nicht befähigt, den Inſpirationen des chriſtlichen Genius bis auf die Höhen ſeiner vollen Freiheit damals zu folgen: die anglikaniſchen Artikel beſchwerten zu ſehr die Saiten ſeiner Lyra. Allein nie hat er anders als mit Liebe und Verehrung die allerſeligſte Jungfrau erwähnt.

Neben ihm iſt unter den Erſten, die das aufſtrebende literariſche Talent Fabers warm begrüßten, eine der edelſten Geſtalten des ganzen modernen Anglicanismus zu ſtellen, J. Keble, einer der Preisrichter über Fabers erſten großen poetiſchen Verſuch: „Die Ritter vom hl. Johannes“. Wer Newman's „Apologie“ geleſen, erhält von dem unberechen-

baren Einfluß Keble's auf die Oxforder Schule einen unauslöschlichen Eindruck. Keble war der Sohn eines anglikanischen Predigers, später selbst Prediger; er verdankte seinen Einfluß mehr der Anmuth seiner Poesie und dem privaten Einflusse seines Umganges, als seiner Stellung und seinen Anstrengungen. Man hat ihn, was die Kraft seines Talentes anlangt, mit Newman verglichen; aber Keble ist nur gelegentlich schriftstellerisch aufgetreten, er hat nie anders als unter dem Einfluß des Herzens geschrieben. Wer sein „Christliches Jahr" und seine „Lyra der Unschuldigen" gelesen, kann nur schwer begreifen, daß ihr Verfasser als Anglikaner gestorben. Auf der Höhe der Oxforder Bewegung, deren Vater er mit Pusey und Newman gewesen, verließ er seine Freunde, um in der Stille des Pfarrhauses zu Hursley, fern von dem Schauplatze des Kampfes, das Ideal jenes Anglicanismus zu verwirklichen, das er sich unter dem Einfluß des Tractarianismus gebildet. Die Verbindung mit den Katholiken suchte er nicht; ihm genügte jene verschwommene dunkle Gedankeneinheit mit ihnen, die er selbst mit jenen „dahinstürmenden Wasserströmen eines Kataraktes" verglichen hat, die sich brechen und theilen, sich fliehen und anscheinend ihren eigenen Weg gehen und die doch im dunklen Abgrund der Tiefe sich wiederfinden müssen, in der sie die mächtige Hand dessen zusammenführt, der nie sich täuscht! Hursley, wo er lange Jahre in aller Stille lebte, war kein irdisches Paradies, aber eine blühende Pfarrei, mit deren Patronatsherrn Keble in engster Freundschaft verbunden an dem Wohl der Bevölkerung arbeitete. Das genügte ihm; seine Freude war die reizende Kirche, die er dort mit den Erträgen seines „Christlichen Jahres" erbaut hatte, das in endlosen Auflagen, so weit die englische Zunge reichte, sich verbreitete. Was lehrte er in ihr seine Pfarrkinder? Sicherlich nicht die Heimkehr nach Rom, dieser erhabenen Mutter und Herrin aller Kirchen. Sie war freilich in seinen Augen nicht mehr die große Prostituirte von Babylon; sie war aber und blieb ihm

die gefallene Schweſter, von der man nur mit Schonung ſprechen dürfe. Wie viele Seelen das „Chriſtliche Jahr“ auf den Weg zur Einheit geführt, vermag Niemand zu ſagen; daß ſein Verfaſſer nie über die Vorurtheile und die „lyriſchen Träume der Unſchuldigen“ des Anglicanismus hinausgekommen, war und blieb der größte Schmerz der ihn überlebenden Freunde, beſonders des größten unter ihnen, J. H. Newman.

Weniger der poetiſchen als der theologiſchen Seite nach gehört in die Reihe der Männer, die auf den jungen Faber mehr indirect einen nachhaltigen Einfluß geübt, Edward Puſey, geboren 1800 aus einer altadeligen engliſchen Familie, Canonicus des Chriſtchurch-Collegs und Profeſſor der hebräiſchen Sprache an der Univerſität Oxford. Auf dem von ihm und ſeinem Freunde Newman ſeit 1833 vertretenen tractarianiſchen Standpunkte verlangte Puſey in der anglicaniſchen Kirche die Geltung der Tradition, erkannte dem biſchöflichen Lehramte kraft der apoſtoliſchen Nachfolge ausſchließlich das Recht und die Befähigung zur Bibelerklärung zu, verwarf die Suprematie der weltlichen Macht über die Kirche, erklärte nicht die Predigt, ſondern die Spendung der Sacramente und das Gebet für die Hauptſache beim Gottesdienſte, die Rechtfertigung für ein in dem Menſchen durch den heiligen Geiſt bewirktes Werk der Erlöſungsgnade und verlangte die Wiederherſtellung der Meſſe, der Kirchenbußen, der Faſten und der Beichte; alles das wohlbemerkt als nothwendige Folgerung des Anglicanismus. Die 39 Artikel der anglikaniſchen Kirche wollte er mit Newman im katholiſchen Sinne erklärt, ergänzt und umgeſtaltet wiſſen; aber während gerade der von Newman in dieſem Sinne geſchriebene „Tract“ (90) zur Unterdrückung der „zeitgemäßen Abhandlungen“ führte (1841), und Newman ſelbſt zur Umkehr zwang, blieb Puſey auf ſeinem eklektiſchen Standpunkte. Weder ſeine 1843 wegen einer Predigt über die Gegenwart Chriſti im heiligen Sacramente erfolgte Suspenſion vom Lehr- und Predigtamte auf zwei Jahre, noch ſeine zahlreichen ſpäteren

Controverſen haben ihm die endliche Gnade des Eintritts in die Kirche verſchafft. In England und auf dem Continente wird ſeit Jahren viel für ihn gebetet: was wird das Ende ſein?

Unmittelbarer und nachhaltiger war der Einfluß, den John Henry Newman auf den jungen Faber gewann, ein Einfluß, den freilich erſt ſpätere Jahre in ſeiner ganzen Bedeutung offenbar machen ſollten. Etwas jünger als Puſey — Newman war den 21. Februar 1801 in London geboren — war des letzteren ganzes Leben bis zu ſeinem Eintritte in die katholiſche Kirche (Oktober 1845) auf das Engſte mit der Univerſität Oxford verwachſen. Er ſtudirte dort, wurde 1822 Fellow des Oriel-Collegs und 1828 (zwei Jahre, bevor Faber in Oxford erſchien) Pfarrer der dortigen St.-Marienkirche. Newman, eine groß angelegte Natur, war Dichter genug, um in ſeiner Philoſophie und in der Literatur etwas Höheres und Lebensvolleres zu ſuchen, als eitle, ſich ſelbſt genügende Abſtraction; aber er war zu ſehr Philoſoph, um ein ganzer Dichter zu werden; mehr noch war er indeſſen Theologe. Die Theologie war für ihn, wie für die von ihm bevorzugten Theologen der alexandriniſchen Schule, die himmliſche Philoſophie, „die göttliche Logik" des Geiſtes und des Herzens, die Alles in dieſem mächtigen Geiſte und in dieſem reichen Herzen umfaßte und beherrſchte. In den Conferenzen, die er in St. Mary gab, lernte ihn Faber zuerſt kennen, ſchätzen und bald als eine geiſtige Macht fürchten. Nur allmählich brach ſich eine Uebereinſtimmung ihres chriſtlichen Denkens Bahn, die ſich indeſſen ſpäter ſo ſehr befeſtigte, daß Newman der berufene Rathgeber in den entſcheidendſten Augenblicken in Fabers Leben wurde. Dort werden wir ihm wieder begegnen.

Faber hat irgendwo geſagt, ein Jeder von uns könne mehr als eine Biographie haben. Es war der junge Oxforder Student, der in ſich ſchon, als er das ſagte, den Kampf der verſchiedenen Parallelſtrömungen in ſeinem Geiſtesleben ringen ſah, die wir darzulegen verſucht. Wird der Dichter in ihm

über den Theologen, der Literat über den Mann der praktiſchen Frömmigkeit obſiegen? Bis tief in ſein Leben, ja in einem gewiſſen Sinne bis zum Ende desſelben werden wir die verſchiedenen Strömungen neben einander verfolgen können, und erſt mit dem Augenblick, wo die Gnade der Kirche die Harmonie der Seele wach ruft, erhebt ſich jene große, einzig daſtehende Figur in der katholiſchen Kirche Englands, die, wir kennen kein zweites Beiſpiel, Poeſie und Theologie und Asceſe in einem wunderbaren myſtiſchen Zuſammenleben in ſich vermählte, deſſen Blüthen, ebenſo einzig in ihrer Art, die Freude der kommenden Geſchlechter mehr noch als der zeitgenöſſiſchen ſein werden.

So wie wir Faber in den Jahren ſeiner Jugend und erſten Erziehung kennen gelernt, ſo werden wir ihn immer finden, nur verändert in dem, was der Weg der Vollkommenheit in ihm entfaltet, verſchönert, vergeiſtigt. Die Grundrichtung ſeiner Seele iſt und bleibt eine tief religiöſe, nach Verinnerlichung des Lebens in Gott ſtrebende; die Kundgebung dieſes Lebens iſt und bleibt bei ihm eine poetiſche, nach dem höchſten Ausdruck der Wahrheit und der Liebe ringende. Die Poeſie iſt bei ihm kein Spiel mit Worten in geſetzmäßiger Anordnung, keine eitle Luſt an den bunten Bildern der eigenen Phantaſie, keine ſchwächliche Verirrung krankhafter Selbſtvergötterung, kein Götzendienſt vor den Gebilden des eigenen Geiſtes; ſie iſt bei ihm der erhabene Aufſchwung aller intuitiven Kräfte ſeiner Seele, die die Schleier und Schatten der ſinnlichen und überſinnlichen Welt durchdringt und raſtend erſt in der jubelnden Anbetung der größten Geheimniſſe der Religion ſich ausſingt. Freilich, ehe ſeine Poeſie das wurde, hatte ſie einen Weg weiter, faſt endloſer Prüfungen durchzumachen. Folgen wir ihm auf demſelben.

II.

Universitätsleben (1835—1837). Studien, Erfolge, Prüfungen, Mißgeschicke. Die Ritter vom hl. Johannes. Letzter Kampf zwischen Evangelismus und Anglicanismus; Sieg des letzteren. Die religiöse „Verschiebung" in England. Stand der religiösen Meinungen Fabers inmitten dieser „Verschiebung".

Gegen das Ende des Jahres 1834, wo Faber mit dem nachmals so gefeierten Astronomen Donkin eine Stipendiatenstelle an dem University-Colleg erhielt, verließ er das Balliol-Colleg. Von diesem Augenblicke an widmete Faber seine Zeit ausschließlich der Vorbereitung für den Unterricht. Den Erwartungen seiner Studiengenossen, er werde bei seiner seltenen Anlage für Poesie sich in den Kampf um die für poetische Leistungen an der Universität gestifteten Preise einlassen, entsprach er nicht. Besonders die altklassischen Studien bereiteten ihm manche schwere Stunde. „Je mehr ich meine klassischen Kenntnisse prüfe," schrieb er (18. Juli 1834), „je mehr ich das Maß meiner Fortschritte betrachte, desto mehr sehe ich die Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht die Unmöglichkeit ein, meine Anstrengungen durch eine Note erster Klasse gekrönt zu sehen. Ich habe mich während meines Aufenthaltes zu Harrow zu ausschließlich von den leichteren Reizen der modernen Literatur hinreißen lassen, so daß ich befürchte, es sei nun zu spät dafür, daß ich es in den Studien des Alterthums zum Meister bringe."

Nichtsdestoweniger betheiligte er sich bald lebhaft an der in Oxford bestehenden „University-Debating-Society", einer für literarische Vorträge und deren öffentliche Besprechung bestimmten Gesellschaft von Angehörigen der Universität. Er sprach dort öfter und errang selbst unter Rednern wie Sir Roundell Palmer, Mr. Lowe, Mr. Cardwell, Mr. Ward und dem Erzbischof Tait, Namen, die zu den gefeiertesten in der Geschichte der zeitgenössischen Beredsamkeit in England gehören, hohe Anerkennung. Auch verwendete er viele Zeit auf die literari-

ſchen Arbeiten, die er für die „Univerſitäts-Revue“ ſchrieb, in der von ihm, nach den Angaben ſeines Bruders u. A., die Aufſätze über „das Kirchenjahr“, über „Philipp von Artevelde“ und über „die Schule zu Harrow“ herrühren, letzterer voll ſeiner eigenen Erinnerungen und mit einer anmuthigen Huldigung an ſeinen ehemaligen Lehrer, den Erzbiſchof Dr. Longley. Wie tiefen Reiz für ihn das rege geiſtige Leben hatte, zeigt ein Brief aus dem Januar 1835, worin er die Freude geiſtigen Schaffens und das aus ihr entſpringende Bewußtſein der Gewalt über einen Gegenſtand als eine der höchſten des Erdenlebens preist. „Die Energie des Schaffens,“ ſagt er, „iſt zuverläſſig unter allen Dingen dasjenige, was den höchſten Genuß bietet; es iſt die Gewalt in ihrer Einfachheit. Selbſt die Sympathie, die Sie beim Leſen eines Schriftſtellers verſpüren, iſt nur eine andere Form, ein Ausfluß dieſer Gewalt: Sie wenden die Ideen dieſes Mannes auf die Ihrigen an, um, wie durch Entzücken, Ströme der Sympathie in ſich entſtehen zu ſehen.“ An einer anderen Stelle des Briefes prüft er die Anſicht des ſchottiſchen Dichters Burns, daß ein Dichter ſelbſt nicht im Stande ſei, ſich unparteiiſch zu beurtheilen. Burns war der Anſicht, der Dichter leſe ſo oft ſeine eigenen Arbeiten und jeden ihrer Theile, daß am Ende die von ihm gewählten Worte nicht mehr den zutreffenden Ideen des eigenen Geiſtes entſprächen und alle Kritik verwiſcht werde. Faber war anderer Anſicht; er meinte, die Urſache liege anders und tiefer. „Eine ganze Reihenfolge von Gedanken,“ ſagt er, „eine ganze Fernſicht eröffnet ſich bei der Lectüre eines Gedichtes Ihrem Geiſte; aber nicht der mindeſte Grund liegt vor zur Annahme, daß dieß bei jedem Dritten ebenſo der Fall ſei. Dieſe zufällige Gruppirung der Ideen erfüllt eben den Geiſt des Dichters. Er kann ſein Gedicht nicht leſen, ohne daß die ganze Seele von ſeiner Poeſie überfluthet wird. Für ihn beſitzt jedes Bild eine ganz beſondere Schönheit, die das Publikum nicht fühlt; ſeine Ideen haben eine Tiefe, die kein Anderer ermeſſen kann.

Selbſt das Kleid der Sprache, welches die Geſtalten ſeiner Phantaſie bedeckt, verhüllt ihren wirklichen Reiz allen den Perſonen, denen der Zutritt zu dem innerſten Heiligthum der Seele des Schauenden verſagt iſt."

Eine ernſte Unterbrechung der klaſſiſchen Studien des jungen Literaten wurde indeß durch ſeine Mitbewerbung um den an der Univerſität geſtifteten Preis Newdigate für engliſche Poeſie verurſacht. Bis zum letzten Jahre vor ſeinem Examen für eine Fellowſtelle war er, trotz ſeiner Vorliebe für engliſche Poeſie, auf keine der ausgeſchriebenen Preisaufgaben, die ihm alle mehr oder weniger nicht zuſagten, eingegangen; als aber im Jahre 1835 „die Ritter vom hl. Johannes" als Thema für die Preisaufgabe des folgenden Jahres bekannt gegeben wurde, war er ſofort zur Mitbewerbung entſchloſſen. Mit dem ihm eigenen Feuer war der Plan ſeiner Arbeit ſchon am Tage, wo er das Thema vernommen, fertig und im Juli bereits das ganze Gedicht vollendet. Das Urtheil über die eingereichten Preisaufgaben ſollte erſt im kommenden Sommer verkündet werden. Faber hatte ſeinen Namen auf die Liſte der Candidaten ſetzen laſſen, welche in den Oſterprüfungen desſelben Jahres die Univerſitätsgrade zu gewinnen dachten. Bevor jedoch das Herbſtſemeſter ſeinen Anfang genommen, wurde er durch einen heftigen Anfall von Influenza gezwungen, ſeinen Namen von der Liſte abzuſetzen und ſich auf's Land zurückzuziehen. Sein Gedicht ließ er in den Händen der Preisrichter zurück.

Während er von Oxford abweſend war, wurde ihm der Preis unter großen Lobſprüchen zuerkannt. Der ſtändige Preisrichter Profeſſor Keble bezeichnete in ſeiner Kritik die Arbeit als eine ungemein elegante und erhabene, und Mr. Huſſey, einer der Preisrichter, erklärte ſpäter, unter 37 der Commiſſion vorgelegten Gedichten habe ſich keines entfernt mit dem ſeinigen meſſen können. Der alten Sitte gemäß wurden „die Ritter vom hl. Johannes" am 15. Juni 1836 im Sheldonian-Theater

zu Oxford öffentlich vorgetragen und ernteten ungewöhnliches Lob. Einſtimmig war das Urtheil, keines der in den letzten Jahren mit dem Newdigate-Preiſe gekrönten Gedichte erreiche den Werth des ſeinigen. Es war ein ſtolzer Erfolg für ihn. Hinter dem Schwunge der Begeiſterung und den leicht hinfließenden Verſen ſuchte wohl kaum einer der vielen Beifallſpendenden, daß während der Zeit, wo Faber das Gedicht wie im Fluge ſchrieb, wie während der ganzen Vorbereitungszeit auf ſeine Prüfung in den altklaſſiſchen Studien, eine gar ernſte, weit ab von der Welt der Johanniter ihn feſſelnde religiöſe Geiſtesarbeit raſtlos beſchäftigt habe. Für ihn, das mußte Faber immer mehr, bisweilen auf das Schmerzlichſte erfahren, gab es nur eine Sache von Wichtigkeit: die Ruhe ſeiner Seele in der Wahrheit; alles Andere erſchien ihm immer mehr mit der reifenden Erkenntniß ſo ſehr Nebenſache, daß ſelbſt die anſtrengendſten und aufreibendſten Studien keinen Augenblick ſein Augenmerk abſeits lenken oder gar hierüber täuſchen konnten.

Inmitten der Ferienruhe des Herbſtes 1835 klagt er einem Freunde, wie drückend für ihn die Nothwendigkeit ſei, dem Studium religiöſer Bücher jetzt weniger ſich hingeben zu können, ein Studium, welches für ihn das Mittel unzähliger Gnaden Gottes geweſen. Doch mehr noch als dieſen Mangel beklagt er die ſchädliche Einwirkung für die Geſundheit des Seelenlebens, die aus dem faſt ausſchließlichen Umgange mit der heidniſchen Literatur ſich unvermeidlich ergebe. Dem Heidenthum in unſeren modernen Studien widmet er folgende Apoſtrophe: „Hier iſt der Punkt, wo unſerer modernen Erziehung eine ſchreckliche Verantwortung erwächst. Die Abweſenheit faſt aller und jeder Eigenſchaften, welche gerade einer chriſtlichen Erziehung zur Grundlage dienen müßten; die Sucht, den zarten Geiſt der Jugend mit jenen Bildern des Verbrechens und der Ausſchweifung gegen die Natur vertraut machen zu wollen, deren bloße Erwähnung der Apoſtel verbietet; die Manie, ausſchließlich mythologiſche Dichtungen den Erinnerungen unſerer

ersten Studien einzuverweben, — das Alles sind Dinge, d
dereinst furchtbar schwer im Urtheilsspruch des jüngsten Tag
wiegen werden. Ich bekenne mich keineswegs zum Schulsyste
jener, welche die Klassiker vollständig verbannen wollen, ab
ich wünsche eine Beschränkung ihres Studiums auf ein gerecht
Maß und die Vermeidung jeder ungeheuerlichen Uebertreibu
desselben. Ich weiß, daß ihr Studium ganz besonders z
Uebung der geistigen Fähigkeiten geeignet ist, aber ich we
auch, daß der eigentliche Gegenstand der Erziehung ist, d
Seele vielmehr für die Aufnahme der Wahrheit vorzubereite
als sie thatsächlich mit gewissen Kenntnissen vollzustopfen. U
um mehr in's Einzelne zu gehen, so sagt man, die Kindesse
sei besonders empfänglich, und tiefer dringe ein, was man
gerade lehre. Aber eben darum soll ein christlicher Vat
Acht darauf haben, daß vorab in diesem kritischen Alter nich
den Eingang jener großen, ewigen Wahrheiten erschwere, welc
das unveräußerliche Eigenthum der Seele jedes erlösten Sü
ders werden müssen. Geschieht nicht heute das gerade Gege
theil? Von der Wiege an lehrt man das Kind des Morge
und des Abends darum beten, daß es nicht in Versuchung fall
und doch spielt man bald nachher mit seinen Leidenschaften u
seinen Lüsten, d. h. man spielt mit seinem Seelenheile. M
richtet die Gedanken mit aller Aufmerksamkeit auf die Od
des Horaz, in denen alle Art von Verderbtheit im Reize ein
melodischen Sprache, selbst im verlockenden Kleide des Spott
und des leichten Scherzes sich darstellt. ... Ich frage in all
Aufrichtigkeit, ist ein solches Verhalten nicht eine offene u
praktische Verläugnung der Lehre von dem gefallenen Zusta
des Menschen? Heißt das nicht den jungen Mann gerade
die Versuchung führen, um deren Abwendung er ohne Unte
laß zu flehen belehrt wurde? Heißt das nicht Gottes spotten
Während der ganzen Vorbereitungszeit auf die Prüfungen
den altklassischen Sprachen kehren ähnliche Aeußerungen wiede

Gegen Ende December desselben Jahres 1835 klagt Fabe

wie durch die anſtrengenden Studien ſeine an ſich ſchwache und durch die Leiden ſeiner Jugend geſchwächte Geſundheit angegriffen ſei; er ſieht hierin eine Warnung, über allen weltlichen Studien doch ja das Ewige nicht zu vergeſſen. „Es iſt gut," ſchreibt er, „daß unſere hinfällige Sterblichkeit jeden Tag und jede Stunde uns an ihre Gegenwart erinnert! Denn das geiſtliche Leben findet ſich ganz ſeltſam befleckt inmitten dieſer endloſen weltlichen Studien, bei denen der Gedanke ſich mit einer erſchreckenden Nachhaltigkeit und Gier an dieſe ausſchließlich zeitlichen Fragen anklammert. Wahrlich, ich wage kaum, mich laut zu fragen, ob ich, ſeit ich meine klaſſiſchen Studien begonnen, ein einziges Mal mit Glück meine Gebete gehalten. Möge Gott mich aufrecht erhalten und ſtützen mit ſeiner Gnade bis zu Ende."

Doch nicht bei dieſen Unruhen für den Fortſchritt ſeines chriſtlichen Seelenlebens blieb es während der Vorbereitungszeit auf ſeine Prüfung für eine Fellowſtelle. Eine ungleich tiefere Bekümmerniß ſollte ihn in den ſtillen Ferientagen ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit noch vor ſeiner Rückkehr nach Oxford befallen, und zwar mit einer Heftigkeit, die, nach ſeinen Briefen zu urtheilen, ihm bis dahin unbekannt geblieben war und die ſich nur aus der ſeltenen Kraft ſeines innerlichen Lebens erklären läßt.

Aus dem Hauſe ſeines Bruders zu Stockton am Tees eröffnete er ſich Ende Auguſt 1835 einem Freunde über die kritiſche Lage, in der er ſich in Oxford befinde. Es hatte ſich dort ein Kreis von jungen Leuten um ihn geſammelt, deren Seelenführer er wider Willen geworden war. Einer aus dieſem Kreiſe war durch ſeine evangeliſtiſchen Anſichten und Gebetsübungen, wie es ſcheint, in tiefen Zwieſpalt mit ſeiner Familie gerathen, und die Unmöglichkeit, die hier entſtandenen Zwiſtigkeiten auszugleichen, führten bei dem zarten Gemüthe Fabers zu gar ernſten, nachhaltigen Erſchütterungen. Doch hören wir ihn *ſelbſt zunächſt über ſeine* Oxforder Gebetsvereinigung. Wie

kam es zu derſelben? „Wenn ich über alles das nachdachte,“ erzählt Faber (29. Auguſt 1835), „was Gott für mich gethan, wenn ich mit Hilfe der Gnade meine Seele erfüllt ſah von der Liebe zu Chriſtus, da drängte es mich, ſeiner Sache auf die beſtmöglichſte Art zu dienen. Gott hat mir eine beſondere Gabe verliehen, die, anſcheinend wenig gewöhnlich, auf den erſten Blick meinem Charakter fremd ſcheinen könnte: ich meine die Gabe, die Leute an mich zu feſſeln. Dieſe Thatſache überraſchte mich, als eines Tages Y. bald nach ſeiner Bekehrung ſich zu den liebevollſten Ausdrücken gegen mich hinreißen ließ. Er berief ſich auf eine Aeußerung, die man ihm in Harrow über mich gethan: ‚Ich weiß nicht, wie es kommt, aber dieſer Faber bezaubert wahrhaftig Jedermann.‘ Dieſes Wort drang mir tief in die Seele, und ich konnte nicht umhin, zu fühlen, daß ich mich beeilen müſſe, dieſe Gabe meinem Erlöſer zu Füßen zu legen. Bei meiner Rückkehr nach Oxford begann ich, regelrecht und ſyſtematiſch an's Werk zu gehen. In unglaublich kurzer Zeit hatte ich einen religiöſen Verein, alles neue Geſichter, um mich geſammelt. Die Hand der Vorſehung war klar; ich fuhr fort und es gelang mir, ſo weit die Klugheit dieß geſtattete, ein Syſtem religiöſer Propaganda zu organiſiren. Unter meiner Leitung fanden alsbald eine Reihe von Gebets-Zuſammenkünften ſtatt, und mit der Gnade Gottes war ich im Stande, dieſes ohne ſonderliches Aufſehen zu thun. Welches iſt nun meine Lage? Mit Ihnen ſpreche ich ohne Rückhalt. Es gibt in dieſem Augenblicke in Oxford eine gewiſſe Anzahl von Studirenden, die mich als eine Art von Führer und geiſtlichen Rathgeber anſehen. Für mehrere derſelben hat ſich die Sache der Religion mit mir gleichſam identificirt, derart, daß ich ſo zu ſagen der Geſchäftsträger ihrer religiöſen Angelegenheiten bin. Das Alles ruht auf einem jungen, unerfahrenen Menſchen von einundzwanzig Jahren. Welche Gefahr für mich, als Parteihaupt mich anzuſehen, voll Stolz, Anmaßung und Selbſtgenügſamkeit zu werden! Welchen Schaden würde ein Ab-

weichen, eine falſche Stellung meinerſeits der Sache Chriſti zufügen! Habe ich nicht Grund, Ihre Gebete anzurufen?... Oft wenn ich in Geſellſchaften bin, wo von Religion keine Rede iſt, wo die Erde und die Dinge dieſer Welt allein das Wort haben, dringt die ſanfte und geheimnißvolle Stimme Chriſti mit ſüßer Gewalt an mein Ohr: ‚Erhebe dich, mein Freund, und komm'!' Und dennoch gehe ich nicht aus dieſer Welt, trenne ich mich nicht von ihr, wie ich ſollte, und nehme nicht herzhaft Stellung unter der Fahne meines göttlichen Meiſters." Faber beſchwört den Freund, in dem er eine religiöſe Umwandlung entdeckt, weiter zu gehen auf dieſem Wege und ihm die Geſchichte dieſer Umwandlung nicht vorzuenthalten. „So jung ich bin," ſchließt er, „ſo manche religiöſe Erfahrungen habe ich doch ſchon gemacht, und es war mir in reichem Maße verliehen, in die Werke des heiligen Geiſtes einen Blick zu werfen und zu ſchauen, wie ſehr ſie dem Kommen und Gehen des Windes gleichen, von dem uns keine Philoſophie, keine Wiſſenſchaft Rechenſchaft zu geben vermag. Darf es denn Wunder nehmen, daß eine ängſtliche Sorgfalt mich drängt, zu hören, wie ihr ſcharfer, ſtolzer Verſtand dazu kam, zu den Füßen des guten Heilandes ſich ganz zu demüthigen?"

Wir brauchen den Leſer nicht daran zu erinnern, daß Faber bei der gemiſchten Theilnahme, die er dem kalten Oxforder Anglicanismus entgegentrug, mit neuer Kraft ſich dem evangeliſtiſchen Pietismus zugewandt hatte. Sowohl aus den erzählten Vorgängen in Oxford, wie aus der Färbung und der Energie des Ausdrucks iſt erſichtlich, wie heftig, wie tief, wie andauernd dieſe Reaction ſich geltend machte. Mochte nun der Druck der ihm unleidlichen Prüfungsſtudien ihn tiefer erſchüttert haben, als er ſelbſt wußte; oder mochte die Bedeutung der erwähnten religiöſen Bewegung im Kreiſe ſeiner Mitſtudenten ihm jetzt erſt in der Ruhe der Zurückgezogenheit vollkommen klar werden: gleichviel, wir finden in ſeinen Briefen aus *dieſer Zeit Stellen ſo hochpoetiſcher* Anſchauungsweiſe, ſo

ſtürmiſch ihn fortreißender Begeiſterung, ſo erregter gefühls-ſchwärmeriſcher Religioſität, daß wir für den Rückſchlag, die Ernüchterung aus dieſer Gefühlswelt für ihn fürchten. Erinnert es nicht in mancher Hinſicht an das Schönſte, was er ſpäter in der Reihe und aus der Fülle der zur Ruhe gekommenen Seele ſchrieb, wenn wir folgende Zeilen (12. September 1835) an denſelben Freund leſen: „In den Augen des Glaubens wird bisweilen jener Vorhang, der die Welt des Unſichtbaren verhüllt, emporgezogen; alsdann ſehen wir durch ein geheimnißvolles inneres Schauen tiefer in das unmittelbare Wirken der Vorſehung. Ich habe oft gedacht — es iſt nur ein Traum, aber ein unſchuldiger — daß unſere Stammeltern in ihrem paradieſiſchen Glückszuſtande von der unſichtbaren Welt eine tiefere oder wenigſtens eine umfaſſendere Idee hatten, als wir. Sie verkehrten von Mund zu Mund mit ihrem himmliſchen Vater und vielleicht auch mit einer der höheren Ordnungen in der Hierarchie der Engel. Die Verdunkelung, die Abſchwächung dieſes übernatürlichen Schauens kann nur einen Theil der großen Strafe der erſten Sünde ausmachen. Mehr als einmal hat mich der Gedanke ergriffen, daß wir, würde uns die Gnade ſolchen Schauens wiedergegeben, darunter erliegen müßten. Um ſeiner froh zu werden, bedürften wir der Macht der Auferſtehung Chriſti und des uns durch ſie geſchenkten verherrlichten Auferſtehungsleibes. Stelle dir nun wirklich einmal vor, der Vorhang ſei weggenommen. Was würden wir ſehen? Das ungeheuere Triebwerk der ſich verkettenden und endlos löſenden Urſachen; die labyrinthiſchen Kreiſe deſſen, was wir Zufall und Ereigniß nennen; die faſt unendlichen Wirkungen der menſchlichen Handlungen, ſelbſt der gewöhnlichſten; die Harmonie der Natur, auf tauſendfache Weiſe ſich erneuernd; das tauſendgeſtaltig ineinandergreifende Räderwerk, welches, ſich verſchlingend und löſend, den ewigen Mechanismus regelt und in Bewegung hält; die Abgründe, wo die Rüſtkammern der Stürme, der Seuchen, der Erdbeben ſind; die allgemeinen Geſetze, denen die

Wunder gehorchen und alles, was die Natur in Störung zu bringen ſcheint; die unzählbaren Engelſchaaren, nichts kennend, als den eifervollen Dienſt vor den Erben der Glorie; die Geiſter des Böſen, wie ſie ſich unter allen Formen, von allen Seiten mit erſchreckender Geſchwindigkeit über die Erde ausbreiten!... O, es würde in der Großartigkeit dieſes Schauſpieles etwas ſo Ueberwältigends, ſo Vernichtendes uns entgegentreten, daß der arme Menſchengeiſt in ſich zuſammenbrechen würde. Gott verbirgt uns deßhalb in ſeiner Liebe alles, was unſere irdiſche Kindheit nicht ertragen könnte, und er ſpart es uns vielleicht als einen Theil des unbegreiflichen und ewigen Erbes auf, das er uns zu ſeinen Rechten bietet. Zwar eröffnet er von Zeit zu Zeit nach den Rathſchlüſſen ſeines freien Willens der beſchaulichen Seele, wie mir ſcheint, eine theilweiſe Einſicht in dieſelben; er bringt uns dadurch dahin, mehr und mehr ohne Rückhalt ſeine Glorie und ſeine Majeſtät anzuerkennen. Er durchdringt uns dadurch mit der Idee unſerer Nichtigkeit, dem einzigen Dinge, worin wir unendlich ſind, und wir ſinken dann nieder vor den Schemel ſeiner Füße, hingeworfen in ſcheuer Anbetung ..."

Es iſt bezeichnend für den Zuſtand des Seelenlebens, in dem ſich Faber damals befand, daß dicht neben dieſen ſtolzen, wohl ſelten in ſo jungem Alter erreichten Höhen theologiſcher Meditation jener Abgrund ſich aufthut, welcher ſeine Seelenruhe in faſt unbegreifliche Gefahr brachte. Wenige Tage nach dieſem Briefe (29. September 1835) traf bei demſelben Freunde ein anderer ein, welcher die Nachricht von dem Zwieſpalt brachte, der durch einen der religiöſen Gebetsverbindung Fabers angehörenden Studenten in deſſen Familie getragen worden war. „Iſt es möglich," ſchreibt er, „daß ich den Willen Gottes thue in dieſer ſchrecklichen Lage zwiſchen Vater und Sohn? Ich kann nicht mehr mit Zuverſicht ſagen, daß mein Glaube nicht wanke. O, denken Sie, welches Elend für mich, der *ich vor der Zeit und ſo lange* einer wenig gewöhnlichen

Zuverſicht mich erfreute! Mein Muth iſt gebrochen. O, wenn das Dein Wille iſt, mein Gott, daß ich jetzt für immer falle, dann ſei mein letzter Schrei: ‚Auch wenn er mich tödten würde, würde ich dennoch auf ihn hoffen!‘ Noch kaum acht Tage ſind verfloſſen, und mein Herz war der Tempel des heiligen Geiſtes, ein Aſyl der Freude und des Friedens im Glauben. Und jetzt iſt es die Hölle, die ſchwarze Hölle, die Verzweiflung, die mich verzehrend durchlodert. Die tiefen Waſſer haben meine Seele verſchlungen, und ich weiß nicht mehr, wohin ich gehe. Ich fühle, daß ich unterliege...“ Doch ſchon am folgenden Tage drängt es ihn, die Unruhe des Freundes zu heben und ihm Nachricht von der „großen Erlöſung“ zukommen zu laſſen, „deren Licht Gott über ihn hat leuchten laſſen“. „Nach dem ſchrecklichſten Kampfe mit den Mächten der Finſterniß,“ ſchreibt er (30. September), „in dem mir ſchien, als müßte ich allein die Kelter treten ... im Augenblicke, wo ich mich wehrlos fallen, tiefer fallen, verſchwinden ſah in den unausſprechlich grauſigen Wirbeln des Abgrundes, da fühlte ich mich plötzlich ergriffen von dem Arme des Ewigen und noch einmal zum Lichte des Tages emporgezogen: mein Geiſt fühlte ſich erneuert in der Jugend des Adlers und meine Seele aufgerichtet in der Kraft des anbetungswürdigen Erlöſers.“

Keine Frage, auch der ſtärkſte und religiös beſtangelegte Geiſt wäre in ſolchen Stürmen, wie die eben beſchriebenen, auf die Dauer zu Grunde gegangen in hilfloſer Selbſtüberlaſſenheit. Dieſe inneren Erſchütterungen, in denen ihn ſeine calviniſtiſche Dogmatik und ſeine pietiſtiſch-poetiſche Gefühlsrichtung feſthielten, hätten ohne einen feſteren Anſchluß an ein äußeres Kirchenthum ihn nothwendig dem religiöſen Skepticismus in die Arme treiben müſſen. Zum Glück für ihn brach ſich bald nach ſeiner Rückkehr nach Oxford eine entſchiedenere Hinneigung zu den anglicaniſchen Principien Bahn, wenn auch nur langſam.

Die Rückkehr nach Oxford, die angeſtrengteſten altclaſ-

ſiſchen Studien, die Unruhe über deren Erfolg lenkten für den nächſten Augenblick ſeine Gedanken ab von den ſchmerzlichen Prüfungen der letzten Monate, ohne daß ſie dem unerſchütterlich tiefen Ernſte ſeiner religiöſen Richtung eine Aenderung zu geben vermocht hätten. Im Gegentheile. „Alle Tage," ſchrieb er (11. October 1835), „werde ich unzufriedener mit der Welt und beſonders mit den Leuten, welche ſich ihrer Religion rühmen. Mein Geiſt iſt bei Weitem nicht mehr ſo tolerant, ſo weit, wie ehedem. Ich ſehe klarer denn je, daß die Ausſchließlichkeit einer der Grundzüge des Evangeliums Chriſti iſt, und daß das, was die heutige Mode Wortſtreitigkeiten nennt, meiſtens mit dem Leben der Heiligkeit ſelbſt auf das Innerſte zuſammenhängt ... Ich fange an, mir in Betreff meiner Vorbereitungen zur Prüfung, die ſehr im Rückſtande ſind, Unruhe zu machen. Es iſt ſchrecklich, daß mich, ſobald ich zum Studium mich niederſetze, die Gluth meiner Einbildungskraft wie im Sturmwinde davonträgt und mich weit von Oxford und den Diplomen in den Zaubergärten der Phantaſie niederſetzt, um hier die goldenen Aepfel zu pflücken. Indeſſen, dieſe ſtürmiſche Einbildungskraft muß gezügelt werden, d. h., wenn ſie ſich zügeln läßt, was ich nicht beſtimmt zu verſichern wage. Ach, ich bereue bitter den Tag, wo ich begonnen, eine Feder auf's Papier zu ſetzen, oder vielmehr, wo ich verſuchte, mit dem Staube meiner Einbildungskraft die verroſteten Schwerter der Hoſpitaliter von Jeruſalem auf's Neue blank zu machen!" Weniger ſcharf als zuvor trat die Abneigung gegen die klaſſiſchen Studien auf; denn am 11. November gibt er einer unverhohlenen Freude über ſeine helleniſtiſchen Studien Ausdruck. „Wenn man," ſagt er, „die Literatur eines Zeitalters zu ſtudiren beginnt, das nicht mehr iſt, wenn man dieß ſyſtematiſch und mit Intereſſe thut, ſo werden der Nationalcharakter, der Ton, der Stil, die Geiſteswendungen eines Schriftſtellers, die Spuren edler und liebenswürdiger Geſinnung, eben ſo viele Quellen des Lichtes. Auf dieſem Wege

offenbart ſich dem Studirenden die alte Welt und breitet ihre Schätze in ganzer Schönheit vor ſeinen Augen aus."

Ueber die religiöſe Bewegung an der Univerſität urtheilt Faber nach wie vor weniger günſtig; er findet den Zuſtand derſelben äußerſt ſeltſam; er bezeichnet ihn als eine „religiöſe Verſchiebung und zugleich eine hoffnungsvolle Gährung"; er erwartet alles Heil von einer unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geiſtes, beſonders auf den geiſtlichen Stand. „Die falſche Stellung der Kirche," ſagt er 6. December, „in der ſich dieſelbe jetzt in unſerem Lande, ja in Europa und in der ganzen Welt befindet, ruft mit unwiderſtehlicher Gewalt alle die, welche mit den erforderlichen Anlagen ausgerüſtet ſind, in den unmittelbaren Dienſt des Heiligthums." Indem er den Freund auffordert, ſeinerſeits dem Rufe des heiligen Geiſtes nicht zu widerſtehen, fährt er fort: „Ich verſtehe unter dieſem Rufe die glühende Sehnſucht, die heiße Liebe zu der Bekehrung der Seelen. Ich verſtehe darunter keineswegs bloß jenen Eifer für die Ausbreitung der Sache Chriſti, den die Nächſtenliebe in allen Denen erzeugt, die Gott lieben. Dieſe Sehnſucht iſt etwas weit Erhabeneres. Sie iſt etwas, was die Religion deſſen, der ſie beſitzt, von der Religion anderer Leute durchaus verſchieden macht; ſie ſteigert dieſe Sehnſucht zur beherrſchenden Leidenſchaft der Seele, die jedes andere religiöſe Gefühl in ſich verzehrt; ſie durchglüht die Seele mit einer ſo ſchmerzlichen Theilnahme für die verlorenen Schafe des Hauſes Iſrael, daß ſie nur noch in deren Wiederfinden ſich tröſten kann. Sie iſt ein ganz beſonderes Sacrament, das einen Menſchen mit ſeinem Gotte eins macht; ſie iſt ein Sauerteig, der das ganze Leben in Gährung bringt; ſie iſt, ich darf das Ihnen wohl ſagen ohne Gefahr, eine vollſtändige Verläugnung des eigenen Seelenlebens; denn wahrlich, es war keine Uebertreibung in den Worten des hl. Paulus, als er ſchrieb, er wünſche ſeinen eigenen Namen in dem Buche des Lebens getilgt zu ſehen, wofern *nur der ſeiner* Brüder dadurch gerettet werde" (Röm. 15, 13).

Es klingt noch nicht wie ein Abſchiedswort an die in ihm mehr und mehr ſich lockernde Anhänglichkeit an die calviniſtiſche Reaction, wenn er Ende December 1835 folgende Worte über den Einfluß der Bibel auf ſein innerliches Leben ſchreibt: „Haben Sie, theurer Freund, nach einer Stunde einſamen Nachdenkens, wo eine ernſte Gewiſſenserforſchung für einen Augenblick den Schleier über unſere Natur aufhebt und uns ihre Verderbtheit in ihrer ganzen Blöße zeigt, niemals in Ihrem Herzen eine ſchmerzliche Leere, eine Niedergeſchlagenheit, eine Ungeduld geſpürt, von der Sie vergebens ſich frei zu machen ſtrebten? Und während Ihre Hand die Bibel durchblätterte, dieſes geſegnete Buch, in das der Geiſt in der Stunde der Trübniß flüchtet wie die Taube in ihr Neſt, haben Sie da niemals gefühlt, daß ein wohlbekannter, oft wiederholter Text mit einer ganz ſeltſamen Gewalt Ihnen wie ein neuer Lichtſtrahl in's Gedächtniß fiel, oder wie ein Freudengeſang, der die getrübte Seele zum Frieden zurückführt?“

Wie weit war Faber indeß ſchon wenige Monate ſpäter von dieſem pietiſtiſchen Geiſte entfernt, als er beim Beginne der Faſtenzeit des Jahres 1836 dem Freunde die Geſchichte ſeiner religiöſen Wandelungen in unvergleichlich klaren und ruhigen Zügen offen legen konnte. Der Freund hatte ihn gebeten, ihn über den Zuſtand der religiöſen Bewegung in Oxford zu belehren. Faber lehnte dieß ab: dieß könne nicht ſeine Sache ſein, ſowohl weil er zu viel damit zu thun gehabt, als auch weil er jetzt nichts mehr mit ihr zu ſchaffen habe; weil ſeine religiöſen Anſichten überhaupt zu ſehr ſich geändert hätten. „Meine erſte religiöſe Erziehung,“ ſagt er, „iſt von guten und frommen Seelen geleitet worden, die jener Partei angehörten, die von Leuten, die außer ihr ſtanden, mit dem Namen der Evangelicals verleumdet worden iſt. Sie haben mich mit jenen religiöſen Anſchauungen erfüllt, welche unter dieſem Namen in der *Welt umlaufen*. Alle meine früheſten *Erinnerungen ſprechen zu ihren* Gunſten, und ich werde, das

hoffe ich, bis zu meinem Tode dem Andenken hochachtungsvoller Liebe gegen ſie nie untreu werden. Als ich im Jahre 1833 nach Oxford kam, beſuchte ich den Gottesdienſt in der Kirche Newman's. Ich hörte dort Ideen ausſprechen, welche von den meinigen grundverſchieden waren. (Ich ſpreche hier wohlbemerkt nicht von kirchlichen Meinungen.) Meine religiöſe Erkenntniß ſchien erſchüttert ihnen zuzuſtimmen, dagegen nicht im mindeſten mein Herz: und nach einem langen, ich darf ſagen ſchrecklichen Kampfe, Gott iſt mein Zeuge! — glaubte ich den Irrthum in ihnen zu erkennen und verwarf ſie. — So lange ich Muße hatte, Andachtsbücher zu leſen, religiöſen Verſammlungen beizuwohnen und in den Hütten der Armen zu ermahnen, zu tröſten und zu beten, ging Alles gut. Aber es kamen für mich die Zeiten der ſtillen Zurückgezogenheit: meine Pflichten riefen mich zum Studium von Büchern, die kaum mit der Religion etwas zu ſchaffen hatten. Ich konnte kaum noch dann und wann eine Stunde für mein Privatgebet und für die tägliche Leſung in der heiligen Schrift erſchwingen. Da kam für das religiöſe Syſtem, in dem ich bis dahin gelebt, die Stunde der Prüfung. Meinen im geiſtlichen Leben ſchon ſehr weit fortgeſchrittenen Freunden ſchien es, auch ich ſei trotz meiner Jugend in der religiöſen Bildung des Herzens weit vorgeſchritten. Aber ach, ich hatte mich nur erſchöpft, und dieſe Erſchöpfung war die natürliche Frucht des Syſtems, dem ich anhing. Ich war wie ein Kind, das im Zimmer einherſchwankt, ſich an den Stühlen und Tiſchen feſthaltend; kurz ich lebte nur von den täglichen religiöſen Erregungen, wie man ſagt: von der Hand in den Mund; und die Lehre blieb mir nicht erſpart, daß ein Chriſtenthum, das ſo von einem Tage zum andern ſein Leben friſtet, dem Menſchen den ſchließlichen Frieden nicht geben konnte. Ich muß Gott ewig danken, daß ich in dieſem Zuſtande nicht aus dieſem Leben bin abberufen worden. Wie ſchrecklich müßte die Verzweiflung meiner letzten Stunde geweſen ſein; wie unendlich ſchrecklicher noch das

plötzliche Erſcheinen vor meinem Richter in ſolchen Stunden der Finſterniß und der Auflöſung, der Selbſttäuſchung und einer gemachten Begeiſterung! O mein Gott, wie theuer ſind meinem Herzen die Rathſchlüſſe deines Erbarmens!

„Sie werden es vielleicht mir übel anrechnen, daß ich dieſe Ergebniſſe auf das Syſtem der ſogen. Evangelicals ſelbſt abwälze. Ich glaube immerhin nicht Unrecht zu haben, wenn ich auch nicht behaupte, daß die Religion jedes Mitgliedes der Partei ſo unſtät ſei, wie die meinige. Natürliche Anlagen, die erbarmende Gnade Gottes, ein Zuſammenwirken mancher Umſtände können das hindern. Aber philoſophiſch betrachtet muß die naturgemäße Wirkung des ſich ſelbſt überlaſſenen Syſtemes mit innerer Nothwendigkeit in der Seele zu den Reſultaten führen, welche ich dargelegt habe. War ich nicht für ein ſolches Experiment wie geſchaffen? Ich ſtand nicht unter der niederbeugenden Laſt langer Jahre voll Sünde und Thorheit. In mir gab es nichts von jener heftigen Reaction des Sünders, der aus ſeinen Verirrungen mit dem lauten Jubelrufe eines Heiligen aufwacht. Ich war ein junges Blut von achtzehn Jahren, von früheſter Kindheit an beſonnenen Ernſtes, und hatte in meinem glühenden Herzen nie eine andere Form des chriſtlichen Glaubens gekannt. Doch wozu länger bei einem ſolchen Gegenſtande verweilen? Ich ſehe heute, daß der Pietismus nur Nahrung für das Herz auf Koſten des Kopfes bringt; und was kann für den Menſchen, wie er nun einmal beſchaffen iſt, gefahrvoller ſein? Ich ſehe, daß der Pietismus die Religion in einer Reihe heftiger Senſationsſcenen aufzulöſen ſich abmüht, daß er das äußere Kirchenthum aus innerem Schwachmuthe nur deßhalb flieht, um dem Vorwurfe des Formalismus zu entgehen; daß er widernatürlich die Idee der guten Werke mit der Idee der Geſetzmäßigkeit vermengt, um ſo in das Blut und das Leben des Menſchen das feine Gift des Antinomismus, der religiöſen Geſetzloſigkeit, zu miſchen. Ich ſehe heute ein, daß er die

Wahrheit nur einseitig betrachtet. Darum habe ich auf's Neue anfangen müssen, die Grundlagen meiner religiösen Erziehung zu legen. Mit der Gnade Gottes werde ich meinen Bau der Liebe auf den festen Grundlagen jener heiligen Furcht aufrichten, die aller Weisheit Anfang und der Menschen große Rathgeberin ist. Ich habe mit der strengen Prüfung meines Gewissens den Anfang gemacht und ich vertraue, daß ich in der täglichen Uebung der freudevollen Gnaden der Sanftmuth, der Demuth, der Ruhe und des kindlichen Gehorsams Fortschritte machen werde." Wie viel Reife, wie viel Ernst und Tiefe des Urtheils in der schwierigen Aufgabe der Selbsterkenntniß tritt uns hier entgegen!

Damit war nun offenbar dem Evangelismus und seinen Dogmen und Uebungen der Abschied gegeben; aber was sollte an ihre Stelle treten? Faber erkannte klar, daß ein so leicht beweglicher Geist, wie der seinige, sich von allen Controversen gewissenhaft fern halten müsse. Das aber genügte ihm nicht. „Ich muß," schrieb er in demselben Briefe, „nach der Vorschrift des Apostels oft fasten; ich muß viel beten; ich muß mir Gewalt anthun, meinen Leib züchtigen und in die Botmäßigkeit bringen; mehr noch, ich muß meine natürliche Neigung zum Disputiren unterdrücken. Freilich bleibt es meine Pflicht, die Strömung der religiösen Meinungen in der Kirche andauernd zu verfolgen; ich muß mehr thun, ich muß sie beobachten und dort, wo Niemand mich hört, darüber mit meinem Gotte reden.... Ferne, ferne von all dem Tumulte und der Unruhe, die mich umgibt, will ich dem Rufe meines Gottes folgen, der mich zu sich auf den Berg einladet. Dort ist gut sein. Nachdem Moses gefastet hatte, trat der Herr vor ihn mit der geheimnißvollen Gabe seiner Gnaden. Nachdem Elias gefastet hatte, wählte der Allmächtige gerade diesen Augenblick, um seinen Diener den geheimnißvollen Hauch seiner Worte verstehen zu lassen. Nachdem der ewige Gebieter aller Creaturen selbst gefastet hatte, kamen die Engel Gottes, ihm zu

dienen. Sicherlich ist das Fasten in den Augen Gottes etwas anderes, als in den Augen der Menschen; seiner Uebung verdanke ich reichen Segen, und mit freudestrahlenden Augen wende ich mich in Liebe zur ersten Kirche, und sitzend zu den Füßen ihrer Apostel, ihrer Bischöfe und Lehrer studire ich mit ihnen jenes System der Bußdisciplin, für welches unser verweichlichtes Jahrhundert nur Spott hat; ich bin sicher, daß auch ich wie sie an mir erfahren werde, wie der Gürtel des Cölibats und die Lampe der Nachtwachen für die Tage der Prüfung von unschätzbarem Dienste sind."

Ob Faber damals wirklich geglaubt hat, dieses neue, strengere Bußleben werde ihn in Zukunft den schmerzlichen Prüfungen seines innerlichen Lebens für immer entziehen, läßt sich aus den von ihm aus jener Periode seines Lebens erhaltenen Briefen nicht feststellen. Der Katholik, der in seiner Kirche den unfehlbaren sicheren Führer seines innerlichen Lebens bis zur engsten Vereinigung mit seinem Erlöser besitzt, kann nur mit tiefer Theilnahme auf dieses ernste, wenn auch rathlose Ringen einer jugendlichen Seele nach den höchsten Idealen der christlichen Vollkommenheit hinschauen. Durch welche Irrungen und Krümmen mag so viel Aufrichtigkeit, so viel Herzenseinfalt noch führen, bis daß es zur Ruhe kommt! Mit der bewußten Abwendung vom Evangelismus war für Faber einstweilen nichts erreicht, als eine vertrauensvollere Hinwendung zum Anglicanismus.

Das Jahr 1836 war für Faber, wie bereits bemerkt, wichtig einiger Ereignisse halber, die für sein ferneres Leben nicht ohne tiefere Wirkung bleiben sollten. Der Zustand seiner Gesundheit zwang ihn, seine Bewerbung um eine Fellowstelle vom Ostertermine bis in den November hinauszuschieben.

Am 9. Mai verließ er Oxford zu einer kurzen Reise nach dem Norden. Doch Ruhe und Erholung fand er nicht. Am Tage des Pfingstfestes (22. Mai) schrieb er aus dem Hause *seines Bruders zu Stockton am* Tees, die utilitaristische

Zeitrichtung und die in ihr zu Tage tretende Feindseligkeit gegen die Kirche beklagend: „In allen Jahrhunderten und unter allen möglichen Formen zeigt sich der Geist des Antichrists, ein Geist der Gegensätzlichkeit (gegen den Geist Christi), bald auf den Höhen, bald in den Tiefen der Gesellschaft nach den Anschlägen seines Meisters den Frieden der Kirche trübend. Wäre es nicht angezeigt, einmal an seinen unveränderlichen Erscheinungen die Gegenwart dieses Geistes zu constatiren, um zu zeigen, woher die Gefahr kommt? Man wird finden, daß der Zeitgeist immer nur eins ist mit dem Geiste der Sünde und des Bösen; und seine große Feindseligkeit offenbart sich darin, daß er die Maske einer religiösen Veränderung annimmt, um in irgend einem Theile der Kirche zu dem Zwecke sich einzubürgern, damit diese von ihm gewonnene Fraction seine Geschäfte ohne viel Bedenken besorge. Wenn ich mir demnach die Frage vorlege, welches der Geist des Antichrists in dieser oder jener Epoche in der Geschichte der Kirche ist, so untersuche ich zunächst, welches der Geist der Zeit war, und wenn ich diesen gefunden, frage ich, welche Schule und welche Lehrrichtung in der Kirche es ist, in der dieser Zeitgeist eine christliche Form angenommen hat. ... Der Geist unseres Jahrhunderts ist ein merkantiler, thatsächlich ein utilitaristischer. Eine Partei in der Kirche, deren Aufrichtigkeit ich keineswegs in Frage stelle, hat die Devise: ‚Nutzen — sichtbare Resultate — greifbare Ernte.‘

„Es sind meine Freunde, welche gegen die Formen sich ereifern, die der Ansicht sind, alle Pracht sei in der Kirche schlecht angebracht; vier nackte Mauern seien ebenso passend zu einem Tempel des Allerhöchsten, wie ein zu diesem Zwecke errichteter Prachtbau. Der Nutzen ist das große Werkzeug des Teufels in diesem Augenblicke, und er hat sich in die Kirche eingeschlichen. Mit anderen Worten, was man die Religion des Tages nennt, ist in unserer Mitte nichts, als die thätigste Gewalt des Antichrists gegen die Kirche Gottes.“ Man

ſieht, Faber iſt auf dem Rückzuge von dem Evangelismus ſchon weit.

Anfangs Juni kehrte er nach Oxford zurück und wohnte dem feierlichen Vortrage ſeiner „Johanniter“ am 15. d. M. im Sheldoniantheater bei. Aber dasſelbe Kopfleiden zwang ihn bald nochmals, jetzt gerade im entſcheidendſten Momente, auf die angeſtrengte Fortſetzung ſeiner theologiſchen Studien zu verzichten. Welchen wohlthätigen Einfluß indeß das Studium der hochkirchlichen Theologen, vor Allem Richard Hookers († 1600), mit George Herbert einer der „Heiligen“ des Anglicanismus, auf ihn ausübte im Sinne eines engeren Anſchluſſes an die erſten biſchöflichen Traditionen der anglicaniſchen Kirche und im Gegenſatz zu der widerkirchlichen Läugnung dieſer Traditionen durch die Calviniſten, tritt in vielen ſeiner Briefe zu Tage. „Je mehr ich,“ ſchreibt er (5. Auguſt 1836), „über die alte katholiſche Lehre von der Taufgnade und über die im Anſchluß an ſie von der Schrift empfohlene Reue nachdenke, deſto mehr fühle ich mich in den Augen Gottes gedemüthigt und erniedrigt. Es iſt unmöglich, das Uebel genau zu beſtimmen, welches in unſeren religiöſen Gewohnheiten durch den Irrthum, auch durch den nur vorübergehend angenommenen und durch Unwiſſenheit entſchuldbaren Irrthum in uns angerichtet wird. Noch immer fühle ich mich von den Netzen des bloß menſchlichen Religionsſyſtems umſtrickt, welches meine erſte Umgebung belebte; von allen Seiten ſehe ich meine Fortſchritte gehemmt, trotzdem meine Erkenntniß ſeine Falſchheit und ſeinen Widerſpruch mit der heiligen Schrift klar durchſchaut; ich hoffe, daß mein Erkennen hierin geleitet wird durch den Geiſt, der in der Kirche lebt. Für mich, der gewohnt war, Gott als ein zweites Ich in mir zu betrachten, iſt es unendlich ſchwer, die Idee der Reue zu entwurzeln, die ich in dieſer Schule gelernt habe. Die wahrhaft erſchreckende Leichtigkeit, mit Gott zu verkehren, die man dort einprägt, breitet über den Geheimniſſen der heiligen Sa-

cramente einen so dichten Nebel aus, daß alle meine Ideen von der Harmonie des Erlösungsplanes darüber ganz verwirrt sind. Mir scheint, als ob ich mich von den Netzen dieser falschen Theologie gar nicht mehr freimachen könne."

Und doch entfernte sich Faber immer mehr von diesem bloß dem Namen nach freikirchlichen Gefühlschristenthum. Er freut sich der Anhänglichkeit an eine sichtbare Kirche, ihre Lehren, ihre Uebungen immer mehr. Am 23. August zeigt er dem Freunde, wie aus der falschen Lehre der Reformatoren über den Glauben mit innerer Nothwendigkeit die Läugnung der Sacramente, der sichtbaren Autorität der Kirche, kurz die ganze Trostlosigkeit des Calvinismus habe entstehen müssen. Bald nach seiner Rückkehr nach Oxford äußert er seinem Freunde Morris (15. October) seine Genugthuung über den Plan Newmans und Pusey's, eine Uebersetzung der Kirchenväter zu veranstalten, und hofft mit ganzer Energie dem Zwecke dieses Unternehmens, „der Verbreitung der majestätischen Lehren der alten katholischen Theologie", dienen zu können. Voll Begeisterung schreibt er ferner (11. November 1835) von dem Eindruck, den das Studium des katholisirenden Dichters des karolinischen Anglicanismus, George Herbert, auf ihn gemacht, dem er eine der ersten Stellen unter den nationalen Dichtern anweist. „Seine Individualität," meint er, „wird seiner Popularität ein stetes Hinderniß sein. Um ihn zu lesen und zu verstehen, muß man ein Mann des Denkens, des ruhigen und religiösen Denkens, ein Mann der loyalen Unterwerfung unter die Kirche Englands sein. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß es mir bereitet, wenn ich in schon vorgerückter nächtlicher Stunde meine Klassiker schließe und dem beruhigenden Einflusse George Herberts mich überlasse. Das Fieber der Ermüdung und Abspannung verliert sich in einem süßen und weihevollen Schweigen, und mit sanfter Gewalt fühlt sich mein Geist zur Betrachtung der Heerde meiner friedevollen Gedanken hingezogen. Ich fühle, daß das Studium Herberts mit Gottes Segen mir

eine Demuth gegeben, eine Milde, die ich eindringlicher und wirklicher jetzt fühle, als je zuvor: sie stellen wirksam das in meinem Geiste durch die Reaction gegen die Theologie und den Platonismus Newmans gebrochene Gleichgewicht wieder her." Trotz dieser Sympathie für den poetischen Anglicanismus der karolinischen Zeit war indeß, wie der Leser an den Schlußworten sieht, ein Umschwung zu Gunsten des theologischen Anglicanismus dieser Zeit, wie ihn die Schule Dr. Pusey's und vor Allem Newman vertrat, noch nicht eingetreten. Immerhin findet er unmittelbar vor seinem theologischen Examen Zeit, demselben Freunde gegenüber, das „Common Prayer Book", die officielle Liturgie der anglicanischen Kirche, in einer höchst charakteristischen Weise gegen die rationalistischen Angriffe zu vertheidigen.

Das officielle Gebetbuch der Anglicaner, welches von den englischen Reformatoren nach den unter den englischen Katholiken der Reformationszeit verbreiteten Andachtsbüchern bearbeitet war, um bei diesen durch keine zu plötzlichen und gewaltsamen Aenderungen in den hergebrachten gottesdienstlichen Gebeten und Andachten das Reformationswerk zu gefährden, hatte, abgesehen von den lächerlichen Officien über die Pulververschwörung, die Restauration der königlichen Familien, die Krönung der Königin, die später beigefügt wurden, so viele Spuren alter katholischer Andachtsübungen bewahrt, daß man es als eine Quelle der Umkehr zur Mutter dieser Andacht für viele Seelen bezeichnen kann. Für Faber wurden die Angriffe der Rationalisten auf den häufigen Gebrauch des — Vater Unser der Gegenstand folgender entrüsteter Worte, die durch eine hier uns zuerst begegnende Berufung auf den „Romanisten" Dr. Wiseman ein besonderes Interesse erhalten. „Was gibt es Elenderes," schrieb er (21. October 1836), „unter allen Einwendungen gegen unser gemeinsames Gebetbuch, als den Vorwurf der beständigen Wiederholung jenes heiligen Gebetes, welches uns durch Den geschenkt wurde, der die Wahrheit selbst

iſt? Ich finde in demſelben immer irgend eine neue Bitte, in die ſich mein Geiſt ganz verſenkt; ich bin ganz glücklich, wenn ich es ſtets wiederholen und als Ausdruck meiner Bitten gebrauchen kann. Ich will von anderen gewöhnlichen Gründen hierfür nichts anführen; aber mir ſcheint, daß wir die Wiſſenſchaft des Gebetes, die beſtändige, wiſſenſchaftlich formulirte, betrachtende Andacht nicht genug ſchätzen. Es ſetzt uns in Staunen allemal, wenn wir bei dem Vergleiche der ſyſtematiſchen Anbetung, wie ſie in der erſten Kirche lebte, mit dem planloſen Wirrwarr und der improviſirten Unandacht verweilen, wie ſie unſerer modernen Cultur meiſt anklebt. Sind denn nicht die Worte des Erlöſers für unſer Gebet das, was der Biſchof für die ſichtbare Kirche iſt, ein Centrum der Einheit? Und zeigt die Stellung, welche die Formel in unſerem gemeinſamen Gebetbuche einnimmt, nicht deutlich an, daß ſie ebenſo von deſſen Urhebern hochgehalten worden iſt? — Aber alle die Vater Unſer ſind doch papiſtiſch, ſagt man; damit rennt man uns feſt, und die Theologie des Tages geht ihren Weg. Doch man täuſche ſich nicht; man warte nur ab, was folgen wird. Lies, beſter Freund, den folgenden Auszug aus einer Predigt des Dr. Wiſeman, des Romaniſten. Er ſagt mit Bezug auf die Puritaner: ‚Alsdann trat eine Generation auf, die dieſe erſten Zeiten (des Anglicanismus) nicht gekannt hatte. Als dieſe Männer, die Stirne gerunzelt und die Arme über die Bruſt gekreuzt, vor die anglicaniſche Kirche traten, da merkte dieſe, daß in ihrem eigenen Beiſpiele dieſe Männer die furchtbare Lehre der Empörung gefunden, von ihren warmen Lippen nur jene Worte tödtlicher Verachtung und der Schande gehört, die ſie einſt gegen *ihre* Mutter ausgeſpieen. Kalten Herzens ſtürzten ſie ihre Kirche um und traten ſie unter die Füße; ſie ließen ſie verachtet am Wege liegen, die hilfloſe, im bitterſten Schmerze vergebens ihre Hände wund ringende. Zwar wurde dieſe (anglicaniſche) Kirche mit Gewalt wieder aufgerichtet, aber nur, um ein noch grauſameres, ein nicht mehr endendes

Geſchick zu erdulden, um von Jahr zu Jahr ihre Anhänger ſich vermindern und ihre Tempel veröden, um die Macht ihrer vielen Gegner erhöhen und ſtändig erwachſen zu ſehen. Und gibt es denn nicht heute noch der Männer genug, die über die ihr abgenommene Beute würfeln und über deren Theilung in heftigen Streit gerathen? Sprechen ſie denn nicht in einem Uebermaße von Verachtung über ſie, werfen ſie denn nicht ihren Nutzen in die eiſernen Wagſchalen der Politik und ſchätzen ſie denn nicht nach Goldſtücken die Seelen ab, denen dieſe Kirche noch dient? Iſt denn nicht ihre ganze Exiſtenz nur noch eine Frage der Zeit und der weltlichen Verfügung geworden?' Ich habe, lieber Morris, dieſe Predigten des Romaniſten geleſen und kann bloß ſagen: was uns noch aufrecht hält, iſt der Glaube, nicht das, was wir mit unſeren Augen an ihr ſehen. Wie ſpricht er (Wiſeman) von unſerer Theologie, von unſeren gottesdienſtlichen Gebräuchen, von unſerer Liturgie, die wir nicht befolgen? ‚Ich kann,' ruft er, ‚in ihr nur noch jenes Weib erkennen, auf dem die züchtigende Hand Gottes ſchwer laſtet, in dem das Licht der Erkenntniß verdunkelt iſt, wenn auch die Regungen des Herzens noch nicht erloſchen ſind ... Sie preßt zärtlich einen leeren Rahmen an's Herz, der einſt das Bild aller derer enthielt, die ſie auf Erden geliebt, und fährt fort, die Wiege zu ſchaukeln, aus der das ſterbende Kind verſchwunden iſt.'"

Inmitten dieſer Zeit ernſter und entſchiedener Hinneigung zur anglicaniſchen Biſchofskirche fällt für Faber ein zweifaches Mißgeſchick. Seine theologiſche Prüfung fiel ungünſtig aus; er erhielt nur eine Note zweiter Klaſſe. Man erfuhr, daß die Entſcheidung nicht einſtimmig geweſen, daß aber Dr. Oakley, der ſpätere Convertit, als Vorſitzender der Prüfungscommiſſion gegen ihn geſtimmt. Dieſer Enttäuſchung folgte bald die zweite. Faber unterlag bei der Bewerbung um eine Fellowſtelle an ſeinem Colleg, dem Univerſitätscolleg, ſeinem abermaligen Rivalen Donkin. Ueber die mit dieſen

Prüfungen zu Ende gehende Periode ernſter Arbeit ſchrieb er (18. November 1836), bevor er das Reſultat kannte: „Eine Zeit, wie die nun abgelaufene, hat für den geiſtigen Menſchen in uns etwas ausnehmend Trauriges. Ich habe viele Zeit nothwendig, um mich zu ſammeln. So angeſtrengte Studien bringen — das iſt wenigſtens die an mir gemachte Erfahrung — zu viele Gedanken und eine zu ungemeſſene Freiheit für dieſelben, ſich auf der breiten Straße des Herzens herumzutummeln, ohne daß ſie ihre Berechtigung dazu ausweiſen.“ Am Andreastage vollends, nachdem er ſeine Niederlage erfahren, ergriff ihn die Muthloſigkeit ſehr; er hatte „einen gar ſchmerzlichen Kampf zu beſtehen“. Er ſchrieb damals: „Viele böſe Gedanken gegen meinen guten Erlöſer ſtürmten auf mich ein, aber mit ſeiner Gnade wurde ich Herr über ſie und der Kampf endete mit einer ſolchen Abtödtung aller Selbſtüberhebung und eitlen Meinung über mich ſelbſt, daß ich bald in einer Ruhe und in einem Gleichmuthe der Seele blieb, die mich ſchnell über alles Erwarten tröſteten. Ich hätte niemals geglaubt, ſo viele Segnungen inmitten einer bitteren Enttäuſchung zu finden.“ Die erneute Niederlage gegen Donkin und der dadurch nothwendig gewordene Abſchied aus dem ſo liebgewonnenen Univerſitäts-Colleg preßt ihm neue Klagen aus. Ja, er faßt den Plan, die Lehrcarrière an der Univerſität aufzugeben und ſich auf eine Seelſorgerſtelle auf dem Lande zurückzuziehen.

Inmitten dieſer Stimmung war es eine Wohlthat für Faber, daß ihn ſein Bruder noch gegen Ende des Jahres, um ſeine erſchöpften Kräfte wieder herzuſtellen, zu einem kurzen Ausfluge nach Deutſchland mitnahm. In Begleitung einiger befreundeter Engländer verweilten ſie einige Wochen in Mannheim und hielten ſich einen Tag in Heidelberg auf. Wie ſehr ihn indeſſen ſtets die Entmuthigung über die Vorgänge der letzten Wochen begleitete, zeigt eine in ſeine Gedichte aufgenommene Bitte an einen Freund, ihm mit ſeinem Gebete den „doppelten Glauben“ ſeines zerriſſenen Herzens heilen zu

helfen, ihn erinnernd, daß er den Freund einſt darüber klagen gehört, daß die „klare Moſel“ in die gelblichen Fluthen des alten Rheins mit Widerwillen ſich habe ergießen müſſen, ein Bild von dem augenblicklichen Zuſtande ſeines Herzens.

Wie wenig aber dieſe andauernde Entmuthigung auf den in ihm bewirkten feſteren Anſchluß an die Hochkirche Einfluß hatte, zeigt ein vom 26. Januar 1837 datirter Brief an Sir Roundel Palmer, den ſpäteren engliſchen Großkanzler, in welchem Faber in einem bis dahin bei ihm unbekannten, gemeſſenen Tone ſich jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit dieſer ſeiner anglicaniſchen Geſinnung verbittet. Palmer hatte ihm vorgehalten, es liege ihm (Faber) an Allem wenig, vorausgeſetzt, daß er (Palmer) ſich nur an Dr. Puſey und Dr. Newman und die katholiſirende, an das chriſtliche Alterthum ſich anſchließende Bewegung ſeiner Schule halte. Was Faber indeſſen am meiſten verletzte, war nicht dieſer Vorwurf, ſondern der Ton des Urtheils über religiöſe Dinge überhaupt, der in dem Briefe Palmers vorwiege. Aus dem langen, herrlich den Ernſt ſeines religiöſen Strebens bezeugenden Briefe können wir nur Weniges anführen. Faber ſchreibt: „Ich kann nicht errathen, welcher Fehler Sie Newman anklagen und aus Rückſicht auf Sie will ich keine Muthmaßungen aufſtellen. Sie kennen ja den Ruf ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Selbſtverläugnung, und folglich kann die geringſchätzende Art und Weiſe, wie Sie über ihn aburtheilen, für einen Chriſten nicht paſſend ſein. Auch war Ihnen bekannt, wie ich ſelbſt hierüber dachte, und folglich hätten Sie als Freund Den lieben können, den ich liebe, oder doch wenigſtens nicht hinterrücks nach einem Manne ſchlagen ſollen, gegen den ich eine Schuld abzutragen habe, die Gott allein wird bezahlen können. Es iſt etwas furchtbar Ernſtes und Ergreifendes um die Annahme von religiöſen Ueberzeugungen irgend welcher Art. Davon hängt unſere Ewigkeit ab. ‚Nennet Niemanden euren Meiſter‘, ſteht irgendwo geſchrieben. Das ſind ernſte und

ſchwer zu befolgende Worte. Beurtheilen Sie mit dieſem Maßſtabe das, was Sie Ihrem Freunde hinſichtlich ſeiner religiöſen Meinungen geſchrieben haben: ‚Es liegt mir wenig daran, vorausgeſetzt, daß Sie ſich ausſchließlich an Puſey halten.‘ Ich nehme immerhin an, daß Sie dieſe Worte geſchrieben haben ohne reifliches Nachdenken. Ich lege wenig Werth auf die Einwendungen, die man gegen den Gehorſam macht, der dem Urtheile verdienſtvoller Männer entgegengebracht wird; keine Lächerlichkeit wird mich je davon abbringen. Zu ſolchem Gehorſame hat Gott alle Menſchen geſchaffen, und ich mache keine Ausnahme davon. Woran mir aber etwas liegt, das iſt die Entſtellung, die gewaltſame Entſtellung, welche Sie hieraus machen. Aus mir ſelbſt, aus meinem eigenen Urtheile heraus wünſche ich nicht auf dem rechten Wege zu meinem Erlöſer zu ſein; aber ich wünſche, daß mein Freund anerkenne, woran er nie gezweifelt hat, daß mein Gehorſam gegen meinen göttlichen Meiſter zu tief und zu unwandelbar in meinem Herzen lebt, als daß ich mir je geſtatten könnte, an irgend einem menſchlichen Daſein ‚mich zu halten‘. Es iſt ſchmerzlich, einen Freund dergeſtalt von meinen religiöſen Ueberzeugungen ſprechen zu hören; aber tauſendmal ſchmerzlicher für mich iſt es, wenn er ſich dazu verſteigt, von den ſeinigen in einem ſo leichten und faſt witzelnden Tone zu ſprechen. ‚Ich möchte faſt lieber,‘ ſagen Sie, ‚im Irrthum mit Anderen, als mit ihnen in der Wahrheit ſein.‘ Iſt es möglich, hier die ernſte Ueberzeugung eines Mannes wieder zu finden, der ſeine Seele in der Liebe, der vollen Liebe zur Wahrheit, ungetheilt, ohne je zu ſchwanken, erziehen will? Ein ſolches Wort konnte nur durch Ueberſtürzung und blinden Parteigeiſt erzeugt werden, die doch meinen Freund Palmer bis jetzt in keiner Handlung ſeines Lebens geleitet haben und die ihn auch bei der allerwichtigſten Handlung des Lebens, bei der Annahme ſeiner theologiſchen Ueberzeugung, nicht leiten werden.“

Leuchtet ſchon aus dieſen Zeilen die Ruhe einer mühſam ge-

wonnenen, aber deſto tiefer erfaßten und inniger geliebten Ueberzeugung, dann tritt dieß noch mehr in der Schärfe und unnachahmlichen Feinheit und nicht minder in dem edlen Freimuthe zu Tage, mit dem er den Charakter des Freundes und die Geiſtesrichtung analyſirt, die ihn zu ſolchen Aeußerungen veranlaſſen konnten. „Ich wage zu ahnen," ſchreibt er an einer anderen Stelle des Briefes, „welches augenblicklich Ihre geiſtige Lage und die Veränderung des Charakters iſt, die Sie, wie mir ſcheint, an ſich erfahren. Sie leben in einer Atmoſphäre, die nicht zu Ihrer Natur paßt, unter Leuten, die Sie nicht verſtehen und nicht verſtehen können; und Alles dieß wirkt mit unwiderſtehlicher Kraft auf Ihre ſo eindrucksfähige Natur. Sie ſind nahe daran, das faſt für falſch zu halten, was Sie ehedem als wahr annahmen. Sie leben in der Furcht, auf der Flucht vor Ihrer Einbildungskraft, wie vor einem Geſpenſte. Alle Eigenthümlichkeiten Ihres Charakters halten Sie für Fehler und ſo leben Sie Tag um Tag in einem widernatürlichen Kampfe, wo der Sieg Sie nur noch unglücklicher machen kann. Stürzen Sie doch, mein Freund, alle die Barrikaden um, die Sie einengen und hinter denen Sie ſich verſchanzen, wie die armen Brahminen des Orientes unter dem falſchen Vorwande der Tugend. Geben Sie, wie vordem, jener ſeltenen Empfindungsfähigkeit, die die Schönheit Ihres Charakters ausmacht, freieres Spiel. Seien Sie weniger furchtſam, haben Sie mehr Herz, ſeien Sie kindlicher, natürlicher. Sie leben zwar in einer Welt, deren Kaltherzigkeit Sie lähmt; Ihre Empfindſamkeit wird verletzt, und die troſtloſe Wüſte, in der Sie wandeln müſſen, macht Sie trauernd. Aber dieſe Empfindſamkeit hat ihr hohes, ihr unſterbliches Ziel. O hüten Sie ſich, dieſelbe in ſich zu erſticken, darum, weil ſie Ihnen bisweilen den Weg kreuzt! Warum wollen Sie alt ſein vor den Jahren? Warum ſetzt Sie eine Aenderung in Ihrer Gedankenrichtung in eine ſolche Aufregung? Darin verſteckt ſich fein ein Gedankenſtolz. Die Meinung eines jungen Mannes, ſo wichtig ſie iſt an ſich,

hat doch wenig Werth. Warum also mit dem Fluche das belegen, was ein philosophischer, ein der Wahrheit befreundeter Geist eher als ein Segen ansehen würde? Warum suchen Sie nach einer verfrühten Erfahrung? Ist denn die Erfahrung oft wohl etwas anderes, als jene Verschmitztheit des Charakters, die die Schläge des Unglücks immer mehr befestigen? Sie sind jung und Ihr Herz müßte von ätherischen Hoffnungen, von hochherzigem Streben, von himmlischem Lichte überströmen, und doch geht dieses Herz in dem endlosen Kampfe auf, nicht etwa bloß zu scheinen, sondern gar zu sein, was Sie nicht sind, und damit treiben Sie Ihre bessere Natur aus jenem innerlichen Heiligthum heraus, in das Ihr Schöpfer Sie hineingestellt hat. Der Gedanke, daß Sie in diesem Kampfe siegreich sein könnten, ist mir schrecklich. O könnte ich Sie doch mit mir nehmen dorthin, wo mein Geist sich bisweilen ohne Furcht ausruht, fern, fern über uns in jener Region der Reinheit, wo die Wahrheit in ihrer Glorie und Größe Königin ist... Während der letzten drei Jahre haben Sie von meiner Seite, in meinen Worten, in meinen Handlungen nie etwas anderes erfahren, als Proben einer unveränderlichen Freundschaft. Halten Sie diesen Brief für deren Fortsetzung. Derselbe hat mir mehr Herzweh gekostet, als ich glaubte ertragen zu können; er hat mich krank gemacht um der Gewalt willen, die ich meinem Herzen angethan. Was Sie aber auch über ihn denken mögen, das wird an der Thatsache nichts ändern können, daß Sie in ihm einen neuen Beweis meiner Liebe erhalten."

Keine Frage: wer so schreiben kann, ist sich der Kostbarkeit des mit unendlicher Mühe errungenen Schatzes seines religiösen Friedens bewußt. Hatten die schmerzlichen Prüfungen der letzten Monate diesen Frieden nur noch vorübergehend trüben, aber nicht mehr stören können, so war dieß noch weniger bei einer religiös so ernst angelegten Natur durch den unerwarteten Glückswechsel in seiner Lage nach seiner Rückkehr aus Deutschland möglich. Noch im Januar 1837 war Faber auf eine andere

vacant gewordene Fellowstelle am Universitätscolleg gewählt worden; auch den Preis Johnson für die Theologie trug er unter vielen Mitbewerbern davon. Dießmal war Newman unter seinen Examinatoren. Am 31. Januar 1837 konnte er seinem Freunde Morris schreiben: „Es scheint mir, daß ich nun endlich in einem Hafen gelandet bin, wo ich von allen Seiten mit Mitteln der Gnade umgeben bin, die man nicht leicht anderswo findet. Füge es doch Gott, daß ich denselben entsprechend auch in der Gnade fortschreite. Bis zum heutigen Tage bin ich leichfertig, unbedacht gewesen, mich selbst zu sehr hörend. Jetzt lebt in mir nur noch der eine Wunsch, mein ganzes Leben dazu aufzuwenden, für Christum und für seine Kirche das wenige Gute zu thun, zu dessen Vollbringung mich mein Meister befähigt hat.“ Frederick Faber hatte sich immer zum Dienste Gottes berufen erachtet; jetzt, wo er eine bestimmte Lehrstelle inne hatte, durfte er darin die Aufforderung zur unmittelbaren Vorbereitung auf den Empfang der anglicanischen Weihen sehen. Wie ernst dieß sein Wille war, gab er sofort kund.

III.

Lehr- und Wanderjahre (1837—1843). Thätigkeit in Oxford. Vorbereitungen auf die anglicanischen Weihen; Empfang derselben. Seelsorgliche Thätigkeit zu Ambleside. Schlimmer Gesundheitszustand. Mehrmonatliche Reise nach dem Orient; Bedeutung derselben für seine anglicanischen Anschauungen. Annahme der Pfarrei Elton. Erste Beziehungen zu Bischof Wiseman. Reise durch Frankreich und Italien nach Rom. Tiefe Einwirkung seines römischen Aufenthaltes. Versöhnungsversuche zwischen seinen anglicanischen und katholischen Anschauungen.

Im Augenblicke seiner Ernennung zum Fellow des Universitätscollegs in Oxford war Faber ein überzeugter Anhänger des Anglicanismus. Die Hoffnung der Tractarianer und ihrer Freunde indeß, die von Oxford ausgehende Bewegung zur

Neubelebung des anglicanischen Hochkirchenthums werde bo
das ganze Land erfassen, und die durch die Stürme der reform
torischen und puritanischen Zeit geretteten katholischen Elemen
würden trotz der protestantischen Tendenzen der Hochkirche di
bald durchdringen und zur religiösen Erneuung Englan
führen, scheint Faber, nach einigen gelegentlichen Ausdrück
seiner Briefe zu urtheilen, nicht getheilt zu haben; vielme
drängte sich ihm eine immer lebhaftere Besorgniß für die chri
liche Zukunft Englands auf, und die großen religiösen Kämp
welche ihm selbst vorbehalten waren, warfen schon ihre Sch
ten in seinem Geiste von dem Augenblicke an, wo er sich m
seiner eigenen Zukunft näher beschäftigte.

Entsprechend seinem früher geäußerten Wunsche, sich ei
gehender mit den christlichen Schriftstellern der ersten Jah
hunderte zu beschäftigen, bot er jetzt, nachdem er seine Fello
stelle angetreten, den Herausgebern der „Bibliothek d
Väter", Dr. Pusey an der Spitze, seine Mitarbeiterschaft a
Der Zweck dieser „Bibliothek" war, dem größern Publiku
die gemeinverständlichsten und der Frömmigkeit förderlichst
patristischen Schriften leicht zugänglich zu machen. Faber e
hielt den Auftrag zur Bearbeitung der Schriften des hl. O
tatus von Mileve, neben dem hl. Augustinus der eifrigste Ge
ner der Donatisten. Die Betheiligung an der „Bibliothek
führte bald zu einer engeren Bekanntschaft mit Dr. Newma
dessen eifriger Anhänger er schon, ohne ihm persönlich nahe z
treten, eine Zeit lang, wie wir sahen, war, der von jetzt a
aber, mehr als irgend ein Anderer, einen entscheidenden Ei
fluß auf das religiöse Leben Fabers gewann.

„Alle meine Zeit," schreibt Faber an Morris (17. Apr
1837) über seine neue Lebensweise in Oxford, „ist d
Art in Anspruch genommen, daß mir höchstens eine Stund
für meine Correspondenz bleibt. Ich habe vier Zöglinge un
überdieß eine große Liste von Büchern durchzulesen im Au
trage des Bischofs von Ripon; füge noch die Uebersetzung d

Biſchofs von Mileve über das donatiſtiſche Schisma hinzu und du wirſt ſehen, daß das ſchon mehr iſt, als eine gewöhnliche Rechnung."

Eine ſtets erſehnte Abwechſelung in den Unruhen und den Arbeiten ſeiner neuen Stellung brachten die großen Ferien, in denen Faber eine kleine Geſellſchaft von Studenten nach dem lieblichen Ambleſide am Fuße der ſeit den früheſten Tagen ihm ſo trauten Berge von Weſtmoreland führte; es begann hier manche ſeiner langdauernden Freundesverbindungen, unter denen beſonders die des hervorragendſten unter den „Seedichtern", Wordsworth's, hervorzuheben iſt, deſſen Werke, lange ſchon der Gegenſtand der ungetheilten Bewunderung Fabers, viel zur Entwickelung ſeines poetiſchen Talentes beigetragen hatten. Die Gemeinſamkeit einer enthuſiaſtiſchen Freude an der Natur, die romantiſche Denk- und Anſchauungsweiſe über das chriſtliche Alterthum und die katholiſche Vergangenheit Englands, die freilich bei dem viel älteren Wordsworth kühler und reſervirter, aber immerhin eben ſo offen und aufrichtig ſich zeigte, wie bei ſeinem jungen Freunde, — hatten eine Annäherung der beiden Männer herbeigeführt; und wenn der greiſe Dichter und der jugendliche hellgelockte, kaum der Schulbank entwachſene Oxforder Fellow immer wieder zu jenen langen Ausflügen in den pittoresken Berglandſchaften von Weſtmoreland ſich zuſammenfanden, welche Faber ſpäter beſchrieben, dann war der große Unterſchied des Alters bald vergeſſen und gerne horchte Faber inmitten der ſtockenden Unterhaltung auf die Verſe des gefeierten Dichters, die dieſer im Gehen vor ſich her zu murmeln pflegte. Erſt als Faber ſich ſchon in Ambleſide mehr dem Seelſorgsleben zu widmen begann, ſah Wordsworth ein, daß er den jüngſten, aber vielleicht begabteſten ſeiner Freunde am eheſten verlieren würde. Mit ſeiner Klage, daß England zugleich einen Dichter verlieren würde, behielt er in gewiſſem Sinne Recht.

Schon am 1. Auguſt d. J. wurde Faber in der St. Wil-

fridskathedrale zu Ripon zum Diakon ordinirt und zwar durch Dr. Longley, seinen ehemaligen Lehrer zu Harrow, und mit diesem Tage begann sein thätiges Eingreifen in die anglicanische Seelsorge, zunächst in der Pfarrei Ambleside, wo er in der Regel zweimal wöchentlich die Ferienzeit hindurch predigte, bis ihn das Ende derselben zu seiner akademischen Lehrthätigkeit nach Oxford zurückrief. Seine Vorliebe für die seelsorgliche Thätigkeit zeigte sich mehr und mehr. So verliefen die Jahre 1837—1839 schnell. Der Ruf der Predigten Fabers begann schnell sich zu verbreiten, und mit Erfolg veröffentlichte er von Zeit zu Zeit einige kleinere religiöse Abhandlungen, einige Predigten und Erbauungsbücher.

Am 26. Mai 1839 ertheilte ihm zu Oxford der Bischof Bagot die priesterliche Ordination, die ihn zur Annahme einer selbstständigen Seelsorgsstelle befähigte. Daß der 26. Mai später als das Patronsfest der Kinder des hl. Philippus Neri ihm stets ein so freudiger Tag werden sollte, ahnte Faber freilich damals nicht.

Aus der ganzen Zeit der letzten drei Jahre sind nur sehr wenige Briefe von ihm erhalten. „Eine Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen," erklärt P. Bowden, „hatte sich zwischen ihm und dem Freunde, an den bis dahin die meisten seiner Briefe gerichtet waren, erhoben. Ihre Verbindung wurde weniger häufig und die beständige Vermehrung seiner Beschäftigungen hinderten Faber, mit der bisherigen Regelmäßigkeit zu schreiben." Welcher Art diese Meinungsverschiedenheit war, erfahren wir leider nicht. So wenig Anhalt indeß die erhaltene Correspondenz aus den drei letzten Jahren für die Weiterbildung der religiösen Ueberzeugungen Fabers gibt, so fehlt es, wie schon angedeutet, nicht an mancherlei Andeutungen, die uns erkennen lassen, daß der engere Anschluß an den Anglicanismus und die seeleneifrige Hingabe an die Aufgaben der anglicanischen Seelsorge ihn keineswegs in den Bedenken über seine Stellung zur Hochkirche vollkommen zu beruhigen vermochten.

Im Anfang des Jahres 1837 erſchien Newmans berühmtes Buch über „das Prophetenamt der Kirche dem Romanismus und dem vulgären Proteſtantismus gegenüber". Das für die tractarianiſche Schule epochemachende Buch, die Frucht einer ſorgfältigen Durchforſchung und Vergleichung der Lehren der vornehmſten anglicaniſchen Theologen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, war ein erſter großangelegter Verſuch, zu einem theologiſchen Lehrgebäude nach anglicaniſcher Grundanſchauung und getragen von anerkannt rechtgläubigen anglicaniſchen Theologen, die erſten Bauſteine zu liefern. Auch Faber fand in dem Buche, wie in der Lehr- und Predigtweiſe Newmans während der letzten Oxforder Zeit überhaupt, endlich einmal das, was er ſeit langer Zeit geſucht hatte, nämlich eine klare und poſitive Auseinanderſetzung der anglicaniſchen Principien. „Seit zu langer Zeit," klagt er (31. März 1837) ſeinem Freunde Morris, „haben die anglicaniſchen Doctoren und Prediger ihre Principien nur als eine Negation der Lehren der römiſchen Kirche dargelegt." Am Oſterabende des Jahres 1837, wo er den größten Theil des Buches zu Ende geleſen, ſchreibt er an denſelben Freund: „Gebe Gott, daß das Buch ſeinen Lauf unter uns vollende und ſeine alten und geſunden Ideen ausbreite. Meiner Anſicht nach gleicht die anglicaniſche Kirche unſerer Tage dem Thale der Gebeine (in der bekannten Viſion des Propheten Ezechiel). Es ſcheint, daß jener Geiſt, der weht, wo er will, gleich dem Winde, der ſein Abbild in den natürlichen Dingen iſt, ſich unter uns verbreitet hat; wir hören ſein Brauſen, fühlen ſeine Erſchütterung und ſehen, daß Bein an Bein ſich fügt, belebt und gezogen, wie durch eine unſichtbare Gewalt; aber die vollendete Auferſtehung in der Einheit iſt noch nicht da. Ach, wird ſie jemals kommen? Gott allein weiß es! Gleichviel; was kommen wird, iſt zweifellos für uns das Beſte und das Beſte auch für die Glorie deſſen, der uns in ſeinem myſtiſchen Körper nur in engſter Einheit mit ſich verbunden ſehen will."

Wie ernſt es Faber für ſeinen Theil mit der Verwirklichung dieſer Aufgabe nahm, zeigen ſowohl ſeine angeſtrengten Studien, wie ſein Eifer im Predigen und ſein freiwilliger Antheil an den Seelſorgsarbeiten in Ambleſide. Durch ſeine Ueberſetzung des Optatus wollte er, wie er an Sir Roundel Palmer (5. Mai 1837) ſchrieb, ſeinerſeits ſein Scherflein zu all dem Guten beitragen, was das große Werk, unſere alten katholiſchen Lehrer bekannt zu machen, wirken ſoll. Dabei betont jedoch Faber, wie auch für ihn perſönlich die Arbeiten an der Ueberſetzung des Optatus eine hohe Bedeutung hätten: einmal ſollten ihn dieſelben in das ſchwierige, aber ſehnlichſt verlangte Studium der Väter überhaupt einführen, dann aber auch ihm den rechten Einblick in das donatiſtiſche Schisma, in eine hochwichtige und äußerſt lehrreiche Aera der Kirchengeſchichte verſchaffen.

Bei der Rückkehr aus den Oſterferien des Jahres 1838 meldet er (7. Mai) demſelben Freunde, daß er eine kleine Abhandlung über „das Gebetbuch“ geſchrieben, eine neue Auflage ſeiner Predigt über die Kirche beſorgt und jetzt mit der Herausgabe der privaten Andachtsübungen des (anglicaniſchen) Erzbiſchofs Laud beſchäftigt ſei, die ihn im Gegenſatze zu den breitſpurigen, wortreichen und ermüdenden nichtsſagenden Andachtsübungen der modernen Gebetbücher außerordentlich anſprächen. Bei der Wiederaufnahme ſeiner Predigten in Ambleſide im Herbſte erklärt er, es ſei für ihn fortan ein Hauptgeſichtspunkt, der katholiſchen Methode der hl. Väter hinſichtlich der bibliſchen Predigten zu folgen; nicht zu eifern, ſondern zu lehren, ſei ſeine Pflicht. „Bitte doch Gott,“ hatte er (31. Auguſt 1837) an Morris geſchrieben, „mir die Milde des Herzens zu ſchenken. Meine Pflicht iſt, zu lehren und nicht zu ſtreiten. Ich habe fortan keine anderen Herren, als Gott und meinen Biſchof! Oh, daß ich ihnen doch ſtets gehorſam bleibe! Deiner Gebete bedarf ich gar ſehr; denn ich habe ein gar heißes, ein ſtürmiſches Herz.“ Mit manchen ſeiner

Seelſorgserfahrungen war er wenig zufrieden. In einem Briefe vom 18. Juli 1838 ſpricht er ſich über die „engliſche Propaganda“, einen Verein in Ambleſide, ſehr ſcharf aus. „Es iſt kein Zweifel,“ ſagt er, „daß derlei Geſellſchaften uns durch ihren antikatholiſchen Geiſt ſehr ſchaden; aber von dieſem Unrechte wollen ſich die braven Leute hier nicht überzeugen laſſen. Ich finde darin eine Lehre für die Kirche, niemals das Gute zu thun in der Weiſe, wie die Welt es thut. Die Ideen der Majorität, einer centraliſirten Action, lokaler Aſſociationen ꝛc. haben ſich in vielen Köpfen an Stelle der biſchöflichen Ordnung geſetzt. Die Leute haben ſich in dieſer Hinſicht zu wenig Rechenſchaft von ihren Geſinnungen gegeben, ſo daß der Kreis der Trennung zwiſchen Welt und der Kirche, ſo wie der heilige Geiſt ihn gezogen, faſt für ſie verſchwunden iſt.“

Im Laufe des Sommers des Jahres 1839 machte er eine kleine Reiſe durch Belgien nach dem Rheine. Nach der Rückkehr gab er ſeinem Mißfallen über die kirchlichen Gebräuche des Landes und ſeiner geringen Achtung vor der Bildung des katholiſchen Klerus einen etwas vorſchnellen Ausdruck. Der einzige uns über die Reiſe erhaltene Brief (Köln, 25. Auguſt 1839) iſt wegen der erſten Eindrücke über den katholiſchen Gottesdienſt von Intereſſe. „Ich fürchte,“ ſchreibt er an Morris, „daß du mich für einen ganz armſeligen Proteſtanten anſiehſt. Wir, mein Reiſegefährte und ich, beſchloſſen, uns hier (in Köln) dem katholiſchen Rituale ganz anzubequemen. Wir haben uns in Mecheln ſelbſt die Mechelner Ausgabe des römiſchen Breviers gekauft; wir gehen regelmäßig zur Kirche, um die canoniſchen Tagzeiten zu beten, und beten, wie der Prieſter, den Reſt des Officiums im Wagen, im Hotel oder wo wir gerade uns aufhalten. Im Brevierbeten hat mich ein gutherziger, frommer Prieſter, ein Mann von großer Herzenseinfalt, unterwieſen, nicht ohne einen Anflug von Theologie. Aber ich finde hier nicht, was ich ſuche. Die Unandacht, der Lärm, die Gleichgiltigkeit, das fortwährende Ein- und Aus-

gehen, ſtörendes Räuſpern und Auswerfen dicht neben dem Altare, Chriſtusbilder, lächerlich bis zum Herzweh, alles das kann ich nicht länger ertragen. An die Incenſirung der Prieſter, an das fortwährende Geläute, an die Uebertragung des heiligen Sacramentes von einem Altare zum andern kann ich mich ſchon gewöhnen, wenn ich unterdeß meine Pſalmen bete. Indeſſen wenn ich mich in eine Seitenkapelle zurückziehen kann, die kein Marienbild aus Wachs, keine ſchrecklichen Bilder des ewigen Vaters hat, geht es leidlich."

Während des Sommers 1840 zog Faber zu der adeligen Familie Mathew Harriſon in Ambleſide, um die Leitung der Erziehung des älteſten Sohnes zu übernehmen. Seine Arbeiten hinderten ihn indeß nicht, eifriger noch wie bisher der Seelſorge in der Pfarrei ſich anzunehmen. Die Pfarrei war in einem traurigen Zuſtande. Das hohe Alter und die beſtändige Krankheit des Pfarrers gaben dem Treiben der Diſſidenten leichtes Spiel. Die Pfarrkirche wurde kaum noch beſucht. Eine mehrmonatliche angeſtrengte Wirkſamkeit Fabers hatte die Beſucher derſelben verdoppelt und die Anhänglichkeit an die Staatskirche erneuert. Was die Freude an dieſer ſegensreichen Thätigkeit erhöhte, war der andauernde, ſeltene Erfolg, den eine kleine Sammlung meiſt religiöſer Gedichte aus den erſten Oxforder Jahren errang, die er im Herbſte d. J. unter dem Titel „Die Waſſerlilie des Cherwell" herausgab. Die Selbſtkritik des Verfaſſers bezeichnete die Sammlung als „äußerſt jugendlich, aber doch wohl im Stande, ſich Bahn zu brechen".

Um dieſe Zeit hatte in den Freundeskreiſen Fabers ſich das Gerücht verbreitet und, wie es ſcheint, einigen Glauben gefunden, Faber werde heirathen. Zwei aus dem October d. J. vorliegende Briefe an Morris laſſen erkennen, daß das Gerücht jedes poſitiven Anhaltes entbehrte. Ein Gedicht der jüngſt veröffentlichten Sammlung ſcheint der Anlaß zu dem Gerede geweſen zu ſein. Am 21. October ſchrieb Faber: „Ich habe keinerlei Verpflichtung dieſer Art gehabt, und habe eine ſolche

auch gegenwärtig nicht. Bei mir ſteht der Cölibat in ſo hohen Ehren und ich halte ihn ſo ausnehmend paſſend für den Geiſtlichen, daß, wenn Chriſtus mich zu unterweiſen würdigt, allein zu leben, jungfräulich zu leben und jungfräulich zu ſterben, ich um Vieles, ſelbſt um den Preis großer Opfer, vorziehe, ſo zu bleiben, wie mich Gott bis auf dieſen Tag bewahrt hat." „Ich bin," ſchreibt er am folgenden Tage nochmals an denſelben Freund, „ich bin mit viel größerer Nachſicht erzogen worden als du (Gott möge es den theueren Seelen meiner Eltern gnädig verzeihen); aber bis auf den heutigen Tag habe ich mir eine Gewiſſenspflicht daraus gemacht, aller zu weichlichen Gewohnheiten mich zu entſchlagen. Mit Gottes Erbarmen mache ich auf dieſem Wege Fortſchritte und ich hoffe, Gott wird mich in ſeinen gnädigen Schutz nehmen. Aber gewiß iſt mir auch, daß ich niemals das werde, was ich geworden wäre, wenn ich nicht ein verhätſcheltes Kind geweſen. Der Verluſt der elterlichen Liebe in ſo zartem Alter, verbunden mit der ſchnellen Entwickelung meiner Conſtitution, haben auf mich einen ſtarken Einfluß geübt. Aber warum noch von ſolchen Dingen reden? Es iſt, wie ich dir geſagt habe. Ich will mich nicht verheirathen und ich habe keinen derartigen Plan im Sinne; das Märchen, welches du erzählſt, iſt eben ſo gut begründet, wie dasjenige, welches mich zum erwählten Erzbiſchof von York machen würde." Auf einige Stellen ſeiner Gedichte übergehend, auf die der Freund angeſpielt, ſagt er ſcherzend: „Meine Gedichte ſind in dieſer Hinſicht weniger katholiſch, als ich ſelbſt es bin; es iſt ja die Natur der Poeſie, ſich an der Oberfläche des Gedankens aufzuhalten."

Einen noch ungleich tieferen Blick in das innerliche Leben, die Gebete und die theologiſche Denkweiſe Fabers, in den wachſenden Ernſt, über ſeinen Anglicanismus in's Reine zu kommen, gewährt uns ein in dieſelbe Zeit fallender Brief an denſelben Freund, worin er ſich in umfaſſender Weiſe über die augenblickliche Lage der Hochkirche ausſprach. Man erinnere ſich der

Aufnahme, welche Newmans „Prophetenamt“ bei Faber gefunden. Nach ſeinem ganzen religiöſen Entwicklungsgange war Faber mit innerer Nothwendigkeit zum Anglicanismus hingeführt worden, weil der Evangelismus ihm für ſein reiches religiöſes Denken, ſeine poſitive religiöſe Ueberzeugung keinen Halt bot. Er ſtand jetzt auf der via media, die der Anglicanismus nach der Lehre Newmans zwiſchen dem „Papismus“ und dem Proteſtantismus „mit vorſichtiger Zurückhaltung“ inne zu halten hatte. „Proteſtantismus und Papismus,“ hatte Newman in ſeiner Einleitung zum „Prophetenamte“ geſagt, „ſind Religionen von wirklichem Beſtande ... aber die via media (der anglicaniſchen Biſchofskirche), als ein weſenhaft in ſich abgeſchloſſenes Syſtem betrachtet, hat bis jetzt kaum ein anderes Daſein gehabt, als auf dem Papier.“ Gleich Newman ſchwebte Faber das Ideal vor, den Anglo-Katholicismus zu einer wirklichen, das Land in ſeinem Chriſtenthum erneuenden Religion umzugeſtalten. Dieſes Ideal hatte nun die Probe zu beſtehen. Von der Möglichkeit und dem Maße ſeiner Verwirklichung hing für ihn, den raſtlos nach der Wahrheit und inneren Wahrhaftigkeit ſeiner religiöſen Ueberzeugung Strebenden, ſeine fernere Stellung zum Anglicanismus ab.

Ein nicht datirter, aber nach ſeinem inneren Zuſammenhange wahrſcheinlich ſchon in den Anfang des Jahres 1841 fallender Brief, iſt als ein erſter Verſuch der Orientirung über ſeine Stellung zur Hochkirche von hohem Intereſſe. Noch galt ihm dieſelbe nach der von Newman betretenen Bahn als etwas unendlich Beſſeres, als jener „Gallicanismus, der der Götze ſo vieler moderner anglicaniſcher Schriftſteller geworden iſt“. Allein dieſer Vorzug war für ihn nicht entſcheidend. „Was mir,“ ſchreibt er an Morris, „bei den anglicaniſchen Theologen mißfällt, iſt die Kälte, die verworrene Lehrmethode, die lügneriſche Demuth der Geraſener (im Evangelium), der Schrecken vor dem Myſticismus, die Gedankenleere, die blinde Abneigung gegen Rom und das allgemeine Abhandenkommen

aller Merkmale seiner katholischen Vergangenheit. Alles das mißfällt mir. Aber ich glaube, in Wirklichkeit läßt sich das Alles von dem wahrhaften Anglicanismus trennen, auch wenn wir ihn nur (nach der Lehre Newmans) als eine besondere Schule der lateinischen Theologie auffassen. Wenn wir eine Verfolgung erlebten, so möchte ich zwar nicht behaupten, wir seien in einem solchen Gnadenzustande, um dieselbe mit Nutzen zu überstehen. Aber könnte dieselbe mit Gottes Hilfe nicht eine Läuterung unter uns bewirken?" Nachdem Faber beklagt, daß so viele anglicanische Theologen den Anglicanismus durch das „Außenwerk" ihrer heftigen Ausfälle gegen Rom in seiner Einheit gebrochen und dadurch entstellt hätten, wirft er einen Blick auf die geschichtliche Vergangenheit desselben. Die anglo-normannische Kirche habe trotz ihrer römischen Obedienz eine viel originellere, selbständigere Physiognomie gehabt, als beispielsweise die spanische Kirche, womit er indessen an sich schon ebenso wenig etwas Gutes von ihr aussagen wolle, wie vom Gallicanismus. „Wenn ich ein französischer Priester wäre, ich würde zur Schule de Maistre's stehen. Meiner Ansicht nach ist es Unrecht, den Anglicanismus als das verquickte Resultat der Reformation und der ihr widerstrebenden (katholischen) Reaction anzusehen. Er ist entstanden unter den normannischen Königen. Im Grunde war diese anglo-normannische Kirche ebenso von der anglo-sächsischen verschieden, wie die Kirche der Tudors von ersterer. Nun, gerade diese anglo-normannische Kirche wurde in ihrem Charakter (von den Tudors) immer mehr gefälscht. Unter Heinrich VII. war sie schon bejammernswerth. Es folgte (unter Heinrich VIII.) der Sturm und in ihm der Schiffbruch auf den Untiefen und den unstäten Sandbänken des Erastianismus (d. i. des Staatskirchenthums). Der Sturm war unvermeidlich, keineswegs aber der Schiffbruch. Dann kam die Entehrung zur Zeit der Elisabeth; das Schiff sank unter Wasser.... Von Seiten Jakobs I. und vielleicht auch Karls wurde versucht, eine gemäßigte rö-

miſche Partei zu ſchaffen, römiſch der Lehre, anglicaniſch der Politik nach.... Jetzt erſt trat für die Biſchöfe eine echt anglicaniſche Schule auf unter dem Schutze der Krone, unterrichtet in der Schule der Leiden. Sie hatte drei Martyrer: einen König, einen Primas und einen Laien vom höchſten Adel, und dennoch neigte der König, ein ſo guter Katholik er (im Sinne der Tractarianer) war, zum Eraſtianismus. Die Non-Jurors (die ſtreng biſchöflich geſinnten Anglicaner) griffen alsdann den Staat an, bevor ſie noch Kraft genug hatten, das mit Erfolg thun zu können; ſie wurden vernichtet. Endlich war die Zeit der George da; ſie drückten uns ganz ſachte zu einem verſtändigen, vornehmen und correcten Deismus herab. Und heute? Wir ſehen den Anglicanismus nicht mehr unter den Biſchöfen am Leben, wo der Staat ihn bemerken und vernichten würde, ſondern unter dem niederen Klerus. Wir dürfen hoffen, daß dieſer ihn beſſer verſteht und ſeine Bedeutung darin erkennt, den Alten perſönlich zu folgen; daß er mit der Hilfe des Himmels mehr Ausſicht auf Erfolg hat, als irgend einer ſeiner Vorgänger. Was beweist dieſe ganze geſchichtliche Entwicklung anders, als daß der Anglicanismus noch in ſeiner Erziehung, in dem Streben, in dem Suchen nach ſeinem Ziele begriffen iſt; er iſt eine wirkliche, aber noch unvollſtändige Idee, die erſt nach voller Verwirklichung ringt. Alles, was noch im Stande des Strebens ſich befindet, trägt nothwendig vorübergehende Widerſprüche in ſich."

Man ſieht, klarer und ſchärfer noch als Newman, hatte Faber damals, vielleicht ohne es ſich einzugeſtehen, das Erbübel der anglicaniſchen Sonderkirche im Eraſtianismus erkannt, d. h. in jenem nach einem ſonſt unbekannten Sectirer des ſechszehnten Jahrhunderts benannten kirchenpolitiſchen Syſtem, welches der Kirche jede geſetzgebende Autorität abſprach und dieſelbe auch in kirchlichen Dingen der weltlichen Macht zuerkannte. Daß er indeß trotz der augenblicklichen Annahme der via media Newmans über deren baldige Verwirk-

lichung nicht ohne Sorge war, geht klar aus den Bedenken hervor, welche er gerade hinsichtlich dieses Punktes auszusprechen sich gedrungen fühlte. „Der Anglicanismus," schreibt er an Morris, „hat zwar in großem Umfange die Lehre der ersten Zeiten des Christenthums wieder erweckt, aber nicht deren sittlichen Charakter; Letzteres darum, weil er die Idee der Katholicität nicht genug erfaßt hat. Diese Idee kann ohne eine bedeutende Annäherung an die katholische Gemeinschaft nicht verwirklicht werden, und unsere Annäherung an diese Gemeinschaft hat nur auf dem Gebiete des Alterthums stattgefunden. Wir wissen nicht, wie wir mit der gegenwärtigen Kirche zurechtkommen sollen. Die abendländische Christenheit wohnt hart an unserer Thüre und nie vergeht ein Sommer, ohne daß Hunderte aus unserer Mitte nach allen Seiten sie durchwandern. Aber wir vergessen dabei, sie als die altehrwürdige Christenheit des Occidentes anzusehen. Ich trage natürlich alledem Rechnung, was man von unserer Excommunication, von unserem Ausschluß vom dortigen Gottesdienst ꝛc. sagt; das ist zum Theil falsch, zum Theil wahr. Wir können vielleicht von dem abendländischen Christenthume keinen Gebrauch machen, es mag ja sein; aber darum ist es nicht minder wahr, daß gerade aus diesem Grunde der Anglicanismus sein Programm nicht verwirklicht. Wahrlich, wenn der Anglicanismus das ist, was er immer sein soll, wenn er seine Idee als eine eigene Schule, als insulare Theologie des Occidents ebenso gut als schlecht verwirklicht hat, wie kann, wie soll man ihn denn gegen die Anklage vertheidigen, daß er doch nichts ist, als eine verstümmelte und unvollständige Theologie? Wie kann ihn denn aller Anschluß an das kirchliche Alterthum von dem Charakter einer schismatischen Theologie retten? Die gegenwärtige (anglicanische) Kirche, die einen so großen Raum in einigen Lehrbüchern der römischen Theologie einnimmt, die ich gelesen habe, ist etwas, was für die Mehrzahl der Anglikaner nicht mehr existirt. So wie unsere Kirche nun

einmal ist, wissen sie leider gar nicht, was damit anzufangen ist; und ich bin wahrlich nicht im Stande, es ihnen zu sagen. Was ist zu thun, sagen die englischen Reisenden, wir sind ja doch excommunicirt? Füge es doch Gott, daß sie alle auf ihren Reisen das Gewicht dieser Excommunication recht sehr fühlen. Welcher Genuß wäre es, sechs Monate zu München unter den Schülern eines Möhler und Döllinger zu sitzen? Ich werde mehr davon verstehen, wenn ich einmal mehr gereist bin. Ich werde von allen Verbindungsmitteln, die mir nicht verschlossen sind, Nutzen zu ziehen suchen; das wird für mich, wenn auch nicht für Andere, eine Wohlthat sein."

Für Faber war also die Erforschung der thatsächlichen Beziehungen des Anglicanismus zu den occidentalischen Kirchen nicht mehr bloß eine Frage wissenschaftlicher Neugierde, sondern eine Frage von höchstem Lebensinteresse für die Bildung seines letztgiltigen Urtheils über den Anglicanismus geworden. Von dieser Probe hing seine zukünftige Stellung zu demselben ab. Er hatte an sich erfahren, wie grau alle Theorie der Schule gegenüber den großen Lebensfragen des Herzens ist, die ihre Lösung mit dem ganzen Nachdrucke inneren wahrheitlichen und sich selbstverläugnenden Strebens nach innerem Frieden fordert.

Wir müssen ein Zeichen der liebevollen Barmherzigkeit der Vorsehung darin erkennen, daß die Möglichkeit, in directe lebensvolle Verbindung mit dem abendländischen Christenthum zu treten, sich für Faber alsbald eröffnen sollte. Er erhielt nämlich den Antrag, mit seinem Zöglinge den größten Theil des Jahres 1841 mit Reisen auf dem Continente zuzubringen. Dieser Plan sagte Faber aus mehreren Gründen je länger je mehr zu. Trotz aller Vorliebe für die Universität widerstrebte es ihm doch, je länger, je mehr, seine Lehrthätigkeit dort wieder aufzunehmen. Die Seelsorgsarbeiten entsprachen seinem Herzen mehr. Schon unterm 16. November 1840 hatte er an Morris geschrieben: „Ich stimme dir darin bei, daß, wo man auch

immer ſein mag, man ſich überall Feinde ſchafft, und mein Charakter iſt ja ganz darnach angethan, mir ſolche ſelbſt inmitten der Sahara zu ſchaffen. Wenn ich aus Erfahrung urtheilen ſoll, ſo liegt in der Oxforder Feindſeligkeit etwas Einſchneidendes, was alte Wunden über alles Maß immer wieder aufreißt. Nirgendwo findet man zwar das Reich jener Liebe, die Alles hofft; allein in Oxford darf man auf ſie am allerwenigſten rechnen. Ich ſetze voraus, daß mit dem Fortſchritt der Jahre das Herz mehr und mehr gegen alle Empfindſamkeiten hart wird; aber wenn mein Geiſt ſich gewiſſen Erinnerungen an akademiſche Schroffheiten überläßt, deren Nachgeſchmack bei mir wie der des fürchterlichen Chinin wirkt, dem ziehe ich doch den brauſenden Sturmwind unſerer Berge vor, der in dieſem Augenblick mein Haus bis in die Fundamente erzittern macht.“ Aus einer Nachſchrift des Briefes erkennen wir, daß Faber damals von Arbeiten aller Art überangeſtrengt war und an eine baldige Rückkehr nach Oxford keineswegs dachte. Er läßt ſich bei Dalgairns (ſeinem ſpäteren Mitbruder im Londoner Oratorium) empfehlen und denſelben bitten, doch ja ihm ſeine franzöſiſche Ueberſetzung der Symbolik Möhlers gut bis zu ſeiner Ankunft aufzuheben. „In dieſem Buche iſt ein ganzer Schatz großer Theologie zu heben. Lies nur eingehend einmal den Vergleich zwiſchen dem Ultra-Proteſtantismus und dem Neſtorianismus.“

Faber verſchob einſtweilen den definitiven Entſchluß über ſeine Rückkehr an die Univerſität. Allein das Jahr 1840 ſollte nicht ohne einen Zufall für ihn zu Ende gehen, der ihm in der deutlichſten Weiſe zeigte, was ſeine nächſte Pflicht ſei. Am Sonntag vor dem Feſte der Beſchneidung des Herrn brach er auf dem Predigtſtuhle wie leblos zuſammen. Als er wieder zum Bewußtſein kam, fand er ſich in der Sakriſtei von Aerzten umgeben, die ihm alsbald erklärten, an eine Wiederaufnahme aller und jeder Lehrthätigkeit ſei für eine geraume Zeit nicht zu denken; die Ueberanſtrengung habe eine Erſchöpfung

ſeiner Natur herbeigeführt, deren Gefahren nur durch abſolute Ruhe zu beſeitigen ſeien. Damit war die Frage der Rückkehr nach Oxford entſchieden, und die Nothwendigkeit, ſeine erſchütterte Geſundheit auf einer längeren Reiſe herzuſtellen, trat wieder in den Vordergrund. Schon am 1. Januar 1841 konnte er Morris melden: „Zu meiner größten Genugthuung ſind unſere Reiſepläne ſchon fertig. Wir reiſen Ende Februar ab und werden uns fünf Monate in Rußland, Lappland, Schweden, Norwegen und Dänemark aufhalten. Ich fürchte zwar, mir nur eine oberflächliche Einſicht in die griechiſch-ruſſiſche Kirche verſchaffen zu können, allein auch dieſe ſoll mir ſchon von hohem Intereſſe ſein. Ich mache mich auf manche Enttäuſchungen gefaßt; vorab hinſichtlich der Waldenſer (?), deren Bedeutung man nur darum ſo ſehr übertreibt, um unſere Aufmerkſamkeit leichter von Rom abzulenken; dann auch hinſichtlich der griechiſchen Kirche, die nachgerade bei allen denen in Mode kommt, welche eine Hierarchie wollen. Alles das kommt mir verdächtig vor; natürlich ſpreche ich ohne nähere Kenntniß. Für jetzt ſind alle meine Wünſche ſo ſehr auf meinen leidenden Zuſtand gerichtet, daß ich an nichts denke, als an die Sandbänke des baltiſchen Meeres, die mir mit ihrer ſtärkenden Luft die Geſundheit wiederbringen ſollen.“ Den Beziehungen des Anglicanismus zu der übrigen Chriſtenheit galt alſo auch jetzt noch ſein erſtes Intereſſe; auf ihre Erforſchung ſein Hauptaugenmerk zu richten, war er bei der Abreiſe von England feſt entſchloſſen.

Bevor jedoch der Tag der Abreiſe eintrat, waren die Reiſepläne andere geworden; es wurde beſtimmt, daß Faber und ſein Begleiter ſich zunächſt nach Paris und von dort mitten durch Frankreich nach dem Mittelmeere und der Levante begeben ſollten. Am 26. Februar erfolgte die Abreiſe nach Paris und Südfrankreich. In Marſeille ſchifften ſich die Reiſenden nach Genua ein, durchzogen die Lombardei und gelangten über Venedig am 30. April nach Trieſt. Den Maimonat widmeten

ſie der Reiſe nach Griechenland und dem Bosporus. In Konſtantinopel wurde Faber durch eine Krankheit feſtgehalten; erſt am 2. Juni konnte er mit ſeinem Begleiter die Reiſe fortſetzen. Sie fuhren von Küſtendſche auf einer damals noch wenig beliebten Tour die ganze Donau hinauf durch Bulgarien und ſuchten durch Ungarn den Weg nach Wien. Nach einem kurzen Aufenthalte durchwanderten ſie Steiermark, Tirol und Baiern, kehrten dann nach Wien zurück und traten über Böhmen, Sachſen, Berlin den Rückweg nach England an. Gegen Ende Auguſt waren Faber und ſein Zögling wieder in Ambleſide.

Ueber dieſe Reiſe liegt außer einigen Erinnerungen in ſeinen Gedichten aus jener Zeit, von denen eines, „Der Steieriſche See", den Titel zu der von Faber im Jahre 1842 veröffentlichten Sammlung gab, ein umfaſſendes, mit großer Genauigkeit gehaltenes und an intereſſanten Schilderungen reiches „Tagebuch" vor, welches die Grundlage zu den im Anfange des Jahres 1842 veröffentlichten „Anſichten und Gedanken über die fremdländiſchen Kirchen und unter fremden Völkern" bildete. Dieſes Werk wurde William Wordsworth zugeeignet, „zur liebevollen Erinnerung an ſeine perſönliche Güte und die zahlreichen ernſten Unterhaltungen über die Riten, die Prärogativen und die Lehren der heiligen Kirche." Von dem urſprünglichen „Tagebuch" ſelbſt hat P. Bowden umfaſſende Auszüge mitgetheilt, die den Vorzug der ganzen Friſche und Unmittelbarkeit der erſten Anſchauung laſſen und die für uns deßhalb von höherem Werthe ſind, weil ſie uns in den Stand ſetzen, die geſammte Denk- und Anſchauungsweiſe Fabers nach den erſten Eindrücken nicht bloß ihrer religiöſen Seite nach zu charakteriſiren. Freilich fordert der uns an dieſer Stelle zur Verfügung ſtehende Raum die ſorgſamſte, überall ſich beſchränkende Auswahl, allein auch das Wenige, was wir aus den vielen Blättern dieſes „Tagebuches" mittheilen, ſoll dem Leſer nicht nur ein Urtheil über

Fabers Denkweiſe hinſichtlich der religiöſen Zuſtände der fremden Völker ermöglichen, ſondern ihm auch — und wir legen hierauf nicht minder Nachdruck — auf's Neue einen Beweis für die Wahrheit bringen, daß nur eine ernſte und tief angelegte religiöſe Weltanſchauung im Stande iſt, den Werken Gottes in der Natur, Geſchichte und Kunſt ein ihrer würdiges Urtheil abzugewinnen, und daß ohne ſie alle Reiſebeſchreibung ohne tieferes und dauerndes Intereſſe bleibt und nur den Kitzel eitler Neugierde zu befriedigen verſteht.

Es verdient bemerkt zu werden, wie Faber ſich auf allen Fahrten bis in den fernen Orient gerne von den Erinnerungen an die Heimath, ihre Schönheiten, ihre Flüſſe, Wälder, Seen begleiten läßt. Auf der Fahrt von Orléans nach Lyon ſchwebt ihm auch ſeine frühere Rheinreiſe vor. Im Angeſichte von Nevers verweilt er bei einer Verherrlichung der Schönheiten des heimiſchen Carlisle. Den Weg auf der Rhône von Lyon nach Avignon macht er wie verſunken in den magiſchen Zauber der erſten Frühlingspracht, der von vollen Blüthen wie mit Schnee bedeckten Fruchtbäume und Akazien der Provence. Inmitten der von den letzten Rhoneüberſchwemmungen angerichteten ſchrecklichen Verwüſtungen ſteigt er einen Augenblick in dem alten Vienne an's Land und ſucht deſſen altehrwürdige Kirche auf, ſich erinnernd, wie ſchmerzlich theuer ſie die Würde einer Martyrerkirche durch die Standhaftigkeit ihrer erſten Blutzeugen bezahlt hat, deren Acten, von ihren überlebenden Brüdern an die Kirchen des Orientes geſandt, eines der lehrreichſten Denkmäler ſind, welche über das kirchliche Alterthum aus dem Schiffbruche gerettet wurden. In Avignon genügt ihm ein Blick auf den verfallenen Zuſtand der großartigſten hiſtoriſchen Baudenkmäler zur Einſicht, wie wenig die franzöſiſche Revolution, „wüthender als die Rhône", dieſe erhabenen Reſte einer anderen Zeit geſchont hat. „Die ſchmähliche Tricolore, das betäubende Lärmen des Tambours vor dem Stadthauſe und die unter den Säulengängen des Papſtpalaſtes

exercirenden französischen Garden waren für unsere Augen ein trauriges Symbol des Zustandes der Kirche und der Welt."

Auf der Weiterreise durch die untere Provence verletzt ihn die endlose Dürre, die Nacktheit und Einöde der Ebenen und der Hügel. Erst der für ihn „epochemachende" Anblick des Mittelmeeres auf den Höhen vor Marseille versöhnt ihn. Wie hingerissen von einer Vision, schreibt er auf diesen Höhen: „Es gibt bisweilen Ideen, die in der Einbildungskraft während ganzer Stunden spielend sich erlustigen können, ohne eine greifbare und bestimmte Gestalt anzunehmen. So stand auch ich, schwach wie ein Kind, der endlichen Verwirklichung meines Traumes gegenüber: ich sah das Meer der Mitte. Zum ersten Male ruhte mein Blick auf dem Zauber dieser Fluthen. Ich dachte immer wieder an das Wort: Meer der Mitte — gleichsam als hätten seine Buchstaben mir das Geheimniß der Freude meines Herzens offenbaren können. Mein Geist eilte an den Küsten Spaniens dahin, an diesem Lande des ewigen Kreuzzuges, dem einzigen Lande, wo der tief religiöse Charakter des Ritterthums sich voll und ganz entwickeln konnte. Ich flog mit den Wellen über die Meerenge, und mein Blick versenkte sich in die weiten Fernen des Landes des hl. Augustin, an den Küstenwendungen, wo Karthago und das reiche Cyrene auch in der Erinnerung nicht einmal mehr leben; er grüßte Algier, in dem heute der Stuhl eines christlichen Bischofs sich erhebt, Dank den Wohlthaten Gottes, die immer jung und neu sich vor uns ausbreiten wie die Morgenröthe des kommenden Tages. Beten wir innig, daß das in eine wilde Einöde geworfene Saatkorn der Anfang eines zweiten katholischen Afrika werde. ‚Das alte Aegypten, zum Schweigen verurtheilt,' liegt da, ein Symbol geistiger Umnachtung und mystischer Sklaverei. . . Dann Jaffa, dann Beyrut und jenes Stück Erde, in dem die Wiege des ewigen Morgenroths stand und das nun auch die Sehnsucht der Pilger der Erde nach ihrem Grabe stillt. Dort breitet es sich aus vor unseren Augen,

wie ein heller Streifen des Lichtes ſich aufwärts ziehend, bis wo die Netze noch auf den Felſen von Tyrus trocknen. Und drüber hinaus, den großen Krümmungen der aſiatiſchen Küſte entlang, dehnt ſich ein fernes, von apoſtoliſchen Händen beſtelltes Saatfeld aus; das ausgeſtreute Korn wächst noch fort, aber ſchwach und verkümmert. Für die kleinen Inſeln im ägäiſchen Meere und für den Hellespont genüge ein flüchtiger Blick, und ſchnell gleiten wir dahin über die ſtolzragende Kuppel der heiligen Sophia, glänzend wie ein Goldſtern hoch über dem dunklen Marmarameere, dahin, entlang den unzähligen Buchten Griechenlands, in deren tiefen Einſchnitten ſich die erregte Fluth von ihrem Toben ausraſten will, dahin wie ein Schnellſegler an den Vorgebirgen der letzten Halbinſel vorbei, die unendlicher, wichtiger als alle anderen, ſo ſchön trotz der ſie bedeckenden Schatten iſt und die zweimal der Thron der Weltbeherrſcher wurde. Hier endet das Bild. Mein Auge blickt nieder in den ſturmbewegten Hafen von Marſeille. War das ein Traum? war es Geſchichte? Beide ſind gar nahe verwandt."

In Genua überraſcht die Reiſenden in den erſten Tagen des März eine ſüdliche Hitze. Erſt nach einer ganzen Reihe von Sturm- und Regentagen ſteht Faber wieder am Mittelmeere; dießmal aber iſt ſein Blau ſo entzückend, „wie man nur das Blau im Traumgeſichte ſchaut". Genua, „die prächtige", iſt im Feſtgewande. „Ich hatte gedacht, daß in der römiſchen Kirche alle Feſte, welche in die Faſtenzeit fallen, auf ſpäter verſchoben würden. In Bezug auf das Feſt Mariä Verkündigung ſcheint dieß indeß für Genua ebenſo wenig der Fall zu ſein, wie für die griechiſche Kirche." Die Läden waren geſchloſſen, die Kirchen voll von feſtlich gekleideten Männern, von gezierten Frauen, die Luft hallte wieder von nicht enden wollendem Feſtgeläute; kein Geräuſch in den Handwerksſtuben, ſelbſt die Schiffe halten mitten in ihrer Fahrt inne; alle Straßen ſind mit friſchen Blüthen und mit Grün geſchmückt

und blumenbedeckt grüßen die Bilder und die Altäre der Madonna allerorts. „Wir ſelbſt fühlten uns in Feſtesſtimmung, und um nicht in Mißklang mit unſern frohen Genueſern zu ſein, ſchmückten auch wir unſer Zimmer mit einem Strauße rother Tulpen, der Lieblingsblume des Tages, uns erinnernd an die, welche, die erſte aller Mütter, in ihrem gebenedeiten Schooße den Unendlichen trug.“

Auf der Wanderung durch die Po-Ebene raſten die Reiſenden bei der Certoſa von Chiaravalle, der berühmten Karthauſe von Pavia, mit ihrer erſtorbenen, troſtloſen und verlaſſenen Marmorpracht: eine laute, erſchütternde Anklage gegen den öſterreichiſchen Heinrich VIII., den reformſüchtigen „Aufklärer“ Joſeph II. „Einſt verſtummte in dieſer Wunderpracht der chriſtlichen Kunſt nicht Tag und nicht Nacht die Stimme des Gebetes in der Allgegenwart Gottes. Aber auf das Fiat eines öſterreichiſchen Imperators hin gingen dieſe unwiderbringlichen Schätze der Fürbitte der Erde verloren. Die chriſtliche Kunſt bringt in der Certoſa Gott nur noch ein ſtummes Opfer dar: wie ein Todtenopfer ſtumm und ſtill ragt ſie gen Himmel, ſeitdem das Leben in ihr erloſchen. Ich trat aus der Kirche und ſchritt in klöſterlicher Stille durch das Viereck des Kreuzganges, der in ihrer Mitte ſich erhebt. Ich mußte an die Worte denken, die Petrarca einſt den gaſtlichen Karthäuſern geſchrieben: ‚Mein Sehnen iſt geſtillt. Ich war im Paradieſe und habe die Engel des Himmels in Menſchengeſtalt geſehen. Du glückliche Familie Jeſu Chriſti! Wie war ich in Entzücken verſunken, als ich dieſe heilige Einſiedelei, dieſen frommen Gottestempel ſah und in ihm der himmliſchen Pſalmodie lauſchen durfte! Inmitten dieſes Entzückens und der Herzensfreude, das theure Vermächtniß zu umarmen, welches ich euch anvertraut hatte (Petrarca's Bruder, der dort Mönch geworden), und mit ihm und mit euch zu ſprechen, das kürzte mir die Zeit ſo ſehr, daß ich ihre Flucht nicht mehr merkte. Nie ſind mir Tag und Nacht ſo ſchnell entflohen. Ich kam zu

euch, einen Bruder zu ſuchen und habe deren hundert gefunden. Ihr habt mich nicht als gewöhnlichen Gaſt behandelt... Noch heute umſtrömt mich in meinem ſtillen Gemache der balſamiſche Duft, den ich bei euch wie eine Biene geſammelt auf den Blüthen eurer heiligen Einſamkeit.' — „O ihr Könige und ihr Königinnen!" ruft Faber; „wie leicht iſt eurer Feder eine Unterſchrift! Welch' ſeltſame Gewalt hält der Himmel in den Buchſtaben eures Namens verborgen, um eine Welt aufzuerbauen oder um ſie zu zerſtören! Vielleicht hat eines frühen Morgens der Kaiſer in Schönbrunn ſeinen Morgengang unter den ehrwürdigen Ulmen unter ſeinen Fenſtern einen Augenblick hinausgeſchoben, einen Augenblick, in dem die Schildwache noch nicht Zeit gefunden, ſich umzuwenden, und in dieſem Augenblick war das Schickſal dieſer Karthauſe entſchieden. Dieſe Welt ſeliger, friedevoller Heiligkeit, dieſes große himmelragende Gebet, welches die Könige ſchützte, dieſes Aſyl der Buße, der Unſchuld und des Segens, dieſer Himmel auf Erden: alles das war mit einem Federzuge verſchwunden. Oh, es wäre für den Kaiſer beſſer geweſen, wenn einer der lombardiſchen Ströme vertrocknet wäre!" In weſſen Herz rufen ſo erſchütternde Worte nicht thränenvolle Erinnerungen aus unſern Tagen, aus unſerer Mitte wach?

Auf dem Canale der Brenta hinter Padua eilt der Kahn der Reiſenden auf Venedig zu. Langſam, faſt geſpenſtig taucht es endlich vor ihren Augen auf, wie eine „Viſion", „ein ſteinernes Märchen", mit ſeinen Glockenthürmen, Domen und Marmorpaläſten von orientaliſcher Pracht: ein Traum, umfluthet von Licht und Waſſer. Aber inmitten all dieſer für Faber unerwartet großen Herrlichkeiten der Kunſt und Natur kann er nicht froh werden. Beim Anblick des Dogenpalaſtes, der Seufzerbrücke, der Pozzi, dieſer ſchauerlichen, unter dem Canale ſich hinziehenden Gefängniſſe, der Bleidächer verfolgen ihn die unzählbaren Todesopfer der ariſtokratiſchen Kaufmanns-Republik; ſie beengen und quälen ihn, wohin er auch geht.

Engländer wissen es ja aus Erfahrung, um wie Vieles
üthiger, boshafter, gemeiner und anmaßender die Geld-
kratie gegen ihre Untergebenen ist, als die Aristokratie
lutes; und man darf sich nicht wundern, daß eine Krä-
epublik an diabolischer Grausamkeit die alten Monarchien
a's alle überboten hat." Und doch erscheint Venedig
: in den Zeiten seiner Größe als eine bezaubernde Stadt,
r strahlt Alles von Lust und lauter Freude. „Wie konn-
ei so entgegengesetzte Welten so nahe bei einander wohnen?
etäubende Jubel, alle Lust des Orients auf dem großen
le, und unter ihm, nur wenige Fuß unter diesem kalten
rünen Wasser, jene erstickte Welt, jenes Leben, welches
ensvoller als der Tod, kein Leben mehr ist: ein Leben,
nichts mehr für das Auge bietet, denn die Klarheit des
s ist dort für immer erloschen; nichts mehr für das Ohr,
die Steine und das Wasser ersticken Alles. Die Töne
Glocken, das Anschlagen der Canalwellen wären für die
en dieser Grabeshöhlen noch eine Zerstreuung gewesen,
man sie nur hören können. Bei solchen Erinnerungen
Niemand mehr froh werden beim Anblicke Venedigs,
noch schön über alles Maß des Ausdrucks, aber geschla-
entartend im Verfalle, verwüstet, fast ohne Leben. Ueber
so überwältigend großartigen Lagunen der Hadria steht
Wort der strafenden Gerechtigkeit dessen geschrieben, ‚der
Herr unser Gott ist und dessen Gerichte ihre Furchen
über die ganze Erde!'"

ie Spuren der ehemaligen Herrschaft des geflügelten
t von St. Markus begleiten die Reisenden die nackten,
n, fast waldlosen Küsten Albaniens hinunter bis zu dem
den Korfu mit seiner orientalischen Flora, die ihnen hier
entgegentritt. In der wechselvollen Geschichte der Insel
en Tagen der korinthischen Colonisten an bis zum Sturze
enetianischen Herrschaft ist ihnen nichts so schauerlich,
ie Bilder des Thucydides über den Aufstand der Cor-

cyräer. „Ueberall, wo es ſich um große Dramen, um Gemetzel, um Verbrechen und Leiden handelt, ſieht die marmorkalte Erinnerung der Geſchichte nur Maſſen und Volksmengen; aber die Religion ſchaut mit Entſetzen auf jede einzelne Seele unter allen dieſen Opfern, von denen jede ſo lebensvoll war, wie ich es bin an dieſem heiteren Apriltage, jede eine Welt von Hoffnung und Furcht in ſich bergend, jede durch ſie in einen Kreis von Licht oder von Finſterniß eingeſchloſſen.“

Bei der Umſeglung von Griechenland ſieht Faber überall die Spuren der drei großen Kataſtrophen, die über das Land und ſeine Geſchichte den Geiſt endloſer Verwirrung ausgebreitet haben. Die zertrümmerte joniſche Säule in der Ebene, der alte lateiniſche Wachthurm am Bache oder die Feſte auf dem Hügel und die trümmerhafte Moſchee unter den Ruinen der Städte und Dörfer erzählen von Griechenlands Leiden. Das Schönſte, wahrhaft Unvergleichliche, was Faber an den griechiſchen Küſten bewundert, waren die wunderbaren Lichtreflexe, wenn die aufgehende und niedergehende Sonne Licht und Schatten über dem Meere in den zahlloſen Buchten und an den herrlichen Vorgebirgen miſchte. Ungleich eindrucksvoller indeß traten ihm noch die Landſchaftsbilder bei der Fahrt durch die Dardanellen entgegen, beſonders auf der aſiatiſchen Seite mit ihren zahlloſen hiſtoriſchen Erinnerungen der großartigſten Art.

Bei der Mündung des Kara-ovaſu (dem alten Aegospotamoi), wo Lyſander den peloponneſiſchen Krieg beendete, dort wo zwei lange flache Küſtenzungen bis tief in's Meer von beiden Ufern aus ſich die Hand reichen wollen, mag wohl der Perſer Xerxes ſeinen Hellespont-Uebergang vorgenommen haben. „Das muß ein ſeltſam ergreifendes und zugleich furchtbar prächtiges Schauſpiel geweſen ſein, als aus den fernen Tiefen Aſiens langſam emporſteigend die Sonne auf das noch in graue Nebelſchatten verſunkene Europa fiel, und nun die ungeheuren Völkermaſſen in ihren verſchiedenen, von Herodot ſo meiſterlich beſchriebenen Nationaltrachten ſich ſammelten an dem zum

Opfer der Anbetung vor dem aufgehenden Gotte des Tages beſtimmten Orte, als der Monarch, eine leidlich anmuthvolle Geſtalt für einen aſiatiſchen Despoten, nun nach der Weiſe der Magier ſeine Huldigung dem göttlichen Genius des Hellespont darbrachte und als dann bei dem Schalle der Schlachttrompeten des großen Orientkrieges die Armee ihren Aufzug auf der wogenden Brücke begann. An dieſer Stelle — die Meerenge iſt nur ein und drei Viertel (engliſche) Meilen breit — war im Augenblick, wo die Brücke ganz voll von Kriegern war, eine lebendige unabſehbare Kette von hochflatternden Standarten, blinkenden Waffen und ſchillernden Trachten hinübergeworfen. Es war Aſien, das ſie in der Gluth ſeines Zornes in die Ebenen Europa's ausſpie: Aſien, ſchon im vollen Sonnenglanze ſeiner natürlichen Lage und Macht, ſeiner Künſte, ſeiner Civiliſation und ſeines überwältigenden Luxus; und Europa, das, noch nicht von den Nebeln ſeiner Morgenröthe frei, ſchon die Ketten der Barbaren mit ſiegreicher Gewalt abſchüttelte. Welches Geſchichtsbild! Nach dir, o du fahlgrünes Salamis, wendet ſich mein Blick zurück!"

Wir können hier nicht weilen bei Fabers Fahrten am Bosporus, bei ſeinen Spaziergängen in Konſtantinopel, wo ihn ein nirgend anderswo ſo frappanter Wechſel von tiefſtem Elende und höchſter Pracht an irdiſche Hinfälligkeit mahnt, wo nichts ihn ſo abſtößt, als die wollüſtige Melancholie, die der Muſelmann noch im Tode zeigt und auf ſeinen Begräbnißſtätten. „Nichts trifft die Tugend ſo vernichtend an ihrer Wurzel, als dieſe Vermiſchung ſentimentaler und wollüſtiger Ideen mit dem Tode und dem Grabe." — Wir weilen mit Theilnahme am einſamen Lager des fiebererkrankten Reiſenden, der ſich von dem einförmigen, klagenden Abendrufe des Muezzin zu beſſeren Gedanken aufrichten läßt, ſo oft derſelbe von den Minarets herab den Ezan ſingt: „Gott, Allmächtiger! Ich bezeuge, daß kein anderer Gott iſt als Gott, und Mohammed iſt ſein Prophet! Gläubige, kommet zum Gebet, eilet

zum Tempel des Heils! Gott allein iſt Gott! Das Gebet iſt beſſer als Schlaf!“ — Wir begleiten den Wiedergeneſenen auf einem letzten Ausflug den Bosporus entlang, deſſen Wunderwelt er noch einmal auf einer langen Tagesfahrt an beiden Küſten aufſucht und betrachtet. „Ich landete endlich zu Tophani, ermüdet, auf's neue krank nach einem an den tiefſten Bewegungen ſo reichen Tage. In Zukunft gibt es in den orientaliſchen Märchen für mich nichts mehr, was ich nicht glauben könnte: ich habe den Bosporus geſehen; ich habe einen ganzen langen Maitag zum Durcheilen ſeiner beiden Ufer verwendet; keine Blumen, keine Gärten, keine Haine, keine Bächlein und Quellen, keine Paläſte und lüſternen Serails hat je die arabiſche oder perſiſche Dichtkunſt beſungen, die das waren, was ich in Wirklichkeit am Bosporus geſchaut, wo die ſtrenge Romantik Europa's mit vollendeter Coquetterie ſich langſam und unmerklich in der ſüßen Zauberluſt Aſiens verlor. Es iſt, als ob die beiden Continente in dem eitlen Wettſtreite all ihrer tiefen Contraſte ſich beobachteten, wie zwei eiferſüchtige Sultaninnen, und das Meer drängt ſich ſchlängelnd zwiſchen ſie, bald ſeinen leuchtend blauen Spiegel der perlenüberſchütteten Morgenröthe Aſiens zuwendend, bald die Bäume, die Minarets und die Hunderte von Domen in den ſieben Buchten Europa's mit hundertfachem Gold beim abendlichen Scheiden begrüßend. Europa beim Sonnenaufgange, Aſien in den langen Strahlen der Mittagsſonne waren jedes für ſich eine Viſion, die kein Leid, kein Kummer, keine Unbill der Zeit je in meinem Andenken verwiſchen werden, auch wenn ich fern, fern von hier weile und Anderen die Gottesgabe beſchert wird, ſich von einem Cap zum andern ſanft rudern zu laſſen, träumend von dem Zauber griechiſcher Legenden und erfriſcht von der würzigen Briſe des ſchwarzen Meeres, die dem antiken Byzanz alle Wohlgerüche Therapia's und Kandilo's in vollen Zügen zuführen müſſen.“

Erſt auf der Donau aufwärts fahrend durch die Mün-

dungen, an den vielen idylliſchen Donauinſeln vorbei in das einförmige Bulgarien, merkt Faber an der faſt unerklärlich lebhaften und unverminderten Freude über den Anblick des geſättigten Grüns der hier alles bedeckenden Wälder, wie krank er geweſen. Wir leſen „die Träume des Kranken", voll von Erinnerungen aus Englands Gegenden und Dichtern und Jugendfreunden im bunten Wechſel, in Wordsworths Dichterworte ſich kleidend; wir widmen einen ſympathiſchen Blick den ſchönen Zeilen auf ſeinen treuen griechiſchen Krankendiener Dimitri, den Faber in den einſamen Stunden des Krankenzimmers leſen und ſchreiben lernen wollte, um ihm ein beſſeres Andenken als einige elende Piaſter zu hinterlaſſen und deſſen Abſchied ihm das Herz ſchwer gemacht hatte. Die langſame Donaufahrt bringt andere Bilder, größere Ruhe, beſſeres Wohlbefinden und regere Lebensfreude. Erſt am 8. Juni kam das alte Orſowa auf dem öſterreichiſchen Ufer in Sicht, in deſſen Nähe das Lazareth von Schupanek errichtet war, welches alle Donau-Reiſenden zu einer Quarantaine von zehn Tagen unfreiwilliger, ſtrenger Haft aufzunehmen hatte. Einzeln, Mann für Mann in angemeſſenen Zwiſchenräumen, wurden ſie unter Leitung von Soldaten dorthin gebracht, während ſich die Bewohner des Ortes ſcheu vor ihnen zurückzogen und Niemand ſich ihres Gepäckes annehmen wollte. Faber, dem zwar die ärmſte Bauernhütte in England comfortabler ſchien, als ſeine beiden Stuben in Schupanek, richtete ſich alsbald ein, und ſetzte ſich mit Eifer an das Studium des Deutſchen und Wordsworths; er war entſchloſſen, „während ſeiner zehntägigen Gefangenſchaft recht glücklich zu ſein". Doch ſchon am folgenden Tage gelangte von Wien das Decret an, welches die Quarantaine aufhob.

Bei der Weiterfahrt auf der Donau kann Faber nicht Worte genug finden, ſeiner Bewunderung über die wilde Schönheit der Natur und des Stromes ſelbſt Ausdruck zu geben. In Selim, wo er einen Tag raſtete, hörte er zu ſeiner unaus-

ſprechlichen Freude das Glockengeläute wieder. „Für mich ſind die Kirchenglocken ſtets die ſüßeſte und feierlichſte Muſik geweſen. In Griechenland hatte ich ſie nicht gehört, auch in Konſtantinopel nicht, und jetzt drang ihr Ruf ſo tief in meine Seele, daß darin das Heimweh erwachte.“

Von Peſth reiste Faber am 17. Juni, um das Innere von Ungarn kennen zu lernen, mit der „Bauernpoſt“ über Gran nach Preßburg. Die vielen Kirchthürme in faſt jedem Dorfe, durch welches ſie kamen, erinnern ihn an die religiöſe Zerriſſenheit des Landes, darin „ähnlich unſerem armen, ſo tief geſpaltenen England“. Der einförmige Anblick der ſich gleichenden Wälder und der wilden, unabſehbaren Ebenen ermüdet ihn nicht trotz der ebenſo harten wie elenden Fahrweiſe; der Blick auf die ruhelos vom Winde bewegten Weiden und Felder mit ihren Heerden hat für ihn etwas Beruhigendes und Erfriſchendes. „Wenn ich wieder zu Hauſe ſein werde und Schmerz, Traurigkeit oder Schlafloſigkeit ſich nicht bannen laſſen, will ich meine Einbildungskraft auf dieſe endloſen Ebenen hinausſenden, die keine anderen Grenzen kennen, als die leichten, unbeſtimmten Hügelwellen der Karpathen tief dort unten am Horizonte.“

Am 20. Juni beſucht er von Wien aus das öſterreichiſche Verſailles, Schönbrunn, und widmet beim Anblick der im Parke ſpielenden fürſtlichen Kinder der unglücklichen Maria Antoinette einen ſympathiſchen Gruß.

Der letzte Ausflug von Wien aus galt Mariazell in Steiermark. Auf mehrere Regen- und Sturmtage, während welcher Faber das Wallfahrtsleben des Ortes beobachtete, das ihn in ſeiner naturwüchſigen, gläubig-frommen Einfalt feſſelte, folgte endlich ein ruhiger Morgen, der ihm den Ausflug nach dem „ſteieriſchen See“ geſtattete, den er ſpäter beſungen. „Ich ſtand alſo noch einmal am Ufer eines Sees und Tauſende von rothfloſſigen Fiſchlein ſpielten in der wunderbaren ſonnigen Morgenſtille unter meinen Augen. Ein See! . . . Geſchichte,

aphie, Politik: Alles war für mich verſchwunden. Alle
:n jugendlicher Freude waren in meinem Herzen wieder
prungen und ſtrömten durch meine Seele, die ſich weit
n ihren Falten aufthat, um die ganze Scene aufzunehmen,
r mir lag. Wie ſchön, wie heilig muthete es mich an!
ich ſah, waren nicht mehr die vom Sonnenlicht purpurn
ten Nebelbilder auf unſeren engliſchen Hügeln, es war
efblaues Email mit ſanft ſich verlierenden Goldſtreifen.
og mich zurück, das Herz zum Ueberſtrömen voll von
Dankbarkeit. Eine ſo wunderbar ergreifende Morgenſtille
unmöglich ohne Bedeutung für mich ſein; ſie ſchien mir
Botſchaft von oben anzukündigen. Selbſt auf der Ober-
des Sees wollte ſich keine Welle mehr zeigen; ſo himm-
ſtille wurde es . . . Ich hielt es nicht mehr aus und
mich zurückziehen! . . . Ueber den Abgründen in der
ſtieg ein Regenbogen auf. In den Thälern verhallte
ſterbende Grollen der Stürme; zu mir trug der Wind
:auſchen der Orgel und aus der Kirche ſchallte das Ave
ı der zahlloſen Pilger, die auf's Neue das Verſchwinden
onne in den geballten Wolkenmaſſen begrüßten". Unter
n Eindrücken der Dichter damals ſeinen „ſteieriſchen See"
, mag ſich der Leſer nun leicht vorſtellen.
ne längere Krankheit feſſelte Faber auch in Mariazell
:ager. Am 6. Juli ſchrieb er auf ſeinem Krankenbette
ührende Selbſtanklage über ſein mürriſches, kaltes Be-
n gegen die zarte, rückſichtsvolle Pflege der braven Wirths-
die ihm in ſeiner Sprache nicht antworten konnten und
ı doch in ſeinen Schmerzen mitleidsvoll verſtanden. Die
:rungen an Mariazell ſenkten ſich gar tief in Fabers
th. „So oft auf die Einladung der Orgel die tauſend-
Stimme der Pilger den Hymnus auf die Jungfrau Maria
ſang, ſo oft glaubte ich, die Gewölbe der Kirche müßten
ben; Geſang, ſolchen Geſang hatte ich in dieſer Weiſe
ie gehört. Das Hochamt begann und der Weihrauch

füllte die Kirche. Mich riß Alles zum Entzücken dahin! Ich mußte an die armſeligen Bächlein des Glaubens denken, die noch ſchwach, verlaſſen und zerriſſen in meinem fernen England fortſtrömen, und mich hielt ein mit Neid gemiſchtes Staunen ob dieſer unermeßlichen Fluth des reinen, einfältigen, tiefen Glaubens gefeſſelt, die ſich über dieſe grüne ſteieriſche Bergebene ergoß."

Nach ſeiner Wiederherſtellung eilte Faber durch den Stern- und Strubbpaß nach Tirol. Mehr als aller Reiz der Gegend feſſelte ihn hier das Volk, das Geſchlecht der Hofer und ſeiner hochherzigen Tiroler. „Die Liebe des Bergbewohners für ſein Land hat etwas Strenges, faſt Schroffes, gleichſam als hätten die Ehrfurcht gebietenden Formenbildungen der Natur ſich in das Innerſte ſeines Weſens eingeſenkt oder als hätten ſie ihn ganz in ſich aufgenommen und eine Art Abhängigkeit zwiſchen ſeinen Lebenskräften und den Gegenſtänden hergeſtellt, die ihn umgeben, ſo daß er von ihnen getrennt hinſterben müſſe ... Jene Freude, jene Bewegung, die mir faſt die Thräne in's Auge drückt, wenn ich an die Ebenen von Oxford denke, wenn ich nach einigen Monaten wieder die Hügel von Weſtmoreland vor mir aufſteigen ſehe, iſt nur eine ſchwache und armſelige Nachahmung dieſer ſtarken Liebe zum Heimathlande, welche das Herz des Bergbewohners noch ausfüllt, wenn jedes andere Gefühl ſchon daraus verſchwunden iſt."

Ueber Elmau beſucht er das Saal- und Achenach-Thal, immer mehr die Schönheiten, aber auch die Gefahren des Lebens in dieſen Gebirgen kennen lernend. Der Ernſt des Tiroler Volkes erfüllt ihn mit hoher Achtung vor demſelben. An einem Sonntagmorgen, den 16. Juli, ſchreibt er: „Dieſen Morgen habe ich die Leute beobachtet, wie ſie zur Kirche kamen, die gerade meinen Fenſtern gegenüber liegt. Der Regen fällt ſchon ſeit einigen Stunden in Strömen; das ſcheint indeſſen trotz der Frühſtunde Niemanden zu hindern, zur Kirche zu *gehen. Viele von* dieſen Leuten müſſen augenſcheinlich ſchon

einen weiten Weg gemacht haben; denn das Dorf kann unmöglich so viele Einwohner haben. Die Mehrzahl ist ganz durchnäßt; und noch immer kommen Männer und Frauen in Menge. Und doch ist heute kein hoher Festtag; sie kommen nur zur gewöhnlichen Sonntagsmesse und Predigt. Ich hatte meine Freude, und mit Stolz erinnerte ich mich, daß das jene Tiroler seien, die zur Zeit, als das gelehrte Deutschland sich unter das brutale Joch des Schwertes beugte, mehr für die Welt gethan, als alle unsere stolzen Cabinete mit ihrer politischen Weisheit. Ich sah unter ihnen am Stabe wankende Greise mit verblichenem spärlichen Haare, die sich noch recht gut Hofers erinnern konnten und die vielleicht noch seinem wallenden Reiherbusche zum Siege oder auch zu einer noch glorreicheren Niederlage gefolgt waren, mit heilig festerem Muthe und heldenmüthiger durch ihre moralische Kraft, als alle die Tausende, die die Siege von Marengo und Austerlitz feierten. Und heute hatte weder die frühe Stunde, noch der strömende Regen diese Veteranen der Berge abgehalten vom Gange zur Kirche. Neben ihnen schritten jüngere Männer in der Vollkraft des Alters, mit dem ehrlichen, muthvollen Auge, mit dem festen Schritte und der bewußten Haltung; es waren ohne Zweifel die Bauern aus den Nachbarthälern. Auch jene Klasse von jungen Leuten, von denen wir nur blutwenig in unseren englischen Pfarrkirchen zu sehen bekommen, die draußen hart und streng arbeiten müssen, die, der Sorge der Mütter entwachsen, noch zu jung sind für das süße und strenge Joch eines eigenen Hausstandes. Deßgleichen sah man die Frauen und Mütter, froh und heiter, lebhaft und ernst, zierlich gekleidet, Aller Grüße empfangend. Es waren Frauen, wie man sie nur den besten Männern wünschen mag, Frauen, deren Leben aufgeht in treuester Pflichterfüllung gegen ihre Männer, Frauen, genau nach der prophetischen Mahnung, die der König Lamuel einst von seiner Mutter erhalten hatte (Sprüchw. 31): ‚*Das Herz des Mannes mag voll* Stolz sein über sie!‘“

Wie ganz anders lauten Fabers Aufzeichnungen über einen Sonntag in Dresden, nicht ganz einen Monat ſpäter, als er über München, Würzburg, Nürnberg, das in ſeiner alterthümlichen Steinpracht geſehen zu haben „eine beſondere Gnade und eine moraliſche und intellectuelle Verantwortlichkeit in ſich ſchließt", von Regensburg aus dorthin gelangte. „Es war," ſchreibt Faber, „an einem jener Sonntage, wo ich aus Sehnſucht nach einer engliſchen Landkirche faſt immer Thränen vergießen mußte. Nach dem Frühſtücke gingen wir in die römiſch-katholiſche Kirche, um die Meſſe zu hören. Wie man uns geſagt hatte, war die Muſik dort wirklich ſehr ſchön, aber Freude habe ich dort nicht empfunden. Die Scham befiel mich in der geräumigen und geſchmackloſen Kirche, welche eine Maſſe von Engländern und Lutheranern wie ein Theater beſetzt hatten, den eigentlichen Gottesdienſtbeſuchern kaum einen Winkel laſſend, wo ſie ſich niederlaſſen konnten. Dresden iſt die erſte proteſtantiſche Hauptſtadt, welche wir in Deutſchland beſuchten; aber nirgends, ich geſtehe es, habe ich in einer katholiſchen Stadt ſo abſcheulich den Sonntag entheiligen geſehen. Ich weiß mich frei von jeder puritaniſchen Sonntagsheiligung, auch habe ich nie dieſen Tag als einen Sabbathtag im jüdiſchen Sinne angeſehen. Auch gegen das Offenſtehen der Gärten und die Muſikbeluſtigung in denſelben am Sonntage habe ich nichts einzuwenden. Aber die Bewohner Dresdens ſcheinen den Kaffee, die Muſik und die Spaziergänge im Freien als einen viel zu ſtillen Zeitvertreib für den Sonntag anzuſehen. Auch wir wünſchten, die Gärten zu beſuchen und ſchlugen auf's Gerathewohl die Richtung ein, wohin das Menſchengewühl drängte. Der Menſchenſtrom brachte uns zuletzt zu einer Menge von Buden, um die ſich zwei- bis dreitauſend Menſchen herumtrieben. Die Zelte bedeckten einen anſehnlichen Flächenraum, und wir gingen an allen vorüber, aber ich geſtehe, nie ein profaneres und lächerlicheres Schauſpiel geſehen zu haben. Spiele, Rauchbuden, Kneipen, Schießſtände, Gauklerbanden,

Bänkelsänger, Feuerwerker, Taschenspieler, Possenreißer, Krämer, mit einem Worte für alle Art von Geschmack war gesorgt. Am meisten gefielen die Seiltänzer, die Karrouselle und alles, was lärmend war. Wir sahen dort dickleibige Soldaten, alte, sechs Schuhe hohe Kinder, die sich auf den kleinen Holzpferdchen herumtummeln und schaukeln ließen und dabei ihrer Herzensfreude durch Geschrei Luft machten. Diese Leute müssen der Mehrheit nach Lutheraner gewesen sein, denn die Stadt Dresden ist fast ganz protestantisch, und so viel mir bewußt ist, waren die lutherischen Kirchen den ganzen Nachmittag geschlossen, um die Protestanten im deutschen Florenz den Sonntag auf ihre Art heiligen zu lassen."

So erklärlich uns diese Schilderung einer deutschen Kirmeß durch den nüchternen Engländer ist, wir müssen sein Urtheil gelten lassen wegen der treffenden Bemerkung, mit der er dieselbe im Hinblicke auf seine reiseschriftstellernden Landsleute abschließt. „Wer nicht auf Reisen gewesen ist, selbst zugeschaut, gehört und nachgefragt hat, würde nicht im Stande sein, im entferntesten eine Idee von dem Lügensystem sich zu bilden, welches unter unseren schriftstellernden, reisenden, Tractätchen machenden und das Publicum der Exeter Hall beschwindelnden Landsleuten im Schwunge ist, so oft die römische Kirche auf dem Continent in Frage kommt. Ob diese Lügen nun aus Bosheit, Vorurtheil, Unwissenheit oder Denkfaulheit entstehen, gilt mir gleichviel. Es ist und bleibt doch nur die Freude am Schmutze, die alle Kloaken Europa's aufwühlt, um die römische Kirche zu entstellen und zu verleumden. Dabei wird nichts außer Acht gelassen. Die ganze Menschheit wird weiß gewaschen und das Dogma von der Erbsünde auf den Begriff einer einfachen geistigen Schwäche reducirt, um daraus nur irgend eine neue Verderbtheit der römischen Theologie herauszuconstruiren. Ich habe dieß Treiben in hundertfach verschiedener Gestalt beobachtet, und als ich heute mich inmitten dieser lutherischen Weltkinder bewegte, überkam mich, wie schon öfter, jenes Ge-

fühl tiefer Entrüſtung gegen dieſe rohe und dreiſte Verlogenheit, welche das römiſche Syſtem ausſchließlich für ſolche kindiſche Thorheiten verantwortlich machen möchte.“ War eine ſolche Erkenntniß nicht ſchon eine unſchätzbare Frucht der Reiſe? Aber es gab deren noch andere, die ungleich koſtbarer waren.

Man höre das einige Monate ältere Urtheil Fabers, welches ſeine Beobachtungen über die griechiſche Kirche zuſammenfaßt. Wir finden dasſelbe in einem Briefe, den Faber an Morris von Konſtantinopel aus am 26. Mai gerichtet hatte. „Ich habe viel gelernt in den letzten Wochen,“ ſchreibt er, „aber ich werde mir vollkommene Rechenſchaft erſt dann geben können, wenn ich zu Hauſe mein Tagebuch nachleſen und ruhig das Erlebte überdenken kann. Ich habe Athen, Korinth, Smyrna und Konſtantinopel und die Stelle geſehen, wo einſt Chalcedon ſtand: alles Orte von großem Intereſſe für den Chriſten. Ach, ich kann, was ich auch thue, nur wenig Gutes von dieſer armen griechiſchen Kirche, dieſer der Verlaſſenheit Ueberantworteten, lernen. Abgeſehen von der ruſſiſchen Zweigkirche, von der ich nichts weiß, iſt ſie in einem gar traurigen Zuſtande. Für ſie wäre in Athen wohl noch etwas zu thun, aber der König iſt römiſcher Katholik. Auch für die Armenier habe ich keine Liebe mehr. Sie ſind nur eine Art Judenchriſten. Für ihre Vertreibung von dem heimiſchen Boden rächen ſie ſich dadurch, daß ſie in der ganzen Levante Bank- und Wuchergeſchäfte treiben. Einige von ihnen erkennen den Papſt an, aber der vorzüglichſte Gegenſtand ihres allgemeinen Cultus iſt das Geld. O glaube mir, Freund, wenn wir weitherzige, katholiſche Sympathien in der Fremde ſuchen, laſſen wir ab, dieſelben anderswo zu ſuchen, als da, wo noch Garantien für ſie ſind, bei unſerer lateiniſchen Mutter....“ Doch hören wir auch das ruhige, zu Hauſe wohldurchdachte Urtheil über die fremden Kirchen. Es liegt in den oben erwähnten, Wordsworth gewidmeten „Anſichten und Gedanken“ vor in einer zwar poetiſchen, aber für den,

: es zu leſen verſteht, nur um ſo vollendeteren, vielſagenderen
rm. In dieſem Buche trägt Faber ſeine Beobachtungen
d Theorien über religiöſe Gegenſtände vor in der Form einer
terhaltung mit einem angeblichen Vertreter des Mittelalters,
ſſen Gegenrede der Compoſition viel Leben und Reiz gibt.
hatſächlich perſonificirt „der Fremde“, wie ihn Faber gewöhn-
h nennt, die ſtärker als je in der Fremde erwachten katholi-
jen Tendenzen und Geſinnungen Fabers, gegen welche er an-
gehen ſcheint. Das Buch iſt nicht vollendet; der vorliegende
and folgt dem Tagebuche nur bis zu den Thoren von Kon-
antinopel, wohl nur darum, weil Faber ſelbſt nicht mit der
ildung ſeiner Anſichten zum Abſchluſſe gekommen war. Am
chluſſe des Buches findet ſich folgende Beſchreibung eines
raumes: er enthält Fabers letztes Wort über ſeine erſte
egegnung mit den continentalen Kirchen. Möge der freund-
che Leſer darin ſelbſt die Löſungen des Räthſels ſuchen. Der
raum lautet: „Mitternacht war vorbei, als ich endlich ein-
hlief und auf's Neue zu träumen begann. Es ſchien mir,
ls ſäße ich mit dem geheimnißvollen ‚Fremden‘ auf einer
nnigen Raſenbank am Ufer eines zu unſeren Füßen murmeln-
en Bächleins. Dicht daneben ſtrömte uns aus einem ſchat-
igen Wäldchen der erquickende Duft aller der Waldblumen
ntgegen, von denen ſein Saum ganz eingefaßt war. Alles
mher athmete entnervende Sommerſchwüle. Der ‚Fremde‘
at mich, ihm die Lehren und Gebräuche meiner Kirche aus-
nanderzuſetzen. Ich nahm ein Blatt Velinpapier, und mit
ner Schrift ſo ſchön, wie ich noch ſelten geſchrieben, trug ich,
i Colonnen geordnet, den gottesdienſtlichen Kalender und die
ubriken ein. Der ‚Fremde‘ war ſehr damit zufrieden und
gte mir, es gefalle ihm auf's Beſte. Dann lud er mich ein,
it ihm eine Strecke am Bächlein aufwärts zu gehen. Ich
rbarg nun das Blatt unter den Zierpflanzen und wir ſchrit-
n am Bache dahin. Aber plötzlich überfiel uns ein Platz-
egen und wir ſuchten in einer Grotte Schutz, die in einen

Felsen gehauen war und die ganz mit Epheu, Gaisblatt und wilden Rosen ausgeschmückt war. Als die Sonne wieder da war, kehrten wir zu unserer Rasenbank zurück; ich suchte das beschriebene Blatt, aber der Regen hatte die ganze Schrift ausgelöscht. Bei diesem Anblick sagte mir der ‚Fremde', daß ich ihn getäuscht hätte: wäre das, was da geschrieben, wahr gewesen, aller Regen der Welt hätte es nicht auszulöschen vermocht. Ich mochte noch so sehr versichern, daß es die Wahrheit sei, er wollte mir nicht glauben und schien sehr erregt. Indessen erklärte er, selbst sein Urtheil darüber fällen zu wollen. Nun standen wir auf und schritten lange Zeit nebeneinander her, lange Wochen hindurch, bis wir endlich nach Canterbury kamen am ersten Adventsonntage. Von hier aus machten wir einen Rundgang durch alle Pfarreien des Landes, wobei der ‚Fremde' alles genau aufzeichnete, was wir sahen und hörten. So kamen wir endlich an die Ufer des Tweed; hier wollte der ‚Fremde' nicht weiter, sondern die Hände hoch erhebend, segnete er das Land des entgegengesetzten Ufers. Wir wendeten unsern Weg wieder nach dem Süden und am Himmelfahrtstage fanden wir uns in der düsteren und verlassenen Sakristei einer ungeheuren Kirche; es war ein unsagbar trauriger Ort, ohne allen Schmuck; denn man hatte alle Verschönerungen nur in dem Schiffe angebracht und den Altarraum ganz vergessen, und über dem Altare gähnten, ein erschütterndes Bild der Trauer, sieben Nischen leer und bloß übertüncht. Bei ihrem Anblick entrüstete sich der ‚Fremde', aber er sagte nichts. Als wir nun aus der Kirche herausgetreten waren, wandte er sich gegen mich und mit seiner feierlich ernsten und vor tiefster Bewegung erzitternden Stimme sagte er: ‚Du hast mich durch ein Land geführt, wo die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummt, die Altäre ohne Kerzen, die Priester ohne Stolen sind: ach, wäre es denn doch wahr, daß England unter dem Fluche des Interdictes lebte?'"

Man sieht, die Fremde hatte Fabers Blick über den wirklichen Zustand des anglikanischen Christenthums sehr geschärft: er hatte zu viel gesehen mit den Augen seines geraden aufrichtigen Herzens, um über seinen Anglicanismus sich vollkommen zu beruhigen; zu wenig, um die Wunde, an der dieser unheilvoll krankte, schon so klar zu erkennen, daß er das Heilmittel hätte suchen können; aber immerhin genug, um ihm die Pflicht weiteren und besseren Zusehens aufzuerlegen. Die Gelegenheit dazu kam bald.

Den größten Theil des Jahres 1842 verweilte Faber ruhig zu Ambleside, mit Ausnahme der wenigen Wochen, die er am Krankenbette seines Bruders F. A. Faber im Magdalenencolleg zu Oxford mit dessen liebevoller Pflege zubrachte. Während des Herbstes wurde ihm von den Principalen seines eigenen Universitätscollegs das Rectorat von Elton in der Grafschaft Huntington angetragen. Anfangs lehnte er dasselbe ab, aber später entschloß er sich dennoch, dasselbe anzunehmen. Ein Brief an Morris (16. December) läßt uns ahnen, daß ihm die Entscheidung für diesen wichtigen Schritt nicht leicht geworden sein mochte. „Ich habe mich heute entschlossen," schreibt er, „Elton, sobald mir dasselbe formell angeboten wird, anzunehmen. Ich vertraue fest, daß das Fasten und das Gebet dieser Quatemberwoche mich stark gemacht hat, allen Eigenwillen in dieser Sache bei Seite zu setzen; wenn ich nichtsdestoweniger nur zagend davon spreche, so geschieht das, weil ich weiß, wie mächtig dieser Eigenwille in mir noch lebt. Seit dem Frühjahre schon flatterte mir das Rectorat beständig im Kopfe herum, wie ein Vogel, der nicht weiß, wo er sich setzen soll. Es war dieß eine Mahnung. Noch vor zehn Tagen habe ich nicht auf sie geachtet und nur auf die Hartnäckigkeit meines Willens gehört; dann hat der Herr mich gezwungen, die Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen. Sind doch, wie Dr. Pusey irgendwo bemerkt, gerade die Ereignisse, die wir nicht suchen, zum öfteren für uns eine be-

ſondere Anordnung Gottes. Mehr noch, ich fühle jetzt, daß der Stein des Anſtoßes bei mir die Unterwerfung des Dichters unter den Seelſorger war. Stärker als je zuvor hat ſich im Lauf dieſes Adventes bei mir das Bewußtſein befeſtigt, daß ich der Freude an der Literatur und der Poeſie zu viel Herrſchaft über den Prieſter eingeräumt habe. Ich könnte augenblicklich mit wenig Ueberwindung mir in Bezug auf die Poeſie dauernd Abſtinenz auferlegen, aber Keble iſt der Anſicht, daß dieß Unrecht ſein würde, weil das mein Beſtes, wenn nicht mein einziges Talent; zudem ſei gerade das Maßhalten, d. h. dasjenige, was in der Poeſie ſchwierig ſei, die erſte und wirkliche Pflicht des Prieſters. Gegenwärtig tritt der gebieteriſche Charakter der Pflichten eines Seelenhirten meinem Willen im Namen Gottes in den Weg, und ich bin nicht, wie mir ſcheint, Weltmenſch genug, um dieſe Pflichten leichthin zu nehmen. Thatſächlich iſt das Seelſorgsamt, dem zu unterwerfen mir ſo ſchwer fällt, vielleicht ein viel wirkſameres Mittel gegen die Fehler eines poetiſchen Temperamentes, als die weniger feſt beſtimmten Pflichten des Lebens im Colleg. Ich glaube, beſter Freund, ich beurtheile die Frage recht. Ich fühle mich jetzt ſo glücklich und weiß doch gar nicht, warum und wie mir ſo iſt; ich meine, gut zu handeln. Und im Grunde, wie ſchwach iſt das Opfer für einen Sünder gleich mir, von der Herrlichkeit meiner Berge und von allen meinen guten Freunden mich zu trennen. Meine Bücher ſind ſchon abgeſchickt und nun, wenn einmal die Berge meinen Blicken entrückt ſind, will ich für Gott leben. Bete für mich, daß ich, in jenem Dorfe begraben, wenigſtens verſuchen möge, ein apoſtoliſches Leben zu führen, beſchränkt auf meine Kirche, mein Pfarrhaus und die Hütten meiner Armen. Mit Gottes Hilfe ſei es mein feierlicher Vorſatz, ſo zu handeln. Zweimal ſchon, wenn nicht dreimal iſt der Advent für mich eine Gnadenzeit geweſen. Möge es von nun an mein alleiniges Ziel in dieſem Leben ſein, mich auf die großen Tage unſeres wirklichen und ewigen Ad-

ventes vorzubereiten und auf ſeine erbarmungsreichen Offenbarungen.“

Auch an Wordsworth hatte Faber ſeinen Entſchluß geſchrieben. Seine Antwort lautete: „Ich ſage nicht, daß Sie Unrecht thun, aber ich muß ſagen: England verliert einen Dichter!“ Recht hatte der gefeierte Mann von ſeinem bloß dichteriſchen Standpunkte aus, dem bloß äußerlichen, den Geiſt, der die Romantik in's Leben gerufen, ganz verflachenden und verweltlichenden Standpunkte des Naturdichters. Allein er ahnte nicht, daß der Muth der Conſequenz des Fortſchreitens auf der einmal betretenen Bahn der Selbſtverläugnung etwas unendlich Erhabeneres war, als alle vorübergehenden Triumphe der Poeſie; er wußte nicht, daß in dem Ringen nach den höchſten Zielen der chriſtlichen Vollkommenheit nicht nur keine natürliche Gabe Gottes — und eine ſolche iſt die echte Poeſie — verloren geht, ſondern erſt recht vollendet und, unendlich über ſich erhaben und verklärt, in den Dienſt des Allerhöchſten geſtellt wird. Doch nehmen wir jetzt ſchon Abſchied von Wordsworth. Als er die Converſion Fabers erfuhr, kündigte er ihm die Freundſchaft! An Faber trat mit der Annahme einer Seelſorgsſtelle zuerſt der volle, ihm unbekannte Ernſt des Lebens heran. Er nahm ganz im Sinne der Oxforder Bewegung das Seelſorgsamt als etwas ſehr Verantwortungsſchweres an; er hielt mit dem Führer der tractarianiſchen Schule an der Giltigkeit der anglicaniſchen Weihen, an dem übernatürlichen Charakter des Prieſterthums und ſeiner legitimen Fortpflanzung durch den anglicaniſchen Epiſcopat feſt; dafür legt die Faſſung des oben mitgetheilten Briefes (16. December) Zeugniß ab. Es drängte ihn, in Uebereinſtimmung mit dieſen Anſchauungen, vor dem Antritt ſeiner Pfarrſtelle noch eine kleine Reiſe nach dem Continent zu machen, zu dem Zwecke, mit eigenen Augen in katholiſchen Ländern und beſonders in Rom ſelbſt die von der römiſchen Kirche in der Leitung der Seelen befolgte Methode zu prüfen und für ſein zukünftiges Tagewerk Er-

fahrungen zu ſammeln. Die vier letzten Jahre hatten ſeine früheren Anſichten über die katholiſche Kirche erſchüttert und ihm die Nothwendigkeit ihrer Prüfung auferlegt. Was ihm die letztjährige Orientreiſe nicht gebracht, wollte er jetzt ſuchen und für ſeinen Beruf verwerthen; es galt, die Kirche unmittelbar bei ihrer Arbeit an den Seelen zu beobachten, von ihr zu lernen, weniger, ſie zu kritiſiren. Die Annahme des Pfarramtes in Elton hatte dieſer Idee einen neuen Reiz und ein beſtimmtes Ziel gegeben.

Um ſeinen Zweck möglichſt ſicher und gut zu erreichen, verſchaffte ſich Faber von Dr. Wiſeman, damals Coadjutor des Biſchofs des Centraldiſtriktes, Empfehlungsbriefe an den in Rom reſidirenden Cardinal Acton und den Vorſteher des dortigen engliſchen Collegs, Dr. Grant. Seine Bekanntſchaft mit dem Coadjutor des apoſtoliſchen Vicars von London (England erhielt erſt 1850 durch die Wiederherſtellung der katholiſchen Hierarchie Biſchöfe im eigentlichen Sinne des Wortes, Ordinarien; bis dahin hatte es nur apoſtoliſche Vicare mit biſchöflichen Rechten) rührte von der Herausgabe ſeiner „Gedanken und Anſichten“ her. In denſelben hatte er einige Stellen der Vorträge Dr. Wiſemans über die Liturgie der Charwoche und deren dramatiſchen Charakter angegriffen und an einer anderen Stelle einen größeren Abſchnitt des Wiſeman'ſchen Buches angeführt, bei dem durch die Schuld des Setzers die Anführungszeichen weggeblieben waren. Faber entſchuldigte pflichtſchuldigſt dieſes Verſehen bei dem Biſchofe und damit war der Anfang ihrer Correſpondenz gegeben.

An dem Sonntage des 2. April 1843 hielt Faber in der Pfarrkirche zu Elton inmitten einer dichtgedrängten Zuhörerſchaar ſeine Antrittspredigt. Der Empfang von Seiten ſeiner Pfarrkinder war ein ſo herzlicher, daß Faber erklärte, er freue ſich auf die Heimkehr von ſeiner Reiſe, wie auf die Rückkehr in ein altes liebgewonnenes Familienhaus.

Am folgenden Tage reiste er von Elton in Begleitung

eines ſeiner früheren Zöglinge ab und gelangte noch im Laufe der Woche über Southampton-Havre nach Rouen. Begeiſtert ſpricht er hier von der gothiſchen Architektur der alten Normannenſtadt und beſonders von ihrer ſchönſten Blüthe, der Kirche Saint Ouen, die ihm, von der Höhe aus betrachtet, vorkommt, wie ein vom Himmel herabgefallenes mächtiges Steinkreuz. Im Uebrigen vermag er ſich mit der neuen, durch die Revolution vorgenommenen Landeseintheilung in Departements gar nicht zu befreunden. „Dieſe elende Eintheilung Frankreichs, das nun das Land der Conſcription und der Tricolore geworden, dieſe Zerſtückelung in Departements, die an die Stelle jener alten Provinzen traten, deren bloße Namen ein unerſetzlich koſtbares Echo in der Geſchichte hatten, ſcheint das Land aller ſeiner Lieblichkeit, die es noch in den Chroniken des alten Froiſſart hatte, beraubt zu haben. Das alte Frankreich, dieſes katholiſche und ritterliche Land, iſt unter dieſer ungeſchickten Flickarbeit faſt verſchwunden. Es widerte mich an, vom Augenblicke meiner Abreiſe von Havre an, nicht mehr von der Normandie ſprechen zu hören. Die Reiſe-Handbücher ohne Ausnahme kennen Rouen nur als Hauptort des Departement der unteren Seine!... Wie fade!..."

Man ſieht, der Kampf des Dichters mit dem Theologen war dieſſeits des Kanales noch nicht beendet. Dieß zeigte ſich indeſſen erſt recht, als die Wanderer über Bordeaux, am Saume der Pyrenäen vorbei durch die Frühlingspracht Süd-Frankreichs reisten. Gegen Ende April kamen ſie in Marſeille an, wo die heftigen Aprilſtürme ſie mehrere Tage hindurch zurückhielten. Faber konnte in dieſer Zeit unfreiwilliger Muße dem Drange nicht widerſtehen, ein mehr als zweihundert Verſe umfaſſendes, odenartiges Gedicht „Frankreich" zu ſchreiben. Dasſelbe beſingt in freier rhythmiſcher Behandlung mit hohem Pathos die neuere katholiſche Bewegung in dieſem Lande im Anſchluß an die Forderung: „Bringt uns wieder das Reich der Lilien!" Beim Eintritte des ruhigeren Wetters ſuchten die

Reiſenden ſich für ihre Haft dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie über Brignolles, ehemals die zweite Stadt der Provence, auf herrlichen, wenig bekannten Bergwegen nach Italien eilten. Daß der aus der Ferne zu den Bergeshöhen herauf leuchtende Indigoſpiegel des Mittelmeeres, daß Frejus, das Vaterland des Tacitus, daß beſonders das liebliche vor Cannes liegende Lerin und der einſt auf ihm lebende große Lehrer des katholiſchen Traditionsprincips, Vincenz, und ſein „Mahnruf gegen die Häretiker" den weihevollen Gruß Fabers erhielten, verſteht ſich von ſelbſt.

In Savona zwingt ihn die Grabſchrift, welche ſich der älteſte italieniſche Dichter, Gabriel Chiabrera († 1637), dort ſetzen ließ, zur ernſten Selbſtprüfung. „Oft habe ich ſchon," ſchreibt Faber, „auf meinen Kampf zwiſchen dem Dichter und dem Prieſter angeſpielt: die Poeſie reißt Alles an ſich; das Prieſterthum ſchließt Alles von ſich aus. Mehr als einmal habe ich ſchon das Dichten aufgegeben, aber der natürliche Hang hat ſchließlich doch wieder über meine heiligſten Entſchlüſſe geſiegt. Wie iſt mir das jünſt wieder ſo lebhaft durch den Geiſt gezogen! Ich ſtehe nun ſchon wieder in einem neuen Kampfe unter dem Eindrucke der Predigt, die mir Chiabrera aus ſeinem Grabe in S. Giacomo zu Savona hält. Auf ſeinem Grabe hat er das Wort einmeißeln laſſen:

Freund, lebend ſuchte ich meine Stärke auf dem Parnaß,
Du, beſſer berathen, ſuche ſie auf Calvaria.

„So eindringlich iſt die Mahnung, glaube ich, noch nicht an mich ergangen; ich erinnere mich kaum eine Zeile zur Ehre unſeres Heilandes ausſchließlich geſchrieben zu haben. Ich habe das Gelübde eines Geſanges gerade zu Ehren Calvaria's gemacht und habe bereits damit begonnen." Faber meint damit eine Reihe aſcetiſcher Hymnen über das Leiden und das Kreuz Chriſti in Gebets- und Betrachtungsform, die er in ſchlichter, möglichſt allen poetiſchen Effect meidender Sprache überſetzen wollte.

Angeſichts des herrlichen Golfes von Spezzia widmete r einem engliſchen Sänger der Apenninen, dem unglücklichen, uf einer Luſtfahrt durch den Hafen ertrunkenen Atheiſten Shelley († 8. Juli 1822) einige Zeilen. „Er war ein Elender niedrigſter Sorte, principienlos, nichts weniger als in romantiſcher Träumer.“ Wer ſich erinnert, was Shelley Zeit ſeines Lebens an rohem atheiſtiſchen Skandal in England eleiſtet, den Byron ſelbſt nach ſeinem Tode durch eine heraus- ordernde Leichenfeier, durch die Verbrennung der Reſte Shelley's im Strande von Spezzia nach Art der Alten fortgeſetzt, wie er Shelley-Cult damals noch ſchamlos betrieben wurde, wird ieſe Worte nicht ungerecht finden.

Auch Faber will gleich Shelley die Apenninen beſingen, ber in anderer Art. „Die Apenninen haben für den theo- logiſchen Dichter einen ganz beſonderen Reiz; denn ſie bergen ie Heiligthümer Umbriens in ſich; ſie ſind der Sitz der chönen Franziskaner-Legenden. Ihre Höhen ſind meiſt alle nit Klöſtern gekrönt, und es iſt ein gar ergreifender Gedanke, aß dieſe endloſe Bergkette von Savona bis Benevent keine Stunde des Tages, keine Stunde der Nacht ohne den Gottes- preis des Pſalmengebetes iſt.“ Wenn Faber ſodann in er begeiſterten Schilderung dieſer theologiſchen Bedeutung der Apenninen meint, daß beſonders drei Gegenden des chriſtlichen Europa etwas Uebernatürliches an ſich tragen: Umbrien, der Uebergang Frankreichs nach Piemont und die Umgegend des Brockens im Deutſchen Harze, ſo muß in Bezug auf die beiden letzten dieſer Gegenden bemerkt werden, daß Faber damals noch ganz unter dem Eindrucke der von engliſchen Schriftſtellern über die Maßen geprieſenen Geſchichte der Waldenſer-Thäler wiſchen Pignerol und Briançon und ihrer „chriſtlichen Heroen“ ſtand. Das „Uebernatürliche“ des Brocken beſchränkte ſich für ihn auf das Evangelium des Goethe'ſchen Fauſt. Beſſer begründet iſt folgende Bemerkung über Umbrien. „Der Geſchicht- ſchreiber Italiens, Leo in Halle, ſagt gelegentlich einiger Be-

merkungen über den hl. Franciscus, daß die überwältigende Naturschönheit Umbriens in der Religion düstere Enthusiasten hervorbringe. Schön mag dieß Wort zur Erklärung der Dinge vom bloß physischen Gesichtspunkte aus sein. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Enthusiasmus Umbriens das Antlitz der Kirche umgewandelt; daß er die Kunst und die Poesie recht eigentlich gezwungen, eine andere Richtung einzuschlagen; daß, wenn es ihm auch nicht gelungen, die heidnische Renaissance der Medici und ihre abstoßende Schule zu verdrängen, er doch wenigstens ihren Einfluß gemildert hat; daß selbst bis auf diesen Tag der Charakter der römischen Kirche ein sichtlich umbrischer ist, so würde es doch einen offenbaren Mangel an Hochachtung verrathen, wollte man annehmen, daß so gewaltige Umwälzungen von der Vorsehung Gottes als das übernatürliche und prädestinirte Werk dieser unvergleichlichen Gegend nicht (physisch) vorbereitet worden seien."

Die lieblichen Naturbilder, welche Faber bei seinem weiteren Vordringen nach Süden entgegentraten, wie das Fest der hl. Monika unter den Landbewohnern der Umgegend von Spezzia, die in ihren Ruinen so rührende Kunstpracht Lucca's und Pisa's, dessen Campanile ihn an das alte Bilderbuch in Bishop-Auckland und an seinen Dolmetscher, die Liebe und Geduld seiner armen Mutter erinnert; Siena, für ihn außer Venedig die schönste Stadt Italiens, — alles das ruft den Dichter in Faber wieder so lebendig wach, daß er unter den köstlichen Träumen der Kunst und Natur und Geschichte in den blühenden Gärten Siena's trotz der mahnenden Gestalten der hl. Katharina und des hl. Bernardin schier den Zweck seiner italienischen Reise vergessen will. „Gerade gegen diese, für sinnliches Behagen und Träumen so verlockende Poesie, welche Italien so vielen Leuten einflößt, hatte ich mich im Voraus gewappnet, als entnervend, sinnlich, rein literarisch, aber einer frommen Seele, eines priesterlichen, katholischen, christlichen Herzens wenig würdig. Ich will in Italien nicht als Dichter oder Tourist, sondern

als Pilger reiſen, der das Land als ein zweites Paläſtina anſieht, als das heilige Land des Occidentes ... und hier ſchon, kaum erſt auf dem Boden Italiens, bin ich ein Beſiegter."

Von Siena aus über das „traurige" Radicofani, das freundlichere Acquapendente, am See von Bolſena vorbei, kommen die Reiſenden ſpät Abends nach dem „armſeligen" Viterbo. „Ich mußte alle Hilfsquellen der Geſchichte zu Hilfe rufen, um mich in dieſem Viterbo zufrieden zu fühlen. In der modernen Geſchichte iſt alles das, was das Papſtthum betrifft, außerordentlich, wechſelvoll, am geeignetſten, uns den Menſchen einmal in ſeiner ganzen Größe zu zeigen, und der Art ſind auch für den weniger mit der Geſchichte Vertrauten die Erinnerungen Viterbo's; als ich ſeine Mauern verließ, mußte ich immer wieder an Karl von Anjou denken."

Auf der beſchwerlich zu erſteigenden Höhe des Monte Cimino ſieht Faber das Ziel ſeiner Pilgerreiſe in einem unvergleichlichen Landſchaftsbilde, ihm aus der Ferne winkend, vor ſich: „Zu meinen Füßen der ſchöne blaue See (von Vico); fern zur Rechten die hellglänzenden Lichtſtreifen des Mittelmeeres, rings vor mir die fahlen Hügelwellen der weiten Landſchaft; links die Apenninen von Albano, die Hügel des Sabinerlandes und endlich, einſam in majeſtätiſcher Pracht in ſeinem violetten Purpurgewande ſich hoch erhebend und das ganze Land beherrſchend, der Soracte. — Vides ut alta stet nive candidum (Du ſiehſt, wie hoch im Schnee weißglänzend der Soracte ragt), entſchlüpften bewundernd die antiken Dichterworte (des Horaz) meinen Lippen, und ich dachte nicht daran ... Auf das Land mit ſeinem ganz eigenartigen, blaßgrünen Kleide, das von tiefer grünenden Linien wie von Adern durchzogen war, hinzuſchauen, war eine Luſt. Von dem Rande des Kraters von Baccano aus erſchaute ich den St. Petersdom; ich überſchritt die Ponte Molle, von der Conſtantin, der Sieger über den Maxentius, einſt aufbrach, um dem Chriſtenthum zum Siege zu verhelfen, und endlich, endlich ſchlich ich mich beim

hellen Mondeslichte noch ſpät Abends zum Grabe der Apoſtel, vor dem ich faſt ganz allein in der ungeheuren Metropole des Erdkreiſes mich hinwarf, um zu beten. Meine Gefühle zu beſchreiben, iſt mir unmöglich."

Das geſchah am Abende des 9. Mai 1843. Folgen wir nun ſorgſamer und eingehender dem Pilger auf ſeinen römiſchen Wanderungen, nicht um ſeine, von keiner andern Hand je ſo beredt entworfene Schilderung der äußeren Eindrücke Roms zu hören, ſondern um ihn in der geheimnißvollen Werkſtatt ſeines Herzens zu belauſchen, das, den Winken der Gnade gehorſam, in ſeltener Geiſtesſammlung und Eingezogenheit dem chriſtlichen Rom, trotz aller ſich entgegenſtemmenden Einwirkungen proteſtantiſcher Erziehungs- und Denkweiſe, gerecht zu werden feſt entſchloſſen war.

Dank der Güte des Dr. Grant, des ſpäteren Biſchofs von Southwark, und des Dr. Baggs, des ſpäteren apoſtoliſchen Vicars des engliſchen Weſtdiſtrictes, war Faber im Stande, viel eingehender, ruhiger und gewiſſenhafter die verſchiedenen religiöſen Einrichtungen in Rom kennen zu lernen, als dieß den Romreiſenden gewöhnlich möglich iſt. Nebenbei verlegte er ſich gleich Anfangs mit allem Eifer auf das Erlernen des Italieniſchen, um beſonders die in dieſer Sprache veröffentlichten Heiligenleben beſſer zu verſtehen.

Hier in Rom bei ſeinen erſten Beſuchen der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten war es, wo er die erſte Andacht zu dem hl. Philippus Neri faßte, der ſpäter ſein geiſtlicher Vater werden ſollte. In den Conferenzen, die Faber im Jahre 1850 über den „Geiſt und das Genie des hl. Philipp" veröffentlichte, ſchildert er dieſe Anfänge: er beſuchte in Chieſa Nuova das Zimmer, wo der hl. Philipp die Meſſe zu leſen pflegte. „Wie weit entfernt war ich noch vor wenigen Jahren, wo ich als Proteſtant in ſeinem Zimmer weilte, von der Ahnung, daß ich eines Tages der Familie des Heiligen angehören würde, und daß der Pater des Oratoriums, welcher mir

das Zimmer zeigte, binnen kurzem vom Papſte zum Novizenmeiſter für ein Oratorium in England würde ernannt werden! Ich erinnere mich noch, wie er, das Glas des Schreines küſſend, in dem das kleine Bett des hl. Philippus als Reliquie aufbewahrt wird, aus Rückſicht auf meinen Proteſtantismus ſich entſchuldigte, und wie er mir die zarte Liebe offenbarte, die die Kinder des Heiligen für ihren Vater hätten. Dieſer Reliquiencult hatte mich damals nicht verletzt, aber jetzt bin ich mehr im Stande, zu faſſen, was er mir von der kindlichen Liebe ſagte, die der hl. Philipp ſeinen Kindern einflößt. Wenn mir Jemand vor ſieben Jahren geſagt hätte, daß ich heute dasſelbe Kleid und dasſelbe weiße Coller in den Straßen Londons tragen würde und daß ich ein Triduum zur Ehre des Apoſtels von Rom predigen würde, ich wäre ſchon über einen ſo wenig wahrſcheinlichen Traum überraſcht geweſen."

Welch' tiefe Eindrücke Rom auf Faber machte, ohne daß er es ſich eingeſtehen mochte, geht aus ſeinen Briefen immer wieder hervor, um ſo mehr, je länger ſich ſein Aufenthalt hinzieht. Am 20. Mai 1843 ſchreibt er an Morris, die Wunder Roms hätten ihn mit Ausnahme des Coloſſeums enttäuſcht; weder die Gallerien noch die Muſeen, weder die Alterthümer noch die literariſche Kritik hätten viel Reiz für ihn; in der vielen Zeit, die ihm bleibe, beſchäftige er ſich eifrig mit der Theologie. „Wenn man aber auch in Einzelheiten in Rom enttäuſcht werden kann, von Rom ſelbſt wird man unmöglich eine Enttäuſchung erfahren. Mache einmal im Geiſte einen Rundgang durch die Straßen. Hier war das Haus des Centurio, des Wächters des hl. Paulus; unter dieſer Kirche ſchrieb der hl. Lukas ſeine Apoſtelgeſchichte; dort wurde das Blut des hl. Ignatius vergoſſen; von dieſem Predigtſtuhle herab hat der hl. Thomas gepredigt; in dieſem Zimmer hat der hl. Franciscus geſchlafen; in dieſem Hauſe hat der hl. Dominicus ſeinen Orden gegründet; in jener Baſilika ſaß Papſt Zoſimus zu Gericht, verhörte und verurtheilte den Cöleſtius und ver-

dammte die pelagianiſche Häreſie; unter dieſem Grabe ruhen die Reliquien der Heiligen Petrus und Paulus; in jener Kirche ſind fünf berühmte Concilien gehalten worden; in jenen Katakomben ruhen die Gebeine von Martyrern, deren Namen nur Gott allein bekannt ſind; und ſo könnte man dieſe Aufzählung bis in's Unendliche fortſetzen. Rom iſt die Stadt des heiligen Schreckens; daher ſein unauslöſchlich tiefer, nachhaltiger Eindruck. — Es iſt natürlich, daß, wenn man, die Fußtapfen Gottes in der Geſchichte anbetend, die Autorität dieſer heiligen Orte auf ſich einwirken läßt, gar ſehr der Durſt nach der katholiſchen Einheit wächst und bald ſo ſtark erwacht, daß man verſucht wird, ganz außer dem Bereiche aller Regeln zu handeln, und zwar um ſo mehr, als man mit heiligen Perſonen lebt und ihr beredtes und liebewarmes Wort über Rom und die Einheit hört. Dazu füge noch mein principielles Beſtreben hinzu, aufmerkſam auf Alles zu hören, was im Stande ſein könnte, mich zu überzeugen und allen widervernünftigen Widerſpruchsgeiſt aus meinen Gedanken zu verbannen; denn weder die Beſchämung noch das Intereſſe ſollen mich, das hoffe ich zu Gott, jemals hindern, der Stimme meines Gewiſſens zu folgen. Von einer Erſchütterung meiner Ueberzeugungen fühle ich nichts, wohl aber ſehe ich mich vielfach und auf verſchiedene Weiſe gedemüthigt. Ebenſo ſehr und in ebendemſelben Maße, wie ich ſuche, den Eindrücken und den Anſichten, die mir nahe gelegt werden, mein Herz zu öffnen, ebenſo ernſt und feſt ringe ich um die Gnade, mich weder von der Begeiſterung noch von meinem Eigenwillen irgendwie fortreißen zu laſſen. Ich fühle in Rom meine Anhänglichkeit an die Kirche Englands wachſen, und ich beklage unſere Lage. Jeden Streit über die Lehre von dem Ablaſſe und über andere Einzelheiten habe ich bei Seite geſtellt und meinen Freunden geſagt, der einzige Punkt, auf deſſen Beweis es wirklich und in allem Ernſte ankomme, ſei der Beweis der Nothwendigkeit der Anhänglichkeit einer jeden einzelnen Kirche an den heiligen Stuhl. Daß dieſe Anhäng-

lichkeit zum Wohle aller Kirchen im Allgemeinen nothwendig sei, das gebe ich zu . . . Indem ich zu Hause das Abendofficium las, machte mir folgende Psalmstelle besondere Freude: ‚Die dem Willen Gottes gemäß leben, werden keines Gutes beraubt sein.‘ Diese Worte schienen mir ganz besonders die Art und Weise der Controverse, die ich gewählt, zu bestätigen und zu rechtfertigen. In einer Auseinandersetzung sehr ernster Natur sagte ich dem Rector des englischen Collegs: ‚Es ist nicht recht, mich so zu drängen; bevor man mir die Nothwendigkeit nahe legt, das zu verlassen, was man meine vermeintliche Kirche nennt, müßte man mir zunächst den Beweis liefern, daß dieselbe keine Kirche mehr sei oder daß sie sich aufgelöst habe; im anderen Falle verlangen Sie ja etwas von mir, was nach ihrer eigenen Moraltheologie geradezu eine Sünde ist, nämlich einen Act des Willens, des Urtheils, der einen Widerstand gegen eine Autorität in sich schließt, deren Illegitimität man mir nicht bewiesen hat. Das ist nicht wohlgethan. Sie verpflichten mein Gewissen zu einer Sünde!‘ Er ergriff meine Hand und sagte: ich hätte Recht. So lange in meinem Gewissen ein solches Hinderniß bestehe, meine Kirche zu verlassen, würde er mir niemals rathen, dieß zu thun, und meine Bekehrung würde nicht nach seinem Willen sein. Ich finde dergestalt, daß meine Romreise mir wohl gethan, ohne daß mein Gehorsam gegen die Kirche Englands irgendwie erschüttert ist.“

Wir sehen, eine gar ernste religiöse Stimmung hatte bei Faber Platz gegriffen; er freut sich, dem Freunde mittheilen zu können, wie in wenigen besonders unruhigen Stunden die Oxforder Erinnerungen und die Universitätsfreunde ihm einen mächtigen Schutz seien gegen alle zu starken Bedrängungen des Feindes; wie er Gott danke, gerade in Rom fester geworden zu sein in der Geringschätzung seiner selbst; wie besonders die Furcht vor dem großen Gerichtstage und die Liebe zu Jesus Christus ihn hindern, in die Fallstricke des bösen Geistes zu fallen und in jene religiösen Metamorpho-

ſen, welche die Liebe zum Wechſel, das Vertrauen auf die eigene Geiſteskraft oder irgend eine andere Sünde ſo leicht erzeugen.

Daß Faber bei ſo ernſter Geiſtesſtimmung ſechs bis acht Stunden des Tages den theologiſchen Studien widmet, unter denen die „Vorleſungen“ des P. Perrone und „die praktiſchen Werke“ der hl. Thereſia in erſter Linie ſtehen; daß er ſein Tagebuch nicht mehr weiterführt und aller Poeſie entſagt hat, um ſich ja keiner Zerſtreuung mehr hinzugeben, wundert uns ebenſo wenig, wie ſein entſchiedener Tadel über die gewöhnlichen Urtheile der engliſchen Touriſten über Rom. „Jetzt, wo ich an Ort und Stelle bin, wundere ich mich gar nicht mehr über die widerſprechenden Berichte, die man uns daheim über dieſe mächtige Hauptſtadt der Chriſtenheit vorträgt. Es gibt zwei ganz verſchiedene Rom: das Rom der Engländer, excluſiv, frivol, unwiſſend, wimmelnd von Lohndienern, die die Proteſtanten ſchmeichelnd beſchwindeln dadurch, daß ſie Scandalgeſchichten über den Papſt oder Liebeshändel der Cardinäle und Prieſter erfinden. Dieſe römiſche Welt findet man in den Conditoreien beim Eiseſſen; ſie abonnirt auf die Leſecirkel, kauft Cameen, muſtert die Künſtlerateliers, rennt von einer Gemäldegallerie in die andere, verſchlingt die neueſten Romane und geht zur Meſſe, um Muſik zu hören, ohne je daran zu denken, den Leib des Herrn zu unterſcheiden. Dieſes Rom iſt das nordweſtliche, und ich ſehe aus ſeiner Welt nur dann und wann einen verirrten Flüchtling. Das andere Rom beſteht aus den anſäßigen Bewohnern, den fremden wie den eingeborenen, aus freundlichen Cardinälen, demüthigen Jeſuiten, eingezogenen Mönchen, frommen Studenten. Hier lebt eine ganze Welt von Herzensgüte, ſchlichter Sitteneinfalt, tiefer Gelehrſamkeit. Dieſes zweite Rom iſt von einem ganz anderen Intereſſe. Unter hundert engliſchen Touriſten wiſſen neunundneunzig von ſeiner Exiſtenz ebenſoviel, wie von den Geheimclubs zu Ispahan, und doch liegen beide kaum einige Straßen

von einander getrennt. Die Verbrecherſtatiſtik iſt in dieſer Großſtadt faſt dieſelbe, wie in jeder anderen Großſtadt, und die wirklich ernſten Perſonen der verſchiedenſten Culte kommen darin überein, den Zuwachs an Ausſchweifungen dem Strome der engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Touriſten zuzuſchreiben. Wie in der Kirche ſelbſt, ſo iſt auch in Rom Böſes genug, um das Gute den übelwollenden Augen, die nicht ſehen wollen, zu entziehen. Ich finde hier unendlich Vieles, was ungetheilte Hochachtung und Liebe erheiſcht."

Die Einwirkung ſeiner römiſchen Studien und Arbeiten auf die Bildung des Urtheils nach einer anderen Seite hin tritt uns in einem Briefe Fabers vom 27. Mai an ſeinen Bruder F. A. Faber mit einer Entſchiedenheit entgegen, die nicht minder beachtenswerth iſt, als das Urtheil über das kirchliche Rom: wir meinen ſeine Anſchauungen über den Proteſtantismus. Wir müſſen auf dieſelben um ſo mehr aufmerkſam machen, als gerade in dieſem Punkte namhafte Führer der tractarianiſchen Bewegung, trotz des offenen Widerſpruches ihrer eigenen Principien, den Weg klarer und feſter Entſchiedenheit nie gefunden haben. Sein Bruder hatte ihm von einigen von den (proteſtantiſchen) Secten ausgehenden Angriffen auf den engliſchen Epiſcopat, wie es ſcheint, Mittheilung gemacht. Faber wies auf das Unrecht hin: die Hochachtung vor den Biſchöfen könne nicht groß genug ſein. „Alle dieſe Hochachtung indeſſen," fährt Faber fort, „darf uns nicht in die Irre führen in Betreff der dem Proteſtantismus als ſolchen weſentlich innewohnenden Gottloſigkeit. Erinnere dich, daß die Kirche von England nicht proteſtantiſch iſt, und daß auf den Verſammlungen ihrer Biſchöfe und Geiſtlichen des verfloſſenen Jahrhunderts ausdrücklich dieſe ſectireriſche Bezeichnung verworfen worden iſt und die Glieder der Kirche im Gewiſſen verpflichtet wurden, dieſelbe in dieſem Sinne zu verwerfen. Ich bin nicht blind genug zur Abläugnung der Thatſache, daß in der Kirche Englands viel Proteſtantismus iſt;

aber man kann es nicht rückhaltslos genug aussprechen, daß in diese Kirche ein Geist sich eingeschlichen hat, der ihr fremd ist, ein Geist, den sie verdammt und den man mit ihr ebensowenig verwechseln darf, wie man die vom Teufel Besessenen für den Teufel selbst halten darf, der aus ihnen seine Opfer gemacht. Ich habe mich hierüber so oft und so laut ausgesprochen, daß du keinerlei Grund hast, aus diesen meinen Ansichten das geringste Hehl zu machen. Glaube mir, wir haben mit der Kirche Roms einen sehr ernsten Kampf zu bestehen, und nur dadurch, daß wir den katholischen, d. h. streng antiprotestantischen Charakter unserer Kirche betonen, können wir es hindern, daß unsere besten, heiligsten und gelehrtesten Mitglieder sie nicht verlassen. Der Protestantismus hat jetzt dreihundert Jahre hinter sich. In Preußen, wo er entstand, ist er in einen Rationalismus ausgeartet, der auf der blasphemischen Läugnung der vier Evangelien beruht; in der Schweiz, seiner zweiten Heimath, ist er eine Beute des schlimmsten Socinianismus geworden; bei unserem englischen Dissenterthum ist er zur gottlosen Carricatur der Wahrheit geworden, und in der Staatskirche kämpft er einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Sacramente und die guten Werke. Wir müssen jetzt Stellung nehmen. Die Heftigkeit der Sprache mag immerhin tadelnswerth erscheinen, aber was auch komme, wir dürfen unsere Ansichten, die die Frucht gewissenhafter Studien sind, nicht länger für uns selbst behalten. — Den von unserer Kirche verworfenen Namen Protestant annehmen oder sich nur beilegen lassen, heißt ihr den Gehorsam weigern, und das ist, wo es bewußt geschieht, eine Todsünde. Die Zahl derjenigen unserer Glaubensgenossen, die uns verlassen und zur römischen Kirche übertreten werden, wird in genauem Verhältnisse zu der Halbheit in der Verschweigung unserer eigenen Glaubensüberzeugungen stehen. Ich bitte dich ausdrücklich, diesen Brief nicht zu zerstören. Wenn Gott unser Leben noch um ein Vierteljahrhundert verlängert, werden unsere Zweifel eine Lösung erhalten.

Der Proteſtantismus ſtirbt hin: was er noch Gutes in ſich ſchließt, wird ſeine Stelle in den Speichern Roms finden; was er Schlimmes birgt, wird ſich in blasphemiſchen Unglauben auflöſen. Erſt der Ausgang dieſes Kampfes wird es an's Licht bringen, ob unſere Kirche wirklich eine Kirche iſt, und ob ſie etwas mehr als eine Form des Proteſtantismus iſt. Iſt ſie wirklich keine Kirche, dann ſtehe uns Gott bei: es bleibt uns kein Weg, als nach Rom. Iſt ſie aber eine Kirche, und das iſt mein Glaube, dann ſind wir Katholiken, und ohne zu ſuchen, unſer Gewiſſen zu beugen oder uns den Forderungen anzubequemen, die das moderne Rom dem alten Gebäude hinzugefügt hat, wollen wir uns in Frieden des Prieſterthums und der Sacramente der einzigen Kirche Chriſti (Eph. 4.) erfreuen. Wenn Gott es zuläßt, ſoll mein ganzes Leben ein Kreuzzug gegen die verabſcheuenswerthe und diaboliſche Häreſie des Proteſtantismus ſein, deren Namen ſelbſt von meiner Kirche öffentlich und feierlich abgeſchworen worden iſt. Der Arianismus, der Pelagianismus und andere Secten derſelben Art ſind gewiß ſchrecklich und verderbnißvoll für die Seelen, aber der Proteſtantismus iſt das Meiſterwerk des böſen Geiſtes. Er hat ſich in die Heerde Englands eingeſchlichen; man muß ihn wie ein wildes Thier aus derſelben vertreiben. Was mich anlangt, ſo werde ich mit meinen ſchwachen Kräften mein Beſtes thun, weil ich an dem Heil der Proteſtanten zweifle, und weil es meine Pflicht iſt, die Seelen zu retten."

Mit ſolcher Klarheit, Beſtimmtheit und Entſchiedenheit hat ſicherlich nie ein Tractarianer den unheilvollen Gegenſatz zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus erfaßt und mit ſo kühnem Auge die großen Zielpunkte bemeſſen, auf welche die Oxforder Bewegung unbewußt losſteuerte. In Rom war Faber das rechte Licht gekommen: es war noch nicht das volle Licht der Tageshelle; es war erſt die Morgendämmerung, und ihr röthlicher Schein hatte noch nicht Kraft und Wärme genug, die

Nebel zu verſcheuchen. Es rührt uns, wenn wir ſehen, wie heilig Faber dieſes erſte Licht achtete und ſich von der profanen engliſchen Welt und ihrem nichtsſagenden Leben in Rom fern hielt. Wie er ſeinem Bruder meldet (27. Mai), hat er noch in keine Gemäldegallerie den Fuß geſetzt; nur in der Abtheilung der vaticaniſchen Muſeen hat er ſich umgeſehen, wo die Martyrerwerkzeuge, die heiligen Gefäße und ſonſtigen Denkmäler aus der erſten chriſtlichen Zeit aufbewahrt werden. Er ſtudirt die Geſchichte und die Theologie der Päpſte; er beſucht Traſtevere und die Inſel des hl. Bartholomäus, die klaſſiſche Aesculapinſel; er pilgert nach St. Francesco à Ripa, wo der hl. Franciscus von Aſſiſi in Rom lebte; er weilt in St. Pietro in Montorio, wo der hl. Petrus gekreuzigt wurde; er geht nach St. Onofrio, wo Taſſo bei den guten Mönchen ſtarb, und wo der hl. Philipp Neri die kleinen armen Kinder von Rom katechiſirte; er ſteigt mit Dr. Grant in die Welt der Peterskuppel hinauf und bewundert die kleine Republik der Petrini; er ſteigt in die Unterkirche zu den Gräbern der Apoſtelfürſten hinab, wo ihn eine Furcht ſo ſeltſam erſchütternder Art ergreift, daß er ſich ſpäter des Reichthums des unterirdiſchen Altares nur noch ganz allgemein zu erinnern vermag; er beſchreibt ‚das Feſt Roms‘, den Tag des hl. Philipp Neri, beſucht mit den Römern während der Feſttage das Zimmer des Heiligen, ſieht ſein altes Gewand und ſein Arbeitspult, tritt in die Zelle des Cardinals Baronius, wo derſelbe aus Gehorſam gegen ſeinen geiſtlichen Vater an einem der größten Werke frommer Gelehrſamkeit ſchrieb, das die Welt beſitzt, während er die jungen Römer, die ihn dort aufſuchten, in der Kirchengeſchichte unterrichtete. Nur in der Ermüdung und Abſpannung ſucht er bisweilen die Lieblingsfichten Wordsworths auf Trinità de Monti auf, um ſich in ihrem Schatten der Abendkühle zu erfreuen. „Dieſer Hügel iſt für mich wie ein Ruhekiſſen, auf welchem meine Gedanken ſich von dem Heimweh erholen müſſen zur Veſperſtunde, von der die Weihe der

eligion — wie könnte es auch anders ſein — nicht fern iſt. Wahrlich, Rom bietet ein unvergleichliches Intereſſe dar, ſelbſt em, der ſo wenig Liebhaber davon iſt, wie ich. Rom iſt twas ganz Verſchiedenes von jedem anderen Orte, wo ich eweſen bin, und ich ſegne Gott, daß es auf dieſer Welt der ünde noch ein ähnliches Plätzchen gibt. Welche Frömmigkeit nd welche Demuth! Wie viel Hingebung und heilige Größe abe ich da gefunden, ohne von den großen Lehren der Geſchichte und den Denkmälern des Glaubens zu ſprechen! Es cheint mir, daß ich, um meinen Geſinnungen Ausdruck zu eben, mit entblößtem Haupte und barfuß durch die Straßen ehen könnte, ſo wie man es vor dem heiligen Grabe zu Jeruſalem thut; ſo ſehr iſt mir die Gegenwart Gottes in ieſer geheimnißvollen Stadt nahe! Und doch lebt um mich erum eine ſo kleinliche Welt, die meiner Landsleute, die Moaiken kaufen, auf dem Corſo ſchlendern, auf dem Pincio Paade machen, Soireen geben, in den Ateliers Kunſt treiben nd gelehrte Thorheiten über Cameen feilbieten. Oh, das iſt um Herzbrechen traurig. Wer iſt noch im Stande, dieſen euten beſſere, ernſtere Gedanken zu geben!“

Die Zeit der Abreiſe von Rom nahte heran und Faber hatte bis dahin nur einmal den Papſt geſehen. Es war am Himmelfahrtstage in der Mutterkirche der Welt, im Lateran, der Kathedrale des Papſtes. „Welch ein Schauſpiel habe ich da geſehen!“ ruft er. „Ich ſtand nahe dem Altare hinter der Schweizergarde. Als der Papſt von ſeinem Throne herabſtieg und an den Altarſtufen niederkniete, knieten wir Alle mit ihm nieder; es war das die rührendſte Scene, deren Zeuge ich je geweſen. Die rothen Gewänder der auf den Knieen liegenden Cardinäle, das Violett der niederen Prälaten, die Soldaten und die bunte Volksmenge gleichfalls auf den Knieen, die wunderbare Herrlichkeit der Kirche, die unſichtbare Gegenwart ihrer großen hiſtoriſchen Erinnerungen, und in der Mitte jener in weiße Gewänder gekleidete Greis, niedergeworfen vor dem

Frohnleichname des Herrn, den er erhoben in ſeinen Händen trug, und dann das Schweigen, das feierliche Schweigen des Grabes: welch ein Schauſpiel! Der hl. Auguſtin pflegte oft zu ſagen, wie gerne er einmal einen römiſchen Triumphzug geſehen hätte! Sein Wunſch wäre mehr als erfüllt geweſen, wenn er die Pracht des letzten Donnerstags und den heiligmäßigen Gregor (denn das iſt er) im Lateran hätte ſehen können. Als wir die Kirche aus dem großen weſtlichen Thor verließen, war der ungeheure Platz dicht gedrängt voll Menſchen; wir erhielten indeß einen guten Platz dicht unter dem Balkon des Papſtes, und trotz der Mittagsſonne kniete ich mich entblößten Hauptes mit allem Volke hin und empfing freudigen Herzens den Segen des Papſtes; ich kniete da, bis er ſich wieder auf ſeinen Thronſeſſel niederließ und weggetragen wurde. Nie bin ich aus einem ſo durch und durch chriſtlichen Gottesdienſte mit einem ſo befriedigten Herzen heimgekehrt, als verfloſſenen Donnerstag aus dem Lateran."

Doch noch eine andere Ueberraſchung wartete auf Faber. An einem Morgen, wo er im Begriffe ſtand, Albano zu verlaſſen, wohin er von Rom gereist, empfing er den Beſuch Dr. Grants, der ihn aufforderte, eilig nach Rom zurückzukehren, da der heilige Vater ihm auf Erſuchen des Cardinals Acton eine Privataudienz für denſelben Tag gegen Abend bewilligt habe. Ueber dieſe Audienz ſchreibt Faber an Morris: „Wir warteten ſeit einer halben Stunde in dem Vorzimmer der vaticaniſchen Bibliothek, als der Papſt kam. Ein Prälat öffnete die Thüre und blieb draußen. Der Papſt war vollſtändig allein, ohne einen Prälaten oder eine andere Perſönlichkeit ſeines Hofes; er ſtand inmitten der Bibliothek in weißer Soutane, auf dem Haupte die gleichfalls weiße Calotte von Seide (das Weiße iſt die Farbe des Papſtes). Als ich eintrat, kniete ich nieder; nachdem ich einige Schritte weitergegangen, kniete ich nochmals und ein letztes Mal unmittelbar vor ihm; er hielt mir freundlich die Hand entgegen, aber ich küßte ſeinen Fuß;

es schien mir unaussprechlich kindisch, ihm die gewohnte Huldigung zu versagen (obschon für Protestanten auf diesem Punkte der Hofetikette nicht bestanden wird). Wir hatten eine lange Unterhaltung. Dr. Baggs war Dolmetscher. Der Papst sprach mit Staunen und Unwillen über die Suspension Dr. Pusey's, der das katholische Dogma von der Eucharistie vertheidigt hatte; er sagte mir: ‚Man darf nicht damit spielen und immer bloß die Einheit wünschen und warten, bis Ihre Kirche sich endlich einmal in Bewegung setzt; denken Sie zunächst für Ihre Person an das Heil Ihrer Seele.' Ich sagte, ich fürchtete mich vor meinem eigenen Willen und meiner individuellen Entscheidung. ‚Ihr Alle,' entgegnete er, ‚seid nur Individuen in der englischen Kirche. Ihr habt nur das Aeußere einer Gemeinschaft, wobei der zufällige Umstand entscheidend war, daß ihr unter der Regierung der Königin steht. Ihr wißt es, daß alle nur erdenkbaren Lehren unter euch in der einen oder anderen Weise gelehrt werden. Du, mein Sohn, hast gute Wünsche; möge Gott sie stärken! Denke an Dich und an Deine Seele!' Dann legte er die Hand auf meine Schultern, aber ich kniete mich sofort; da streckte er die Hand über mein Haupt aus und sagte: ‚Möge die Gnade Gottes Deinen guten Wünschen entgegenkommen! Möge sie Dich freimachen von den Fallstricken des Anglicanismus und Dich führen zur wahren und heiligen Kirche!' Ich verließ den Papst fast in Thränen, so sehr hatten der liebevolle Empfang des guten Greises, sein Segen und sein Gebet mich gerührt. Ich werde mein ganzes Leben diesen St.-Albanstag (17. Juni nach englischem Kalender) des Jahres 1843 nicht vergessen."

Die Rührung hatte Faber gehindert, zu bemerken, was ihm erst später durch seinen Begleiter mitgetheilt wurde, daß der Papst sich nach ihm umgewendet und thränenden Auges zweimal ihm nachgerufen: „England! o England!"

Die Verurtheilung Pusey's, von der der Papst gesprochen, hatte auf Faber einen tiefen Eindruck gemacht. „Wenn man,"

ſchrieb er an Morris am folgenden Sonntage, „die Ehre des Leibes des Herrn durch das Blasphem (der Zwingli'ſchen Lehre) entweihen läßt, dann gibt es kein Band der Einheit, keine Hierarchie, keine Autorität mehr!“ Er erklärte entrüſtet dem Freunde, nichts halte ihn mehr zurück, als die Furcht, ſeinem Eigenwillen zu folgen; er werde mit jedem Tage römiſcher, ohne daß er einſehe, daß das ein Fehler ſei. Wie weit der Gehorſam gegen die Autorität bei ihm ging, zeigt die Erklärung, daß er ſeit dem Beginne der letzten Faſtenzeit auf die Vorſtellungen ſeines Freundes (Morris) hin alle Anrufung der Heiligen und beſonders der heiligen Jungfrau ganz ausgeſetzt.

Immerhin ſchien ihm jede Kundgebung des katholiſchen Lebens einen Zweifel mehr zu nehmen, eine Befürchtung mehr zu zerſtreuen, ein Vorurtheil mehr zu entkräften; der Rath des heiligen Vaters, nur an die Rettung ſeiner eigenen Seele zu denken, haftete tief in ſeiner Seele, und die rückhaltloſe und ſcharfe Verurtheilung des Anglicanismus, wie Faber ſie von den römiſchen Theologen, die er hierüber befragt, gehört hatte, überzeugten ihn langſam, aber in immer größerer Klarheit von der Unhaltbarkeit der tractarianiſchen Theorie, auf die er ſich noch ſtützte. Es kann alſo nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß Faber ſchon um jene Zeit ſich vorübergehend mit dem Entſchluſſe trug, um die Aufnahme in die Kirche zu bitten. Als er am Feſte des hl. Aloyſius vor deſſen Reliquienſchrein gebetet hatte, verließ er, wie er ſelbſt geſteht, ohne ein Wort ſprechen zu können, und ohne zu wiſſen, wohin er gehe, die Kirche. Später erklärte er, wie P. Bowden ſchreibt, daß er in jenem Augenblicke des Gebetes klar erkannt habe, daß er in drei Jahren entweder katholiſch ſein oder ſeinem Kopfleiden erliegen werde. Nach ſeiner Aufnahme in die Kirche vertraute Faber Dr. Grant an, daß bei der jedesmaligen Wiederkehr des 21. Juni der hl. Aloyſius ſtark an die Pforte ſeines Herzens gepocht habe.

Man wird die letzten Bemerkungen beſſer verſtehen, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe an Morris (von Florenz aus auf der Rückreiſe geſchrieben) beachtet. „Es hat Gott gefallen, aus meiner Reiſe eine wahrhafte Leidensreiſe zu machen. Ich habe viel, viel an Geiſt und Körper gelitten. Dir zu ſchreiben, was ich in Rom empfunden, dafür kann ich kaum Worte finden, und ich glaube Dir ſchon geſagt zu haben, daß ich ſchon zweimal meinen Hut ergriffen, um mich nach dem engliſchen Colleg zu begeben und dort abzuſchwören.“ Jedesmal aber hatte ihn irgend eine auffallende Begegnung an der Ausführung ſeines Vorhabens gehindert, und Faber ſchrieb dieß der Führung ſeines heiligen Schutzengels zu, zu dem er eine ununterbrochene innige Verehrung hegte. Dieſer Zuſtand fortwährender Gewiſſensnoth, in dem er aus Gehorſam gegen die Autorität der anglicaniſchen Kirche gegen ſein eigenes Urtheil ankämpfte, auch da noch, wo die zunehmende Erkenntniß der Wahrheit dieſe Autorität vollends erſchütterte, erhöhte und vermehrte ſeine Leiden, die er von nun an nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluſſe ſein ganzes Leben hindurch tragen ſollte.

Von Rom begab ſich Faber alsbald nach der Audienz bei Gregor XVI. über Velletri am Rande der Pontiniſchen Sümpfe nach Mola di Gaeta und Neapel, aber ſchon dort befällt ihn das Heimweh nach Rom. „Die feierliche Pracht Roms,“ ſchreibt er an ſeinen Bruder (5. Juli 1843), „das Schweigen, die Heiligkeit, der himmliſche Anblick dieſes Sancta Sanctorum, alles das liegt weit, weit hinter den latiniſchen Hügeln, und hier ſtehe ich nun inmitten der lärmenden Heiterkeit, des außerordentlichen Glanzes, des militäriſchen Gepränges, der unaufhörlichen Bacchanalien, all des dolce far niente dieſes Paradieſes auf Erden. Ich fühle mich niedergeſchlagen, wie erſtickt über all das Böſe, was in der Welt iſt; es iſt mir, als hätte der Teufel die Oberhand gewonnen und das Walten der Vorſehung zeige ſich nicht mehr. Die Wirkung iſt ſeltſam. In Rom herrſcht, das erkenne ich jetzt, entſchieden das Gute vor.

Die beſte Vorſtellung, die meine Einbildungskraft vom Himmel ſich machen kann, iſt die, daß er ein zweites Rom iſt; nicht das Rom des ſpaniſchen Platzes, das Rom der Touriſten und der Lohndiener, ihrer Freunde, ſondern das andere, das wahre Rom, wo ich gewohnt. In Neapel iſt viel Frommſinn, es iſt wahr; aber das Neapel, das hier das Auge bannt, iſt das ſchöne und mäßige, das lachende und wollüſtige Neapel. O du theures, du ſtrenges Rom! Deine verbrannte Campagna mit den zertrümmerten Aquäducten ſind erhabener, als alle dieſe elyſäiſchen Gefilde, die mich hier am Strande des Meeres anlachen!“

Nachdem Faber Sorrent beſucht und ſich einige Tage in Salerno aufgehalten, mußte er daran denken, ſeine Schritte nach dem Norden zu lenken. Ein heftiger Krankheitsanfall machte für ihn die Landreiſe unmöglich. Auf den von ihm geplanten Beſuch der Franciscaner-Heiligthümer Umbriens verzichtend, ſchiffte er ſich in Neapel nach Livorno ein. In Florenz machte er Halt und benützte den Aufenthalt dort, um für ſeine Pfarrkinder zu Elton eine Reihe von Predigten über die Kindheit und die Jugend des Herrn zu entwerfen. „Ich werde hierbei nicht verſuchen,“ ſchrieb er, „tiefe und großartige Gedanken zu entwickeln, aber die Ideen ſtellen ſich mir in ſo überreicher Fülle ein, daß ich, will's Gott, in der dolcezza dieſes Themas einige Wochen glücklich ſein werde. Die Kindheit des Herrn war eine der beſonderen Andachtsübungen des hl. Antonius von Padua geweſen, und für uns, die wir die Ehre der wirklichen Gegenwart des Heilandes zu vertheidigen haben, ſind alle Themata, die ſeine heilige Menſchheit betreffen, von doppelt heiligem Intereſſe.“

Sichtlich erholte ſich Faber in der ſchönen Umgebung von Florenz. Von Livorno ſuchte er in Geſellſchaft einiger befreundeter Familien auf einem zu dem Zwecke gemietheten Schiffe die unvergleichlich ſchöne Arnomündung auf und verweilte einen Tag an den Ufern derſelben.

Aus Fabers Briefen über die Vorfälle der Rückreise durch Italien erschien uns nur einer wegen der Bedeutung für die principielle Charakteristik des Verfassers von Wichtigkeit. Faber spricht sich über das bei den englischen Touristen herrschende Unwesen aus, an jedem Orte von hervorragender Naturschönheit alle Poesie durch Citate aus den Modedichtern zu verscheuchen. „Ich habe gestern," schreibt er (18. August), „einen köstlichen Abend in Fiesole zugebracht. Keine einzige Erinnerung an den fanatischen Königsfeind, den häretischen Milton, hat mir dießmal die friedevolle Schönheit des Sonnenuntergangs und die Rosanebel des Valdarno in ihrem Zauber getrübt. Ich gestehe, daß viele Scenen Italiens mir durch irgend einen geschäftigen Freund verdorben worden sind, der sich berufen fühlte, mich an den Atheisten Byron zu erinnern; und wenn ich nicht gestern in Gesellschaft einer katholischen Familie verweilt hätte, wäre mir ohne Zweifel wiederum dieses schlimme Kind des Teufels vorgeführt worden, dessen großes Gedicht so schrecklich durch den Haß gegen den Sohn Gottes und die Blasphemie gegen seine Gottheit entstellt ist. Die vielgenannten Verszeilen des ‚verlorenen Paradieses', die mir diesen Morgen eingefallen sind, waren gestern Abend glücklicher Weise meinem Gedächtnisse entschwunden. . . . Ich verstehe die seltsame Anomalie der Reisehandbücher und jener Salonleute nicht, die Männer wie Milton und Byron lobend citiren und doch ihren Stolz darin suchen, Christum zu lieben und auf ihn ihre ganze Hoffnung zu setzen. Man liebt Christum in der Kirche, und man lobt seine Feinde in der Gesellschaft; man betet und spricht gegen die Unsittlichkeit als etwas Gott Verhaßtes, und man lobt einen Menschen, dessen Leben und Schriften von unreinen Schmähungen gesättigt sind. Ich habe kein Verständniß für eine solche Unterscheidung zwischen dem Dichter und dem Menschen, zwischen reinen und unreinen Versen. Wenn ein Mensch dem Gegenstande meiner Liebe schmähend Unrecht thut, mag ich bei ihm keine Hilfe, keine Freude mehr suchen;

und ich begreife es nicht, wie man bei einer innigen und zarten Liebe zu ſeinem Erlöſer noch Wohlgefallen an den Werken ſeines Feindes finden kann. Der Geiſt mag ſolche Unterſcheidungen zulaſſen, aber nimmer das Herz. Milton, auf deſſen blasphemiſchem Andenken der Fluch ruht, hat einen großen Theil ſeines Lebens damit verbracht, gegen die Gottheit meines Erlöſers, meines einzigen Glaubens, meiner ausſchließlichen Liebe, zu ſchreiben: Dieſer Gedanke vergiftet mir den ‚Comus‘ (ein Maskenſpiel allegoriſcher Art des Dichters). Byron, der ſeine Pflichten gegen das Vaterland mit Füßen getreten und alle beſſeren Regungen verhöhnt, hat ſich ſchändlicher Weiſe ſelbſt exilirt, in ſchöne Verſe ſein Verbrechen und ſeinen Unglauben hüllend. Dieſer Unmenſch, der (kaum wage ich es auszuſprechen) Chriſtum auf gleichen Fuß als Genoſſen mit Jupiter und Mahomed hingeſtellt, iſt für mich wie ein wildes Thier ſelbſt an den Stellen, die noch die reinſten ſind, und ich habe nie die Stunde bedauert, wo ich zu Oxford meine prächtige Shelley-Ausgabe in vier Bänden in's Feuer geworfen. Man hat Milton den Beinamen des ‚göttlichen‘ gegeben. Aber wenn meine Thränen dieſes Wort auslöſchen könnten, würde ſein Werk wenigſtens frei von Argwohn auf die Nachwelt übergehen, der bewirkt, daß jetzt viele treffliche Leute, in Oxford wie anderswo, ihn kalt und mißtrauiſch betrachten, ohne mehr an das zu denken, was er noch Katholiſches in ſich ſchließt; aber ich tadle ſie nicht; ſelbſt die peinlichſte Gewiſſenhaftigkeit in allem, was die Ehre Chriſti, der Gott und Menſch zugleich war, verletzt, iſt höchſtens ein heiliger Fehler. England bedarf Miltons nicht. Wie ſollte denn ein Land irgendwie der Politik, des Muthes, des Talentes oder was auch immer man ſich denken mag, bedürfen, wenn dasſelbe von Gott verworfen iſt? Oder wie kann der ewige Vater das Talent oder irgend ein Werk von der Hand Deſſen ſegnen, der in Proſa oder in Verſen die Gottheit ſeines Sohnes verläugnet, lächerlich gemacht, blasphemiſch erniedrigt hat? ‚Wenn Einer unſern Herrn Jeſum

Christum nicht liebt, der sei verflucht!' Das war die Ansicht des hl. Paulus; doch genug über diesen Punkt."

Mag auch der herbe Ton des vorstehenden Urtheils zu sehr die Lebhaftigkeit der religiösen Reaction verrathen, in der sich Faber damals befand, das Urtheil selbst behält seinen Werth als eine von einem Protestanten ertheilte Lehre und Warnung vor jenem blinden Culte schöngeisterischer Bewunderung des antichristlichen Klassicismus, der auch in manchen katholischen Kreisen Mode geworden. Voltairianischer Glaubens- und Autoritätshaß ist ja leider das Erbe des modernen Klassicismus geworden, der auch in England an Byron einen seiner bewundertsten Vertreter gefunden. Was Milton anlangt, so wird kein Katholik der seltenen Gelehrsamkeit, dem idealen Charakter seiner Poesie und dem tief religiösen Sinne, dem sein großes Gedicht „Das verlorene Paradies" entsprossen ist, seine Bewunderung versagen, allein diese wird sich nicht ohne ein tiefes Mitleiden mit den politischen, religiösen und Familien-Schicksalen des unglücklichen Mannes geltend machen. Ein einziger Vers des „verlorenen Paradieses" — wir sehen hier von der Anlage und Behandlung des Stoffes in seiner protestantisch-naturalistischen Auffassung ab — umschließt das Gift des Arianismus in der Läugnung der Gottheit des Erlösers, und dieser Vers ist von einer ganzen Rauchwolke der wunderbaren Prophezien wie huldigend verdeckt. Dieser Vers hat dem Dichter kein Glück gebracht; in dem „wiedergewonnenen Paradies" ist aller ideale Schwung fort und nur frostige, verblaßte und nicht mehr leserliche Tiraden sind geblieben. — Byron ist noch weniger zu lesen. Er war für den Katholicismus geschaffen, und die einzige Rolle, die er als Peer von England gespielt hat, war ein beredter Appell zu Gunsten der Katholikenemancipation, die uns sein Freund, der Ire Thomas Moore, aufbewahrt hat. Im Uebrigen athmen sein Leben wie seine Poesie nur den wildanstürmenden, oft unheimlich dämonischen Haß der Selbstzerstörung aller besseren Regungen seiner Natur,

die erſt Ruhe im Tode fand. Milton wie Byron gehörten jenem Geſchlechte hochbegabter Naturen an, die wie die Geiſter des Abgrunds nie ihren göttlichen, erhabenen Urſprung verläugnen können. —

Während ſeines Aufenthaltes in Florenz hatte man Faber vermocht, eine geſegnete Medaille zu tragen, und kurze Zeit nachher ſchrieb er von Bologna einen leider nicht erhaltenen Brief, der ſich über eine Reihe von Einwürfen gegen den Anglicanismus verbreitete, die ihm, wie P. Bowden ſchreibt, ganz unangreifbar ſchienen.

Durch die Schweiz nahm er den Rückweg nach England; er wollte im Laufe des Octobers in Elton ſeine pfarramtliche Thätigkeit eröffnen. Von Bern aus legte er (30. September) ſeinem Freunde Morris ſeinen Geiſteszuſtand offen in einem Briefe, der klar zeigt, daß, wenn er in der Kirche von England bleibe, die nur aus Gehorſam gegen die Autorität Derer geſchah, denen er ſich freiwillig in Gewiſſensfragen unterworfen hatte. Er ſchrieb: „Welches auch immer das Ende meiner Zweifel ſein mag, über Eines darf und will ich mich jetzt ſchon freuen, nämlich darüber, daß ich viel gelitten habe. Ein Heiliger hat geſagt: ‚Leiden und Sterben‘; aber die hl. Maria Magdalena von Pazzi ging weiter, ſie ſagte: ‚Leben und Leiden‘. Wenn wir nicht Glieder der einen Kirche ſind, ſo bleibt, ſo lange uns darüber ein Zweifel quält, die Hoffnung, daß das Fegfeuer, dieſes letzte Erbarmen Gottes, uns der wirklichen Braut des Herrn endlich zuführen wird. Wenn aber der Zweifel weicht, was wird dann geſchehen? Du rufſt mir zu: ‚Leide, leide, leide!‘ Iſt das nothwendig, ſo muß ich meinen Weg weiter gehen: Gott wird ſich zeigen. Wenn ich im Harren auf ihn zu beten verſuche, wenn ich mich in Erkenntniß der Gegenwart Gottes ſprachlos vor ihm niederwerfe, wenn ich verſuche Chriſtum zu lieben, wenn ich betrachtend in ſein Leiden mich verſenke, dann verſchwindet Alles um mich in nebelhafter Dunkelheit. Mich verfolgt der Gedanke:

alle dieſe guten Werke müſſen in der Einheit der Kirche ihren Anfang nehmen. Biſt Du ein Theil von ihr? Wenn nicht, wozu nützt das alles? Dieſe Kirche iſt unter Deinen Augen geweſen: ſiehe ihre Katholicität, ihre Einheit, ihre Miſſionen, ihre offenbaren Wunder, ihre Heiligen, ihr Alterthum. Dein Gebet iſt eitel, weil Du dich nicht in Demuth vor der Kirche gebeugt haſt, die Dir iſt geoffenbart worden; eitel ſind Deine Beichten, eitel Deine Communionen; Du haſt doch nichts als Schatten. Wenn ich in glücklicheren Stunden mir ſage: amore amoris tui mundo moriar, qui amore amoris mei dignatus es in cruce mori (o, daß ich doch der Welt abſterbe aus dankbarer Gegenliebe für Deine Liebe, für Dich, der Du, um meine Liebe zu gewinnen, aus Liebe für mich am Kreuz geſtorben biſt), alsdann kommt mir immer wieder die andere Frage, die mein ganzes Weſen in erſchütternder Trauer erfaßt: Warum biſt Du nicht in der Gemeinſchaft Deſſen, der dieſe Worte ſprach und nach ihnen lebte? Aber, wirſt Du mir antworten, Du denkſt doch zu ſehr an das Heil Deiner Seele und nicht genug an die Kirche. Aber, mein Theurer, ich habe nicht den Troſt, zu denken, daß wenn ich einer ſchrecklichen Gefahr entgegengehe, das wenigſtens für die Kirche geſchehe; wohl aber habe ich die Befürchtung, ein Unrecht an einer gewiſſen Anzahl von Verirrten zu begehen, wenn ich nicht dem Lichte folge, das mir angeboten iſt und das mir die Kirche zeigen ſoll da, wo ſie in Wirklichkeit iſt. Ach, ich fühle das Elend, daß ich bleiben muß; ich wage nicht, fortzugehen."

In einem anderen Briefe faßt er die Wirkungen ſeiner Romreiſe in folgende Worte zuſammen: „Ich bin ſeit meinem Ausfluge ſehr verändert, aber vor Allem bin ich durchaus römiſch. Ich habe Bedeutſames gelernt ſowohl für das Innere als für das Aeußere, und ich hoffe, daß dieß auch einen Schritt weiter führen ſoll, als zu bloßen Eindrücken."

In der That, bis zu ſeiner völligen Bekehrung war noch ein großer Schritt; Faber mußte noch in die Schule der

Erfahrungen gehen, dieſer großen Lehrmeiſterin, vor der der Eindruck und der Entſchluß des Augenblicks die Feuerprobe der Bewährung abzulegen hatte. Nicht überſtürzt, ſondern in Stufen vollzog ſich die innere Umwandlung, d. h. das Gotteswerk jener Gnade, die bei allen, die ihr geheimnißvolles Walten an ſich erfahren, dieſelbe, doch ſo tauſendfach verſchiedenen Wege mit denen zu gehen hat, die auf ſie hören, bis die langſame Bereitwilligkeit des Gehorſams gegen ſie ſich in die volle Freiheit des Willens auflöst. Für Faber lautete fortan die große Frage des Lebens: Kann ich in der Gemeinſchaft der anglicaniſchen Kirche mein und meiner Pfarrkinder Seelenheil wirken? Es galt einen hochherzigen, von der Gluth der erſten Liebe zu den unſterblichen Seelen geleiteten Verſuch.

IV.

Anglicaniſche Seelſorge (1843—1845). Die Pfarrei Elton; katholiſche Paſtorationsverſuche. „Die Leben engliſcher Heiligen.“ Wachſende Seelennoth Fabers; Newmans Einflüſſe. Abtödtungen und innerliches Leben. Angriffe auf das „Leben des hl. Wilfrid“. Erfolge in Elton. Newmans Converſion. Biſchof Wareing. Letzte Hinderniſſe und Converſion Fabers in Northampton. Faber in St. Chad zu Birmingham. Hutchiſons Converſion. „Gründe, in der anglicaniſchen Gemeinſchaft zu bleiben.“

Vom Tage ſeines Eintreffens in Elton an begann Faber ſeine Seelſorgsarbeit. Er war entſchloſſen, wenigſtens eine Zeitlang alle Zweifel bei Seite zu ſetzen, die ihn hinſichtlich der anglicaniſchen Kirche ſeit lange beſchäftigten, die ihm aber erſt durch ſeine italieniſche Reiſe in ihrer furchtbaren Bedeutung für ſein Seelenheil vollkommen klar geworden waren. Mit dem ganzen Bewußtſein der ſchweren Verantwortlichkeit ſeiner Lage ging Faber an die Arbeit. Seine Ueberzeugungen blieben über alle Controverslehren dieſelben; aber die Scheu, auf eigene Einſicht hin eine Entſcheidung zu treffen, beſtimmte ihn, einige Zeit ganz ruhig zu bleiben und ja keine Illuſion

irgendwelcher Art in ſich aufkommen zu laſſen. Zudem hoffte er als Rector von Elton Gelegenheit genug zu haben, die wirkliche Bedeutung der anglicaniſchen Kirche in den Erfahrungen der Seelſorge endlich kennen zu lernen entweder zur Beſtätigung oder zur Verwerfung ſeiner eigenen Anſichten und Zweifel.

Man darf zur Beurtheilung der folgenden Vorgänge nicht außer Acht laſſen, daß um jene Zeit die Idee des Uebertrittes zur römiſchen Kirche den Anglicanern, ſelbſt den Tractarianern noch ſehr wenig nahe getreten war. Der Hauptführer der letzteren, Newman, lebte ſchon einige Zeit in Littlemore in ſtrengſter Zurückgezogenheit, durchaus nicht wiſſend, welchen Weg er einzuſchlagen habe; auch denen, die ihn um Rath fragten, konnte er nur denſelben Aufſchub jedes weiteren Schrittes auf dem einmal betretenen Wege nach Rom, den er ſich ſelbſt auferlegt hatte, anrathen; und wenn Faber noch zwei Jahre in der anglicaniſchen Kirche blieb, ſo geſchah das hauptſächlich aus Gehorſam gegen die freigewählte Autorität Newmans, freilich nicht ohne eine endloſe Reihe großer Kämpfe und Beſchwerden.

Schon von Bern aus (30. September 1843), am Ende ſeiner italieniſchen Reiſe, hatte er Newman geſchrieben, welchen Troſt ihm der erhaltene Rath des Abwartens gebracht angeſichts des am Aloyſiustage in Rom gefaßten Entſchluſſes, vor der Wiederkehr des Aloyſiustages des Jahres 1845 keine entſcheidenden Schritte zu thun. Der Gedanke, den Augenblick der erſten Gnade zu verlieren, mache ihn oft unbeſchreiblich unglücklich; nicht minder die Zweifel, alles, was geſchehe zum Wohl der Seele, habe keinen Werth ohne die wirkliche Verbindung mit der einen wahren Kirche. „Ich hoffe nur," ſchließt er, „das Ende wird für uns Alle ſein, daß wir doch endlich zur ganzen, ungetheilten Wahrheit geführt werden und daß wir Geduld üben lernen während des traurigen Wartens, das für Einige aus uns in Ausſicht ſteht."

Die Absichten Fabers hinsichtlich seines seelsorglichen Wirkens zielten auf eine möglichst strenge Nachahmung des von der katholischen Kirche befolgten Systemes hin: er wollte seine Pfarrei nach dem Geiste des hl. Philipp und des hl. Alphons lenken. Ohne, wie die meisten seiner anglicanischen Gesinnungs- und Amtsgenossen, auf eine bloß äußere Werthschätzung der Ceremonien und der Kirchenzier einen großen Werth zu legen, galt ihm für die sittliche Reform seiner Pfarrkinder als das Heilmittel die Predigt und der Empfang dessen, was er in seiner Ueberzeugung für „Sacramente" hielt und ausgab. Er hielt auf den Anstand und die Würde in seinem Gottesdienste, machte aber so wenig Aufhebens von dem, was anderwärts als eine Hauptfrage für das kirchliche Leben behandelt wurde, daß er zur Zeit, wo die Frage nach dem Gebrauche des Chorrockes Alles in Aufregung setzte, seinen Pfarrkindern erklärte, auch er werde ihnen fortan im Chorrock predigen, weil er diese Bekleidung für passender als jede andere erachte, aber er werde so wenig daran festhalten, daß, wenn er ihnen einen größeren Dienst damit leiste, er lieber in Hemdärmeln predigen möchte.

Mit endlosen Mühen gelangte er im letzten Jahre seiner Wirksamkeit zu Elton dazu, nachdem er einen Kirchenchor gebildet, den Sonn- und Festtags-Gottesdienst feierlich abzuhalten. In Uebereinstimmung mit den Entschlüssen für seine pfarramtliche Thätigkeit, von denen wir oben gesprochen, vertheilte er unter seine Pfarrkinder eine „Geschichte des heiligsten Herzens Jesu"; er war der Ansicht, Niemand könne wohl etwas gegen eine Andacht haben, die in so inniger und doch so entschiedener Weise die Anbetung unseres göttlichen Erlösers zum Gegenstande habe. Aber er bedachte dabei nicht, daß auch der orthodoxen anglicanischen Hochkirche — und darin zeigte sich ja ihr ächt protestantischer Grundcharakter — nicht daran gelegen sei, die einzelnen Thatsachen und Geheimnisse der heiligen Menschwerdung Christi und seines erlösenden Leidens

und Sterbens zum Gegenſtande einer beſonderen Andacht zu machen. Man witterte alsbald „Papismus“ dahinter; dieß ſtörte ihn indeß in ſeinem weiteren Vorgehen nicht. Er vertheilte nun drei kleine gedruckte Abhandlungen über die Gewiſſenserforſchung, eine damals außerhalb der katholiſchen Kirche kaum mehr bekannte und beachtete Uebung.

Ein Jahr ſpäter gab er ſeiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer innerlichen Erneuung im „Leben des hl. Wilfrid“ folgenden entſchiedenen Ausdruck: „Seien wir doch Männer, und keine Träumer; in Sachen der Religion iſt alles Träumen nichts als Entheiligung. Sich ſtürmiſch über den Altarſchmuck, die Kerzen, den Predigtſtuhl, den Credenztiſch ereifern, wenn man vorher die Gläubigen nicht ſorgfältig über die heiligen Geheimniſſe unterrichtet, wenn man ſie nicht zum Glauben an die wirkliche Gegenwart und an das unblutige Opfer und deſſen ſacramentale Gedächtnißfeier hingeführt hat, iſt das nicht ein Kinderſpiel, das unglücklicherweiſe hier, wo es ſich um die unausſprechlich erhabene Größe des Opfers handelt, geradezu zur Entweihung wird? Iſt es denn kein handgreifliches Uebel um jene Pedanterie, welche mit der Architektur Parade macht, um jenen hochkomiſchen Ernſt, den man für Kunſtſpielereien in die Wagſchale wirft, um jenen Fetiſchcult, der mit den vermeintlichen Formen der Vergangenheit getrieben wird? Die Altäre ſind ja ein Kinderſpiel für ſehr ernſte Geſellſchaften des neunzehnten Jahrhunderts geworden! Auf der einen Seite belehrt man uns, in der Kirche gelte kein Wechſel, keine Aenderung, keine Erweiterung des Cultus; auf der andern Seite möchte man uns glauben machen, die Kirche datire erſt aus dem letzten Jahrhunderte. Man ſtreitet, erbittert, bekämpft ſich; man will mit aller Gewalt mit dieſer oder jener Form altkirchlicher Gewandung die majeſtätiſche Geſtalt jenes Katholicismus lächerlich machen, der doch genug hat an ſeiner Wahrheit und an ſeiner Dauer. Iſt es denn verzeihlich, dergeſtalt mit verkleideten Mummereien,

die zweifellos mit äußerſter Genauigkeit nach einem mittelalterlichen Coſtümbuche copirt ſind, ſich zu beluſtigen, und das in einem Augenblicke, wo wir alles Ernſtes an der angeſtrengten Arbeit für unſer Jahrhundert und für unſeren Nächſten ſtehen ſollten? Aber man findet die Rede leichter als das Handeln. Ein geſtickter Altarvorhang iſt ja für das Auge angenehmer, als ein armſeliges Haus und ein nackter Tiſch; aber am Ende iſt auch ſeine Wirkung doch wenig eindrucksvoll: ein bleiches Antlitz ſpricht bei einer heiligen Handlung beredter, als eine alterthümlich zugeſchnittene Stola oder eine kleidſamere Caſel. Es iſt die Lehre eines heiligen Mannes geweſen, daß das Chriſtenthum nichts an ſich habe, was bloß äußerlich ſei: der genaue Werth aller Form beſtehe darin, der Ausdruck der inneren Ueberzeugung zu ſein; ich frage, welche Ueberzeugungen können denn für unſere engliſchen Armen, die zum heiligen Opfer ohne Beichte kommen, in dieſer Wiederbelebung alterthümlicher Zier liegen? Die Kinder ſpielen gerne Begräbniß, und es hat für mich etwas Rührendes, wenn ich das Spiel der Unſchuld mit den Schrecken des Todes ſehe; aber große Kinder mit dem Buche in der Hand Meſſe ſpielen ſehen, Kirchenzier über die Wahrheit ſtellen, unter dem Aeußeren das Innere erſticken, die Armen erbittern, ſtatt ihre Seelen zu führen, ſich in katholiſchen Gefühlen zu gefallen, anſtatt das Gott allein wohlgefällige Opfer der Arbeit und der Bußſtrenge darzubringen, iſt das etwas anderes, als eine ſchreckliche Enthüllung der Falſchheit der Zeit, ein Meiſterwerk der Nachſtellungen des Satans? Das iſt nicht das Mittel, wieder katholiſch zu werden; es iſt das nur eine profanere, viel verweltlichtere Form des Proteſtantismus, als alle diejenigen, die ihr vorausgegangen ſind. Ernſt und Strenge ſind die Mütter der Schönheit: nur in ihnen darf dieſe ihre Wiedergeburt in würdiger Weiſe feiern."

Wir haben dieß Urtheil ganz hierhergeſetzt, weil es nicht nur ein helles Schlaglicht auf den Grundcharakter der ritua-

jen Bewegung unſerer Tage und ihre Halbheit und
e Unwahrheit wirft, welche die Rückkehr vieler Seelen zur
wahren Kirche vereitelt und unmöglich macht, ſondern
glich um den ungebeugten, unerſchütterlichen Ernſt kennen
rnen, mit dem es Faber um Erringung der Wahrheit
und um den Sieg des inneren Menſchen und ſeine Um-
lung zu thun war. Wer an der Härte des Faber'ſchen
iles über die Beſtrebungen ſeiner Amtsgenoſſen Anſtoß
e, den möchten wir bitten, hier wie in ſo manchen anderen
ten ſeiner anglikaniſchen Seelſorge und ſeines eigenen
bens nach ſittlicher Vervollkommnung nicht zu vergeſſen,
hm die ſichere Leitung und Führung der katholiſchen Kirche,
Maß ihrer Weisheit und Gerechtigkeit und die beruhigende
rſicht ihrer göttlichen Autorität ganz mangelte.

s fehlte dem neuen Rector von Elton nicht an Gelegen-
ſeinen Seeleneifer thatſächlich Tag für Tag zu erpro-

Die Pfarrei ſtand in ſchlechtem Rufe; da ſein Vorgänger
s zu ihrer ſittlichen Hebung gethan hatte, ſo waren die
angehörigen wegen ihrer Unmäßigkeit und Ausgelaſſenheit
er Umgegend faſt ſprüchwörtlich geworden. „Ich bin,"
b er bald nach ſeiner Ankunft in Elton, „in eine traurige
rei hineingerathen: achthundert Pfarrkinder und vierhundert
denten, wüthende Fanatiker, die in mir nach dem Aus-
: eines mir feindſeligen Kirchmeiſters zum mindeſten einen
Gifte des Puſeyismus Angeſteckten entdeckt haben." Auch
reiftere Erfahrung von einigen Monaten änderte an dieſem
ile nichts. Am 24. März des folgenden Jahres ſchrieb
Es erregt meine Ungeduld, wenn ich bedenke, daß, wäre
in Römer und fühlte nicht die Kugel unſeres Syſtemes
edem Schritte an meinen Füßen, ich Alles in meiner
ei vermöchte. Ich habe hier ungefähr tauſend Seelen
Alles iſt noch zu thun. Aber ich habe kein Recht zu kla-

Die Diſſidenten ſind ſehr heftige Leute; ſie halten den
ath in Ehren, und trotzdem ſie im Punkte der Sittlichkeit

und der Redlichkeit wenig zart erſcheinen während der Woche, ſo ſcheint doch keiner ihrer Nachbarn daran zu zweifeln, daß ſie ‚Auserwählte' ſind. An den Freitagen, Mittwochen und an den Feſttagen der Heiligen verſammle ich außer den Kindern zwanzig bis dreißig Arme um mich, und wir haben ungefähr vierzig Communionen im Monate. Der wochentägliche Gottesdienſt bringt eine Art Abwechſelung; er führt mir die ruhigen, verſtändigen, beſcheidenen Leute zu oder, wie die Diſſidenten ſagen, die moraliſchen. Am Sonntag Abend verſuchte der auf meine Bitte zum Zwecke der Wiederholung verſammelte Chor den Litaneigeſang ohne Orgel, ſo wie wir ihn jetzt in der Kirche ausführen: und das hat zum Gerüchte den Anlaß gegeben, ich hätte mich eingeſchloſſen mit den Sängern, um die Meſſe zu feiern, trotzdem der Zufall wollte, daß ich an jenem Abende den Fuß nicht in die Kirche geſetzt hatte."

Es dauerte jedoch nicht lange und die Früchte der unausgeſetzten Anſtrengungen Fabers traten zu Tage. Seine Predigten wurden ſehr populär und die Methodiſtenkapelle des Dorfes wurde täglich leerer. An Sonntag Nachmittagen ſtand der zum Pfarrhauſe gehörende Hofraum und Garten für alle Pfarrgenoſſen, für Reich und Arm, offen, und hier ſuchte Faber, das Beiſpiel des hl. Philipp Neri nachahmend, die Seelen zu gewinnen. Man nahm zwar an dem Cricket- und Ballſpiele Anſtoß, das Faber bei dieſen Zuſammenkünften eingeführt hatte; aber angeſichts der offenbaren Zeichen der ſittlichen Beſſerung in der Pfarrei mußten die Gegner verſtummen. Zuletzt hatte Faber die Liebe ſeiner Pfarrkinder in dem Grade gewonnen, daß bei der Verſteigerung, die nach ſeiner Abreiſe von Elton mit ſeinen Sachen im Pfarrhauſe vorgenommen wurde, ganz unbedeutende Artikel beſonders von den Armen hoch über ihren Werth geſteigert wurden, um nur ein Andenken an ihn zu beſitzen.

Eine beſtimmte Anzahl von Pfarrangehörigen, beſonders jüngere Leute, fingen an, häufig zu beichten und die Communion

zu empfangen. Aus den Beſten derſelben bildete Faber eine Art geiſtlicher Genoſſenſchaft. Alle Abende um Mitternacht verſammelten ſie ſich im Pfarrhauſe und brachten eine Stunde im Gebete und beſonders in der gemeinſchaftlichen Recitation irgend eines Theiles des Pſalters zu. Der Gebrauch der Disciplin war für die Freitage, die Vorabende der Heiligenfeſte und die Faſtenzeit eingeführt; Einer gab ſie dem Anderen. Dieſe Zuſammenkünfte dauerten bis zur Abreiſe Fabers in Elton fort. Neben dieſer dem Bußleben dienenden Genoſſenſchaft hatte Faber eine andere, eine Geſellſchaft zum hl. Joſeph, eingeführt, die ſich dem Krankenbeſuch und anderen Liebeswerken innerhalb der Pfarrei widmete. Auf dieſe Weiſe zog allmählich ein anderer Geiſt in einzelne Familien und durch ſie in die Pfarrei ein. Bald war zum Staunen der Umgegend das Antlitz des Dorfes ganz verändert: die Autorität und das Beiſpiel des Rectors ſteuerten der Unordnung; Trunkſucht und lärmende Vergnügungen hörten nach und nach auf; die Regelmäßigkeit des Lebens förderte den Wohlſtand und den Frieden. Die Leitung ſeiner Genoſſenſchaft, die regelmäßigen Beſuche ſeiner ganzen Pfarrei und die fortwährenden Verſchönerungen und Reparaturen, die Faber an ſeiner Pfarrkirche ausführen ließ, nahmen ſeine Zeit dergeſtalt in Anſpruch, daß er in den beiden Jahren, die er an der Spitze der Pfarrei ſtand, weniger als bisher den literariſchen Arbeiten obliegen konnte. Nichtsdeſtoweniger fand er Zeit, für die berühmte tractarianiſche Sammlung das „Leben engliſcher Heiligen“, die der Londoner Verleger Toovey veröffentlichte, die Leben der hhl. Wilfrid, Paulin, Edwin, Oswald u. A. zu ſchreiben; er ſah ferner den „Sir Lancelot“, ein Gedicht in ſechs Geſängen, auf's Neue durch und gab es heraus; außerdem ſtellte er ein Bändchen weniger bedeutender Poeſien zuſammen, deſſen Ertrag er für die Reſtauration ſeiner Kirche beſtimmte.

Alles das war nicht im Stande, das gewaltige Ringen ſeines Geiſtes nach Vereinigung mit dem Mittelpunkte der

katholiſchen Einheit inmitten der größten Schwierigkeiten von ihm fern zu halten; im Gegentheile, er ſah dasſelbe von Tag zu Tag mit ſteigender Gluth wachſen. Sein Herz blieb zwiſchen dem Gehorſame, den er ſeinen Gewiſſensleitern unverbrüchlich hielt, und dem mächtigen Zuge nach Rom, ſeinen Lehren und geiſtlichen Uebungen getheilt. Dieſer Zwieſpalt, dieſe Seelennoth wurde ihm bald drückender und unerträglicher als je. Er hatte ſich zum Beichtvater ſeinen Freund Watts-Ruſſel, damals Rector von Benefield, gewählt, einen ernſten und würdigen Geiſtlichen, der ſich noch im Jahre 1868, nachdem er ſchon am 28. November 1845 zur katholiſchen Kirche übergetreten, zum Prieſter weihen ließ. Allein das Bedürfniß, einen Leiter ſeines Gewiſſens ganz in der Nähe zu haben, um ſich leichter bei ihm Raths erholen zu können, ließ ihn wiederholt an ſeine Oxforder Freunde die Bitte richten, ihm einen Vicar zu ſenden. Die Nothwendigkeit der Beichte empfand er ſo ſehr, daß er am 14. Juli 1844 an einen Freund ſchrieb: „Ich werde in Betreff Deiner, mein Lieber, nie zur Ruhe kommen, bis daß ich höre, Du habeſt den einzig zuverläſſigen Grundſtein zu einem heiligen Leben in der beſtändigen Uebung des Bußſacramentes gelegt. Je weiter ich im Leben vordringe, je mehr Erfahrungen ich in der Leitung der Seelen mache, deſto tiefer befeſtigt ſich meine Ueberzeugung, daß es faſt die einzige Schutzwehr gegen Selbſttäuſchungen iſt. Alle Bußſtrenge gegen den Körper kann mit ihm als Mittel der Heiligung nicht verglichen werden.“

Was Faber in Elton bisweilen beſonders ſchmerzlich empfand, war der gänzliche Mangel einer ihm gleichſtehenden Geſellſchaft. „Du ſiehſt,“ ſchrieb er an Morris (17. Juli 1844), „ich habe nicht eine einzige gebildete, religiös geſinnte Perſon um mich; meine Vereinſamung iſt thatſächlich eine ſo vollſtändige wie die der Anachoreten der Thebais; ich erfahre an mir die Schrecken, aber keine der Ehren des Anachoretenlebens. Bisweilen ſehe ich darin eine ſüße Buße für meine beſonderen

Fehler; ein anderes Mal ſind meine Gedanken hierüber ganz andere geworden; wie dem aber auch ſei, ich fühle bisweilen, daß dieß Leben mich entnervt und daß meine Seele ſich in ſich ſelbſt verzehrt. Wenn ich irgend ein rein intellectuelles Buch zu leſen mir vornehme, iſt mir, als hätte ich allen Geſchmack an der Literatur verloren, und als ſei alle Zeit, etwas anderes als ausſchließlich geiſtliche Bücher zu leſen, verlorene Zeit. Ein anderes Mal denke ich an die Poeſie, aber für mich iſt das zu ſehr alles andere Intereſſe vernichtend. Abgeſehen von den wenigen Verſen, die ich Dir geſchickt, und den unerläßlichen Aenderungen an ‚Sir Lancelot' für den Druck desſelben, habe ich ſeit meiner Ankunft in Elton nichts Poetiſches mehr geſchrieben. ... Es klingt nicht gut aus dem Munde eines Prieſters, wenn er ſagt, daß die Armen für ihn keine ausreichende Geſellſchaft ſind; nichtsdeſtoweniger fühle ich für die Stunden der Erholung das Bedürfniß einer Unterhaltung, die ſelbſt die Mönche ſich nicht verſagt haben. Für einen Mönch in meinem ungeheuren Pfarrhauſe mich zu halten, fällt mir zwar nicht ein; indeſſen wünſchte ich, Du deckteſt mir das Geheimniß auf, wie ich mit einem Mühlſteine am Halſe, das will ſagen mit unſerem ſchwerfälligen Pfarrſyſteme, noch heiter ſein kann."

In den Briefen Fabers aus der damaligen Zeit finden ſich zahlreiche Spuren ſeiner Uebung des unabläſſigen Gebetes, und an einigen Stellen zeigt ſich deutlich, daß ſeine Abſtinenz und ſeine Abtödtungen ſeiner Geſundheit ſchadeten; kurz, wir finden auch hier die Spuren eines durch die weisheitsvolle Leitung der Kirche noch nicht geregelten Ascetismus, wie ihn oft in hochſtrebenden Seelen eine religiöſe Reaction erzeugt. Während manche ſeiner geiſtlichen Freunde mit ihm hierin wetteifernd die Väter der Wüſte nachahmen wollten und ihre Geſundheit zu Grunde richteten, fielen andere in das ganz entgegengeſetzte Syſtem und achteten nicht einmal auf die allerunerläßlichſten Uebungen der chriſtlichen Abtödtung. Bei Faber verband ſich mit dieſer äußeren Abtödtung die beſtändige Uebung der inneren Abtödtung.

Er übte das betrachtende Gebet nach der Anweisung des hl. Ignatius; die „geistliche Vollkommenheit“ von Rodriguez war beständig in seinen Händen und daneben das „Leben des hl. Philipp Neri“, welches er in's Englische zu übersetzen begann. Besonders eingehend beschäftigte ihn das Studium der Schriften des hl. Alphons und des hl. Franz von Sales.

Was später aus den Kreisen seiner Umgebung von seinen Abtödtungen bekannt geworden ist, zeigt, daß er damals sein eigener rückhaltslos strenger Führer gewesen. Oft war seine Sonntagsmahlzeit die einzig volle, die er sich für eine ganze Woche gestattete; und die Aerzte erklärten, seine Krankheitsanfälle und Ohnmachten rührten hauptsächlich und meist vom Mangel an Nahrung her. Unter anderen Bußen trug er beständig einen härenen Strick um seine Lenden und mußte trotzdem gestehen (22. August 1844): „Es ist sehr schwer, den Geist der Salbung und Sammlung zu bewahren, wenn unsere Bußen zum großen Theile das Werk unserer eigenen Wahl sind und nicht die Garantie an sich tragen, uns als Pflicht auferlegt zu sein, besonders wenn man von Natur geneigt ist, auf sich selbst zu hören.“

Seltsam und ergreifend steigerte sich die Seelennoth Fabers immer mehr; es schien ihm, als ob das Unbehagen in seinem jetzigen religiösen Zustande, inmitten von Zweifeln und Unsicherheiten aller Art, ihm allen Halt genommen. Aus dem Ende des Jahres 1844 liegen drei Briefe an Newman vor, worin er im innersten Gefühle der Trostlosigkeit und geistigen Verlassenheit bittet, das ihm im October des verflossenen Jahres auferlegte Verbot der Anrufung der allerseligsten Jungfrau, der Engel und der Heiligen doch wieder aufzuheben. Am 11. August 1844 schreibt er zur Unterstützung seiner Bitte: „Etwas gibt es jetzt in meinem Leben, was nicht weiter geht; unser (anglicanisches) System entnervt mich mehr und mehr; und bisweilen überfällt mich wie mit Blitzesschnelle die furchtbare Ahnung, als sei in meiner Stellung als Pfarr-

ſeelſorger etwas Unwahres, Verlogenes!“ Drei Monate ſpäter (20. November) ſchreibt er trotz des erneuten Newman'ſchen Verbotes: „Ich kann nicht mehr zurückhalten, ich muß mein Erſuchen an Sie erneuern; aber ich will mich unbedingt einem Nein unterwerfen, wenn Sie es ausſprechen.“ Am 12. December iſt das Bewußtſein und zugleich die Furcht, die endliche Gnade der Bekehrung zu verlieren, ſo groß, daß er an Newman ſchreibt: „Was ich auch thue, ich kann über die Furcht, als ein außerhalb der Kirche Stehender verloren zu gehen, nicht mehr Herr werden; ich faſſe die Gefahr, um meiner Sünden und um der Schwachheit meiner Buße willen verloren zu gehen, nicht ſcharf genug in's Auge. Ich ſtrebe nach einer Sicherheit, und darin verſteckt ſich meine Eigenliebe. Immerhin kann ich auf Eines rechnen, darauf, daß ich bis zu einem gewiſſen Punkte im Bereiche der Gnade bin: ob ich derſelben entſpreche oder nicht, gleichviel, ſie iſt mir angeboten. So kann ich mich alſo noch gedulden. Ich kann mich des Gedankens nicht entſchlagen, daß mir die Gnade meiſt durch Kanäle zuſtrömt, die ich einem andern Syſteme entliehen habe, anſtatt daß ſie mir aus dem meinigen fließt; ſo daß ich meine falſche Lage wohl fühle. So ſchmerzlich dieß iſt, ſo erkenne ich doch, daß dieſer Schmerz nur von meiner Eigenliebe herrührt. Somit darf und will ich denn keine Entſcheidung meinerſeits treffen, ſondern nach Ihrem Rathe in Geduld warten, bis die Barmherzigkeit Gottes uns ein Licht für unſeren Weg ſendet. Auch die geringſten Fortſchritte in der Reinheit des Lebens, in der Gleichmäßigkeit des Charakters, in dem beſtändigen Denken an Gott, darf man wohl als Zeichen anſehen, daß hierin wenigſtens Chriſtus mit uns iſt. Im andern Falle, wenn ich gar kein Zeichen meiner Vereinigung mit ihm beſäße, wüßte ich nicht mehr mein Leid zu ertragen.“

Der Anfang des Jahres 1845 brachte einen äußerſt heftigen Angriff auf die bei Toovey erſchienene „Leben der engliſchen Heiligen“. Männer von großer Autorität, wie

Newman ſpäter in ſeiner „Apologie“ conſtatirte, hatten ihr Urtheil dahin abgegeben, daß das von dem ſpäteren Oratorianer P. Dalgairns verfaßte „Leben des hl. Stephan Harding“ (des Abtes von Citeaux, welcher den hl. Bernhard in's Kloſter aufnahm), ſo wie es vorläge, niemals einen anglicaniſchen Verleger hätte finden dürfen. Unter den folgenden Heiligenleben war keines, das durch dieſes Verdict die in den weiteſten Kreiſen des Anglicanismus erregte Erbitterung vollkommen hätte beruhigen können; als aber nun gar das „Leben des hl. Wilfrid“ erſchien, da hatte alle Zurückhaltung der Gegner ein Ende; denn die katholiſchen Tendenzen der Schule der Tractarianer waren hier mit dem größten Freimuth, mit einer Schärfe, Conſequenz und Aufrichtigkeit entwickelt, die nichts mehr fürchtet, als die Wahrheit zu verſchleiern. Man wußte recht gut, daß Faber das „Leben“ geſchrieben, und daß er die von manchen ſeiner Freunde empfohlene Politik der Zurückhaltung als unvereinbar mit den Pflichten gegen die Wahrheit hatte fallen laſſen. „Ich ſehe,“ hatte er an Morris geſchrieben, „weder die Bedeutung, noch die Gerechtigkeit dieſer Zurückhaltung ein; aber dieß hindert mich nicht, zuzugeben, daß ich mich nicht wie Andere in einem Zuſtande ſittlicher Vollkommenheit befinde, der mir die gewünſchte ‚Oekonomie der Wahrheit‘ geſtattet.“ Um zu verſtehen, was Faber hiermit ſagen will, erinnere man ſich der Lehre Newmans, von dem auch die „Oekonomie der Wahrheit“ dem Ausdrucke nach herrührt, daß die göttliche Wahrheit nur mit Vorſicht und Sparſamkeit, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, mitgetheilt werden dürfe, und daß man nur in dem Maße, als die Geiſter für die Fülle ihrer Aufnahme vorbereitet ſeien, ſie verkündigen ſolle. Dieſe Idee, die man unter einer anderen Form und ganz anderen Verhältniſſen gegenüber beim hl. Paulus ausgeſprochen findet, ſollte noch fünfundzwanzig Jahre ſpäter der Gegenſtand jenes heftigen Angriffs auf Newman werden, der ihn veranlaßte, gegen Dr. Kingsley ſeine herrliche „Apologie“ zu ſchreiben.

Die bisherige Entwickelung des inneren religiösen Lebens bei Faber, wie wir sie dargelegt haben bis zum Zeitpunkte, wo er das Leben des hl. Wilfrid schrieb, die Umstände, unter denen er schrieb, machen sowohl seine selbständige Stellung Newman gegenüber in diesem Punkte, wie auch die Energie erklärlich, mit der er sich hinsichtlich der Lehren und der Einrichtungen der katholischen Kirche ausdrückte.

Um unseren Lesern ein Urtheil über den Charakter dieses Buches zu ermöglichen, welches indirect zu einem Wendepunkt in Fabers Leben werden sollte, theilen wir einige Auszüge aus demselben mit; daß dieselben von einem Mitgliede der anglicanischen Kirche geschrieben sind, wird der Leser aus den Worten an sich kaum errathen. Faber schreibt über den heiligen Bischof von York (634—709), den vielverfolgten Apostel Northumberlands, u. A. Folgendes: „Wilfrid erkannte, das Einzige, was hier zu thun sei, wäre für ihn die Reise nach Rom, um im Schatten des Stuhles des hl. Petrus den besten Weg kennen zu lernen, den er zu gehen habe. Es lebt tief im katholischen Herzen, wie ein Instinkt, der ihm um der Sicherheit des Glaubens willen verliehen ist, sich in solcher Lage stets nach Rom zu wenden.

„Wilfrid erkannte, daß unter den Pflichten eines Bischofs wenige von solcher Wichtigkeit seien, wie die strenge Ueberwachung der klösterlichen Orden. Die Klöster sind das Blut und Leben der Kirche, die Säulen des wahrhaft apostolischen Christenthums, die Zufluchtsstätten des echten geistlichen Lebens in schlimmen Zeiten, die Pflanzschulen heroischer Bischöfe, die Mütter der starkmüthigen und hochherzigen Missionäre. Eine Kirche ohne Klöster ist ein am rechten Arme erlahmter Leib.

„Es ist zweifellos, daß Wilfrid in höchst wirksamer Weise zu dem heiligen Werke beitrug, die Bande enger zu schlingen, welche England an den Stuhl des hl. Petrus fesseln, Bande, die ohne den Untergang der für die Christen allerkostbarsten Güter nie gebrochen worden sind. Wilfrid beging, um im Stile unserer Tage zu sprechen, an der Freiheit der nationalen

Kirche einen Verrath, d. h. in die Sprache der Katholiken übertragen, er brachte England schon im siebenten Jahrhunderte die Freiheit von der erniedrigenden Sklaverei und dem leeren Schwindel des Nationalismus.

„Hat jemals auf Erden ein Richterstuhl sich erhoben, der dem von Rom vergleichbar wäre? Während in den lokalen Kirchen der Parteigeist, der Aufruhr der Factionen, der Zorn der Könige und der Hader der Prälaten Alles in Aufregung versetzen konnte, war das Urtheil Roms stets von klarer, geduldiger, gemessener und auf den Principien der Frömmigkeit beruhender Weisheit geleitet; es wurde von leidenschaftsloser Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum, von langmüthiger Nachsicht und Schonung, von heiliger Mäßigung, ohne Ansehen der Person, und endlich von der klargefaßten, ruhigen Entschiedenheit seines Richterspruchs dictirt, was Alles den Richterstuhl Roms als ein wahres Wunder der Jahrhunderte hinstellt. Mit aller den Dingen Gottes gebührender Hochachtung sei es gesagt, war dieser Richterstuhl nicht ein Abglanz des unzerstörbaren Friedens, der Geduld, der Langmuth, der Barmherzigkeit und der schnellen Bereitschaft der Liebe, die wir an den göttlichen Gerichten bewundern? ‚Die Erde erbebte und wurde wieder ruhig‘: in diesen Worten ist auf Jahrhunderte hin die Geschichte Roms ausgesprochen. Das war offenbar das Werk Gottes; und dieß ist in unseren Augen ein Wunder.“

Solche, aus einem protestantischen Pfarrhause in die Welt gesandten Worte mußten allseits überraschen. Die Feinde der tractarianischen Bewegung sahen in solchen Aeußerungen den unwidersprechlichen Beweis, daß Rom das Ziel sei, auf das eine mächtige Partei im Schooße der Hochkirche lossteuere. Die dem Stuhle Petri zuerkannte Autorität, die Nothwendigkeit des eucharistischen Opfers, die wunderbaren Heiligenlegenden, welche fort und fort unter stillschweigender Zustimmung der anglicanischen Bischöfe verbreitet wurden, der Geist und

Inhalt des Faber'ſchen Wilfrid, das Alles galt als ſicheres Anzeichen, daß endlich die Oxforder Partei alle Rückſicht bei Seite geworfen und daß der letzte Schritt, die erklärte Unterwerfung unter die römiſche Kirche, nun nicht mehr auf ſich warten laſſen werde.

So wenig Eindruck indeſſen die wachſende Aufregung auf Seiten der Gegner der tractarianiſchen Partei bei Faber machte, ſo ſehr ſchmerzte ihn die Haltung ſeiner Freunde. Letztere waren zum weitaus größten Theile mit dem Leben des hl. Wilfrid unzufrieden: der Freimuth der in demſelben geführten Sprache habe, ſo meinte man, die Partei weiter geführt und verpflichtet, als man darauf vorbereitet geweſen. Kundgebungen dieſer Art fanden bald den Weg in das ſtille Pfarrhaus zu Elton. Sein Freund Morris, Puſey und andere hervorragende Männer der Oxforder Schule hatten ſich energiſch gegen ihn ausgeſprochen, und obwohl Newman das Werk vor dem Drucke geprüft und es ſelbſt zum Drucke befördert hatte, obwohl Oakley Faber geſchrieben, daß er mit Nutzen ſeine Arbeit geleſen, ſo vermochte Faber ſich dennoch nicht über das Urtheil der Erſteren hinwegzuſetzen, und am 29. Januar 1845 gab er an Morris ſeiner Stimmung folgenden Ausdruck: „Ich begreife vollkommen, daß ich dieſe Heiligenleben aufgeben, ja daß ich für einige Zeit ganz aufhören muß zu ſchreiben. Alles das führt mir handgreiflich den Fehler und das Unrecht vor Augen, welches ich dadurch begangen, daß ich mich in den Vordergrund gedrängt und einen Antheil an einer Bewegung genommen, deren Zweck es eingeſtandener Maßen iſt, war und ſein wird, die Geiſter aus ihrer ſchlaffen Ruhe aufzurütteln. In der Weiſe, wie ich es gethan, hätte ich mich auf dieſem Wege nie verpflichten ſollen: ich fühle dieß um ſo lebhafter, als ich in meinem Leben des hl. Wilfrid nicht die Hälfte deſſen gethan habe, was Andere, die man nicht tadelt, fort und fort thun, um die Geiſter aufzuregen und zu romaniſiren. Andererſeits ſehe ich in dem Gedanken, einen Collegen dem Geſchrei der

Oeffentlichkeit zu opfern, nur einen Mangel an dem einfachſten und vollkommen zu rechtfertigenden Vertrauen. Das grundloſe Gekläffe und endloſe Geheul iſt nun einmal eine periodiſche Krankheit unſerer Tage, und im Grunde hat dasſelbe ſelten etwas mit der Sache wirklich zu ſchaffen, die man anheult. Das legt mir den Gedanken nahe, daß hierin für mich eher eine Mahnung der Vorſehung, als irgend etwas Anderes zu ſuchen iſt. Ich fühle mich ſchon längere Zeit hindurch zu einem ſtrengeren Bußleben, zu einem einſameren und beſchaulicheren Leben berufen, als das iſt, welches ich bis jetzt hier geführt habe; und es ſcheint mir der Wille Gottes zu ſein, daß ich hier in einer tieferen Zurückgezogenheit lebe und nur noch mit den niedrigen Arbeiten mich beſchäftige, die mich hier zurückhalten.... Was ſeit einem Monate mit Bezug auf das Leben des hl. Wilfrid geſchehen, hat ſich in Bezug auf mich wohlthätiger erwieſen, als alles Andere eine ſehr lange Zeit hindurch. Mein Buch ſteht ſo wenig mit den erreichten Reſultaten im Zuſammenhange, daß man in alledem nur dieſe Lehre finden kann: ich werde dieſelbe, ſo gut ich kann, mir aneignen."

In dieſem für Fabers Seelenleben ſo kritiſchen Augenblick erhielt er von Seiten eines der Würdenträger der katholiſchen Kirche in England einen gegenüber allen den Angriffen, deren Gegenſtand er war, um ſo koſtbareren Beweis liebevoller Achtung. Der apoſtoliſche Vicar des Oſtdiſtrictes, Dr. Wareing zu Northampton, hatte, aufmerkſam gemacht durch die heftige Controverſe in der Preſſe, das Leben des hl. Wilfrid geleſen und ſich durch die dort ausgeſprochenen Geſinnungen veranlaßt gefühlt, Faber ſeine Anerkennung zu bezeugen. In der Antwort Fabers iſt der ſchlichte Dank für dieſe Theilnahme mit dem Bemerken verbunden, daß es ihm (Faber) begreiflicher Weiſe widerſtrebe, von der gegenwärtigen Lage der anglikaniſchen Gemeinſchaft und von den Schwierigkeiten zu ſprechen, von denen man ſich mit Gewalt umſchlungen fühle, wenn man vor ſich — wenn auch nur in Gedanken — einen Wechſel

in der Religion ſehe. Er bittet den Biſchof, ihm den Troſt ſeines Gebetes und des Andenkens beim heiligen Opfer nicht zu verſagen. „Es iſt der Wille Gottes," heißt es zum Schluſſe, „daß der Wechſel, den er mir beſtimmt, weder durch meinen Eigenwillen beſchleunigt, noch durch Beweggründe des Intereſſes verzögert werde."

Trotz der ſich mehrenden Troſtloſigkeit, trotz der erneuten Angriffe, die ihm durch die ſchwankende Haltung mancher Freunde ruhig zu ertragen ſchwerer wurde als je, ließ ſich Faber in dem verdoppelten Eifer ſeiner Arbeiten für das Seelenheil der Pfarrangehörigen nicht entmuthigen. In einem Briefe vom 11. März 1845 theilt er Morris mit, daß er jetzt ſiebenzehn vollkommen Convertirte, d. h. der Beicht regelmäßig ſich unterziehende Pfarrkinder habe, von denen einige den Eifer der Vollkommenheit beſäßen; er habe letzten Sonntag einunddreißig Communionen geſpendet und ſeine Predigten über die Gewiſſenserforſchung hätten das ganze Dorf aufgerüttelt. „Das gegenwärtige Ausſehen des Dorfes," ſchreibt er, „iſt ſelbſt in den Augen der Weltleute vortheilhaft verändert, beſonders hinſichtlich der Mäßigkeit und der nächtlichen Ruhe. Ich kann ohne Herzensangſt dem Gedanken nicht in's Auge ſehen, alles das jetzt zu verlaſſen und dieſe Seelen dem . . . und ich weiß was zu überlaſſen." Aber obwohl Faber Alles that, um ſich und ſeine Pfarrei zu beſſern, die Unſicherheit über ſeine wirkliche Stellung zur Kirche wich nicht mehr; ſie wurde ſeit dem Beginn des Jahres 1845 immer qualvoller. Die Fäden, welche ihn an die Kirche Englands banden, entglitten immer mehr ſeiner Hand, ſo krampfhaft er ſie feſtzuhalten ſuchte. Dieſes Seelenleid, die endloſen Arbeiten der Faſtenzeit und die ſchweren körperlichen Bußen, die er ſich auflegte, erſchütterten ſeine Geſundheit ſo ſehr, daß er mit Beginn des Sommers die Pfarre zur Erholung verlaſſen mußte. Aber auch dieſe Abweſenheit aus der Pfarrei hielt er nicht aus; er kehrte bald zurück.

Als nun im Herbſte 1845 Schlag auf Schlag die Nachrichten von den Converſionen vieler ſeiner liebſten Freunde — wir erinnern nur an die Namen Dr. Ward, Dalgairns, St. John, Newman, Bowles, Stanton, Walker, Oakley, Collyns, Chriſtie u. A. — in das Pfarrhaus von Elton gelangten, da erkannte Faber, auch für ihn ſei der Uebertritt zur katholiſchen Kirche nur noch eine Frage der Zeit. Jede Nachricht wurde für ihn eine neue Mahnung der Gnade. Welche letzten und höchſten Kämpfe damals die zartbeſaitete, auf alle Regungen der Gnade ſo aufmerkſame Seele Fabers durchgekämpft, wer vermöchte das zu ſagen im Hinblick auf ſeine ſchüchterne, allen Eigenwillen mit höchſtem Mißtrauen betrachtende Natur? Sicher iſt, daß in dieſen ſchweren, qualvollen Stunden die Gebete der Heiligen, zu deren Verherrlichung er ſo viel gearbeitet, in deren Geiſte er die Seelen zu leiten verſucht hatte, ihn ſchützend umgaben und immer mehr mit unſichtbarer Gewalt dem Verſucher entzogen und jenem Centrum der Einheit des Glaubens und der Liebe näher brachten, wo auch für ſie die Quelle ihres heiligen Gottesfriedens geweſen.

Beſonders die Converſion Newmans war von erſchütterndem Eindrucke auf ihn. War er es doch geweſen, deſſen Lehren den kaum den Schlingen des Evangelismus Entriſſenen und dem Glauben an eine ſichtbare kirchliche Autorität Wiedergegebenen auf den Weg geſtellt, der zur Kirche hinführte. Mochte er auch nicht immer mit Newmans Lehren ſich in Einklang finden, durch die Leitung ſeines Gewiſſens war Newman der Vater ſeines neuen Seelenlebens geworden; ſeiner Autorität hatte er ſich gerne und freiwillig ſeit lange in allen Gewiſſensfragen unterworfen. Und nun war Newman kein Anglicaner mehr. Und er? Ein Freund, der gerade bei Faber ſich aufhielt, als die Nachricht von Newmans zu Littlemore erfolgter Aufnahme in die katholiſche Kirche anlangte, conſtatirt die Beſtürzung, welche die Nachricht auf beide Freunde hervorbrachte. Als der Freund zu Faber gewandt ausrief: „Auch

Du ſtehſt draußen vor der Thüre des wahren Schafſtalles!“ verſetzten ihn dieſe Worte in einen ſolchen Schrecken, daß er ſich nicht faſſen konnte. Nie hatte er die einſchneidende Kraft dieſer Worte ſo empfunden; es war, als würde ihm nun erſt die Veränderung in ſeinem Seelenleben klar, die Gott ſeit Jahren in ihm ſtille vorbereitet hatte. Alles, was ihn ſonſt ſo ängſtlich und ſo rückhaltsvoll gemacht hatte, ſchien plötzlich ſeine Bedeutung zu verlieren: er erſchaute ſich und ſeine Umgebung in verändertem Lichte. Es hatte keinen Reiz mehr für Faber, daß ein hoher anglicaniſcher Würdenträger öffentlich auf die Pfarrei Elton als eine Muſterpfarrei hinwies, wo das Syſtem der Kirche von England in ſeinem ganzen Umfange zur Anwendung und Ausführung gebracht worden ſei; war es doch gerade dieſe Pfarrei, wo in den Augen ihres Rectors der Anglicanismus lange und ſorgſam gewogen und zu leicht befunden worden war.

Am 14. September 1845, alſo unmittelbar nach Newmans Uebertritt, ſchrieb er an Biſchof Wareing und bat ihn um Aufklärung über die Frage, in wie weit ſich für einen Anglicaner die Abſchwörung behufs Wiederverſöhnung mit der Kirche erſtrecke und bis zu welchem Punkte ein ſolcher gehalten ſei, ſich irgend eine Meinung über die Giltigkeit ſeiner Weihen und der in ſeinem Pfarramte vorgenommenen geiſtlichen Handlungen zu bilden. Er bat den Biſchof um eine Antwort unter Nachſicht für die Zudringlichkeit eines Mannes, der ſich ſo elend, ſo preßhaft fühle, daß er von keiner Seite mehr eine liebende Sorgfalt zu hoffen wage, als nur noch von Seiten derjenigen, deren Miſſion es ſei, das verirrte Schaf zurückzuführen. In der Antwort erklärte ihm der Biſchof die Aufnahmeformel für Convertiten: dieſelbe verlange das Aufgeben jeder falſchen Lehre und erſtrecke ſich nicht über das hinaus, was nothwendig das feierliche Bekenntniß alles Deſſen in ſich ſchließe, was man gläubig als Wahrheit annehme; man beſchränke ſich alſo auf die einfache und aufrichtige Annahme der

Lehren der Kirche und die Anerkennung ihrer göttlichen Lehrautorität; die weitere Frage, in wie weit dieſe Lehren und dieſe Autorität mit dem Anglicanismus zuſammenfiele, bleibe unerörtert.

Am 2. October legte Faber dem Prälaten abermals eine Reihe von Fragen hinſichtlich der Aufnahme in die Kirche vor und fragte zugleich an, in wie langer Zeit ein Convertit die niederen Weihen und das Prieſterthum empfangen könne. Unterdeſſen verdoppelte Faber ſeine Gebete und Bußübungen, um von Gott das Licht der Gnade zur Erkenntniß ſeines Willens und die Kraft zum Gehorſame gegen denſelben zu erlangen.

Sein Entſchluß war bald gefaßt, und Faber unterrichtete ohne Verzug ſeine Verwandten und Freunde von dem Schritte, den er zu thun beabſichtige. In einem Briefe an Morris (21. October 1845) theilte er demſelben mit, er könne in der Sorge für die ihm anvertraute Heerde nicht mehr die einzige Pflicht gegen die Kirche von England ſehen. Auch ſei der quietiſtiſche Standpunct Puſey's, der ſein Urtheil über die Lehren Roms in suspenso halten wolle, für Den unannehmbar, der an die Wahrheit und Heiligkeit der Lehren des Concils von Trient glaube; unmöglich ſei darum für ihn die Annahme der von den Zöglingen der Univerſität Oxford (im Jahr 1845) verlangten Unterſchrift unter die neununddreißig Artikel vom Jahre 1562, d. h. den in dieſen Artikeln kurz ausgeſprochenen Inbegriff der anglicaniſchen Lehre, wie ſie zuerſt Cranmer unter der Regierung Eduards VI. entworfen, dann unter Eliſabeth mit einigen Modificationen von den erſten Synoden ihrer Biſchöfe angenommen und in das „Allgemeine Gebetbuch“ aufgenommen worden ſeien. „Ich hoffe,“ ſchließt der Brief, „wir Alle können erlangen: 1) das aufrichtige Herz, welches den Weg des Willens Gottes ſucht; 2) das Licht, um ihn zu finden; 3) die Liebe, um den einmal gefundenen Weg zu einer tieferen Erkenntniß zu benutzen; 4) die Kraft, dem Wege

Gottes zu folgen, und 5) die besondere Gnade, nicht mehr unsere Ueberzeugungen zu ersticken. Wir können Alles das erhalten, wenn wir jeden Tag uns den heiligen fünf Wunden aufopfern, die unser liebenswürdiger Erlöser trägt. R... erinnerte mich an die vom hl. Alphons von Liguori an die Cardinäle bei einer höchst schwierigen Frage gerichteten Worte: ‚Alles, was ich jetzt sagen kann, ist, daß man viel beten muß.‘“

Zwei Umstände schienen indeß Fabers wirklichen Uebertritt hinauszuschieben. Der erste war das Aufgeben des ihm in Elton anvertrauten Werkes und die Befürchtung des unwiederbringlichen Schadens, das vielen Seelen hieraus erwachsen könnte. Ein vertrauter Rathgeber, dessen Entscheidung er zu unterwerfen sich gewöhnt hatte, erklärte ihm: „Ihre Seele und deren Rettung ist jetzt die einzige Rücksicht, die Sie zu nehmen haben, weil ...“ — „Nein,“ unterbrach ihn Faber; „ich habe Ihnen als Protestant ohne jedes Weil immer gehorcht; heute mag ich nicht anders handeln.“ Der andere Grund, der anscheinend eine längere Verschiebung der Bekehrung nothwendig machte, war die Regelung von Geldangelegenheiten.

Als Faber seine Pfarrei antrat, hatte er bei zweien seiner Familienangehörigen eine beträchtliche Summe entlehnt, um seine Pfarrwohnung in Stand setzen und Verbesserungen in der Cultur seiner Ländereien vornehmen zu lassen. Mit dem jährlichen nicht geringen Pfarreinkommen hatte er stets freigebig geschaltet: er hatte jedes Jahr von London verschiedene Waaren zur Vertheilung unter die Aermeren seiner Pfarrkinder kommen lassen; auch hatte er angefangen, die Stallungen seiner Pfarrwohnung als Armenhäuser umzubauen; doch war diese Aenderung noch nicht weit fortgeschritten, als er Elton verließ. Nach dem Aufgeben seiner Pfarrstelle und dem Verluste seines Pfarreinkommens (500 Pfd. Sterl. = 10 000 Mark) blieb Faber keine Möglichkeit mehr, das Kapital und die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen; denn er besaß dann außer dem Ertrage

aus dem Verkaufe ſeines Mobiliars nichts mehr. Die Gerechtigkeit verlangte aber, daß, da ihm das Geld vertrauensvoll auf ſein Pfarreinkommen hin war geliehen worden, er in Elton ausharre, bis die Schulden abgetragen ſeien. Ein über dieſen Punkt befragter höherer anglicaniſcher Geiſtlicher ſagte ihm indeß, „daß, wenn Gott wolle, daß er katholiſch werde, er ſich hierdurch nicht hindern laſſen ſolle“.

Faber beſchloß alſo, dieß ſolle die Converſion nicht länger aufhalten; und kaum hatte er die Briefe, welche ſeinen definitiven Entſchluß ankündigten, abgeſandt, als ſeine immerhin mißliche Lage unerwartet durch das hochherzige Anerbieten eines Freundes, dem ſeine Verlegenheit durch Zufall bekannt geworden, beendet wurde. Dieſer Freund ſchrieb ihm, es ſchmerze ihn, daß ein Mann wie Faber in ſeiner Handlungsfreiheit auf ſolche Weiſe behindert ſein ſolle; in dem Briefe lag eine Anweiſung genau in der Höhe des Betrages, den Faber zur Erledigung aller ſeiner Verbindlichkeiten bedurfte; nur die einfache Bitte war beigefügt, dieſe Freundesgabe anzunehmen und für alle Zukunft nie mehr eine Sylbe davon zu ſprechen. Dieſe edle Handlung verdient um ſo größeres Lob, als, wie P. Bowden bemerkt, dieſer Freund von ſeiner ausgeſprochenen Abneigung gegen alle Converſionen zur katholiſchen Kirche nie ein Hehl gemacht hatte.

So waren alſo endlich alle Wege geebnet, aber für Fabers Herz war der ſchwerſte Schritt noch zu thun; wir meinen den Abſchied von ſeinen heißgeliebten Pfarrkindern, für deren ewiges Wohl er ſein Herzblut hätte vergießen mögen. Nachdem er in London Dr. Puſey, in Oſcott Dr. Wittman und in Littlemore Dr. Newman aufgeſucht und geſprochen, ſetzte er den Tag der Abreiſe nach Northampton feſt, um in die Hände Dr. Wareings den Anglicanismus abzuſchwören. Ein unerwartet bitteres Seelenleid ſollte ihn noch vor Ausführung dieſes Entſchluſſes befallen. In der Nacht des 12. November ließ ihn ein Kranker ſeiner Pfarrei rufen und verlangte von ihm

die heilige Communion. Wie mit Blitzeshelle ergriff ihn die Ueberzeugung, dieſe Communion ſei keine wahre und er ſelbſt ſei kein Prieſter. Von dieſem Augenblicke an fühlte er die Unmöglichkeit, dieſelbe ferner noch zu ſpenden; im vorliegenden Falle einer für ihn ſchrecklichen Gewiſſensnoth erinnerte er ſich der Lehre des hl. Alphons, daß er nach dem, was er für eine einfache probable Meinung anſehe, noch einmal handeln dürfe.

Sonntag den 16. November hielt Faber den letzten anglicaniſchen Gottesdienſt in Elton. Die Communion theilte er bei demſelben nicht mehr aus, was ſchon allgemein auffiel. Im Abendgottesdienſte ſprach er einige einleitende Worte. Mit zitternder, aber feſter Stimme erklärte er ſodann ſeinen Zuhörern, daß die Lehren, in denen er ſie unterrichtet, zwar wahr, aber nicht die Lehren der anglicaniſchen Kirche ſeien, die, ſo viel in ihrer Gewalt ſtehe, dieſelben verläugne; daß er ſelbſt folglich nicht länger in deren Gemeinſchaft verbleiben dürfe, ſondern ſich dahin wenden müſſe, wo die Wahrheit allein zu finden ſei. Er wollte weiter ſprechen, aber die Bewegung hatte ihn dergeſtalt ergriffen, daß ihm die Stimme verſagte. Er ſtieg haſtig die Stufen des Predigtſtuhles herunter, zog eiligſt ſeinen Chorrock aus, den er zur Erde fallen ließ, und ging, ſo ſchnell er konnte, aus der Kirche nach dem Pfarrhauſe.

Einige Augenblicke ſtand die ganze Gemeinde wie angedonnert, ſtumm vor Staunen da; dann aber gingen die Einen ſchweigend und traurig weg; Andere blieben in der Kirche um die Kirchmeiſter verſammelt. Letztere beſchloſſen, von einigen Pfarrgenoſſen begleitet in's Pfarrhaus zu gehen. Sie baten flehentlich Faber, er möge ſeinen Entſchluß zurücknehmen: er könne und ſolle ihnen ganz nach ſeinen Ideen predigen, ohne daß er je eine Bemerkung ihrerſeits darüber hören werde, wofern er nur bei ihnen bleiben wolle. Als ſie aber einſahen, daß ſein Entſchluß nicht zu erſchüttern ſei, nahmen ſie unter Thränen Abſchied und gingen.

Faber ſelbſt fühlte ſich durch Unwohlſein und innere Unruhe

ſo gebeugt, die Trennung von ſeiner Pfarrei und ſeinen Pfarrkindern, deren Seelen er mit mehr als väterlicher Liebe geliebt, hatte ihn ſo überaus ſchmerzlich angegriffen, daß er noch im letzten Augenblicke fürchtete, das Opfer nicht ertragen zu können. Er ließ ſich daher förmlich von ſeiner Umgebung verſprechen, daß ſie ihn am anderen Morgen, nöthigenfalls mit Gewalt, aus dem Pfarrhauſe wegführen wollten. Alle Vorbereitungen waren ſchon getroffen und Montag früh, den 17. November 1845, verließ Faber Elton in Begleitung ſeines Freundes M. T. F. Knox, Fellow des Dreifaltigkeits-Collegs zu Cambridge, den er eingeladen hatte, mit ihm in die Kirche ſich aufnehmen zu laſſen. Seine beiden Diener und ſieben von ſeinen Pfarrkindern, die alle Mitglieder ſeiner kleinen Genoſſenſchaft waren und die ſeinen Entſchluß theilten, folgten ihm. Faber hatte die früheſte Morgenſtunde zur Abreiſe gewählt, weil er hoffte, alle Aufmerkſamkeit zu vermeiden. Aber er hatte ſich getäuſcht. Kaum hatte er mit ſeiner Begleitung die Straße betreten, als alle Fenſter und Thüren wie auf Verabredung ſich öffneten. Die guten Leute ſchwenkten ihre Tücher und nahmen weinend Abſchied. Inmitten ihres Schluchzens riefen ſie von einem Hauſe zum andern: „Gott ſegne Sie, Herr Faber, wo Sie auch hingehen! Gottes Segen über Sie!“ „Diejenigen,“ fügt P. Bowden bei, „welche ſpäter das Glück gehabt, unter dem Zauber ſeiner Stimme und ſeiner liebgewinnenden Haltung zu leben, die, welche die bezwingende Macht der Erſcheinung gekannt, welche dieſes Herz ſo reich an Liebe und Sympathie auf alle wahrhaft kindlichen Seelen ausgeübt, werden leicht die Trauer der Pfarrinſaßen von Elton begreifen.“

Noch gegen Abend desſelben Tages nahm Dr. Wareing feierlich die kleine Schaar in die Kirche auf und am folgenden Morgen hielten Alle ihre erſte heilige Communion und empfingen aus ſeinen biſchöflichen Händen die heilige Firmung.

Von dieſem Augenblicke an empfand Faber das Glück jenes vollkommenen, inneren Seelenfriedens, den nur die Fülle der

katholiſchen Gemeinſchaft bringt. Später erklärte er, daß er im Augenblicke der heiligen Firmung, wie die Apoſtel am erſten Pfingſttage, von der wirklichen und fühlbaren Gegenwart des heiligen Geiſtes ſich ganz ergriffen gefunden habe. Krank von ſo vielen überwältigenden Bewegungen, war er ſelbſt nicht im Stande zu ſchreiben; er konnte nur noch einem ſeiner Gefährten einen Brief an Morris dictiren. Als derſelbe fertig war, ergriff er die Feder und ſchrieb mit zitternder Hand darunter: „Der Friede! der Friede! der Friede!“

Als Patron in der heiligen Firmung hatte er ſich den hl. Wilfrid gewählt, an welchen er immer eine beſondere Anhänglichkeit gezeigt. „Iſt es nicht ſeltſam,“ hatte er genau ein Jahr vorher von Elton aus geſchrieben, „daß ich einer der erſten Diakonen geweſen, die von dem neuen Biſchofe in der alten Kathedrale zu Ripon ordinirt worden ſind, und daß der Kirchthurm von Dundee, oder vielmehr ſeine Spitze, die ſo freundlich aus der Ferne in meinen Pfarrgarten winkt, mich immer an jenes Undalum erinnert, wo der hl. Wilfrid ſtarb?“ Faber hätte beifügen können, daß er in einer Wilfridskirche die heilige Taufe empfangen und daß er während ſeiner Anweſenheit in Rom, wie ehedem der Heilige ſelbſt in ſeiner Verbannung, in der Nähe von St. Maria Maggiore gewohnt und oft vor dem alten Muttergottesbilde gebetet, vor dem der Heilige einſt ſo innig für England gefleht hatte.

Von Northampton aus beſuchte Faber ſeinen Bruder, Rector zu Saunderton bei Tring. Von dort ſchrieb er an Morris (19. November 1845): „Geſtern Morgen bin ich gefirmt worden und habe meine erſte Communion gehalten. Alsdann habe ich für Dich gebetet, und jede Stunde ſcheint mir jetzt einen Zweifel mehr wegzunehmen und meinen innern Frieden derart zu mehren, daß ich nicht anders kann, als mit innerſter Herzensſehnſucht den Augenblick herbeizuwünſchen, wo Du, den ich liebe, desſelben Glückes theilhaft wirſt, wie ich. Es iſt mir, als wäre ein neues Licht über Alles ausgegoſſen, und beſonders ſehe ich hell

in meine vergangenen Tage; — und dieſes Licht iſt von ſo hellſtrömender Klarheit, daß ich nicht aus dem Staunen komme. Und trotzdem ich nun ohne Heimath, ohne Stellung, ohne irgend etwas daſtehe, was mir eine Zukunft in dieſer Welt ſichert, habe ich doch in der Ruhe meines Gewiſſens einen überreichen Schatz von Genugthuung für die ſchrecklichen Kämpfe, die ich ſeit Mittwoch der letzten Woche bis Montag der folgenden zu kämpfen hatte.“ „Jeden Tag,“ ſchrieb er zwei Wochen ſpäter (5. December) von Birmingham aus, „jeder Tag bringt mir Mehrung meines Glückes, und das Bewußtſein der katholiſchen Gemeinſchaft macht mir das Herz weit, weit offen, wie zu einem neuen Leben. Ich fühle, daß ich mehr und mehr Deiner Bekehrung bedarf, wie lange wird ſie noch hinausgeſchoben? ... Ich habe die Gewalt aller der Bande, die Dich noch feſſeln, leidensvoll empfunden; und nun, wie armſelig, ſchwach und nichtig ſcheinen ſie mir! ... Es vergeht kein Tag, keine Meſſe, wo ich nicht mehr und mehr die Größe der Gefahr ſehe, aus der Gottes Erbarmen mich befreit hat: in Sicherheit auf meinem Berge, kann ich da wohl anders, als meine Blicke dorthin feſt gerichtet zu halten mit dem ruhelos beſorgten Sehnen meines Herzens, wo ich den Engel Gottes zu ſehen hoffe, der mir Diejenigen befreit aus dem Brande Sodoma's, die ich liebe?“

Die Converſion von Morris ließ nicht lange auf ſich warten. Noch war der kommende Januar nicht zu Ende, als ihm Faber ſchreiben konnte: „Mein Herz wird froher und froher, ſo oft ich daran denke, daß wir nicht mehr getrennt ſind. Einmal vertraut mit den neuen Formen, wenn einmal — der Ausdruck ſei geſtattet — das neue Coſtüm ſeine Steifheit verloren, dann wirſt Du Dein Glück wachſen ſehen. Zuerſt fühlt man dankbar eine natürliche Ueberzeugung, die wohl thut, dann kommen die Gaben und die Schätze der Kirche. Jeder Tag ſcheint mein Glück zu mehren und meine Vereinigung mit Gott in einer Weiſe enger zu ſchließen, von der ich früher keine Ahnung hatte.“

Bald nach ſeiner Converſion mußte Faber verſchiedener Gründe

wegen nach Birmingham gehen. Dort war die Pfarrei St. Chad unter den ſeeleneifrigen Arbeiten ihres Pfarrers Mr. Moore ein großer Mittelpunkt katholiſchen Lebens geworden; beſonders viele Converſionen waren in dieſer Pfarrei vorgekommen, und viele der Convertiten, die ſich mit ihrem Uebertritte zur katholiſchen Kirche von Allem trennen mußten, was ihnen bis dahin lieb war, hatten ihre Wohnung in der Nähe der Kirche genommen. Was Faber insbeſondere den Aufenthalt in Birmingham wünſchenswerth machte, war die Nähe Biſchof Wiſeman's im Oscott-Colleg. Faber ſchätzte Wiſeman beſonders wegen der Theilnahme, die der Prälat der Oxforder Bewegung zugewandt. Das Anerbieten Biſchof Wareings, Faber zum Prieſterthum zuzulaſſen, um ihn in der Seelſorge zu verwenden, ſchlug dieſer aus Demuth aus; das Anerbieten Moore's dagegen, ihn mit ſeiner Convertitenſchaar, die ihm von Elton gefolgt war, in St. Chad aufzunehmen, bis Faber ſeine Pläne für die Zukunft feſt gefaßt hatte, nahm er dankbar an.

In St. Chad war Faber bald der eifrige und vielgeſuchte Freund der Convertiten. Ein Student aus dem Trinity-Colleg zu Cambridge, Hutchiſon mit Namen, hat uns über den erſten Beſuch bei Faber in Birmingham, wohin er gekommen, um ſich in die Kirche aufnehmen zu laſſen, folgende Schilderung hinterlaſſen: „Ich ſtieg zum Zimmer Mr. Moore's hinauf und fand dort einen auf der Erde vor dem Feuer knieenden Mann, der ſich bemühte, dasſelbe neu anzufachen. Die greiſen Haare, das lange ſchwarze Gewand, die Ermüdung und Entbehrung, die aus ſeinem Ausſehen ſprach, alles das ſagte mir, dieß müſſe wohl irgend ein armer Schelm ſein, den man hier um Gottes-willen aufgenommen und dem man, aus der großen Menge von Büchern zu ſchließen, die rings umherlagen, wohl das Amt eines Bibliothekars in der Pfarrwohnung übertragen. Ich weiß nicht, wie weit ich noch in meinen Ideen gekommen wäre, wenn nicht Mr. Moore uns vorgeſtellt und ich zu meinem Staunen nicht den Namen Faber gehört hätte. Bis zu welchem Grade

dieſer Augenblick der glücklichſte meines Lebens werden ſollte, ahnte ich damals freilich nicht; in der That aber war jener Augenblick für mich ein entſcheidender. Zunächſt ſicherte er meine Converſion. Ich hatte zwar mit Mr. Moore mehrere Unterredungen über Abläſſe, Heiligenverehrung u. A. gehabt und waren auch ſeine Antworten zufriedenſtellend; allein trotzdem ich keine Schwierigkeiten mehr hinſichtlich der Lehre hatte, fehlte es mir doch noch am rechten Ernſte zu einem unmittelbaren Entſchluſſe, und vielleicht bald hätte ich mich ohne Faber wieder von der Kirche entfernt. Am erſten Tage unſeres Beiſammenſeins hinderte die natürliche Schüchternheit uns Beide an einem weitergehenden Gedankenaustauſche, aber bald wurden wir vertrauter. Und jetzt begann er mir von unſerem am Kreuze ſterbenden Heilande zu ſprechen, wie derſelbe dort an mich insbeſondere gedacht, als er auch über mich ſein göttliches Blut ausſtrömen ließ, gleichſam als wäre Niemand außer mir auf der Welt geweſen. Faber ließ mich das Alles in ganz anderer Weiſe ſehen, als ich es bis dahin angeſchaut hatte. Von dieſem Augenblicke an ſuchte ich keine Ausflüchte mehr; ich folgte ſeinem Rathe und wurde am 21. December, am Tage des hl. Apoſtels Thomas, von Mr. Moore in der Privatkapelle des Biſchofshauſes aufgenommen. In der Weihnachtsnacht hielt ich meine erſte heilige Communion und am Tage des hl. Thomas von Canterbury erhielt ich die heilige Firmung."

So begann dann gleich mit den erſten Tagen ihres katholiſchen Lebens zwiſchen Faber und Hutchiſon jener enge und unlösliche Freundſchaftsbund, der erſt mit dem Ende ihres Lebens hienieden aufhören ſollte. Anton Hutchiſon wurde Fabers Vertrauter und ſeinen Aufzeichnungen verdanken wir Vieles aus dem inneren Leben Fabers.

Wie ſo manche Convertiten veröffentlichte auch Faber über ſeine Unterwerfung unter die Autorität der katholiſchen Kirche eine kleine Schrift, deren Analyſe füglich hier als Ergänzung deſſen, was wir über den Geiſtesgang Fabers vorgebracht,

ihren Hauptargumenten nach ſtehen möge. Dasſelbe iſt in Form eines Briefes an einen Freund (vom 10. Januar 1846) abgefaßt und behandelt eine Reihe von vermeintlichen „Gründen, um in der anglicaniſchen Gemeinſchaft zu bleiben“.

Nachdem Faber zunächſt auf den Unterſchied aufmerkſam gemacht, der zwiſchen der Forderung der Katholiken auf unbedingte Sorge für das Seelenheil eines Jeden und der Gleichgültigkeit der Proteſtanten hinſichtlich dieſes Punktes beſteht; nachdem er ſeinen Freund auf die Alternative hingewieſen, entweder in ſeiner (anglicaniſchen) Kirche eine Autorität anzuerkennen und ſich derſelben zu unterwerfen, oder ſelbſt mit Hülfe der perſönlichen Einſicht und des unabläſſigen Gebetes ſich ein Urtheil zu bilden, zeigt Faber, daß die erſte dieſer Alternativen durch das Verhalten der anglicaniſchen Kirche gegenüber den Fundamentallehren der Offenbarung unmöglich gemacht worden ſei und alſo nur die letzte bleibe. „Wenn das Reſultat dieſer Nachforſchung darin beſteht, Dir die ſchreckliche Ahnung aufzudrängen, daß Du in der denkbar unvortheilhafteſten Lage hinſichtlich Deines geiſtlichen Lebens ſtehſt, dann bleibt Dir nichts übrig, als zu handeln, wie Jemand, der an nichts mehr denkt, als an die Rettung ſeiner Seele.“

Zur Beſprechung der einzelnen Gründe übergehend, die für das Verbleiben in der anglicaniſchen Gemeinſchaft angeführt werden könnten, tritt Faber dem Vorwurfe der Undankbarkeit gegen die anglicaniſche Kirche entgegen, mit dem man die Convertiten ſchmähe. „Warum ſollten gerade ſie denn,“ ruft er, „entartete Kinder ſein, ſie, die doch eben durch ihre Flucht aus dieſer Kirche, aus Furcht für ihr ewiges Seelenheil, zeigen, wie loyal und wie edel ihre Erinnerung an dieſe Kirche iſt? Wem ſchulde ich denn meine Unterwürfigkeit? Iſt es nicht gerade die Kirche meiner Taufe? Du insbeſondere, mein Freund, gibſt ſicherlich nichts auf die thörichte Annahme, Du ſeieſt für einen Theil, einen Zweig, für eine Inſel, für eine Nation oder für eine Provinz der Kirche getauft. Man wird

für die katholiſche Kirche Jeſu Chriſti getauft; ihr ſchulde ich Gehorſam und ihr gebührt Dein Gehorſam. Ein falſches Syſtem hat mich von meiner Mutter getrennt vom erſten Augenblicke an, wo ich offen eine ſchismatiſche Handlung ſetzen, oder freiwillig eine Todſünde begehen konnte; dieſes Syſtem hat mich im Haſſe gegen den apoſtoliſchen Stuhl und in einer falſchen Lehre großgezogen; es hat ſich mit Gewalt meiner Jugend bemächtigt; es hat meinem geiſtigen Leben die Richtung gegeben und mich in einer ſeltſamen Gleichgültigkeit gegen das herangebildet, was die Belehrung hinſichtlich meines Glaubens und die Reinerhaltung der Sitten anlangt. Und wem ſchulde ich denn heute die Treue? Der Mutter, deren Schooß man mich entriſſen und deren Antlitz man mir ſo lange verhüllt hat? Oder der Kirche, die mich dieſer Mutter geraubt, die einen Namen uſurpirt hat, der nicht der ihrige war und deren Trug ich endlich aufgedeckt habe? Nein, ich ſchulde meine Unterwerfung der Kirche, in der ich getauft worden bin, der Kirche, in der meine Ahnen geſtorben ſind, der Kirche, aus deren Schooß heraus ich allein noch diejenigen meiner Väter unterſtützen kann, die fern von ihr in (unverſchuldeter) Unwiſſenheit geſtorben ſind. Es iſt die Geſchichte des geraubten Kindes, das ſeine Mutter wiedergefunden hat: die zarte, unbeſchreibliche Herzensfreude, die es bei der erſten Begegnung mit ihr empfunden, und der eigene Inſtinkt haben es ihm geſagt und ſagen es ihm immer überzeugender wieder, als alle legalen, alle nur möglichen Beweiſe der Blutsverwandtſchaft das vermögen, daß ſie und ſie allein die wahre Mutter iſt, welche es einſt Gott wiedergeboren hat, und die es nun mit einer Liebe wieder annimmt, welche um ſo mehr beſchämt, als ſie ohne Mißtrauen, ohne Widerſtreben, ohne einen Laut des Vorwurfes es an ihr Herz ſchließt."

Bei der Aufzählung der Gründe, auf die man ſich für das Verbleiben in der anglicaniſchen Gemeinſchaft ſtützt, ſtellt Faber an zweiter Stelle den folgenden: „Du ſagſt, daß dieſe Schwie-

rigkeiten (die Nachtheile der anglicaniſchen Stellung) Prüfungen ſind, die Gott Dir ſende, um Deinen Glauben zu ſtärken, und daß alſo die Ungeduld, ſich dieſen Prüfungen zu entziehen, eine Sünde wäre.“ Daß gewiſſe Schwierigkeiten hier als Prüfungen Gottes anzuſehen ſeien, gibt Faber zu, aber die Behauptung, daß die anglicaniſchen Schwierigkeiten unmittelbar von ſo erhabener Stelle kämen, kann er nicht zugeben; denn die ſchlechthinige Unterwerfung unter dieſelben würde jede Idee einer ſichtbaren Kirche in Wirklichkeit ſofort vernichten. „Wir müſſen,“ ſagt er ſpäterhin, „Zweifel und Ungewißheit haben, aber die Kirche ſoll wahrlich, weit entfernt, deren Quelle zu ſein, in dieſen Kämpfen unſere Stütze bilden. Wir müſſen das Kreuz tragen; aber unter welchen Umſtänden haben wir gelernt, daß die Kirche ſelbſt unſer Kreuz ſein ſoll? Indeſſen, Du erkennſt an, daß Deine Kirche an ſich und deutlich genug für Dich ein Kreuz iſt. Dein Licht iſt alſo Dunkelheit, ach, und Du ſagſt ſogar, daß dem ſo ſein müſſe! Aber, ſagſt Du vielleicht, es iſt nicht ſo ſehr die Kirche, die dunkel iſt, ſondern es ſeien Deine Sünden, die Dich hinderten, ihr Antlitz zu ſehen... Ein Katholik aber würde Dir ſagen, daß das Antlitz der Kirche nie heller, nie leuchtender und erkennbarer iſt, als in dem Augenblick, wo ihr mitleidsvoller Blick ermuthigend auf dem armen Sünder ruht.“

Auf den Einwand, daß ein Anglicaner Unrecht thun würde, ſeine Stellung aufzugeben, bevor er alle Mittel der Gnade, die ſie ihm bietet, erſchöpft habe, antwortet er, daß dieſem Principe nach „Niemand vom Irrthum zur Wahrheit je ſich bekehren könne; denn man könne ſich kaum in Gedanken jemals eine ſo total falſche Lage vorſtellen, die nicht noch weit mehr Hülfe und moraliſche Stützen zu bieten vermöchte, als daß ein ganzes Leben ſie erſchöpfen könnte.“ — Nach dieſer anglicaniſchen Theorie dürfe der beſte aller Methodiſten, ſo lange er nicht alle Mittel der Selbſtverdemüthigung, der Befragung und der geiſtlichen Leitung, die ihm ſeine Verſammlungen bieten, er-

ſchöpft habe, von dem anglicaniſchen Pfarrer zum Eintritte in die Staatskirche nie gedrängt werden; das würde unmoraliſch ſein. „Wenn Du demnach, lieber Freund, ein berechtigtes Gewiſſensbedenken haſt, die anglicaniſche Staatskirche zu verlaſſen, bevor Du alle Mittel der Gnade erprobt haſt, müßteſt Du nicht auch ebenſo mit Deinen geheimen Andachtsübungen und Deinen ascetiſchen Bußwerken verfahren, mit denen Du nicht offen hervortreten darfſt und die dem Geiſte Deiner Kirche entgegengeſetzt ſind? Lebſt Du denn nicht jetzt ſchon ein zweifaches, ein geſpaltenes Leben, ein anglicaniſches und ein römiſches zugleich? Treibſt Du denn nicht Religionsmengerei? Iſt denn die Religion, der Du folgſt, ſo ſehr, ſo ganz die Regel Deines Lebens, wie ſie es ſein ſollte? Biſt Du es nicht vielmehr, der Du nach der Richtung Deines Geſchmackes dem Papſte, dem Biſchofe oder Deinem geiſtlichen Führer nach eigenem Belieben folgſt? Biſt Du nicht eher ein Eklektiker, als ein Katholik?"

Hinſichtlich der anglicaniſchen Anſchauung, die Staatskirche als einen vollberechtigten Zweig der allgemeinen Kirche anzuſehen, fragt Faber: „Wann iſt denn die Theorie der Zweigkirchen aufgekommen? Der Ausdruck iſt ſchon ſonderbar. Sind denn etwa alle Kirchen Zweigkirchen? Gibt es denn keine Stammkirche? Und wenn es eine gibt, wo iſt ſie? Wenn es die römiſche Kirche iſt, dann iſt ein abgeſchnittener, feierlich vom Stamme durch den Zahn der Excommunication getrennter Zweig wahrlich nicht in der Lage, ſich deſſen zu rühmen. Wenn die Anglicaner ihre Zweigkirchen durch ihren eigentlichen Charakter bezeichnen wollten, ſo würden ſie durch ihre eigene Theorie nothwendig dahin geführt werden, mit dem Namen von Zweigen, die keine Verbindung mehr haben, ſich bloßzuſtellen." „Die römiſche Kirche gibt uns den Schlüſſel für die Analogie von dem Baume und ſeinen Zweigen. Die Katholiken Englands ſind ein Zweig von dem ſichtbaren Stamme Roms; die Anglicaner aber ſind ein Zweig eines unſichtbaren Stammes, eine reine Schöpfung ihrer

Phantaſie, die weder in der Schrift noch in der Tradition eine Beſtätigung für ſich hat.“

Nachdem Faber diejenigen, welche es als den ſicheren Weg hinſtellen, zu warten mit dem Eintritte in die römiſche Kirche, bis Andere den Weg nach Rom betreten, als ſolche bezeichnet hat, die nicht Gott, ſondern den Menſchen und ihrem Urtheile folgen wollen, weist er nach, daß die Stellung ſeines Freundes und jedes ehrlichen Anglicaners in ſeiner Kirche eine total iſolirte ſei. Aus der Geſchichte der Staatskirche zeigt er, daß dieſe nicht im Stande iſt, der Wahrheit gegen die immer weiter in ihr vordringende Häreſie eine Stütze zu ſein. „Wie ſteht es denn heute? Wo ſind die großen Kämpfe dieſer Kirche? Sie beſitzt Reichthümer, Würdenträger, öffentliche Gewalt; ſie hat Kirchen, Collegien, Schulen, Privilegien und beſonders das unſchätzbare Privileg der Cathedra Victoriae. — Wir haben kein Recht, Wunder von ihr zu erwarten. Wo ſind ihre Triumphe? Sie iſt beſtändig auf der Flucht vor ihren Gegnern, deren Schläge ſie bis hinter die Kirchenöfen und die Vorhänge der Sakriſtei getrieben haben.“

Gegenüber der feſten Stellung dieſer Cathedra Victoriae, d. h. des auf die Staatsgewalt ſich ſtützenden Dogma's von der ſiegreichen Gewalt des Stärkeren, gezieme es ſich ſchlecht, führt Faber weiter aus, ſo ungerechte Anklagen auf die Convertiten zu häufen wie die, daß ſie in ihrer Feindſeligkeit gegen die Staatskirche ungerecht ſeien; daß ſie die Zwietracht in die Familien brächten; daß ſie die Gewiſſen beunruhigten und an der Bekehrung Anderer arbeiteten. Alles das ſeien doch nur die naturgemäßen Folgen ihres Glaubenswechſels. Auch den künſtlich gemachten Charakter der Neubelebung der anglicaniſchen Kirche deckt Faber auf, und behandelt hierbei beſonders die Frage nach den anglicaniſchen Weihen. Er vermeidet gefliſſentlich alle theologiſchen Fragen und geht nur auf die beſonderen von ſeinem Freunde ihm vorgelegten Einwendungen ein. „Du meinſt,“ ſagt er, „die Kirche habe niemals die

Frage entſchieden, es liege kein dogmatiſches Urtheil des Papſtes hier vor, dem Du dich immerhin unterwerfen wollteſt. Aber, mein Lieber, geſtatte mir die Frage, ob Du loyal gegen die anglicaniſche Kirche handelſt, indem Du in ihr mit dem feſten Entſchluſſe bleibſt, Dich einem Decrete Gregors XVI. hinſichtlich der Weihen eurer Geiſtlichen von vornherein zu unterwerfen? Iſt denn das nicht offen geſtanden durchaus illoyal? Hat denn Rom nicht indirect die Frage eurer Weihen dadurch entſchieden, daß es die Firmung und die Prieſterweihe bedingungslos, ohne auf die anglicaniſche Firmung und Ordination Rückſicht zu nehmen, wiederholt? Dieß Verhalten iſt um ſo beachtenswerther, als die Kirche nur bedingungsweiſe den Convertiten die Taufe ſpendet; ſie thut dieß ohne Ceremonien, aller Feierlichkeiten ſich enthaltend, die zu deren Gültigkeit nicht ſtricte erforderlich ſind; ſie zeigt dadurch, wie ſehr in ihr die Furcht vor einem Sacrileg mit der Sorge ihrer Liebe im Kampfe liegt.“ Indem er ſodann die Frage hiſtoriſch vom Geſichtspunkte der Intention und der Jurisdiction prüft, zeigt er die Uebereinſtimmung der Theologen in der Verwerfung der Giltigkeit der anglicaniſchen Weihen. Aber auch für einen Augenblick deren Giltigkeit vorausgeſetzt, ſo bleibe es darum nicht minder wahr, daß einer der unerträglichen Uebelſtände des Schisma's darin beſtehe, daß die giltig geſpendeten Sacramente den Anhängern des Schisma's keine Sicherheit und Ruhe geben könnten, da ihre Wirkſamkeit ſuspendirt ſei, bis die Liebe des Evangeliums, die Caritas im Sinne des hl. Auguſtin, d. h. die volle Einheit mit der Kirche, ihnen den unbehinderten Zutritt zu den Herzen verſchaffe.

Nach einer einfachen Aufzählung der geheimen Beweggründe, die viele Anglicaner zum Verbleiben in der Staatskirche verpflichteten, bittet Faber ſeinen Freund in herzbewegenden Worten, nicht außerhalb des einzigen Schafſtalles Chriſti länger zu bleiben. Er ſchließt: „Du biſt nicht Katholik, darum haſt Du auch nicht den Glauben, von dem der hl. Ambroſius

pricht: Credis, quod tibi prodesse praesumis, non credis, quod Deo dignum est. (Du glaubſt das, was, wie du verneinſt, dir von Nutzen ſei, aber du glaubſt nicht das, was Gottes würdig iſt.) Wie lange wird das noch von Dir und den Deinigen als wahr gelten? . . .“

V.

Neue Prüfungs- und Lehrjahre (1844—1848). Das gemeinſchaftliche Leben der Eltoner Convertiten in Birmingham. Neue italieniſche Reiſe mit Hutchiſon. Plan einer religiöſen Genoſſenſchaft. Erfahrungen und Vorſätze für das religiöſe Leben Englands. Die Wilfridianer in Birmingham. Ihre Verpflanzung nach Cotton-Hall. Fabers Wirkſamkeit daſelbſt. Die heiligen Weihen. „Moderne Heiligenleben“; Angriffe auf dieſelben. Innere Prüfungen. Entſchluß der Vereinigung der Wilfridianer mit dem Oratorium. P. Newman in St. Wilfrid.

Nach ſeiner Converſion begann für Faber ein neues Leben, ein Leben nach ſeinem Herzen. Alles Leid und alle Angſt der vergangenen Tage waren vergeſſen im friedevollen Beſitze des gegenwärtigen Glückes. Die neuen, ihm durch die Aufnahme in die Kirche verliehenen Rechte, beſonders die Theilnahme an den Sakramenten, erfüllten ihn mit einer Seligkeit, die ganz nur von dem verſtanden werden kann, der ſelbſt etwas von jenem Hunger und Durſt nach der Gerechtigkeit an ſich erfahren, den der Druck der Ungewißheit über den Gnadenzuſtand der Seele und die bange Furcht ihrer ewigen Zukunft in denen erzeugt, die aufrichtig ſtreben, aber den Frieden dort ſuchen, wo er nicht iſt und nie gefunden werden kann. Trotz der mißlichen ökonomiſchen Lage, in der ſich Faber befand, wurde er von Tag zu Tag, je mehr er ſich in das katholiſche Leben einlebte, glücklicher. Die Rathloſigkeit, welche ihn früher ſo ſehr niedergebeugt hatte, war verſchwunden und in dem ihm neu gewordenen Seelenfrieden erſchienen ihm alle Schwierigkeiten verhältnißmäßig unbedeutend und leicht.

Sein ernſter Gedanke war, ſich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln der Sache der Kirche zu widmen, und die geiſtlichen Behörden nahmen das Anerbieten eines ſo vielverſprechenden Hilfsgenoſſen an. Unabhängig von den Arbeiten, die er bei einer großen Anzahl ſeiner noch nicht convertirten anglicaniſchen Freunde übernommen hatte, mußte er zunächſt auf die Verſorgung der kleinen Geſellſchaft Bedacht nehmen, die ihm von Elton aus gefolgt war. Es waren ihrer acht, die auch nach ihrer Converſion ſich an den Gehorſam gebunden erachteten, den ſie ihm einſt gelobt. Sie drückten alle den Wunſch aus, wenn möglich, das quasi-Ordensleben wieder zu beginnen, welches ſie im Pfarrhauſe zu Elton angefangen hatten, und Faber faßte mit Billigung Dr. Wiſemans und Mr. Moore's den Entſchluß, ſeine Gefährten in einer kleinen Genoſſenſchaft zu vereinigen und zu ihnen zu ziehen. Schon am Feſte der unbefleckten Empfängniß konnte er ſchreiben, daß er gegen das Ende der Woche „alle ſeine lieben Mönche" in einer Hütte um ſich haben würde. „Von was werden wir leben? Ich weiß es nicht. Obwohl die gegenſeitige Zuneigung keineswegs von der Sorge für unſeren Unterhalt frei macht, ſo gibt mir doch der Gedanke Troſt, daß ich genau dasſelbe Leben der Armuth führen werde wie ſie. Ich hoffe, ſpäter ein Kloſter aus ihnen zu machen und rechne darauf, binnen kurzer Zeit nach Italien zu gehen, um die Mittel hierfür zu gewinnen."

Es wurde demgemäß zu Birmingham (Carolinaſtreet 77) eine kleine Wohnung gemiethet, und die kleine Genoſſenſchaft ergriff am 19. December 1845 von ihr Beſitz. Eine feſte Regel hatte man noch nicht. Faber war der Superior und ſeinen Anordnungen folgte man im Gehorſame. Bei ihm herrſchte der allgemeine Gedanke vor, einſtweilen die Elton-Convertiten als Laienbrüder zur Aushülfe des Klerus beim Krankenbeſuche, beim Unterrichte der Schwachen und Unwiſſenden und zu ähnlichen Dienſten zu verwenden. An eine ſtreng-klöſterliche Organiſation wollte man ſpäter erſt denken.

Auch von dem Leben der Genoſſenſchaft in der Carolinaſtreet hat uns Hutchiſon ein recht anſchauliches Bild auf Grund eines Beſuches entworfen, den er einige Tage nach ihrem Einzuge dort machte. „Am 22. December," erzählt er, „begab ich mich dorthin zum Beſuche. Man war gerade mit den Vorbereitungen zum Mittagsmahle beſchäftigt. Der Obere (Faber) verſah die Functionen des Koches, und obwohl ganz erhitzt vom Feuer, rührte er mit der größten Ausdauer in einem Topfe voll Kartoffelſuppe. Die Laienbrüder und er trugen noch die ſchwarze Soutane nach engliſchem Schnitte, die ſie von Elton mitgebracht hatten. Ich erinnere mich noch recht gut des Eindrucks, den John Strickſon (ſpäter Bruder Chad) auf mich machte. Er trug einen Rock von Linnen mit langen Schößen und ſah ſo mager und verhungert aus, daß er auf mich den Eindruck eines mit einem Schafspelze angethanen Wolfes zu machen nicht aufhörte. Seitdem habe ich freilich Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß dieſer Wolf der allerbeſten und allerunſchuldigſten Sorte angehörte. Das Mobiliar des Hauſes war das allerdürftigſte, das man ſich vorſtellen kann. Man hatte gut gezählt, auf den Kopf einen Stuhl, dazu einen tannenen Tiſch zum Eſſen; jeder hatte außerdem ein Meſſer, eine Gabel und einen Löffel. Ein Wohlthäter hatte ihnen einige zinnerne Löffel geſchenkt, denen das Verſprechen der Mäßigkeitsgeſellſchaft eingedrückt war. Da ſie zu arm und zu abgetödtet waren, um irgend etwas Stärkeres als Thee zu trinken, ſo hatte dieß Verſprechen nicht viel Gefährliches für ſie. Ein runder Tiſch von Tannenholz mit drei Füßen, in der Mitte geſpalten, dazu ein Lehnſtuhl altfränkiſcher Art, machten das ganze Mobiliar eines Zimmers im Vorderhauſe aus, welches als Refectorium, Anſprachzimmer und Recreationszimmer diente. Der Lehnſtuhl war für Faber, ebenſo der runde Tiſch, auf welchem das Elfenbein-Crucifix des Oratoriums von Elton ſtand; und auf dieſem Tiſche ſchrieb er in den Ruhepauſen, die ihm ſeine Küchendienſte ließen, ſeine vielbeſprochene Broſchüre über die

angeblichen ‚Gründe, in der anglicaniſchen Kirche zu bleiben'. Hinter dem Refectorium befand ſich noch ein elender Verſchlag, die Küche, und oben vier kleine Zimmer. Eines derſelben diente als Kapelle und war ohne alle und jede Ausſtattung — ſelbſt der Altar fehlte — mit Ausnahme eines an der nackten Mauerwand hangenden Crucifixes. Dort kam man zu den feſtgeſetzten Stunden zur Abhaltung der Litaneien und anderer Gebete zuſammen. Die anderen Zimmer waren Schlafſtuben: die Betten lagen auf der bloßen Erde und warteten auf die Bettladen; außerdem ſtand noch eine alte baufällige Commode dort, in der Faber ſeine Kleider aufbewahrte; ſein Lager war auf bloßer Erde, wie das aller Uebrigen. Man begreift, wie furchtbar hart und entbehrend ihr Leben ſein mußte, und ich glaube wahrlich, daß ſie zu jener Zeit von nichts als von Almoſen lebten. Nichtsdeſtoweniger fand ich alle heiter und aufgeräumt, beſonders Faber, trotzdem ſeine Geſundheit durch ein ſo armſeliges und arbeitſames Leben geſchwächt war, und die Kopfleiden häufiger ſich zeigten, als je zuvor."

Da eine ſolche im Werden begriffene Genoſſenſchaft nur durch Unterſtützung von Außen ſich halten konnte, beſchloß der Superior, nach Italien zu gehen, um einen Freund, der ihm früher eine Unterſtützung in ſichere Ausſicht geſtellt, für ſeine Genoſſenſchaft zu gewinnen. Ein ungewöhnlich reiches Almoſen, welches ihm um dieſe Zeit zugeſandt wurde, ſetzte ihn alsbald in den Stand, die Reiſe anzutreten und für den Unterhalt der Brüder während ſeiner Abweſenheit ausreichend zu ſorgen. Die Schwierigkeit, die Brüder längere Zeit ſich ſelbſt zu überlaſſen, wurde durch Mr. Moore gehoben, der für die Zeit von Fabers Abweſenheit die Stelle des Superiors zu vertreten verſprach. Auch beſtimmte Faber, die Brüder ſollten ſich bei den katholiſchen Kaufleuten der Stadt Arbeit ſuchen, was ihnen bald gelang. Sie gingen alſo Morgens aus zur Arbeit und kehrten Abends nach Carolinaſtreet zurück.

ſaber fand ſeinen Freund Hutchiſon bereit, ihn nach Italien
egleiten. Am Feſte Mariä-Reinigung (2. Februar 1846)
en ſie nach London ab und kamen am 8. Februar über
thampton in Havre an. Von dieſem Tage an begannen
gemeinſchaftlich das Brevier zu recitiren und ſetzten dieſe
ung auf der ganzen Reiſe fort. Am 14. Februar waren
n Sens zur Verehrung der Reliquien des hl. Thomas von
erbury in der dortigen Kathedrale. Hier, in den Stunden
n Gebetes, faßte Faber zuerſt den Plan zur definitiven
lung der Verhältniſſe ſeiner neuen Genoſſenſchaft. Er
e ſich ſo wunderbar angeregt und erleuchtet, daß er beim
aſſen der Stadt die Statuten für dieſelbe auf die weißen
ter des Reiſehandbuches ſeines Freundes bis zu Ende
rſchreiben konnte. Am ſelben Tage, faſt zur ſelben Stunde
Jahre ſpäter wurde Fabers Genoſſenſchaft in die Congre-
on des Oratoriums aufgenommen.

In Lyon konnten die Reiſenden einen Hirtenbrief des Erz-
ofs dieſer Stadt leſen, der für die jüngſt erfolgten Con-
onen, welche der Kirche einen Newman, Oakley und Faber
enkt, öffentliche Dankgebete anordnete. Den vorübergehend
ßten Plan, zuerſt und direct einen kurzen Beſuch im heili-
Lande zu machen, mußten ſie aufgeben. Sie ſchifften ſich
Marſeille nach Livorno ein und begaben ſich von dort nach
enz, um hier einige Wochen alle und jede Eigenthümlich-
des religiöſen Lebens in einer katholiſchen Stadt kennen zu
en und beſonders an den Andachten ſelbſt Theil zu nehmen.

von den engliſchen Convertiten der damaligen Zeit getheilte
eifrige Vorliebe für nordiſche Baukunſt, Sitte und Fröm-
keit rief auch bei Faber einige herbe Urtheile über kirchliches
en und Treiben im Süden hervor, die indeſſen unter dem
fluſſe tieferer Beobachtung und eigener Erfahrung alle
te ſchnell verloren, ja ſchon vor der Rückkehr aus Italien
r aufrichtigen Bewunderung der italieniſchen Frömmigkeit
ſt in ihrer äußeren Entfaltung Platz gemacht hatte.

Daß die Gedanken Fabers faſt beſtändig bei ſeiner kleinen Genoſſenſchaft in Birmingham weilten, war natürlich. Von jedem größeren Orte aus, wo er anhielt, ſandte er einen längeren Brief bald an dieſes, bald an jenes Glied der Genoſſenſchaft. Doch es ſind das nach Inhalt und Umfang weniger Briefe, als kleine wohlberechnete Anreden, in denen er nicht müde wird, die Brüder zur Ausdauer inmitten der großen Schwierigkeiten ihrer Lage aufzumuntern. Es iſt ſein ſichtbares Beſtreben, ihnen auf dieſe Weiſe für die durch ſeine Abweſenheit unter ihnen entſtandene Lücke einen Erſatz zu bieten: jetzt iſt es ein lebhaftes, ihre Einbildungskraft feſſelndes Bild von den Wundern der Kirche, deren Zeuge er geweſen; öfter noch iſt es ein auf eine ſeltene Erkenntniß des Charakters eines Jeden von ihnen gegründeter Rath für das geiſtliche Leben; immer iſt mit dieſem Rath die liebevollſte Erinnerung an die Umſtände, unter denen die Brüder leben, und ihre Belehrung verbunden. Leider geſtattet der Raum keine umfangreiche Berückſichtigung dieſer herrlichen Briefe, die für Fabers Talent zur Seelenleitung den überzeugendſten Beweis ablegen; nur wenige und beſchränkte Auszüge mögen uns den Geiſteszuſtand dieſer kleinen Körperſchaft und die eifervolle Wachſamkeit des Superiors ſchildern.

Von Havre aus theilt er (Septuageſima 1846) dem ſchon genannten Bruder John Strickſon ſeine Zukunftspläne mit; er wolle verſuchen, in den rein katholiſchen Gegenden ſo viel als möglich zu lernen, um dem armen England nützlich werden zu können. Die Zeit ſeiner Abweſenheit ſei für die Brüder eine Zeit ernſter Prüfung, voll von großen Gefahren; es müſſe ſich in der Art und Weiſe, wie ſie dieſelben überwinden, zeigen, ob ſie alle zu Höherem nach ſeiner Rückkehr aufſteigen könnten. Von Rouen aus ſchreibt er (10. Februar) an William ... einen beſonders langen und eindringlichen Brief über die Gnade und den Beruf des Ordenslebens, die Beweggründe zu demſelben und die Mittel, in dem Berufe aus-

zuharren. Von Paris folgt ſchon zwei Tage ſpäter (12. Februar) ein an die ganze Genoſſenſchaft gerichteter, nicht minder umfangreicher Brief über die in dieſer Stadt empfangenen Eindrücke. „In St. Sulpice habe ich der heiligen Meſſe beigewohnt; zu dieſer Kirche bewahre ich eine beſonders andächtige Hinneigung um des großen Nutzens willen, den ich aus einem Büchlein geſchöpft, welches Tronſon (Vorſteher der Sulpicianer) zum Gebrauche für ſeine Zöglinge verfaßt hatte. Einige von euch werden ſich noch des kleinen franzöſiſchen Büchleins erinnern, aus dem ich zu Elton jene Gewiſſenserforſchungen von einer uns wahrhaft verzweifeln machenden Vollkommenheit vorlas. Ich hatte die Gewohnheit, jeden Mittag nach dem Gebete in der armen kleinen Kapelle zu Elton einen Gewiſſensfall zu leſen; aus dem Büchlein ſtrömt der Weihrauchduft der Kapelle, und wenn ich jetzt dieſelben Seiten nochmals umblättere, vermeine ich auf ihnen noch die farbigen Schatten des Fenſterlichtes zu ſehen, wie ehedem in Elton. Werde ich wohl je wieder einen Ort ſo lieben, wie ich dieſe Kapelle geliebt habe? Doch ich will keine Klage vorbringen. Wie viele, wie lange Stunden geiſtiger Bitterkeit und Verlaſſenheit habe ich dort zugebracht in heißem Gebet, daß Gott mich doch wiſſen laſſen möge, ob ich katholiſch werden ſolle! Wie oft habe ich die Füße des Crucifixes geküßt mit innigem Flehen zu Jeſus, mich doch in der Kirche von England zu laſſen, wenn es ſein Wille ſei, und doch aus innerſtem Herzen um die Kraft gebetet, nicht zurückzuſchrecken, wenn er mich ſeinen Willen erkennen laſſen würde! Dieſer Wille hat ſich mir geoffenbart; die Stunde kam; wie ſehr ich zurückſchreckte, weiß ich nicht; ich weiß bloß, daß der Muth nicht von mir allein gekommen.... Ich leſe am Rande eines in meiner Briefmappe mir eben wieder in die Hand fallenden Bogens die Worte: ‚O mein vielgeliebter Jeſus! Nimm dieſes tiefe Herzeleid für meine Sünden in Gnaden auf, und ſegne meine armen Leute, die trauern! Rectorat von Elton, 16. November 1845. Amen.

Amen.' Vermuthlich habe ich dieß geſchrieben, gleich nachdem ich aus der Kirche am Nachmittag nach Hauſe mich geflüchtet. Ich will das Blatt als Andenken an Gottes Güte gegen mich bewahren und auch, um mich zu beſchämen und zu einem Leben der Strenge zurückzuführen, wofern ich jemals meine Ruhe und Bequemlichkeit zu lieben verſucht würde. Ach, nachdem ich durch ſolche Prüfungen gehen mußte, wäre es ja tauſendmal beſchämend, nach etwas anderem noch zu ſtreben, als nach der Vollkommenheit." Am Schluſſe des Briefes gibt er ſeiner Sehnſucht zur baldigen Rückkehr nach England Ausdruck. „Alles, was ich befürchte, iſt, nicht genug für Gott zu thun; denn das Leben iſt kurz und mich drängt es, bald in England an der Arbeit zu ſein. Es ſind kaum erſt einige Wochen her, ſeit ich predigte, katechiſirte, Beichte ſaß, die mir anvertrauten Seelen leitete, und jetzt, über das Antlitz Europa's in Eile dahinjagend, komme ich mir vor ſo unnütz, wie ein Rohr, das der Wind über einem Sumpfe hin und her bewegt."

Von Auxerre aus, wohin Faber eine beſondere Pilgerfahrt zur Verehrung der hier ruhenden größeren Reliquien des hl. Thomas von Canterbury unternommen hatte, beſchreibt er unterm 14. Februar die dort verrichteten Andachtsübungen und fährt dann fort: „Was mir aber am meiſten bei meiner feierlichen Anrufung des hl. Thomas aufgefallen, iſt, daß mir den ganzen Tag über die großen und hellen Gedanken hinſichtlich unſerer Pläne zuzuſtrömen gar nicht aufhören wollten. Ich bin im Augenblicke ſchon ganz fertig mit dem, was ich früher trotz aller Anſtrengungen gar nicht zu Stande bringen konnte, nämlich die vollſtändigen Entwürfe unſerer Regeln, unſerer Pflichten, unſerer Verfaſſung, der Methode der Regierung, unſerer beſonderen Andachtsübungen und alles Uebrigen abzufaſſen; ich glaube eine ganz beſondere Erleuchtung darüber erhalten zu haben, einen ſehr wichtigen Theil unſeres erſten Planes ganz zu beſeitigen. Alles das wird zwar noch einem

geiſtlichen Rathgeber zur Prüfung unterbreitet werden müſſen, aber ich verſichere euch, daß heute in mir etwas ganz Außerordentliches lebte, und ich habe das Vertrauen, daß Gott es war, der ſich in Alledem wirkſam zeigte.“ Ueber eine beſondere Andacht, welche dieſem Briefe als Deviſe vorgeſchrieben iſt, und die ſpäter die Deviſe der Genoſſenſchaft Fabers wurde, ſchreibt er ſodann: „Erinnert Euch vor Allem, daß ihr einen Geiſt beſonderer Andacht gegen den heiligen Willen Gottes in euch pflegt. Ich habe ſeit lange ſchon vor dem Crucifixe in der kleinen Kapelle zu Elton das Verſprechen abgelegt, mich dieſer Andacht zu weihen, wenn Gott mich in ſeinem Erbarmen würdigte, ſeinen heiligen Willen in Betreff meines Eintrittes in die römiſche Kirche mir zu erkennen zu geben. In dem Ordensſtande wie überall ſonſt iſt der Gehorſam die Königin unter den Tugenden, und in dem proteſtantiſchen England iſt ſeine Uebung am ſchwerſten. Der königliche Weg, der zur Gewinnung dieſer Gnade führt, iſt die Anerkennung des Willens Gottes bis in die kleinſten Prüfungen hinein, iſt die Liebe zu dieſem Willen und die Unterwerfung unter ihn. In der Religion gibt es ſo viele Dinge zu lernen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo fortſetzen; aber ſtrebet nur darnach, dem Willen Gottes gleichförmig zu werden; habt ihr dieß einmal errungen, ſo iſt alles Andere mitgewonnen.“

In den folgenden Briefen findet die Sehnſucht nach England und nach dem baldigen Wirken für die Sache Gottes unter dem engliſchen Volke einen immer ſtärkeren Ausdruck. Dieſe Sehnſucht macht den Pilger faſt krank. „Bei meiner letzten Durchreiſe durch Livorno,“ ſchreibt er am Aſchermittwoch 1846 von Florenz aus, „war ich Rector in Elton; ich war auf der Rückreiſe, um mein Pfarramt anzutreten, und mein Kopf war voll von Plänen für das geiſtliche Wohl meiner Pfarrkinder; und nun, wie iſt das Alles ganz anders geworden! Ich fühle mich um fünfzig Jahre mehr gealtert, gebrochen, ermüdet; ich liebe nicht mehr ein Leben, das mir

nichts mehr zu bieten hat; aber ich fühle zugleich feſt in mir den Wunſch, den Willen Gottes zu erfüllen. Mehr und mehr dürſtet meine Seele nach Arbeit, nach vieler, ſchwerer Arbeit in England. Ich will es geſtehen, für einen Augenblick wollte mir beim Anblick der ſchönen Berge, des blauen Himmels und der Glocken Italiens ſcheinen, als könnte ich nicht wohl mich entſcheiden, dorthin zurückzukehren, wo mich ringsum nur Schwierigkeiten aller Art, Unruhen, Haß und Feindſeligkeiten erwarten. Aber es war nur die Verſuchung eines Augenblickes, die ſchnell vorüberging. Wohlleben, Luxus und die ſüßen Reize eines eigenen Heim ſind nicht für den, der Chriſto folgen will!“ „Ich fühle mich,“ heißt es in einem anderen Briefe von Florenz (11. März), „wie ein Gefangener, wie im Käfige! O wie drängt es mich, in England zu ſein, für England zu leiden und zu arbeiten, auf's Neue in eurer Mitte zu ſein; aber jetzt ſo ganz anders, wie vordem. Tag und Nacht, die Wochen, die Monate, die Jahre; ach, Alles für Gott, Alles für Jeſus! Möge der Wille Gottes geſchehen!“

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Florenz entſchloſſen ſich Faber und Hutchiſon, nach Rom zu reiſen und dort ihre erſte Oſtercommunion zu halten. Am Tage Mariä Verkündigung (25. März) brachen ſie auf und kamen am 30. März über Arezzo, Perugia und Foligno nach Loretto, wo ſie einige Tage frommen Andachtsübungen widmeten und dann nach Rom aufbrachen, in Begleitung eines der Fate benefratelli des hl. Johannes von Gott, den ſie aus Barmherzigkeit mitnahmen und der zum Danke dafür Fabers Füße, die durch zu angeſtrengtes Gehen erkrankt waren, heilte. Am Tage vor Palmſonntag zogen ſie zum erſten Male als Katholiken in Rom ein und ließen ſich ſofort nach dem engliſchen Colleg führen, wo Dr. Grant ſie gaſtlich für die Zeit ihres Aufenthaltes in der ewigen Stadt aufnahm.

Ihre Abſicht, ſich in den Uebungen der katholiſchen Frömmigkeit zu ſtärken, wurde unter der umſichtigen und liebevollen

Leitung Dr. Grants zu aller Zufriedenheit mit jedem Tage ihres römiſchen Aufenthaltes beſſer erreicht. Cardinal Acton, dem ſie ihre Pläne in Betreff der Zukunft mittheilten, billigte dieſelben, nur gab er zu bedenken, ob es nicht beſſer ſei, daß die aus dem anglicaniſchen Klerus Convertirten Prieſter würden, wofern keine Hinderniſſe im Wege ſtünden, weil die Volksanſchauung in England in dem Charakter der prieſterlichen Ordination immer noch trotz alles ſonſtigen proteſtantiſchen Weſens etwas Unzerſtörbares ſähe und bei convertirten anglicaniſchen Geiſtlichen das volle Aufgeben prieſterlichen Wirkens nicht gut begreifen könnte.

Am Oſtertage brachte ſich Hutchiſon bei ſeinem Freunde Faber als Mitglied der neuen Genoſſenſchaft formell in Vorſchlag. Faber hatte den ſchon öfter auf der Reiſe ihm erklärten Wunſch Hutchiſons nicht beachtet, ja gefliſſentlich jedes eingehende Geſpräch über dieſen Punkt vermieden, weil er ſelbſt noch zu keinem definitiven Entſchluſſe gelangt war, ein Verhalten, das von Seiten Fabers als ein um ſo intereſſeloſeres bezeichnet werden muß, als er in der ſicheren Erwartung einer Unterſtützung, um deretwillen er die Reiſe angetreten, ſich getäuſcht ſah und die Aufnahme Hutchiſons ſeinen Verlegenheiten in Birmingham alsbald ein Ende machen konnte. Auf den Rath Dr. Grants hin wurde jedoch jetzt der Vorſchlag Hutchiſons angenommen und der Eintritt in die Genoſſenſchaft mit der Rückkehr nach England vereinbart.

Mit welchen Augen Faber damals auf ſein demnächſtiges Wirken in England ſchaute, zeigen einige Briefe aus der Zeit ſeines römiſchen Aufenthaltes. Am Gründonnerstag ſchrieb er an Watts-Ruſſel: „Wenn ich mit nur fünf Gefährten anfänglich ein Haus beziehen kann, bin ich zufrieden; es iſt die Zahl der Wunden des Erlöſers. Aber es geht gegen Sturm und Fluth, und ich bin verbraucht. Mein Fußübel vom letzten Jahre iſt wieder gekommen, und mehr als je laſtet auf mir die erdrückende Laſt eines neuen Lebens, das ich beginnen ſoll in

meinem Alter, allein, rings nur Ungewißheiten ſchauend. Dann finde ich hier, daß es eine Menge kanoniſcher Hinderniſſe für das Reglement und die Congregation gibt, und ich weiß gar nicht, nach welcher Seite ich mich hinwenden ſoll. Ich bin wie die erſchöpfte Spinne endlich bereit, das immer wieder neu geſponnene und doch zerſtörte Netz zu verlaſſen. Der hl. Wilfrid ſcheint mir noch immer eine gewiſſe Heiterkeit zu ſchenken, und ich ſuche und gehe meinen Weg, wie ich eben kann; vielleicht habe ich nicht mehr lange zu leben, und dann wäre es doch gut für mich, zu arbeiten bis zum Ende."

Die Oſterwoche verbrachte er mit dem engliſchen Colleg in Monte-Porzio, und auf Ausflügen nach Tusculum, Nemi, Albano und nach dem berühmten Gnadenbilde der allerſeligſten Jungfrau vom guten Rathe in Genazzano. In einem Briefe vom Oſtermittwoch an Morris ſchreibt Faber: „Die Vollkommenheit beſteht darin, den Willen Gottes zu thun; wollte ich nur auf meinen Fortſchritt ſehen, ſo wäre das Noviziat der Jeſuiten der rechte Ort, der mir gefiele; aber ſo weit meine Armſeligkeit hierüber ein Urtheil hat, ſcheint es, daß dieſer heilige Wille Gottes nicht dabei iſt. Die Vorſehung ſcheint mich für England beſtimmt zu haben und mir dort geiſtliche Bande bereitet zu haben, die ich nicht brechen kann. Ich hoffe alſo, für den Tag des hl. Philipp Neri (27. Mai) in England zu ſein und werde dann unter Autoriſation des Biſchofs den Plan meiner Genoſſenſchaft einer Probe von achtzehn Monaten unterwerfen, und beſteht er die Probe nicht, ſo werde ich Newman bitten, mich in Marypale zu ſich zu nehmen. Nach meiner Rückkehr will ich den Biſchof bitten, mir einen kleinen Studienplan unter ſeiner Leitung vorzuſchreiben, damit, wenn ich jemals (doch ich wage es kaum zu hoffen) zum Prieſterthum geeignet befunden werde, meine Studien ſo geleitet werden, wie es ſein muß. Das iſt mein Plan, ſo weit ich einen ſolchen habe."

Nach ſeiner Rückkehr nach Rom hatten Faber und Hutchiſon eine Audienz bei Gregor XVI., über welche Hutchiſon ſpäter

folgendes niederschrieb: „Se. Heiligkeit hat uns mit der größ-
en Güte empfangen. Dr. Grant erinnerte ihn, daß ihm einige
Jahre vorher Faber, damals noch Anglicaner, vorgestellt wor-
den sei, und daß der Segen Sr. Heiligkeit gute Früchte ge-
tragen. Als der Papst das jährliche Einkommen nennen hörte,
welches Faber mit seinem Rectorate in Elton aufgegeben, schien
er sehr bewegt, und ihm die Hand auf die Schulter legend,
sagte er: ‚Das war ja ein hübsches Vermögen!‘ Se. Heiligkeit
beendete die Audienz, uns segnend, wir sollten nach England
zurückkehren und so viele unserer Freunde bekehren, als wir nur
könnten. Wir erkannten in dieser Mahnung eine bestimmte
Mission und eine Approbation für unsere Pläne.“

Die tiefe Besorgniß Fabers um seine Genossenschaft in Birmingham ließ ihn trotz der begeistertsten Liebe für Alles, was römisch war, nicht mehr lange in Rom aushalten; ihn begleitete fortan nur ein Gedanke, für Rom in England zu wirken. Eine Menge von Belehrungen und Winken, die sie in Rom für die Zukunft gesammelt, die guten Rathschläge Dr. Grants für ihre Arbeiten, die ermunternden Worte und die herzlichste Theilnahme Cardinal Actons hatten sie in dem Vertrauen befestigt, die befürchteten Schwierigkeiten zur Uebernahme der heiligen Weihen würden sich in England wohl bald mindern. So reisten denn die Freunde am 25. April ab. Ihr letzter Gang galt dem Abschiede vom hl. Philipp in der Chiesa-Nuova; im Augenblick, wo sie aus der Kirche auf die Straße nach Civita-Vecchia traten, versammelte sich gerade der Klerus der römischen Basiliken auf dem Petersplatze zur Marcus-Procession. Am folgenden Tage schifften sie sich nach Livorno ein und eilten von da zu einem letzten Aufenthalte von wenigen Tagen nach Florenz. Ueber Genua, Turin und den Mont-Cenis suchten sie Annecy auf, um die Reliquien des hl. Franz von Sales und die der Erbin seines Geistes, der hl. Johanna Francisca von Chantal, zu verehren.

Ueber Genf und Straßburg kamen sie an den Rhein, den

sie bis Köln hinabfuhren. Von Ostende führte sie das Dampfboot nach England. Hutchison beschreibt den Eindruck der Heimkehr, wie folgt: „Wenn man die Themse hinauffahrend sich London nähert, kann man sich des tiefen Eindrucks fast gar nicht erwehren, den die ungeheuere Stadt mit dem ewigen Rauchdache macht, das ihre ungeheuere Ausdehnung zu verhüllen scheint, vielleicht nur um sie zu vergrößern. Aber für uns, die wir sie nur als die Großstadt der Sünde und der Häresie betrachten konnten, hatte ihr Anblick etwas Schmerzliches, fast Niederschlagendes; denn was konnten wir für die Bekehrung eines so ungeheueren Reiches zu wirken hoffen? Und doch kehrten wir jetzt mit der Absicht heim, uns diesem Werke zu widmen."

Von dem Landungsplatze an der Londonbridge eilten die Reisenden alsbald nach dem Bahnhofe (Euston-Square) und waren am Abende desselben Tages (Samstag, 16. Mai) in Birmingham. Ihre Ankunft kam um so unerwarteter, als man angenommen, sie hätten ihren Aufenthalt in Italien verlängert. Außer einem großen Vorrathe von Rosenkränzen, Medaillen, Kreuzen, brachten sie eine ganze Sammlung von italienischen Andachts- und Betrachtungsbüchern mit, die damals in England noch fast ganz unbekannt waren, und die die Quelle mehrerer der späteren so beliebten Oratorianer-Andachten wurden. Der Rosenkranz der sieben Schmerzen Mariä gehörte dazu und seine Ausbreitung durch das Oratorium darf als eine der Früchte dieser italienischen Reise angesehen werden.

Mit der Stunde, wo Faber wieder in Birmingham anlangte, begann für ihn, wie er in Italien geahnt, eine Reihe von neuen Prüfungen und Leiden. Aber wie ganz verschieden waren sie gegen die früheren! Hätten diese ihm den Weg zur Wahrheit erst ebnen müssen in aller Selbstüberlassenheit und Bitterkeit, dann besaß er jetzt die Wahrheit und die Gnade. Ihr Ziel war ein anderes: es war die Vollkommenheit mit ihrem unermeßlichen Reichthum an Liebe und Frieden, die nie *mehr enden* sollte.

Das Werk, welches Faber auszuführen im Begriffe ſtand, war mit mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten umgeben. Als einfacher Laie, erſt ſeit wenigen Monaten convertirt, ſollte er eine gewiſſe Anzahl von jungen Leuten, die im katholiſchen Leben ebenſo wenig erfahren waren, wie er ſelbſt, leiten, ja, zu einer religiöſen Genoſſenſchaft heranbilden; er ſollte unter der Leitung oder beſſer nach der Anweiſung der geiſtlichen Behörden des Centraldiſtrictes die Stellung eines Superiors und Begründers einer neuen Congregation einnehmen. Auf Allem, was die damaligen engliſchen Convertiten ſchrieben, ſprachen und thaten, ruhte das Auge der Eiferſucht in einer Weiſe, die man heute nicht mehr kennt, die aber durch die gerade damals hochgehende religiöſe Bewegung nicht bloß auf anglicaniſcher Seite eine geſchärfte und erbitterte war. Daß Fabers Beginnen einer ganz beſonders ſtrengen Kritik unterliegen würde, verſtand ſich bei ſeinem öffentlichen Anſehen von ſelbſt.

Während ſeiner Abweſenheit in Italien waren Schritte geſchehen, für die Genoſſenſchaft einen paſſenderen Aufenthaltsort als Carolinaſtreet zu gewinnen. Fabers Freund, Watts-Ruſſel, hatte ein nicht möblirtes Haus zu Colmore-Terrace (Birmingham) erworben, welches an das ſeinige ſtieß; und letzteres hatte er Faber gleichfalls, als er kurz darauf aus der Stadt wegzog, überlaſſen. Die Einfachheit der Bedürfniſſe und Anſprüche der Genoſſenſchaft machten die Vorbereitungen der Ueberſiedelung äußerſt leicht, und vierzehn Tage nach der Rückkehr Fabers vom Continente hatten die Brüder von ihrem neuen Hauſe ſchon Beſitz ergriffen. Noch aus dem Hauſe der Carolinaſtreet ſchrieb Faber an einen alten Freund über ſeine Pläne Folgendes: „Am Tage des hl. Auguſtin (von Canterbury, 26. Mai) beziehe ich ein Kloſter. Wie groß mein Glück bei dieſer Ausſicht iſt, kann ich Dir nicht beſchreiben. Obſchon Trübſale, Prüfungen und Verſtellungen von Außen und die niederſchlagendſten Verleumdungen mich umringen, obſchon ich nicht ohne zu zittern die Aufgabe übernommen habe, welche mir

im heiligen Gehorſame jetzt auferlegt iſt, ſo kann doch nichts meinen inneren Frieden ſtören. Freilich iſt zwiſchen dem blauen Himmel, den grünenden Feldern, den lachenden Ufern des Fluſſes, den grauen Giebeldächern und der faſt abgöttiſchen Liebe, die ich zu Elton fand, und dem Rauch, dem dichten Volksgedränge und dem noch dichtern Unglauben, der Verbiſſenheit der Köpfe, der erſtickenden Luft der Krankenſtuben, dem Geheule, den Angriffen und der Verfolgung hier in Birmingham ein großer Unterſchied; und doch iſt der letztere Ort jetzt mehr nach meinem Geſchmacke, und ich hoffe, daß Gott uns ſegnen und mehr und mehr unſere Liebe für dieſe armen Arbeiter Englands wecken wird. Sie müſſen mich, gleichviel wie, bald beſuchen, und ich hoffe, Sie werden in dem, auf den rauchigen Gaſſen Birminghams durch Rotten von Gaſſenbuben verfolgten Bruder Wilfrid, über deſſen Kleid ſie ſich ärgern, ein nicht weniger heiteres Geſchöpf wiederfinden, als es Frederick Faber, der Poet der Seen, war, der nun noch viel kindlicher trotz der böſen grauen Haare geworden iſt, die ihm der Zorn und die Verfolgungen ſeiner theuerſten Freunde beſcheert haben."

Die Genoſſenſchaft beſtand zur Zeit ihres Umzuges nach Colmore-Terrace aus dem Superior, der den Namen „Bruder Wilfrid von der Menſchheit Jeſu" angenommen, und drei Chor- und neun Laienbrüdern. Hutchiſon, unter dem Namen „Bruder Anton vom heiligen Sacramente", und Mr. Mills, ein anderer Convertit der Univerſität Cambridge, ſpäter dem Oratorium zu Birmingham angehörend, waren der Genoſſenſchaft beigetreten. Mit Erlaubniß des Biſchofs hatte dieſelbe ſich den Titel der „Brüder vom heiligen Willen" unter dem Patronate der allerſeligſten Jungfrau, des hl. Joſeph und des hl. Wilfrid — daher Wilfridianer — beigelegt. Der Zweck des Inſtitutes hinſichtlich der Chorbrüder war, dem Biſchofe und dem Pfarrklerus eine Körperſchaft von Prieſtern zur Unterſtützung heranzubilden, die ſich verpflichteten, die ihnen aufgetragenen Werke *zum* Wohl der Seelen auszuführen. Wie das Oratorium ſollte

auch ihre Genoſſenſchaft ſtets bereit ſein, zu jeder Zeit alle die, welche ſich dazu einfänden, Beichte zu hören. Auf die Arbeiten der Laienbrüder iſt ſchon vorhin hingewieſen worden. Die Wilfridianer hatten die drei einfachen Gelübde abzulegen und ein gemeinſchaftliches Leben zu führen. Nach dem von Bruder Wilfrid ausgeſprochenen Willen hatten ſie den hl. Joſeph als ihren wirklichen Oberen anzuſehen: Bruder Wilfrid beſtand nämlich darauf, den Titel und die Würde eines Oberen auf einen Anderen übertragen zu ſehen.

Am Pfingſtfeſte, das in dieſem Jahre auf den Beginn des Maimonates fiel, begann die Genoſſenſchaft ihr gemeinſchaftliches Ordensleben nach den angenommenen Regeln. Bruder Anton hat über ihre klöſterliche Lebensweiſe folgenden Bericht hinterlaſſen. „Wir hatten," ſchreibt er, „drei Abſtinenztage die Woche. Das Morgenbrod, für einen Engländer gewöhnlich das liebſte Mahl, war für uns das gerade Gegentheil; es wurde ſtehend und ſchweigend eingenommen und beſtand aus trockenem Brode und Thee ohne Zucker. Butter und die Erlaubniß zum Niederſitzen wurde nur für die Feſttage bewilligt; und was mich anlangt, ſo erwartete ich einen ſolchen immer mit einer gewiſſen Genugthuung. Um ½ 6 Uhr ſtanden wir auf; um 6 Uhr verſammelten wir uns in dem zur Kapelle eingerichteten Zimmer zu einer halbſtündigen, gemeinſchaftlichen Betrachtung. Wenn die Chorbrüder das Stundengebet verrichtet hatten, gingen wir zur Meſſe nach St. Chad zu zweien oder zu dreien. Nach der Meſſe und Communion gingen wir zum Frühſtück nach Colmore-Terrace zurück. Hierauf machten wir einen kurzen Beſuch in der Kapelle, worauf die Laienbrüder ſich mit den Geſchäften des Hausweſens befaßten. Um 12½ Uhr beteten die Chorbrüder Veſper und Complet, und die Uebrigen kamen zu einer gemeinſchaftlichen Andacht zuſammen. — Dann kam das Mittageſſen, während deſſen ein geiſtliches Buch vorgeleſen wurde. Es folgte die Recreation, bis zu welcher von Tagesanbruch an

Stillſchweigen beobachtet werden mußte, mit Ausnahme der Sonn- und Feſttage. — Am Nachmittage war hinlänglich freie Zeit bis gegen 5 Uhr, wo Matutin und Laudes gebetet wurden. Nach dem Thee und nach der Erholung verſammelten wir uns meiſt in der Kapelle, um die Belehrung Bruder Wilfrids über die Betrachtung, die Gewiſſenserforſchung und andere Gegenſtände ſolcher Art anzuhören. Alsdann wurden die Punkte der morgigen Betrachtung angegeben. Der Roſenkranz der ſieben Schmerzen und andere Abendgebete beſchloſſen die Uebungen der Genoſſenſchaft. Die Brüder waren noch zu anderen Andachtsübungen den Tag über, wie auch zum Gebrauche der Disciplin auf ihrem Zimmer verpflichtet. Außerdem war faſt immer eine drei- oder neuntägige Andacht zu halten oder irgend eine Reliquie eines Heiligen zur Verehrung auf dem Altare ausgeſetzt."

Die Brüder trugen eine ſchwarze Soutane, nach vorne wie beim römiſchen Weltklerus zugeknüpft, mit weiten Aermeln und auf der Bruſt ein Kreuz in rothem Tuch zwiſchen den beiden Buchſtaben V. D. (Voluntas Dei, der Wille Gottes). Ueber der Soutane legte man einen knappen ſchwarztuchenen Mantel an, auf welchem dasſelbe Abzeichen wiederholt war; um den Leib ein ſchwarzer Ledergürtel, an dem der Roſenkranz hing. Die Chorbrüder hatten das römiſche Collar und die Laienbrüder ein ſchwarzes, unverziertes Collar.

Während der erſten Wochen hatten die Brüder manche Unbequemlichkeiten zu ertragen. Der Raum reichte vor der Abreiſe ihrer Nachbarn für ſo viele Perſonen nicht aus. Zudem lag Colmore-Terrace in einer Niederung und war rings von Häuſern eingeſchloſſen. Dazu machte die mehr als gewöhnliche Hitze des Jahres 1846 ſich in der grauſamſten Weiſe geltend.

Biſchof Wiſeman und Bruder Wilfrid waren der gleichen Anſicht, die Genoſſenſchaft mit einer Wirkſamkeit nach Außen *gleich anfangs* nicht zu überladen, weil ihre Mitglieder die

Uebungen des geiſtigen Lebens, ihr Noviciat, noch nicht zur Genüge durchgemacht hätten. Aller Verkehr nach Außen wurde deßhalb auf wenige Krankenbeſuche eingeſchränkt, eine Maßnahme, die den Abſichten Mr. Moore's, des damaligen Beichtvaters, nicht entſprach. Selbſt ein Mann raſtloſen, ſeelſorglichen Wirkens und nichts kennend, als die praktiſchen Bedürfniſſe ſeiner Pfarrgemeinde, konnte er ſich mit den Gründen des Bruders Wilfrid nicht befreunden und gab das Amt eines Beichtvaters an Mr. Heneage von Erdington ab, der nach dem Willen des Biſchofs eingehender ſich mit ſeinen Beichtkindern befaſſen konnte.

Erſt gegen Ende Juni wurde Bruder Wilfrid in den Beſitz der anliegenden Wohnung geſetzt, und nach Vollendung der Verbindungsarbeiten zwiſchen den beiden Häuſern konnte die Genoſſenſchaft ſich regelrechter und beſſer einrichten. Für die Bibliothek wurde ein großes Zimmer gewählt und dort wurden die Bücher Bruder Wilfrids von Elton und die in Italien angekaufte ascetiſche Bibliothek untergebracht und ſo der Grundſtock zu der ſpäteren Oratorianer-Bibliothek in London gelegt. Den unmittelbar größten Nutzen von dem neuen Hauſe hatte die Genoſſenſchaft in einer geräumigen Kapelle, die nun alle Mitglieder des Hauſes aufnehmen konnte: ſie wurde in gothiſchem Stile decorirt und erhielt in einem von Pugin gezeichneten Altare ein recht kirchliches Ausſehen. Der Biſchof geſtattete, daß dort das heilige Sacrament aufbewahrt wurde, und vom St. Annatage (26. Juli) 1846 an las dort ein Prieſter von St. Chad die heilige Meſſe.

Auch einen Raum hinter dem Hauſe hatten die Brüder jetzt erhalten, und obwohl derſelbe den Name eines Gartens kaum verdiente, ſo reichte er doch zur freien Bewegung aus, ohne daß man deßhalb die Stadt zu verlaſſen brauchte. Am Abend geſtattete man einigen katholiſchen Kindern der Nachbarſchaft, dorthin zu kommen und zu ſpielen. Ihre Spiele endeten in der Regel mit einer kleinen Proceſſion, während deren man die

Lauretaniſche Litanei ſang. Wären die Brüder länger in Birmingham geblieben, ſo wäre wohl aus dieſen Anfängen eine Art von kleinem Oratorium entſtanden.

Wenige Ereigniſſe von Bedeutung unterbrachen anfangs das religiöſe Stillleben. Bruder Anton ſchreibt: „Wir gingen wenig aus; nach St. Chad zur Wochenmeſſe und Sonntags zum Hochamt und zur Veſper, wo den Chorbrüdern die Chorſtühle eingeräumt wurden. Die anfängliche Sitte, in unſerer klöſterlichen Tracht auszugehen, wurde ſpäter auf die Vorſtellungen des Mr. Moore hin aufgegeben. Es ſcheint mir, daß es uns vollkommen gelungen war, das Innere unſeres Hauſes nach den Wünſchen und den Abſichten Bruder Wilfrids einzurichten: wir wußten vom Proteſtantismus gar nichts und lebten ſo, als wären wir in Italien geweſen. Vielleicht geſchah dieß, weil wir ganz im erſten Eifer unſerer Bekehrung verharrten, aber gleichviel, wir lebten nur in der Gemeinſchaft der Heiligen und der Madonna. Mochte auch bisweilen irgend eine Ueberſchwenglichkeit mit unterlaufen, im Ganzen war unſer Leben, ohne irgend etwas Weltliches an ſich zu tragen, ein durchaus ernſtes und wirklich geiſtliches. Als einfache Anfänger ließen wir uns von den Schönheiten aller der katholiſchen Andachtsübungen hinreißen, die wir bis dahin kaum gekannt hatten. Kurz, wir lernten wie in andern Punkten ſo auch in den Erfahrungen des klöſterlichen Lebens während der erſten Monate in Birmingham Vieles.“

Daß Bruder Wilfrid und Bruder Anton von Zeit zu Zeit Newman und ihre Freunde in Old-Oscot, das von dieſer Zeit an den Namen Marypale trug, beſuchten, verſteht ſich von ſelbſt. Bruder Wilfrid ſchlug ſelbſt vor, Newman ſolle die Leitung der Genoſſenſchaft übernehmen, allein dieſer lehnte ab. Um dieſe Zeit war die Einführung des Oratoriums in England noch nicht entſchieden. Ebenſo ſchlug Faber um dieſe Zeit einen Vorſchlag des Biſchofs von Nottingham, ein zweites Kloſter ſeiner Genoſſenſchaft zu gründen, aus. „Was uns Papiſten anlangt,“

ſchrieb Faber an einen proteſtantiſchen Freund mit Bezug auf den Vorſchlag des Biſchofs und ſeine eigene Lage und Ausſichten, „ſo iſt es vielleicht beſſer für uns, länger noch in den Katakomben zu bleiben. Hier haben wir nur mit den Arbeitern und den Armen zu thun und in dieſer Sphäre müſſen wir anfangen uns auszudehnen, bevor wir daran denken, unſer Glück auf dem Lande und unter den höheren Ständen zu verſuchen. Es iſt meine Anſicht, daß ſich die großen Fabrikſtädte zuerſt bekehren werden und daß ihr Gewicht das übrige England nach ſich ziehen wird. Im Allgemeinen hat man keine Idee, wie ſehr dieſes Werk ſchon fortgeſchritten iſt. Was mich anlangt, ſo habe ich hierüber, wenn ich mich politiſch ausdrücken darf, weder einen Wunſch noch eine Befürchtung; mich drängt einfach das Verlangen, die Frucht des Leidens meines Erlöſers zu mehren und in meinem vielgeliebten England die Zahl der eifrigen Diener Mariens zu vergrößern. . . . O Bruder meines Herzens, einſt mir auch Bruder im Glauben, ich kann Dir nicht mein Glück ſchildern, ich kann Dir nicht ausdrücken, wie ſehr die katholiſche Wahrheit mir liebenswürdig erſcheint und wie rauh, falſch, innerlich lügenhaft und zweideutig mir die Häreſie und das Schisma vorkommen. Sie halten zwar noch meinen trauten Freund gefangen; bei der Hoffnung indeß, daß dieß nicht auf lange mehr ſo ſein wird, weilt gerne das hohe Sehnen meiner Liebe; aber ich darf nicht ſtreiten, es iſt mir beſſer, hier zu ſchweigen. Ich bin ja Bruder des Willens Gottes und muß auf dieſen Willen harren; dazu verpflichtet mich meine Regel. Mein gegenwärtiges Leben iſt faſt ein Himmel auf Erden und das Glück ſteigert ſich mit jedem kommenden Morgen, weil die Stille und ihr Friede jeden Tag tiefer rings um mich ſein wird. Ich leſe viel, und in dem Maße, wie meine Lectüre fortſchreitet, gewinne ich eine rationelle und unbezweifelbare Gewißheit von den ausſchließlichen Privilegien der heiligen römiſchen Kirche. Ich wollte, Du wüßteſt ein wenig nur von dem, was ich empfinde. Man wird Dir ſagen,

daß Du mit dem Eifer eines Neubekehrten bei mir rechnen müßteſt. Ach! Ein Tag des Eifers in der Liebe Gottes bringt Gnade genug, um aus einem Menſchen einen Heiligen zu machen. Acht Monate iſt ſchon etwas lang für einen Anfall von Eifer; und es iſt ſeltſam, daß dieſer Eifer wächst, anſtatt inmitten der Armuth, der Ungewißheit und der äußern Schwierigkeiten ſich zu mindern. . . . Meine Natur hat ſich nicht geändert. Wenn ich das überleſe, was Du mir ‚von den grünenden Feldern und der St. Katharinenkirche ſchreibſt, die ſich in dem leuchtend hellen Spiegel des Silberſees widerſpiegeln', ſo wäſſert mir darnach, ich geſtehe es, der Mund; der Gedanke an alles das, was einſt mein Fleiſch und Blut feſſelte, der Gedanke an die Orte, die ich abgöttiſch geliebt habe und von denen mich nun ein ſchrecklicher Abgrund trennt, macht mich ſchaudern, aber das rothe Kreuz, welches auf meinem groben Kleide ruht, hält das arme Herz in Schranken und läßt es mit ſtets größerem Liebeseifer nur für Jeſus allein ſchlagen, . . . für Jeſus allein, mein Vertrauter mit jedem Tage, mein Herr, mein Leben, mein Alles."

Trotz der Verleumdungen, die man gefliſſentlich über Faber und das Leben in Colmore-Terrace in Umlauf zu ſetzen nicht müde wurde, ſchritt das Werk blühend voran. Aus einem Briefe an den damals in Marypale weilenden Morris erſehen wir, welcher Art dieſe üble Nachrede war. Faber bittet den Freund, derſelben keinen Glauben beizumeſſen und ſich in ſeiner Liebe zu ihm nicht irre machen zu laſſen. Der Inhalt des umfangreichen Briefes (5. Auguſt 1846) iſt für uns beſonders wichtig, um des Rückblickes willen, den Faber gegen das Ende auf ſeine Vergangenheit wirft.

Was zunächſt die ſeltſamen Urtheile über Fabers eigenes Leben in Colmore-Terrace anlange, ſo lehnt er es ab, auf müßiges Geſchwätz einzugehen. In Bezug auf das Verweilen der Genoſſenſchaft in Birmingham ſchreibt er: „Es kommen faſt alle Tage fremde Prieſter zu uns, die uns rückhaltslos ihre

Fragen über unſere Pläne und unſere Regel vorlegen; es iſt ſehr ſchwer, hier geradezu unſere Lage darzulegen, ohne daß das Reſultat eines kurzen Beſuches die Befeſtigung der Idee jener eiferſüchtigen Zurückhaltung ſei, mit welcher die Katholiken älteren Datums auf die Convertiten ſehen und die ſie oft verabſcheuen. . . . Ich kann meine Thüre als ein junger Laie, der frei von allen Gelübden iſt, nicht ſchließen, ohne der Ueberſpanntheit oder auch des Wunſches geziehen zu werden, mich vor den alten Katholiken zu verbergen. Ich glaube nicht, daß irgend ein Anderer als Dr. Wiſeman und bis auf einen gewiſſen Grad Mr. Heneage weiß, was ich bis jetzt ſchon zu leiden gehabt habe, aber Du, Du kennſt mein heißes Verlangen, Alles zu verlaſſen und, anſtatt zu befehlen, mich unter einen gänzlichen Gehorſam zu ſtellen."

Hinſichtlich des Vorwurfs der Mariolatrie bemerkt Faber: „Du erinnerſt Dich, wie man ſich in dieſer Hinſicht in Zweideutigkeiten herumdreht und die Lehre Liguori's angreift, des Heiligen, deſſen Moraltheologie die Kirche empfiehlt und bei deſſen Canoniſation ſie ſeine Werke für frei von allem Tollkühnen, Aergernißvollen und den Irrthum Begünſtigenden erklärt hat. In der That, es wäre ſonderbar, daß ich zu Loretto geweſen, um mir die Andacht zu Unſerer Lieben Frau zu erflehen; und daß ich alsdann in zwei feierlichen Communionen Leben, Geſundheit, Kraft, Intelligenz, alle meine Sinne ihr geweiht, nur um als Sklave ihr zu dienen, nur um ihre Andacht auszubreiten; und daß ich das zum großen Theile gethan aus Furcht, die neuen Convertiten aus Mangel an dieſem großen Zeichen der Auserwählung fallen zu ſehen; und daß ich dann trotz alledem noch Anlaß zu der Auffaſſung gegeben hätte, daß ich einer von denen ſei, die in Bezug auf Maria niemals Feuer gefaßt." (Der Ausdruck rührt von einem Biſchofe her.)

Alsdann zu ſeiner eigenen augenblicklichen Lage im Hinblicke auf ſeine anglicaniſche Vergangenheit übergehend, fährt

Faber fort: „Möge Gott es mir verzeihen und mich demüthigen für alles das, was ich zu meiner eigenen Vertheidigung geſagt haben mag. Mir ſchwebte bei dem Schreiben wirklich der Gedanke vor, es handle ſich hier um etwas ſehr Wichtiges. Ich ſehe mich in einer ſchwierigen und gefahrvollen Lage; ich ſcheine hier nicht mit meinem eigenen Willen zu ſein, ſondern in Folge der Umſtände, unter denen ich convertirte. Der Biſchof hat mich an dieſe Stelle geſetzt; er hält mich wider meinen Willen an derſelben; wir thun nichts, wir rühren an nichts, ohne daß er es weiß und ohne daß er ſeine Zuſtimmung gibt; er ſchreibt mir, um mich darauf aufmerkſam zu machen, daß ‚ich ſelbſt von guten Leuten nicht verſtanden würde'; aber trotzdem ſolle ich mich tapfer halten und auf ſeine Liebe und ſein vollkommenes Vertrauen mich verlaſſen. Was endlich die Möglichkeit des Abfalles betrifft, ſo kann ich nur ſagen, lieber Freund, bete Du für mich. Ich glaube eher die Hartnäckigkeit als ein Schwanken meinerſeits befürchten zu ſollen. Schon ſeit der Zeit, von der Du ſprichſt, glaube ich niemals mich geändert zu haben. Als ich aus einem Evangelical ein Puſeyiſt wurde, bin ich nie ſo weit gegangen, als die Anderen, und Du wie die Anderen haben darüber oft geklagt, Du insbeſondere, daß ich ungehorſam gegen den Anglicanismus dächte. Viele haben Anſtoß daran genommen, daß ich Oxford verließ und meinen literariſchen Erfolgen nicht nachging: Du und Newman, ihr gehörtet zu dieſer Zahl und ihr behandeltet dieß als Unbeſtändigkeit. Hierauf kann ich nur mit voller Ruhe zurückblicken; ich glaube, daß ich damals alle nur möglichen Mittel ergriff, meinen Beruf zu erkennen, und ich glaube feierlich, daß mein Beruf die ſeelſorgliche Thätigkeit und nicht ein Stubenleben ſei. Noch heute denke ich ſo. Ich bin wahrſcheinlich zu zurückhaltend bei meinen Freunden; ich gebe nicht gerne die Gründe für mein Verhalten an, auch halte ich wenig darauf, mich zu rechtfertigen. So ſehr ich alſo gute Gründe hatte, Ambleſide zu verlaſſen, ſo habe ich doch darin meinen Entſchluß feſt durchſetzen kön-

nen, den Anſichten nicht zu entſprechen, die Du mir in dieſem Punkte gabſt.

„Im Jahre 1843 hat der Beſuch, den ich in Rom machte, eine vollſtändige Aenderung in mir hervorgerufen. Ich bin von dort zurückgekehrt getrennt von den Puſeyiſten der gewöhnlichen Art durch abweichende Anſichten, die in einer Hinſicht ebenſo groß waren, wie die, welche mich früher von Dir und den Anderen nach einer anderen Richtung trennten. Wir haben nie die gleiche Grundlage der religiöſen Ueberzeugung gehabt, ſo wenig wir Beide auch Katholiken waren. Für mich hatte die Umänderung wenig Bedeutung, mit Ausnahme, was ſelbſtverſtändlich iſt, hinſichtlich der Sacramente. Man ſollte es ſich nicht vorſtellen, aber im Grunde beſteht meine Umwandlung darin, daß meine italieniſchen Ideen, die bis zu meinem Weggehen von Elton durch einen Damm zurückgehalten wurden, ſeitdem frei, natürlich und gerade ihren Weg gehen. Zweimal habe ich zu Rom hingeneigt, und Newman hat mich jedesmal mit Gewalt zurückgehalten, aber ich wüßte nicht, daß ich je einen Schritt zurückgethan, noch einen einzigen Augenblick geſchwankt hätte. Nach Allem indeß, mag ich nun eine ſchwankende Natur haben oder nicht, bleibt es dabei, daß die Gnade Gottes es iſt, die uns vor tödtlichem Falle bewahrt: die Gewohnheit, von der die Anglicaner ſo gerne träumen, und die von meinen altgewurzelten Inſtincten des Evangelismus zurückgeſtoßen werden würde, hat dabei ſo gut wie gar nichts zu thun. Wenn Gott gegen mich erzürnt iſt, werde ich fallen. Was mich in einziger Weiſe in Staunen ſetzt, iſt die Thatſache, daß je mehr ich Römer bin, deſto mehr ſcheinen mir, wenn auch jetzt auf eine ſichere Weiſe und mit dem ausreichenden Gegengewichte, die alten evangeliſtiſchen Geſinnungen meiner Kindheit wiederzukommen... Suche Du alſo meine Vollkommenheit, lieber Freund, und ſei ohne Unruhe über das, was man ſagt.“ Wir finden in *dieſen* intereſſanten Darlegungen das *einfache Wort beſtätigt, welches* Faber gleich nach ſeiner Be-

kehrung an Dr. Grant ſchrieb: „Die Gnade Gottes u
Liebe zu Rom, die Sie in mein Herz gepflanzt, habe
jetzt zum Katholiken gemacht!“

Im Monat Juli wollten die Brüder ihr Werk aus
und beſonders eine Kapelle für einige volksthümliche
dienſte errichten: ſchon bereiteten ſie die Ausführung
Pläne vor, als ein Ereigniß eintrat, welches dieſelben g
umänderte. „Lord Shrewsbury,“ ſchrieb Faber an M.
Ruſſel am 23. Juni, „der ich weiß nicht welchen Ent
mus für mich und meinen Orden zeigt, hat mir die
kung eines an die Kirche zu Cheadle anſtoßenden
ſtückes anbieten laſſen, welches er mit 1330 Pfd. St. (
Mark) bezahlt hat, und dazu Cotton Hall als Land
meinen Orden. Newman iſt ſelbſt herbeigeeilt, um m
Nachricht zu bringen. Ich habe gezaudert; der Wille
iſt meine Regel.... Seltſam, Samstag iſt der letzt
der Novene zur glorreichen hl. Anna, und gerade dieſe
hat Lord Shrewsbury gewählt, um von Alton-Towers
Reſidenz) zu kommen und meine definitive Antwort zu
Das fürſtliche Anerbieten des edlen Lord wurde der
ſtand vieler Gebete und der aufmerkſamſten Erwägung.
Anſichten waren ſehr getheilt unter Bruder Wilfrids Fre
der Klerus in Birmingham, der nicht gerne ſolche Helf
lieren mochte, widerſetzte ſich dem Gedanken, daß die Ge
ſchaft die Stadt verlaſſen könne. Anderſeits war R
ſehr für die Aenderung, weil er es als einen großen V
für die Brüder erachtete, nicht mehr der Gefahr, durch
ſehr angeſtrengtes Leben zu frühe ſich zu Grunde zu
ausgeſetzt zu ſein. Auch Biſchof Dr. Walſh und Mr. H
ſtanden auf ſeiner Seite. In einem Briefe vom 2.
1846 an Watts-Ruſſel finden wir von Bruder Wilf
Gründe für und gegen den Plan auseinandergeſetzt, w
den Ausdruck unveränderten Gleichmuths, in der ganzen
nichts zu thun, als die Weiſung ſeiner Oberen abzu

„Lord Shrewsbury," ſchreibt Faber, „iſt Samstag der verfloſſenen Woche hier geweſen und am Sonntage mit Lady S. zurückgekommen. Ich habe es vorgezogen, ihn lieber in unſerem Hauſe als in einem Hotel zu ſprechen; aber ich fürchte ſo ſehr, nicht den ſüßen und friedevollen Willen Gottes zu thun, daß ich den Lord gebeten habe, mir Zeit zu bewilligen, und er iſt gütig genug geweſen, dieß zu thun. Die Einwohner von Birmingham widerſetzen ſich ſehr unſerer Abreiſe, und da der edle Lord ihre liebevolle Geſinnung gegen uns ſo ſtark fand, erklärte er, ſich mit einer Succurſale begnügen zu wollen und ſein Anerbieten nach Belieben zu theilen, und entweder Cotton ohne Cheadle oder Cheadle ohne Cotton nehmen zu können, wofern ich beides nicht nehmen wolle. So hat denn dieſes Anerbieten uns erkennen laſſen, daß wir hier geſchätzter ſind, als wir vermutheten; aber ich ſehe nicht, wie ſich eine Hilfspfarrei ſo ſchnell bilden läßt: die Idee, ſich von mir zu trennen, gefällt Niemanden; keiner fühlt ſich hinlänglich genug im Geiſte des Reglement und des Ordens gebildet. Alsdann kommt die Frage, ob ein Ortswechſel nicht irgend eine weſentliche Aenderung in den Einrichtungen und Beſonderheiten des Inſtituts nöthig machen wird. So halten ſich in der That das Für und das Gegen vollſtändig die Stange. Das Einzige, was ich als Oberer zu thun habe, iſt, ſo viel als möglich den Gleichmuth des hl. Ignatius zu bewahren, und das iſt, ſo hoffe ich, mir mit der Gnade gelungen. Die ganze Genoſſenſchaft drängt mich nach der Seite der Umänderung, und ich fühle, daß ich der Nothwendigkeit, jetzt Stellung zu nehmen, nachgebe. Um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, bin ich Donnerstag Abend nach Cheadle und Freitag Morgen nach Cotton gegangen und noch am ſelben Abend nach St. Wilfrid zurückgekehrt, aus Furcht, die grünen Bäume, die reine Luft und der Anblick der guten Bauern, die mich an die von Elton erinnern, könnten mir einen ſchlimmen Streich ſpielen.... Die Beweggründe zu Gunſten der Aenderung ſind eine größere

Trennung von der Welt, ein zurückgezogeneres Leben, wie es den Convertiten, die man mit eiferſüchtigen Augen betrachtet, recht wohl anſteht, eine beſſere Vorbereitung fern von den Augen des Publikums, die Gewinnung eines größeren Einfluſſes bei Gott durch die Heiligkeit, die Vermeidung eines Uebermaßes zu früher Arbeit, die unſeren Untergang herbeiführen könnte. Trotzdem werde ich mit Gottes Hülfe keinen Entſchluß aus mir ſelbſt faſſen. Die Hauptſache iſt und bleibt ſein Wille, deſſen Süßigkeit ganz in dem Maße der Treue in unſerer Anbetung und Liebe groß zu werden ſcheint. Wir haben Grund, oft in die Kühnheiten einer ekſtatiſchen Dankbarkeit bei der Betrachtung dieſes ſo heiligen, ſo ſtarken Willens zu verfallen, trotzdem man doch ſelbſt ſo niedrig und ſo gemein bleibt. Man erſtaunt, wenn man ſieht, daß Gott, anſtatt uns in den großen Bewegungen und Wendungen ſeiner Vorſehung untergehen zu laſſen, aus uns eines der kleinſten Werkzeuge dieſes anbetungswürdigen Willens macht. In der That, wenn uns die Wucht der Regierung niederdrückt, können wir einen Blick auf die goldſtrahlende Thüre des Tabernakels werfen, das unſeren Gefangenen aus freiwilliger Liebe einſchließt, und erfahren, daß auf die Muſik dieſes Willens zu lauſchen die höchſte Glückſeligkeit iſt. Kurz, die heißen und erſtickenden Alleen von Birmingham, die aufreibenden Anſtrengungen des Körpers und des Geiſtes im Dienſte der Nächſtenliebe ſind mit dieſer Muſik etwas Erhebenderes, als die feierlichen Wälder von Cotton und die Seufzer des Abendwindes in ihren Wipfeln. In dieſer Einſamkeit, ſcheint mir, ſind wir mehr mit Jeſus, aber die Frage iſt, zu wiſſen, ob man dorthin gezogen wird durch die Poeſie des eigenen Willens oder durch die Muſik des göttlichen Willens: dieſer Wille allein macht allen Berathungen ein Ende; von ihm allein hängt die Entſcheidung ab."

Am 1. September fand die feierliche Einweihung der von Lord Shrewsbury in Cheadle erbauten Kirche ſtatt. Bruder

Wilfrid und Bruder Anton nebſt einem anderen Mitglied der Genoſſenſchaft erhielten eine Einladung nach Alton Towers, um der von Biſchof Walſh vorzunehmenden Conſecration der Kirche beizuwohnen. Erſt bei dieſer Gelegenheit erklärte Bruder Wilfrid dem edlen Lord die Annahme ſeines Anerbietens mit dem Danke für das Haus und die Ländereien von Cotton Hall. Die Genoſſenſchaft zog Anfangs September hinüber und am 13. September, am Feſte des heiligen Namens Mariä, feierten ſie in ihrem neuen Hauſe den erſten Sonntag.

Die Lage von Cotton Hall war äußerſt günſtig in mancher Beziehung. Es lag oberhalb einer Waldfläche an dem Ausgange eines tiefen Thales; man ſah gegenüber einen Kranz von ſchottiſchen Fichten auf dem entgegengeſetzten Hügel, mit einer weiten Wieſenfläche im Vordergrunde, ſchöne Waldſtriche nach Weſten, einen geräumigen Garten vor dem Hauſe. Das war für die den engen Straßen und Zimmern Birmingham's, ſeinen blumenloſen Höfen und ſeiner rauchigen Atmoſphäre Entflohenen ein wahres Paradies.

Mit Eifer und Energie gingen die Brüder unverweilt an die Einrichtung ihrer neuen Heimath. Große Umänderungen wurden vorgenommen und Gärten, Alleen und Baumpflanzungen angelegt. Dieſe Arbeiten wurden vorzugsweiſe von den Laienbrüdern beſorgt, von denen einer in Elton Gärtner geweſen. Nachmittags wurden ſie verſtärkt durch die Chorbrüder, welche den Morgen den Studien gewidmet hatten. Als Kapelle diente zunächſt ein Zimmer des Wohnhauſes, aber dasſelbe erwies ſich als ſo unzureichend, daß man alsbald den Bau einer paſſenden Kirche beſchloß. Den Plan in gothiſchem Stile hatte Mr. Pugin entworfen und die nöthigen Fonds wurden durch drei der Brüder und durch Lord Shrewsbury, der 1000 Pfd. St. gab, beſchafft. Bruder Anton Hutchiſon, der das Meiſte beigetragen, hat, wie P. Bowden bemerkt, in ſeinen Noten über jene Zeit auch nicht eine Sylbe über die von ihm *geſpendeten Summen* niedergeſchrieben. Der urſprüng-

liche Plan war äußerſt einfach, aber in dem Maße, wie die Arbeiten fortſchritten, wurde er erweitert und bald erhoben ſich auch andere Gebäulichkeiten für den Gebrauch der Genoſſenſchaft. Die Brüder hatten damals den unſchätzbaren Vortheil eines bei ihnen wohnenden Prieſters; es war Mr. Kennedy, der bei der Aufnahme Fabers in der Kirche zu Northampton Biſchof Wareing aſſiſtirt hatte. Am 5. October, alſo kaum einen Monat nach ihrer Inſtallation in St. Wilfrid in Cotton, ſchrieb Faber an Watts Ruſſell: „Sie können ſich kaum einen Begriff von dem Wirrwarr, der Eile, der Arbeit, ich kann ſagen der Ubiquität (allörtliche Gegenwart) machen, die man ſeit den letztverfloſſenen Wochen von meiner armen Perſon verlangt. Von Alton Towers nach Cotton, von dem Hauſe nach dem Garten, von der neuen Kirche zur neuen Schule, von dem Steinbruche zum Walde, von den Maurern zu den Schreinern, von den Anſtreichern zu den Glaſern, von Lord Shrewsbury zu Bruder Chad: Bäume, Mauern, Fenſter, alles ſcheint zu rufen: Bruder Wilfrid, Bruder Wilfrid in allen Ecken. Und der unglückliche Bruder Wilfrid iſt überall, ausgenommen an der Stelle, wo er doch ſein ſollte, auf den Knieen vor dem heiligſten Sacramente.“

Ueber ſein ferneres perſönliches Leben bringt derſelbe Brief folgende Nachrichten: „Alles, was ich für den Augenblick ſchreiben kann, iſt: 1) daß ich nächſten Montag mit Bruder Anton und Bruder Auguſtin die niederen Weihen in Alton Towers erhalten ſoll; 2) daß der Biſchof hierfür den Tag des hl. Eduard feſtgeſetzt hat, aber nun, da Lord Shrewsbury an dieſem Tage abgehalten iſt, den St. Wilfridstag dazu genommen hat; 3) daß der Prälat am ſelben Tage, die Mitra auf dem Haupte, den Biſchofsſtab in der Hand, den Umgang um die neue St. Wilfridskirche halten, ſie ſegnen und die Litaneien unter den ſich erhebenden Mauern ſingen wird. Pugin erklärt mir, daß es ‚die einzig vollendete Kirche in England‘ ſein, und daß ſie ein Fenſter nach Oſten erhalten ſolle, für das er

ſich das Leben nehmen laſſen würde; 4) ich wünſche, Du mögeſt inſtändig darum bitten, daß Tadel und Verleumdung in überreichem Maße mein Antheil werde; ich glaube, daß das die Abſicht Gottes iſt und ich bete heiß darum; ich hoffe mit Hülfe der Gnade einen Theil aus dem Kelche unſeres innigſtgeliebten Erlöſers trinken zu können; 5) bete auch dafür, daß der katholiſche Klerus mehr kirchlichen Geiſt und weniger Aehnlichkeit mit den (anglicaniſchen) Predigern habe; daß Gott uns einen Prieſter nach ſeinem Herzen erwecke, Newman oder irgend einen anderen, der uns ein Seminar ſchafft, das nicht mehr iſt wie unſere Collegien, ein Gegenſtück zu Oxford! Ich bin zu der Einſicht gelangt, daß das uns gerade noth thut."

Alles ging ſo vor ſich, wie es Faber angekündigt. Am St. Wilfridstage (12. October) empfingen die Brüder Wilfrid, Anton und Auguſtin von Biſchof Walſh die Tonſur und die vier niederen Weihen und am gleichen Tage ſegnete der Biſchof den Grundſtein zur neuen Wilfridskirche ein. Vor Allerheiligen machten die Brüder zehn Tage lang die geiſtlichen Uebungen durch. Das beſtändige tiefe Schweigen und die langen Stunden der Betrachtung und die ununterbrochene Einſamkeit waren mehr, als Bruder Wilfrid bei allen den Anſtrengungen, die ihn bereits erſchöpft hatten, noch ertragen konnte. Am Ende der Exercitien befiel ihn ein heftiges, nervöſes Fieber, das ſich bis zur Todesgefahr ſteigerte. Obſchon er den Gebrauch aller ſeiner geiſtigen Fähigkeiten behielt, wurden dennoch die Symptome ſo beunruhigend, daß er noch am Abende vor Allerheiligen mit den Sterbſacramenten verſehen werden mußte. Er legte feierlich ſein Glaubensbekenntniß ab, richtete an ſeine Brüder Abſchiedsworte und empfing den letzten Segen und einen vollkommenen Ablaß, das Sterbekreuz in den Händen haltend, welches Bruder Anton vom Papſte zum Geſchenk erhalten. Es gefiel jedoch Gott, ſein Leben zu erhalten und ihm bald die Geſundheit wieder zu ſchenken.

Sobald es ſich ermöglichen ließ, begaben ſich die Brüder an's Werk, für das Seelenheil ihrer Umgebung zu arbeiten. Sie begannen damit, eine Schule für Knaben zu eröffnen und von Ende November an hatten ſie 46 Schüler. An Sonntagen erklärte Bruder Wilfrid in der Kapelle für die Schüler den Katechismus, wozu deren Eltern und Verwandte zugleich eingeladen wurden. Da kein Prieſter der Genoſſenſchaft angehörte, ſo blieben ihre Arbeiten indeß immer ſehr eingeſchränkt und erſt nach der Ordination Bruder Wilfrids zum Prieſter begannen die Converſionen ſich zu mehren.

Aber auch jetzt waren die Feinde der Genoſſenſchaft nicht ruhig; allerlei der ſeltſamſten Gerüchte wurden über die Brüder in Umlauf geſetzt. Welch' abgeſchmackter Art dieſelben waren, mögen folgende Zeilen aus einem Briefe Bruder Wilfrids an Watts Ruſſel zeigen. „Man erzählt ſich," ſchreibt er, „ich hätte einen meiner Mönche erdroſſelt; die Geſchichte wird überall verbreitet und findet Glauben. Frau R..... iſt nach St. Wilfrid gekommen, ‚um den Menſchen zu ſehen', und nachdem ſie ſchweigend einen Tigerblick auf mich geworfen, hat ſie Lord Shrewsbury und Lady Arundel erklärt, ich ſei fähig zu Allem, was ſie von mir gehört; ihre Ueberzeugung ſtehe jetzt feſt. — Ein Verwandter des Bruder Anton hat einen ſchottiſchen Arzt zur Inſpection und zur Berichterſtattung hierher geſchickt. Der erwähnte Verwandte ſagt in einem ſeiner Briefe, ich ſei ‚ein Schurke, ein Ehrgeiziger, ein infernaler Tyrann, und überall wo er in London hingekommen, ſei ich der Gegenſtand des Hohnes'. Gott ſei geprieſen! Dieſer Tadel iſt genau die Verwirklichung meiner Gebete. Ich habe nie ſo tief gefühlt, daß ich meinem ſüßen Heilande angehörte und daß ich ihn liebte. Sprechen Sie, ich bitte darum, niemals ein Wort zu meiner Vertheidigung; ich verharre hierüber im ſtrengſten Schweigen und würde nicht einmal daran denken, wenn meine guten Fratelli es ſich zu Herzen nähmen."

Im Laufe des Advents wurde Bruder Wilfrid von ſeinem

Biſchofe nach Oscott beſchieden und dort am 19. December zum Subdiakon geweiht: ein letztes bedeutungsvolles Ereigniß in dieſem für Faber ſo wichtigen Jahre 1846.

Einer der erſten, die, durch den Ruf ihres Oberen bewogen, ſich der Genoſſenſchaft der Brüder vom Willen Gottes anſchloſſen, war Frederick Fortescue Wells, der mit dem Beginn des Jahres 1847 als Novize unter dem Namen Bruder Alban eintrat. Seine Familie wohnte in der Nähe von Elton; dort hatte er Faber und durch ihn etwas vom Katholicismus kennen gelernt. Er hatte die in Elton erhaltenen Eindrücke in das Trinity-Colleg nach Cambridge, wo er ſtudirte, mitgenommen, und als er dort die Converſion Fabers erfuhr, alsbald Urlaub erbeten, um Faber in Birmingham aufzuſuchen. Seine letzten Schwankungen waren bald beſeitigt und Mr. Moore nahm ihn in die Kirche auf. Die Monate December (1845) und Januar (1846) verlebte er ſodann in London, wo er die Bekanntſchaft von Hutchiſon, Rowe und anderen Convertiten machte und vom Biſchof Griffiths die heilige Firmung empfing. Da er noch minderjährig war, übergaben ihn ſeine Eltern einem proteſtantiſchen Geiſtlichen zur ferneren Erziehung in der ſicheren Erwartung, ihn zum Anglicanismus zurückkehren zu ſehen. Sein Glaube beſtand indeß dieſe Probe, und man ſtellte ihm endlich die Uebung ſeiner Religion anheim. Im Laufe des Jahres 1846 erneuerte er ſeine Verbindungen mit Bruder Wilfrid und brachte von Zeit zu Zeit einige Tage in Colmore Terrace zu. Seinen Wunſch, ſich den Brüdern vom heiligen Willen anzuſchließen, konnte er erſt mit ſeiner Mündigkeit im folgenden Januar erfüllen. Am 1. September begleitete er den Bruder Wilfrid, von dem er ſich nur ſchwer trennen konnte, zur Kirchweihe nach Cheadle; auch nahm er thätigen Antheil an der Ueberführung der Genoſſenſchaft nach Cotton Hall. Als er nach Vollendung ſeines 21. Jahres ſich nun den Brüdern zur Aufnahme vorſtellte, begrüßten ſie einen alten *Freund als Wilfridianer*. Sein offener und gewinnender

Charakter machten ihn der Genoſſenſchaft bald lieb und werth, und es war ihm beſchieden, mit ſeinen Talenten und ſeiner Energie dem Werke der Brüder wichtige Dienſte zu leiſten.

Gegen Ende Januar wurde Bruder Wilfrid vom Biſchofe nach Derby berufen, um ſich auf den Empfang der heiligen Diakonatsweihe vorzubereiten. Am 20. März, dem Tage vor Paſſionsſonntag, empfing er dieſelbe; es war der Feſttag des hl. Cuthbert, des Patrons von Durham und des Univerſitäts-Collegs, in dem Faber früher gewirkt. Auf Charſamstag den 3. April, den Todestag ſeines Vaters, erhielt er den weiteren Auftrag, ſich auf den Empfang der heiligen Prieſterweihe vorzubereiten.

Er benützte die Gelegenheit ſeines kurzen Aufenthaltes in Derby, ſich mit dem dortigen Verleger Richardſon über die Veröffentlichung einer Reihe von Heiligenleben zu verſtändigen, die er ſeit einiger Zeit vorbereitet hatte. Die große, auf Jahre hinaus dauernde Controverſe, welche an dieſes Unternehmen anknüpfte, mag es erklären, warum wir auf dieſelbe näher eingehen. Wir glauben, daß dieſe Controverſe manchen Wink für die Entwicklung unſerer wenig fortgeſchrittenen deutſchen Hagiographie zu geben vermag. Faber hatte ſich die Mitarbeiterſchaft mehrerer ſeiner Freunde verſichert. Es galt die Bearbeitung der Leben der Diener Gottes, ſowohl der heilig als der ſelig geſprochenen, wie auch der durch die kirchliche Autorität für ehrwürdig erklärten und der unter den Katholiken im Geruche der Heiligkeit Verſtorbenen. Ueber den Zweck ſeiner Sammlung ſprach ſich Faber in einem Proſpectus aus. Die Heiligenleben ſollten:

1) „Den engliſchen Katholiken ein Leſebuch für die Familie, die Schule und das Refectorium der Ordensleute bieten und eine Auswahl der beſonders den Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprechenden Leben bringen. Die Sammlung ſoll das Intereſſe *mit* der Erbauung verbinden und dadurch mit der Hülfe Gottes *die unvermeidlichen* Wirkungen entkräften, welche die Nach-

barschaft der Häresie, die Einflüsse verweltlichender Principien und die plumpen Ideen über die Gnade auf den Geist und den Charakter der Gläubigen gewinnen können;

2) „ihren Landsleuten an einer Reihe von Beispielen die durch das System, die Lehre und die Disciplin, welche das heilige Concil von Trient ausgesprochen, erzeugten Früchte nachweisen, um dadurch denen, die wirklich sich hierüber belehren und mit dem Heile ihrer Seele beschäftigen wollen, ein Argument von überzeugenderer Wirksamkeit vorzuführen, als einfache Controversgründe es zu bieten vermögen;

3) „einem demüthigen Verlangen entsprechen, die Ehre und die Liebe zur seligen Königin der Heiligen zu verbreiten durch den Nachweis, wie sehr die Andacht, welche die Heiligen zu ihr hegten, mächtig dazu beigetragen hat, jene staunenswerthen Wunder heroischer Tugend zu bilden, mit denen das Wohlgefallen des heiligen Geistes die Kirche seit dem Schisma Luthers vielleicht mehr als in den früheren Jahrhunderten geziert hat. Die Sammlung sollte indeß nicht ausschließlich auf die modernen Heiligen beschränkt bleiben, weil auch die alten Heiligen den englischen Laien nicht allgemein bekannt seien und meist nur durch eine verzerrte lebloſe Analyse."

Es wurde festgesetzt, sechs Bände das Jahr hindurch zu veröffentlichen und sofort mit dem Leben des hl. Philipp Neri anzufangen. Diese Wahl deutet auf die große Verehrung hin, in der der heilige Stifter des Oratoriums in der Genossenschaft der Wilfridianer gehalten wurde, eine Verehrung, welche später dieselben in die Congregation der Oratorianer zu führen bestimmt war. Faber hatte die Bearbeitung dieses Lebens schon in Elton begonnen und dann zu St. Wilfrid mit Hülfe der Brüder Anton und Alban vervollständigt.

Während des kurzen Zwischenraumes zwischen der Rückkehr Fabers von Derby und der für seine Weihe festgesetzten Frist verwandte Bruder Wilfrid alle Zeit und alle Sorge auf seine *Vorbereitung zur Priesterweihe*. Unabhängig von

ſeinen theologiſchen Studien, bereitete er ſich durch unabläſſiges Beten und durch unausgeſetzt ſtrenge Bußübungen auf die Weihe und die Feier des anbetungswürdigen Opfers der heiligen Meſſe vor. „Wenn man bedenkt," ſchrieb er an Morris, der ſich gleichfalls auf den Empfang des Prieſterthums vorbereitete, „wie unwürdig man iſt, das Heilige der Heiligen darzubringen, ſo tritt uns dieſe Unwürdigkeit als eine ſo unendliche entgegen, daß ſelbſt der Unterſchied zwiſchen einem Heiligen und einem Sünder verſchwindet. Alles, was Sie von ſich ſelbſt bemerken, iſt nur eine um ſo furchtbarere Lehre für mich, den Sie während ſo vieler Jahre durch ernſte Mahnungen, gute Beiſpiele und Gebete hinter ſich her geſchleppt haben. Ich halte mich bei dem Gedanken, bald die heilige Meſſe zu feiern, nie auf, ohne mich zu Füßen der ſüßeſten Mutter hinzuwerfen; dort allein bleibe ich in Frieden, ohne mich weiter mit meiner Unwürdigkeit zu befaſſen; ſie wird mich, wenn ſie es nicht ſchon gethan hat, an den hl. Joſeph verweiſen."

Am Charſamſtage empfing Bruder Wilfrid dann von Biſchof Wiſeman in Oscott das heilige Weiheſacrament; er erhielt zugleich die Autoriſation, Beicht zu ſitzen und wurde für ſeine Perſon allein mit der Seelſorge für Cotton beauftragt. Als er noch am Nachmittage ſeines Weihetages nach ſeinem Kloſter zurückeilte, fand er in einiger Entfernung von demſelben das Volk verſammelt, das ihm trotz ſeiner unerwartet frühen Heimkehr entgegengekommen war: man ſpannte die Pferde vom Wagen und zog mit ihm im Triumphe in St. Wilfrid ein. Noch am ſelben Abend begann er ſeine Seelſorgsarbeit mit Beichthören und am folgenden Oſtermorgen las er ſeine erſte heilige Meſſe.

Am vierten Faſtenſonntage hatte er an das in der Kapelle verſammelte Volk folgende bedeutſamen Worte gerichtet: „Acht Jahre hindurch bin ich proteſtantiſcher Prediger geweſen und war mit der Leitung wichtiger Pfarreien beauftragt; aber endlich gefiel es Gott in ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, mir die

ſchrecklichen Irrthümer des Proteſtantismus und deſſen Widerſpruch mit der heiligen Schrift zu zeigen, mich in die wahre Kirche zu führen und mir ſo das unausſprechliche Glück zu gewähren, ein Katholik zu ſein. Dieſes Glück empfinde ich mit jedem kommenden Tag auf's Neue und immer mehr. Während dieſer acht Jahre habe ich mein Leben den Armen geweiht, habe unter ihren Kindern gelebt, bin beſtändig in ihren Hütten geweſen und habe an ihrem Todesbette geſtanden. Als Engländer von Geburt war mir nichts ſo theuer wie die Armen Englands, dieſe ſo elend vernachläſſigten, mißhandelten, verlaſſenen Armen Englands. Im Augenblicke, wo ich mich vorbereite, zum katholiſchen Prieſter geweiht zu werden, erwacht in mir mehr als je die Sehnſucht, alle meine Kraft und meine Geſundheit dieſem Werke zu weihen, meine armen Landsleute für das wahre Licht des Evangeliums zu gewinnen, ſie in den Nöthen ihres Leibes und ihres Geiſtes zu tröſten, für ſie Ruhe und Geſundheit zu opfern, und da ich die Prüfungen und Schwierigkeiten der Armen wohl erkenne, ihnen die Religion ſo leicht, ſo ſüß als möglich zu machen, mit anderen Worten, ihnen das Joch Jeſu Chriſti, ſo wie der Heiland ſelbſt es geſagt, zu einem leichten und erbauungsreichen Joche zu machen." Das wurde fortan das Programm ſeines prieſterlichen Wirkens. Gibt es namentlich für unſere Tage ein größeres, ein erhabeneres?

Seit dem Beginne des Jahres hatten die Brüder ſich mit ihrem Miſſionswerk in der Nachbarſchaft beſchäftigt; nun geſtattete die Ordination Bruder Wilfrids ihnen, ihre Arbeit beſſer zu organiſiren und fruchtbarer zu betreiben. Die Bevölkerung war ſehr zerſtreut, ſie aufzuſuchen ſehr erſchwert und das Arbeitsfeld hatte einen weiten Umfang, weil mit Ausnahme von Alton und Cheadle auf mehreren Meilen im Umkreiſe eine katholiſche Miſſion nicht war. Man theilte alſo die Pfarrei in Diſtricte und wies jedem der Brüder einen Diſtrict an, um *vorab einen großen Theil* des Tages dem Beſuche der einzelnen

Wohnungen zu widmen. Die Insassen wurden zum Gottesdienste und zum Besuche der Katechese über die wichtigsten Punkte der christlichen Heilslehre eingeladen.

Die Resultate dieses Wirkens zeigten sich bald. Die Besucher Bruder Wilfrids schieden stets mit günstigen Eindrücken von seiner gewinnenden Persönlichkeit und verfehlten nicht, den Eifer und die Energie ihrer katholischen Freunde mit der Gleichgültigkeit ihrer eigenen Prediger zu vergleichen. Während des Sommers predigte Bruder Wilfrid im großen Hofe neben dem Hause oder auch wohl unter den hochstämmigen Buchen des Gartens; denn für die herbeiströmende Menge erwies sich die Kapelle bald zu eng. „Wir sind hier," schrieb Bruder Wilfrid am Maria-Magdalenenfeste 1847, „in voller Arbeit. Gott hat die Anstrengungen der armen Missionäre reich gesegnet und ich glaube gegen 150 Convertiten seit Ostern in die Kirche aufgenommen zu haben. Bruder Anton wird zu Maria Himmelfahrt zum Priester geweiht; das wird eine unschätzbare Hülfe für uns sein. Zugleich wird Bruder Augustin das Diakonat und Bruder Alban die Tonsur und die vier niederen Weihen empfangen. Die Zeit, die Studien, die Arbeiten gehen Hand in Hand, die Genossenschaft scheint sich zu consolidiren und alle Dinge nehmen mehr Festigkeit an. Morgen wird das Dach der Kirche gedeckt werden; sie wird ein prächtiges Gebäude, ganz vollendet mit Thurm und Glockenbehälter; man hat uns fünf Fenster mit farbigen Gemälden geschenkt, die aber erst in zwei Jahren fertig sein werden."

Nach Ablauf einiger Monate blieb von den Protestanten der Umgegend nur noch eine Familie zu convertiren, und ihre Kirche, eine Enclave von Cotton Hall, war fast ganz verlassen, so daß Bruder Anton um jene Zeit schreiben konnte: „Wir haben Alles bekehrt bis zum Kirchenbüttel herab und dem Prediger bleiben nur noch sein Küster und zwei Trunkenbolde als Communicanten."

Eine so tiefgreifende Umgestaltung in den religiösen Ver-

hältniſſen der Gegend konnte nicht ohne heftige Oppoſition vor ſich gehen. Die Correſpondenz Bruder Wilfrids mit Mr. Watts Ruſſel enthält zahlreiche Nachrichten über die Kämpfe und Streitigkeiten mit den anglicaniſchen Predigern und beſonders den Methodiſten. P. Faber — ſo nannte man den Bruder Wilfrid ſeit dieſer Zeit — predigte an den Straßen in ſeinem Habit, das Kreuz in der Hand. In dem Berichte über eine Controverſe mit dem Methodiſtenprediger M. Moß, der P. Faber zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert, aber auf P. Fabers Einladung hin, bei derſelben nur den griechiſchen Text der Bibel zu benutzen, ſich aus dem Staube gemacht hatte, vergleicht P. Faber den Proteſtantismus bei ſeinen Angriffen mit einem großem Kinde, das ſich an dem mächtigen Pfeiler einer Kirche geſtoßen und ſich nun an demſelben auf Koſten ſeiner armen geſchundenen Fäuſte rächen will, und dabei nicht aufhört zu heulen und zu jammern, weil der alte Bau ſeinen Schlägen Widerſtand leiſtet.

Bei ſeinem Wirken fand Bruder Wilfrid auch in katholiſchen Kreiſen Widerſtand, und dieß beſonders in einem Unternehmen, das ihm damals am meiſten am Herzen lag. Die engliſchen Leſer waren damals noch ſo wenig mit den Offenbarungen des übernatürlichen Lebens vertraut, deſſen Reichthum beſonders in den Heiligenleben ſo überwältigend hervortritt, daß man von verſchiedenen Seiten an der Publication des „Lebens des hl. Philipp Neri“ Anſtoß nahm. Die Correſpondenz mit Watts Ruſſel enthält über dieſe Oppoſition eine Reihe von äußerſt lehrreichen Bemerkungen. „Ich muß Ihnen mittheilen,“ ſchrieb P. Faber am 23. September 1847, „daß wie alle meine Werke, ſo auch die Heiligenleben einem heftigen Sturm ausgeſetzt ſind. Das iſt mir ein Beweis, daß die Serie ſchon die Frucht bringt, die wir erwartet haben. Die Oppoſition kommt, es iſt wahr, von einer ganz unerwarteten Seite, allein ich ſehe darin nur einen Troſt und ein Zeichen der göttlichen Billigung. Haben wir nur erſt acht bis zehn

Bände in's Publikum geſchleudert, ſo werden wir ſtark genug ſein, den Stoß zu ertragen. Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn nicht ſchon der dritte Band mit dem Leben der hl. Roſa von Lima, der ſeligen Columba von Rieti und der hl. Juliana von Falconieri den Sturm noch ſtärker entfeſſelte. Ich habe die Predigt für die Eröffnung der neuen Kirche zu Rugby ausgeſchlagen, in der Abſicht, vergeſſen und ruhig zu bleiben, aber man ſoll daran nicht denken. Ich werde Sonntag nach Wolverhampton gehen, um dort ein Denkmal zu Gunſten der Erziehung zu errichten, und die vier folgenden Sonntage mit den Montagen will ich eine Miſſion in den ‚Töpfereien' halten, ſelbſt auf die Gefahr hin, geſteinigt zu werden. Durch die von Gott unſerer Unwürdigkeit gewährte Gnade ſind wir Wilfridianer, wie Sie ſehen, in einen doppelten Kreuzzug geworfen; der eine geht gegen die Unwiſſenheit und das thieriſche Sündenleben der Armen, der Verirrten Jeſu Chriſti, der andere gegen die mezzo-protestante fredezza (halbproteſtantiſche Kälte) mittelſt der Heiligenleben."

Unterm 11. December ſchrieb er in derſelben Angelegenheit die folgenden Worte, die nur zu deutlich den tiefen Seelenſchmerz über die katholiſche Oppoſition verrathen: „Man verfolgt mich noch immer wegen meinen Heiligenleben und ich habe mich angeboten, die Arbeit abzubrechen. Aber ich hoffe, die ſeligen Heiligen werden nicht zugeben, daß die Dinge bis dahin kommen; ich vertraue, daß Dr. Wiſeman feſt bleiben wird. Ich habe nun 40 Schriftſteller, die mitarbeiten und von denen 19 Geiſtliche ſind, die mehr oder weniger Ruf haben. Der Verkauf der Bände geht gut; in Amerika über alles Erwarten. 4000 ‚Leben des hl. Philipp' ſind ſchon verkauft worden, und ſeine ‚Maximen', die ich ſeit wenigen Tagen veröffentlicht, werden, wie ich glaube, viel Gutes thun. Von jedem der vier weiteren ſchon veröffentlichten Bände werden bis Weihnachten 1000 Exemplare verkauft ſein. Das iſt ein ſchöner Anfang *für die* katholiſche Literatur in England. Alles das wirkt auf

mich ſtets wie ſiedendes Waſſer; dazu füge noch die Abneigung, die Eiferſucht, die Verfolgung, die Erſchöpfung; anſtatt einzig und allein an Gott denken zu können, habe ich mit meinem Crucifix den lieben langen Tag um die Charitas zu kämpfen. Und vergeſſen Sie nicht, daß dieſe Leute in mir einen Wilden ſehen, einen exaltirten und gefährlichen Menſchen, der des Zügels und der Candare bedarf; ſie glauben, Gott einen Dienſt zu leiſten, wenn ſie mich züchtigen, und vielleicht haben ſie Recht. Alles das wäre wohl im Stande, aus mir einen Heiligen zu machen, und doch werde ich es nicht. ‚Wehe mir, weil meine Pilgerſchaft verlängert wurde!‘ Anderſeits kann ich wenigſtens in voller Freiheit ſterben; meine Genoſſenſchaft bedarf meiner nicht mehr, ich bin überhaupt Niemanden mehr nothwendig und ich habe faſt mit freudigem Bewußtſein daran gedacht, daß das ein Wink Gottes ſei, der mich bald zu ſich rufen will. Worauf ich mich bis dahin ernſt vorbereiten muß, iſt die tägliche Prüfung, Prüfung des Gehorſams, der Unterwürfigkeit, der abtödtenden Veränderungen. Beten Sie für mich, daß ich doch alle dieſe verſchiedenen Gnaden erlange, damit ich mich jeden Tag etwas mehr von der Erde loslöſe und von den Dingen dieſer Erde. Meine Genoſſenſchaft war für mich ein attaccamento (ein Gegenſtand zu großer Liebe). Gott will ohne Zweifel mir Gutes erweiſen, indem er mich von ihr trennt.“

Daß P. Faber große Veränderungen bevorſtanden, darin täuſchte ihn ſeine Ahnung nicht; auch darin nicht, daß dieſelben ſein Verhältniß zur Genoſſenſchaft betrafen; auch darin nicht, daß Gott ihm durch weitere ſchmerzliche Prüfungen Gutes erweiſen, d. h. ihn einer höheren Vervollkommnung entgegenführen wollte. Das eigentliche Ziel dieſer Prüfungen war ihm indeſſen noch verborgen. Es handelte ſich — das ſollte ihm nur nach und nach klar werden — um ſeinen Uebertritt zum Oratorium des hl. Philipp Neri, um deſſen Einführung in London, deſſen Verherrlichung unter den engliſchen Katholiken, um die Krone und Vollendung ſeines Lebens und Wirkens.

Berichten wir genau über dieſe höchſt wichtigen Vorgänge innerer und äußerer Art; glücklicherweiſe liegen über dieſelben höchſt intereſſante Mittheilungen vor.

Die Genoſſenſchaft der Brüder vom Willen Gottes beſtand nachgerade lange genug, um an die Ablegung der Gelübde zu denken. Bruder Wilfrid ſchlug demgemäß vor, er und Bruder Anton, die einzigen Prieſter der Genoſſenſchaft, ſollten während des Adventes nach London gehen und dort ihre Gelübde in die Hände Biſchof Wiſemans ausſprechen, der inzwiſchen Verwalter des Londoner Diſtriktes geworden war. Die Antwort des Prälaten war noch nicht angekommen, als die Nachricht von der Rückkehr P. Newmans aus Rom mit dem Titel eines Superiors des Oratoriums ſich in England verbreitete und die Idee, in dieſe Congregation einzutreten, ſich von Neuem und mächtiger als je bei Bruder Wilfrid einſtellte. Alle Einzelheiten dieſes Vorganges und was ſich weiter daran anſchloß, ſchildert Faber in einem Briefe an Watts Ruſſell vom 11. December in ſeiner dem Ueberſetzer ganz unnachahmlich lebendigen Darſtellungsweiſe. Am St. Andreastage war Faber morgens früh in der Betrachtung, als plötzlich bei dem Gebete um die Gabe der Klugheit und des Rathes ſeine Betrachtung eine andere Richtung einſchlug. „Ich verſpürte," ſchreibt Faber, „einen inneren Beruf für das Oratorium des hl. Philipp Neri, und im ſelben Augenblicke waren alles Leid, alle Aengſten meiner Seele, die ſeit Wochen auf mir laſteten, beruhigt. Ich warf mich augenblicklich auf die Kniee nieder und verſuchte dieſen Ruf aus allen Kräften zu bekämpfen. Ich flehte zum hl. Joſeph, unſerem beſonderen Patron und Oberen, aber er ſchien zu antworten, daß hier nur der Wille Gottes im Auge zu behalten ſei, daß wir ihm zu folgen hätten und Aehnliches. Alsdann nahm ich die Reliquie des hl. Philipp; ich flehte zu dieſem Heiligen in der Fülle ſeines ſeligen Gottſchauens, frei von jeder Schwäche der Eigenliebe für ſein Inſtitut, aber er ſchien mir zu antworten, daß bis zu dieſer Stunde er es ge-

weſen, der Alles gethan, und daß er es ſei, der jetzt die Vollendung vorbereite; daß ich zu Elton angefangen, ſein Leben zu überſetzen; daß er ſeit dieſer Zeit mein Vorbild geweſen; daß meine Kloſterordnung nur der Ausdruck ſeines auf England angepaßten Geiſtes ſei; daß jetzt der Stellvertreter Gottes die Regel des Oratoriums für England genehmigt; daß er (der hl. Philipp) nach und nach die Stelle des hl. Wilfrid in unſeren Andachtsübungen eingenommen ꝛc. Ich verſuchte ſodann auf ein gewiſſes Widerſtreben mich zu ſtützen, das ich immer gefühlt; aber ich fand jetzt, daß dasſelbe verſchwunden ſei . . . Es war für mich eine Erneuung der Vorgänge zu Elton: der Wille Gottes trieb mich aus meiner neuen Wohnung und zerbrach nochmals alle Bande. Ich befand mich ſomit, faſt ohne daran zu denken, im Zuſtande eines friedlichen Bruches mit der Vergangenheit, und ich überließ es Gott, mich nach ſeinem Wohlgefallen zu berauben. Verſuchen Sie, lieber Freund, davon zu begreifen, was Sie können; alles das iſt auf eine Art in mir vorgegangen, für die einen Ausdruck zu finden mir unmöglich iſt. Wie war doch bei meinem Austritte aus dem Hauſe Alles ſo verändert! Alles hatte aufgehört, mein zu ſein. Der Glockenthurm über unſerer prächtigen Kirche, die jungen Baumpflanzungen, Alles ſchien mir wie begraben, aufgegangen in der einzigen Wirklichkeit, im Willen Gottes. Nun hatte ich dem ſehr lebhaften Widerſtande unſerer Chorbrüder entgegenzutreten; denn da die Zeit der Ablegung der Gelübde nahe bevorſtand, ſo galt es, keine Zeit zu verlieren. Noch am ſelben Tage (Mittwochs) ging ich mit P. Hutchiſon aus und erzählte ihm eingehend Alles; er rief ohne alles Bedenken: ‚Das kommt von Gott; ich werde mit Ihnen gehen!‘ Sein Widerſtreben war vollkommen verſchwunden. Dasſelbe war, wie ſich alsbald herausſtellte, bei den Brüdern Auguſtin und Alban der Fall; es war wunderbar. Ich ſchlug vor, Exercitien bei den Jeſuiten zu machen, in der Abſicht, zu prüfen, ob alles das wirklich von Gott komme. Am folgenden Morgen langte ein Schreiben

von Dr. Wiſeman an, der uns (Hutchiſon und mich) auf den Tag der Unbefleckten Empfängniß nach London berief, um dort unſere Gelübde abzulegen. Nach Empfang dieſes Briefes hielten wir es für beſſer, ohne die Erlaubniß Dr. Wiſemans, der immer unſer Lenker geweſen, nicht nach Stonyhorſt (Colleg der Jeſuiten) zu gehen, und wir Beide reisten alsbald nach London ab. Seltſam! Der erſte Oratorianer, den England geſehen, der P. Stanton, war gerade im Oratorianerkleide vor uns in London angekommen und befand ſich bei dem Prälaten der Golden-Square (Wohnung Dr. Wiſemans). Ich blieb mit dem Biſchofe Donnerſtag bis gegen Mitternacht zuſammen; er billigte feierlich das Ganze als von Gott kommend und als einen Erweis ſeines anbetungswürdigen Willens. Am folgenden Morgen, am Tage des hl. Franz Xaver, laſen wir Beide in dieſer Abſicht die Meſſe und nach derſelben ſprach ſich der Biſchof definitiv in bejahendem Sinne aus. Daß ich nach ſolchen Vorgängen krank wurde, wird Sie nicht Wunder nehmen; da ich die Londoner Luft nicht mehr athmen konnte, ſo bat ich den Biſchof, mich nach Tring fahren zu laſſen, um dort zu ſchlafen. P. Hutchiſon, bleich wie ein Todter und ebenfalls ſehr krank, reiste Freitag mit mir ab, aber ſchon in Euſton-Square waren wir gezwungen, uns zu Bette zu legen; Abends reisten wir in einem Zuge durch nach Derby und kamen noch zeitig genug zu Hauſe an, um die Abendbeichten zu hören. Die Laienbrüder und Katecheten, ſowohl die von Elton als die übrigen, folgen mir, wie auch M. N. Darnell von New-College, ſiebenzehn Perſonen im Ganzen. Für den Augenblick iſt noch Alles tiefes Geheimniß; denn wir wiſſen nicht, ob Newman uns annehmen will. Sie wiſſen, daß er einmal ſchon in Maryvale mich zurückgewieſen. Der Biſchof ſagt, Dank den Vollmachten des Papſtes könne St. Wilfrid erhalten und ein Oratorianerhaus werden; auch hat er uns die Verſicherung gegeben, unſere ſo trefflich im Fortgange befindliche Miſſion ſolle fortgeſetzt werden."

P. Newman ſelbſt kam am Vorabende des Weihnachtsfeſtes in England als Oratorianer-Oberer an und im Laufe des Januar 1848 gingen Bruder Wilfrid und Bruder Alban zu ihm nach Marydale. Die Väter des Oratoriums nahmen den Wilfridianer in ihre Congregation auf. Alle Vorbereitungen wurden nun getroffen, und trotz aller Opfer, die die dieſer Schritt für P. Faber nach ſich zog, der nun die glücklich errungene Heimath nochmals verlaſſen und die Stelle eines Oberen mit der eines Novizen vertauſchen ſollte, fühlte er ſich glücklich und zufrieden, trotz aller Befürchtungen für ſeine Geſundheit. Am 11. Februar 1848, am Vorabende ſeines Weggangeſ von St. Wilfrid, konnte er dennoch nicht umhin, wie in einem Anfluge von Entmuthigung an Morris zu ſchreiben: „St. Wilfrid verlaſſen heißt mich mit den Wurzeln aus der Erde graben, auf der ich ſtehe, und die Zukunft thut ſich vor mir auf wie eine ungeheure Lawine gleich der des Todes.“ „Vier von unſeren Laienbrüdern,“ ſchrieb Faber am ſelben Tage an Watts Ruſſell, „ſind bereits nach Marydale abgegangen. Montag, am Tage des hl. Valentin, am ſelben Tage, wo ich vor zwei Jahren die Reliquien des hl. Thomas von Canterbury zu Sens verehrte, und wo ich den Plan zur Regel der Wilfridianer entwarf, werden wir feierlich unter die Oratorianer aufgenommen. Mein Muth läßt ein wenig nach; ich bleibe hier noch einige Wochen, aber alsdann trete ich als Novize in der vollen Strenge des Wortes in Marydale ein und es iſt mir, als würde ich nie mehr nach St. Wilfrid zurückkehren. So geht Alles dahin; Haus, Kirche, Heerde, meine Eltoner Kinder und alles Uebrige. Die Bevölkerung iſt in Aufregung; man ſendet Adreſſen an den Pater Superior; die Shrewsbury ſind unwillig; die benachbarten Prieſter ſchreiben Briefe auf Briefe; die Laienbrüder ſind niedergeſchlagen. Was den Bruder Wilfrid ſelbſt anlangt, ſo denkt er glücklich zu ſein. Gewiß habe ich leidender Mann bisweilen Anfälle von *Entmuthigung*. *Ich kann* meine Bibliothek nicht nach

Marypale mitbringen; ich werde alſo von ihr getrennt ſein; auch wird Marypale nicht eine feſte Wohnung für mich bleiben. Aus dem erſten Schiffbruche habe ich meine Bücher und meine Eltoner Kinder gerettet, jetzt verliere ich beide. Dank dafür Gott und dem hl. Philipp! Sicherlich iſt meine Verbindung mit dem Oratorium für mich nur eine Einigung des Blutes und der Beſchneidung, wie die der Gattin des Moſes; aber ich hoffe, dieſelbe ſoll mir einen neuen Bund mit der Gnade erringen. Die Oratorianer ſind gegen uns von ausnehmender Güte, und ſie thun Alles, was von ihnen abhängt, damit wir uns bei ihnen heimiſch fühlen. Ich hoffe, daß wir ſie durch unſer Verhalten nicht täuſchen und unſere Stellung als Novizen nicht vergeſſen. Aber das wird ſchwer ſein, und es iſt nöthig, daß Sie mich mit Ihren Gebeten unterſtützen. Der Pater Superior ſcheint zu denken, mein Lebenselement ſei in den großen Städten; es iſt für mich eine große Genugthuung, nichts mehr aus mir ſelbſt zu entſcheiden und fortan nur im ſtrengen Gehorſam arbeiten zu ſollen. Mein neuer Name als Pater Wilfrid beginnt mir ganz natürlich zu werden; und iſt der Schmerz der Abreiſe einmal verwunden, dann hoffe ich ganz heiter zu ſein. Aber Sie wiſſen, wie ſehr ich mit meinem Leben an den Stätten meiner Liebe wurzle. St. Wilfrid umſchließt für mich achtzehn Monate von ununterbrochenen Kämpfen, voll von tiefſtem Intereſſe und reich an Schwierigkeiten aller Art. An ſeine außerordentliche Schönheit mag ich nicht denken. Die Bäume, die ich gepflanzt, die Alleen, die ich angezogen, die Bächlein, die ich abgelenkt, an Allem und Jedem hängt hier mein Herz ſo ſehr, daß ich davon ganz beſchämt ſein würde, wenn ich nicht wegen meinen zweihundert Convertiten mich erniedrigen müßte. Alles endlich, was ich nur ſagen kann, iſt, daß ich ſehr glücklich ſein werde, wenn ich nur zu dieſer Verpflanzung ein wenig mehr Gleichmuth und distaccamento (Loslöſung von Allem) mitbringe. Gott ſchenkt nicht immer dem Menſchen ein zweites Mal Gelegenheit zu

einem vollſtändigen Opfer; ohne Zweifel iſt es unſere vielgeliebte Mutter, die mir dieſe Gnade erlangt hat; doch unſeres Geplauders iſt genug, vielleicht ſchon zu viel.

„Donnerſtag, 17. Februar. — P. Superior hat uns ſoeben verlaſſen; nun ſind wir Alle im Kleide des hl. Philipp, und unſere zurückgeſchlagenen Halskragen machen uns jenen braven Knaben ähnlich, denen man geſtattet, nach Tiſch in's Zimmer zu kommen. Bei unſerer feierlichen Aufnahme am Montag Morgen hat P. Superior eine prächtige Anrede gehalten mit vielen jener wunderherrlichen Pauſen, die Sie kennen. Er hat gezeigt, wie wir Alle hier von verſchiedenen Punkten zuſammengeführt worden ſeien und wie auf den Einen wie den Andern der hl. Philipp die Hand gelegt zu haben ſchiene, um uns als ſein Eigenthum gegen und mit unſerem Willen in Beſchlag zu nehmen. Seit meiner Zulaſſung ſcheint mein Herz an nichts Anderem mehr als am Gehorſam zu hangen. Ich könnte vor Luſt den ganzen Tag ſingen und tanzen und weiß in meinem Glücke gar nicht, was ich aus meiner Perſon machen könnte.“

VI.

Das Oratorium in England; ſeine Anfänge (1848—1854). P. Faber als Novize, dann als Novizenmeiſter. Die Controverſe über die „Heiligenleben“; ihr Verlauf und Ende. Die Gründung der Oratorien in Birmingham und London. P. Faber Oberer im Oratorium der King Williamſtreet. Religiöſe Zuſtände in London. Arbeiten der Oratorianer; ihre Reſultate. Verfolgungen. Die erſten Londoner Armenſchulen. Reiſe nach dem Mittelmeere. St. Mary in Sydenham. Neue Arbeiten P. Fabers. „Alles für Jeſus!“ Vorurtheile und Angriffe gegen ſeine Theologie.

Die ſechs erſten Monate ſeines Lebens als Oratorianer hatten für P. Faber wenig Bemerkenswerthes. Am 21. Februar 1848 war er zum Antritte des Noviziates nach Marypale beſchieden worden; P. Newman ſelbſt diente ihm als Novizenmeiſter und machte ihn mit den Uebungen der Congregation

vertraut. Wider alles Erwarten wurde er nach Verlauf weniger Tage nach St. Wilfrid zurückgeschickt. Ostermittwoch (25. April) wurde die dortige Kirche feierlich eröffnet und fast die gesammte Genossenschaft von Marrydale wohnte der Feier bei. Der Eifer P. Fabers bei der Vorbereitung zu derselben, die Arbeiten der Fastenzeit, während welcher er in mehreren Kapellen Londons zuerst predigte, und die Arbeiten und Uebungen der heiligen Woche endigten für ihn an einem heftigen Anfalle von Rheuma. Kaum hergestellt, mußte P. Faber den Bruder Stanislaus pflegen, einen der ältesten Brüder von St. Wilfrid. Derselbe starb am 21. Mai, und P. Faber ging nach Marrydale, um dort dem Feste des hl. Philipp beizuwohnen. Er war indessen noch so leidend, daß man ihn alsbald zur Erholung für drei Wochen an die Küste der Grafschaft York schickte, und hier dichtete er während seines Aufenthaltes in Scarborough an einem Abende auf die Bitten P. Hutchisons die beiden heute noch in den englischen Kirchen so gerne gesungenen Lieder auf „die Mutter der Barmherzigkeit" und „das heilige Sacrament". Zu Anfang des Juli wohnte er in Begleitung des P. Dalgairns der Eröffnung der Kathedrale zum hl. Georg in Southwark bei, dem anderen Theile von London auf dem südlichen Themseufer. An einem der Abende der Octav predigte er daselbst.

Von dem im Institut des Oratoriums vorgeschriebenen Noviziate von drei Jahren sah man für P. Faber ab, und am Tage des Festes der hl. Magdalena (22. Juli 1848) wurde er von dem übrigen Theile des Noviziates entbunden und sofort zum wichtigen Amte eines Novizenmeisters ernannt.

Um jene Zeit wurde dem Oratorium der Antrag, in London ein Haus zu errichten. Man bot zu diesem Zwecke ein Grundstück in Bayswater an, nebst einer zum Baue einer Kirche bestimmten Summe: der Antrag wurde nach einigen Berathungen verworfen, und trotz den wiederholt erneuten Anerbietungen konnte man sich nicht entschließen, das Terrain

anzunehmen, wo heute die Kirche der hhl. Helena und Eliſabeth ſteht, die ſpäter den Oblaten vom hl. Karl übergeben und Unſerer Lieben Frau von den Engeln gewidmet wurde.

Ueber das neue Leben im Oratorium ſchrieb P. Faber am 13. Auguſt: „Das Oratorium blüht in höchſter Weiſe; wir haben unſere Prüfungen und unſere Kreuze, aber deſto beſſer. Mein Noviziat iſt durch beſondere Dispens abgekürzt und ich bin jetzt Novizenmeiſter. Dieſes Amt iſt ganz nach meinem Geſchmacke, obſchon ich meine Unfähigkeit, dasſelbe auszufüllen, wohl fühle. Wir ſind jetzt zehn Prieſter in der Congregation; vier weitere ſollen demnächſt geweiht werden; wir bilden, Sie ſehen, ſchon ein ſehr anſehnliches Collegium. Durch die Stürme und Angriffe werden wir auf den Weg, den wir zu machen haben, hingewieſen, je früher deſto beſſer, vorausgeſetzt, daß Gott uns die Gnade gibt, an innerer Gnade zu wachſen in dem Maße, als die Noth von Außen drängt. Ich glaube, wir haben ein großes Werk unter den Händen. Natürlich gehört meine Zeit ganz der Unterweiſung meiner lieben Novizen im inneren Leben. Ich bin jetzt an einer Stelle, wo ich zu ſein wünſchte, vollkommen verborgen, einem verborgenen Werke lebend, einem Werke, das ich mehr als alles Andere liebe; ich vermag kaum, allem zu genügen; nichtsdeſtoweniger möchte ich doch keine der Prüfungen und Kreuze miſſen, welche mir aus ihm erwächst: alles das wirft uns ja auf Gott und auf Gott allein. Wir engliſche Katholiken ſtreiten uns um die kleinlichen Fragen nach den Lettnern und ähnlichen Leckereien, während das arme häretiſche England zu unſeren Füßen liegt, wie der arme Lazarus zu den Füßen des reichen Praſſers. Hier nehmen wir gar keinen Antheil an derartigen Nichtigkeiten.“

Das Eintreten neuer Poſtulanten machte ſchnell das Bedürfniß eines geräumigeren Hauſes nöthig, und man beſchloß daher, das Inſtitut von Maryvale nach St. Wilfrid zu verlegen, was im October ausgeführt wurde. Die Genoſſenſchaft

wurde bald der geräumigeren Wohnungen und der freieren frischen Luft von St. Wilfrid froh. Maryvale mit seiner drückenden Atmosphäre war ein wahres Labyrinth von Gebäulichkeiten, deren Plan schwer zu verstehen war. Mit seinen winkeligen Gängen und seinen versteckten Treppen an den entlegensten Punkten, mit seiner abgelegenen, gar keine Aussicht bietenden Lage war es der gerade Gegensatz zu St. Wilfrid, dessen rother Stein mit der herbstlichen Farbe des Waldes schön harmonirte. Ein Muttergottesbild unter einem Baldachin auf der Wiese vor dem Hause, nach dem Thale ausschauend, schien dasselbe besonders zu segnen. Das alte, im gothischen Stile vergrößerte Haus von Cotton Hall, ein kleiner Kreuzgang zur Verbindung des Hauses mit der Kirche, das mit seiner schlanken Thurmspitze vorspringende Westportal, welches mit dem Hause einen rechten Winkel bildete, die Kreuzwegstationen im Garten, alles das bildete ein Ganzes von so ausgeprägt katholischem Charakter, wie man zu jener Zeit noch sehr Weniges in England fand.

Die damals mehr als vierzig Mitglieder zählende Genossenschaft lag den pflichtmäßigen Uebungen mit einer exemplarischen Regelmäßigkeit ob. Den Ceremonien der Kirche trug man die peinlichste Sorgfalt entgegen, und das Volk zeigte durch den Eifer und die Ausdauer, mit der es bei denselben erschien, daß es die geistlichen Vortheile recht zu würdigen verstand, an denen man es theilnehmen ließ. Das heiligste Sacrament wurde bisweilen in Procession zu den Kranken getragen, und wie in katholischen Ländern begleitete man betend die Leiche vom Hause bis zur Kirche.

Um diese Zeit, die erste seit langen Jahren, wo eine tiefe Ruhe Faber umgab, brach die Controverse über die Heiligenleben P. Fabers auf's Neue und heftiger als je aus. Das Ende war, daß die Publication auf einige Zeit suspendirt wurde. Gleich Anfangs waren die Heiligenleben auf eine Opposition gestoßen, welche ihre Veröffentlichung als

höchſt unzeitgemäß betrachtete, als für die Lage der engliſchen Katholiken wenig paſſend und nur dazu angethan bezeichnete, die Proteſtanten zurückzuſtoßen und mit Widerwillen gegen die Kirche und das Uebernatürliche zu erfüllen. Faber ſchrieb um dieſe Zeit die Vorrede zu der engliſchen Ueberſetzung der Schrift Papſt Benedicts IV. „über die heroiſchen Tugenden", welche der oratorianiſchen Serie der Heiligenleben einverleibt wurde, und füglich als eine in ſich abgeſchloſſene Lehre über die Hagiologie zu deren Einleitung dienen konnte. Dort bemerkt P. Faber, Viele ſeien der Anſicht, es hieße von den Regeln der chriſtlichen Klugheit ſich entfernen, wenn man den Blicken der Häretiker das innere Geiſtes- und Gnadenleben der Diener Gottes bloßſtelle und auf total unfruchtbarer, für alles Uebernatürliche ungläubiger Erde die Werke der Gnade auseinanderſetze, die nothwendig ganz und gar außerhalb der bloß materiellen Erfahrungen einer ſkeptiſchen und indifferenten Generation liege.

In der Vorrede des im September 1847 veröffentlichten Bandes mit den Leben der hl. Roſa von Lima und Juliana Falconieri wie der ſel. Columba von Rieti, hatte der Herausgeber dieſem Einwande ſchon zum Voraus die Antwort entgegengeſtellt. „Die engliſchen Leſer," ſagte er dort, „die nicht an die Lectüre der Heiligenleben und beſonders an das authentiſche Proceßverfahren der Congregation der Riten gewohnt ſind, werden ſich nicht wenig von dem Leben der hl. Roſa von Lima überraſcht finden. Die Erſcheinungen der beiden Ordnungen, der natürlichen und der übernatürlichen, welche ſich durchdringen und vermiſchen, und zwar in um ſo höherem Grade, als die Gnade Gottes die Heiligen dem Zuſtande der erſten Unſchuld nahe bringt, können ſolchen Perſonen zum Anſtoß gereichen, welche ſich eine Gewohnheit daraus gemacht, alle Einwendungen geſchickt zu vermeiden und die Mühe der Controverſe dadurch ſich zu erleichtern, daß ſie das Uebernatürliche läugnen. Das iſt freilich ſchneller geſchehen, als mit einem von Dankbarkeit

und heiliger Beſtürzung vermiſchten Schrecken den Wundern Gottes in ſeinen Heiligen nachzuſinnen und in ernſter Weiſe Dem nachzuforſchen, was innerhalb der Tiefen der chriſtlichen Philoſophie und der allgemeinen Geſetze, welche die erhabenen Regionen der Hagiologie beherrſchen, im Bereiche unſeres Verſtändniſſes liegt. Die Gewohnheit, in erſter Linie nur auf die Art und Weiſe zu ſehen, wie man ein Dogma, eine Uebung der Frömmigkeit oder eine übernatürliche Thatſache unſeren Gegnern am paſſendſten darſtellt, führt ſehr ſchnell und auch faſt unmerklich dazu, in Glaubensſachen Alles profan und rationaliſtiſch anzuſchauen. Nach den Werken unſerer größten katholiſchen Schriftſteller zu urtheilen, würde es ſcheinen, daß ein je tieferer Theologe man iſt, man deſto weniger der Verſuchung nachgibt, die Schwierigkeiten um jeden Preis zu vermindern, indem man ſich nur bei einer formellen Läugnung deſſen aufhält, was Glaubensſatz iſt.

„Die erſte Sorge unſerer großen Theologen iſt immer, die Wahrheit gewiſſenhaft darzuſtellen, ſo wie es Gott gefallen, ſie uns zu ſchenken; ſie haben nicht ſpeculirt, mit welcher Sauce man dieſe Gaben für die Bedürfniſſe der Controverſe zurechtmachen und mit wie geſchickten Manipulationen man ſich an einer Schwierigkeit vorbeidrücken könnte. Die Frage für ſie iſt nie: ‚Was wird man hierzu ſagen? Welchen Eindruck wird dieſes oder jenes in der Controverſe machen? Werden die Häretiker dieß quer nehmen?‘ Ihre Frage lautet: ‚Iſt dieß wahr? Iſt dieß von der Kirche gebilligt? Und wenn dem ſo iſt, welchen Nutzen kann ich hieraus für meine Seele ziehen? Und iſt es nicht für mich eine Pflicht, ſchärfere und tiefere Ideen über dieſen Gegenſtand zu haben?‘ Die Zeitgemäßheit, in England Werke zu veröffentlichen, welche thatſächlich als klaſſiſche Werke der Frömmigkeit in katholiſchen Ländern gelten, iſt eine Frage, welche allein das Reſultat entſcheiden kann und zwar in einer wenig entfernten Zeit. Alles, was hier geſagt zu werden verdient, iſt, daß das Werk

nicht blindlings und auf's Ungefähr, ſondern nach ernſter Berathung und Billigung derer, die dazu das Recht haben, unternommen worden iſt.

„Sollte es demnach einige Perſonen geben, die mit der Literatur der katholiſchen Länder wenig vertraut ſind und deren Ohr, ohne daß ſie daran denken, vor dem Phraſengeklingel des Irrthums und des Unglaubens, in deſſen Mitte ſie leben, gefälſcht iſt und die über dieſes Werk beunruhigt wären, ſo mögen ſie mit ihrem Urtheile warten. Was auch ein Katholik thun mag, er kann nicht ſeine Religion ſo auseinanderreißen, um ihr das Uebernatürliche zu nehmen. Es bedarf einer langen und beſchwerlichen Arbeit, einer ſtudienvollen und auf tiefes Betrachten ſich ſtützenden Arbeit, um die Unterſcheidung des Uebernatürlichen von allem Abergläubiſchen ſicher und gut zu treffen. Und ſicherlich, wenn man es nicht verſtanden hat, eine Wahrheit auf beiden Knieen zu betrachten, iſt es ſehr ſchwer, ſie rings um ſich herum läugnen, die Kreuz und die Quer entſtellen zu hören und ihr doch freudig und unerſchütterlich die Treue zu halten. — Der vorliegende Band umſchließt zwei Leben, welche beide ganz aus den authentiſchen Prozeßverhandlungen geſchöpft ſind. Das eine iſt das Leben einer heiligen Frau Mittelitaliens aus dem fünfzehnten, und das andere einer heiligen Frau Südamerika's aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert. Und in dem Maße, wie die Serie fortſchreiten wird, wird der Leſer Männer und Frauen aus verſchiedenen Jahrhunderten und mit nicht minder verſchiedenen Charakteren finden; ſie werden zu uns kommen von den Hügeln Apuliens und Calabriens, aus den Ebenen der Lombardei und den ſchattigen Grotten Umbriens, aus den Klöſtern Spaniens und den Seminarien Frankreichs, von den düſteren Straßen der vlämiſchen Altſtädte, von den Ufern eines holländiſchen Canals, aus den immer grünen Wäldern Portugals, den alterthümlichen Städten Deutſchlands und Ungarns, aus den Bergwerken und von den Ufern der Ströme Südamerika's. Päpſte

und einfache Ordensfrauen, Biſchöfe und Bettelmönche, der gelehrte Cardinal und der Kapuzinerbruder, ein alter Miſſionär und ein Kind aus einem Jeſuitennoviziate, eine römiſche Prinzeſſin und eine arme gelähmte Ekſtatiſche — Alle vor wie nach der Reformation bieten uns dasſelbe Leben, dieſelben übernatürlichen Erſcheinungen, dieſelbe Vertrautheit im Umgang mit den guten und in dem Kampfe gegen die böſen Geiſter, denſelben Verkehr in den Unterhaltungen mit der unſichtbaren Welt und dieſelbe wunderbare Macht über die Natur. Die Leben, welche alles das erzählen, ſind meiſt in vier oder fünf verſchiedene Sprachen überſetzt und von großen Theologen und hervorragenden Gelehrten verfaßt. Der gründliche Auguſtinermönch, der urtheilskundige Dominikaner, der ſchlichte Franziskaner, von Einfalt und Salbung überſtrömend, der Oratorianer mit dem fließenden Stile, hervorragend in der Kunſt der frommen Lebensbeſchreibung, der ruhmvolle und gediegene Jeſuit, der alle durch die Gabe der Scharfſicht überragt, ohne daß ſeine Geſchicklichkeit als Kritiker ſeiner geiſtlichen Belehrung etwas ſchadet. Wenn eine ſolche Welt im Strahlenglanze der Heilig- und Seligſprechung in Folge feierlicher und unfehlbarer Decrete ſich dem Blicke des ſchwachen Leſers darſtellt, welches iſt dann ſeine Pflicht, wenn nicht die der ernſteſten Prüfung, ob ſeine ſchwankenden Anſichten nicht im Widerſpruch mit dem Geiſt der Kirche ſein würden; ob ſein Glaube das iſt, was es ſein ſoll; ob er nicht durch vermeſſenes Mißtrauen gegenüber den Wundern Gottes ſündige, und endlich ob das Wohl ſeiner Seele es nicht erheiſche, daß er ſich an's Werk mache, allen Rationalismus zu verlernen, um ihn durch einen weitherzigeren, erhabeneren, tieferen Glauben zu erſetzen, ohne darum weniger einen wirklichen und vernünftigen Glauben zu beſitzen, einen Glauben, der lebenskräftiger wird, ohne daß er aufhört, kindlich zu ſein? Und dieſe Lehre wird er ſchon in der Betrachtung des ‚Quam mirabilis est Deus in sanctis suis' (‚Wie wunderbar iſt Gott in ſeinen Heiligen') finden, an dem er Anſtoß zu nehmen ſich verſucht fühlt."

In einer Nachschrift zu demselben Leben sagt der Heraus-
:ber: „Danken wir dem allmächtigen Gott in der Liebe und
infalt unseres Glaubens für das Siegel, welches seine Kirche
uf diese authentischen Wunder gedrückt hat, Wunder, die sich
icht in der weiten Ferne eines dunkeln Alterthums verlieren,
ndern die Angesichts der modernen Kritik constatirt worden
nd. Und wenn wir daran denken, daß es die Autorität der
tholischen Kirche selbst ist, die diese mächtigen Offenbarungen
nserer Verehrung und Liebe darbietet, nehmen wir sie mit kind-
ch ehrwürdiger Scheu hin, als ein Blatt aus den verlorenen
hroniken Edens, und suchen wir uns von jenen mit Anmaßung
ch vermischenden Furchtsamkeiten frei zu machen, die uns mit
en Profanen lachen und mit den Skeptikern zweifeln lassen,
m unmögliche Zustimmungen zu finden und Spöttereien zu
ermeiden, die unser Erbe und der Prüfstein für unsere heili-
en Wahrheiten sind. Hat man denn jemals auch nur eine
inzige Seele für Christus und seine Kirche oder auch nur die
chtung eines Gegners gewonnen dadurch, daß man sich unter
en Ungläubigen versteckte? Rosa von Lima ist nun auf die
Altäre der Kirche erhoben durch das Decret ihrer Heiligsprechung;
ie ist eine heilige Katholikin, und keinerlei menschliche Spötterei
kann je mehr die wunderbaren Blüthen dieser süßen und geheim-
nißvollen Rose zerstören, welche der hl. Dominicus in den
Garten seines göttlichen Meisters gepflanzt hat; wohl aber ist
an ihr ein Dorn immer bereit für Den, der es wagen würde,
seine rauhe Hand an dieselbe zu legen."

War das eine Ahnung, eine Vorhersagung dessen, was bald
eintreffen sollte? Die Gegner der Heiligenleben ließen bald
nach dem Erscheinen des Lebens der hl. Rosa von Lima in
„Dolmans Magazine" (September 1848) einen Artikel von
der Hand eines wohl bekannten und fähigen Schriftstellers
gegen dasselbe erscheinen. Obschon der Verfasser vorab selbst
bemerkte, „daß eine gute Biographie von einem Heiligen Gottes
ein unschätzbares Werk ist", so sah er doch ihren Hauptzweck

weit mehr in der Erbauung, als in dem Berichte über unglaubliche Bußſtrengen, Kaſteiungen, ſtaunenswerthe Wunder. „Dergleichen Dinge ſind nur die äußeren Zeichen und bisweilen Scheinzeichen von Frömmigkeit ... Wenn die Handlungen der Heiligen, die berichtet werden, in ſtrengem Einklange mit den Geboten und den Räthen des Evangeliums ſind, ſo ſind ſie praktiſche und nützliche Vorbilder wahrer Heiligkeit. Wenn dem anders iſt, wenn ſie vollſtändig dem Zwecke und der natürlichen Exiſtenz des Menſchen widerſprechen, ſo verdienen ſie weder Bewunderung noch Nacheiferung und müßten eher einem achtungsvollen Vergeſſen überlaſſen bleiben. Sie rufen die ſpöttiſchen Streitigkeiten wach; ſie geben einen falſchen Eindruck von Dem, worin wirklich die wahre Frömmigkeit beſteht; ſie machen aus der Religion eine Reihe unbedeutender Kindereien."

Nachdem der Verfaſſer ſodann eine Beſchreibung von einigen Bußübungen gegeben, die wohlbemerkt in einer päpſtlichen Bulle approbirt waren, fuhr er fort: „Ohne Jemanden beleidigen zu wollen, ſind wir engliſche Katholiken denn nicht im Rechte, zu fragen, ob ſolche Strengheiten von der Kirche gebilligt oder gar ſanctionirt werden? Wir hoffen nicht. Wir ſind ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich betroffen, daß man jemals ſolche Einzelheiten veröffentlicht hat, ſolche für empfindſame Seelen mörderiſche, für ſchwache Geiſter gefahrvolle Einzelheiten, die im Stande ſind, ſie zu ähnlichen Exceſſen des religiöſen Eifers, wir möchten faſt ſagen, des Fanatismus zu verleiten. Alban Butler hatte ohne Zweifel alles das geleſen und vielleicht noch mehr, indeſſen iſt er weiſe und klug genug, nichts davon mitzutheilen. Warum ſolche Schrecken des Henkers erneuern?" Der Verfaſſer ſchloß mit folgendem Proteſte: „Im Namen aller Derer, die ihre Religion kennen, im Namen aller Derer, die ſie in ihrer Reinheit und in ihrer angeborenen und makelloſen Wahrheit verehren, proteſtiren wir auf das Feierlichſte gegen dieſe Publication und andere ähnlicher Art. Welchen Schmerz uns auch *dieſer* Proteſt koſtet, wir können die heilige und öffentliche

Pflicht nicht außer Acht lassen, auf die gefährlichen Tendenzen dieser modernen Hagiologisten hinzuweisen."

Der Verfasser dieses Aufsatzes stand nicht allein mit seiner Kritik: die Principien, die er aussprach, wurden, wenn auch in vielleicht maßvollerer Sprache, von vielen Katholiken gebilligt, die die neuen Heiligenleben nur mit Kälte aufnahmen. Unter Denen, die ihre Meinung dahin aussprachen, erwähnt P. Newman in einem Briefe an Dr. Pusey auch die eines weisen Prälaten, „der die Linie des Verhaltens der Oxforder Convertiten, die sich zum ersten Male öffentlich an das Werk machten, mit besorgtem Auge verfolgte und der die Wirkung dieser italienischen Compositionen als wenig diesem Lande entsprechend tadelte". Diese Ansicht schien auch von anderen Prälaten getheilt zu werden, und da der Angriff auf die Heiligenleben von Seiten des Episcopates weder Billigung noch Tadel erfuhr, so sprachen seine Urheber es offen aus, daß der Episcopat sich auf ihre Seite gestellt habe.

Während einiger Zeit gab diese Agitation weder dem Herausgeber noch der Congregation, der er angehörte, Anlaß zu irgend einer Maßnahme; als man indessen erfuhr, daß die kirchliche [illegible]rität des Districtes, wo dieselbe ihren Sitz hatte, den [illegible]sch ausgedrückt hatte, die Serie nicht fortgesetzt zu sehen, [illegible]en alsbald ein Circular Fabers an die Uebersetzer und [illegible]scribenten, in welchem er erklärte, daß er bei seinem Ein[illegible]· in das Oratorium den Vätern desselben seine Arbeit [illegible]breitet, in der Absicht, zu erfahren, ob dieselbe fortgesetzt [illegible]en solle. Die bis dahin verzögerte Antwort sei ihm jetzt [illegible]gegangen. P. Newman habe ihm den einstimmigen Rath der [illegible]äter dahin bekannt gegeben, daß die Serie für den Augenblick [illegible]spendirt werden möge. In dem in dem Circulare Fabers [illegible]itgetheilten Schreiben Newmans (vom 30. October 1848) [illegible]richt sich letzterer über den Grund der Suspension also aus: „Es scheint, daß diese Publication eine sehr starke Abneigung eines *Theiles der katholischen* Gemeinschaft in England hervor-

gerufen, und man gibt uns zu verſtehen, daß die Heiligenleben, ſo erbaulich ſie auch in andern Ländern wirken mögen, für England nicht paſſen und für die Proteſtanten nie annehmbar ſind. Wir ſehen es als unſere Pflicht an, aus Liebe zum Frieden ihre Drucklegung hinauszuſchieben. Was mich ſelbſt anlangt, mein theurer Pater Wilfrid, ſo wiſſen Sie ſehr wohl, ohne daß ich es Ihnen ſage, wie ich mich mit Ihnen hinſichtlich dieſes Gegenſtandes durchaus identificire; aber da Ihnen vielleicht daran liegt, dieſen Brief zu veröffentlichen, ſo ergreife ich dieſe Gelegenheit, die ich bisher noch nicht gefunden, zu der Erklärung, daß ich keinerlei Sympathie für die in Rede ſtehende Anſchauungsweiſe habe, und daß die Schläge, denen Ihr Name als Zielſcheibe ausgeſetzt iſt, ihn nicht treffen können, ohne den meinigen zu verletzen.“ Zum Schluſſe des Circulars bittet Faber ſeine Leſer, deren Zahl auf mehr als 1000 geſtiegen ſei, ſowie die an 66 Orten mit ihm arbeitenden Schriftſteller, mit dem Vertrauen ſich zu tröſten, daß das, was mit ſo viel religiöſer Hingebung geſchaffen worden ſei, ſich zum Beſten wenden werde, da es in der That etwas Gutes ſei, wenn man zum Wohle Anderer einen Plan aufgegeben habe, den man ſo ſehr geliebt. „In dieſer Erwartung,“ ſchließt er, „werden Sie mit mir Ihren Troſt in den Worten finden, welche die Kirche, unſere Mutter, noch dieſer Tage ſo oft wiederholt hat und die nie auf ihren Lippen erſterben werden: ‚O wie glorreich iſt das Reich, in dem alle Heiligen, angethan mit weißen Gewändern, mit Chriſto ſich freuen und dem Lamme folgen, wohin es geht!‘“

Bei der Ueberſendung des Circulars an Biſchof Wareing in Northampton ſchrieb Faber: „Am Morgen des St. Hugotages werden Sie mein Circular erhalten, an dem Tage, wo Sie vor drei Jahren ſo gütig waren, mich in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Wie weit waren wir damals entfernt, zu glauben, wir, denen die Heiligenleben eine ſo mächtige Stütze bei der Converſion geweſen, daß die Furcht, die Scham, die

Abneigung und ich weiß nicht welch' ſonſtige Geſinnung noch die Katholiken Englands hindern würden, die katholiſchen Biographien ihrer eigenen Heiligen zu unterſtützen, die von Katholiken geſchrieben und mit dem katholiſchen Imprimatur verſehen gedruckt wurden, und daß wir, bei denen man irgend einen Mangel katholiſchen Geiſtes hätte befürchten können, zum Schweigen verurtheilt ſein würden aus einem Uebermaße von Sympathie für die Katholiken anderer Länder. Ach, wenn wir doch nur unſeren Religionsgenoſſen es begreiflich machen könnten, wie ſehr dieſe Maßnahme ſie in den Augen ihrer proteſtantiſchen Mitbürger erniedrigt! Für uns iſt der Gehorſam beſſer als das Opfer, aber die Wirkung dieſer Maßnahme in Oxford wie ſonſt wird alles das überbieten, was irgend einer von uns vermuthet, beſonders in dieſem Augenblick, wo man auf eine andere große Bewegung wartet; und gewiß haben Convertiten das Recht, wenn ſie ſich auf die Mittel zu convertiren zu verſtehen vorgaben. Es iſt traurig, daß die engliſchen Katholiken nicht einen Magen haben, der ſtark genug iſt, die Literatur der katholiſchen Länder zu ertragen, und daß ſie ſich ſelbſt über das aufregen, was ſelbſt ihre proteſtantiſchen Landsleute paſſiren laſſen würden."

Unterdeſſen zeigte ſich bald, daß auch die Freunde der Heiligenleben nicht Luſt hatten, der Controverſe mit gekreuzten Armen zuzuſehen, und beſonders im „Tablet" erſchien eine Reihe von Artikeln, die der Sache der Heiligenleben große Dienſte leiſteten. Zahlreiche Briefe an P. Faber ſprachen die zuverläſſige Erwartung aus, daß die Suspenſion nicht von langer Dauer ſein werde. In kurzer Zeit war die Reaction ſtark genug, um ohne weiteren Anſtoß die Serie fortſetzen zu können. Einige Perſonen waren der Anſicht, man ſolle mit Unterdrückung der beſonders beanſtandeten Stellen corrigirte Heiligenleben ausgeben, ein Plan, der, durchaus unpraktiſch an ſich, beſonders den P. Hutchiſon in ſeiner feurigen Vertheidigung des *Unternehmens zu folgenden*, die Controverſe treffend

ergänzenden Bemerkungen veranlaßte. Er schrieb in einem Briefe an Mr. Lewis:

1) „Nach welchem Princip soll eine solche Verstümmelung durchgeführt werden? Ein Wunder ist ebenso authentisch wie das andere. Wer eines ausläßt, wirft einen Zweifel auf die Authenticität aller.

2) „Solche Auslassungen würden von Seiten der Herausgeber einen Mangel an vollkommenem Vertrauen auf die Geschichte eines Heiligen in sich schließen, und der einfache Verdacht eines solchen Mangels an Vertrauen wäre die Ursache, daß viele Leser die Heiligenleben als ebenso viele Märchen und Legenden ansehen würden.

3) „Sehr oft würde es zutreffen, daß man Wunder als zu ungewöhnlich, zu ‚lächerlich oder zu sehr geeignet, Mißfallen zu erregen', ausließe, und daß man in den folgenden Leben einer Reihe ähnlicher Fälle begegnete, die das, was man ausgelassen, bestätigten, und die zugleich beweisen würden, daß solche Fälle zu einer besondern Ordnung von Thatsachen gehören. Nichts ist in dem Leben der Heiligen gewöhnlicher, als ähnliche Wunder zu finden, die durch verschiedene Heilige gewirkt worden sind und die sich dergestalt unter einander controliren. Ich glaube, daß man kaum in dem Leben eines Heiligen ein einziges Wunder oder wunderbares Ereigniß finden würde, zu dem man nicht bald ein Gegenstück in dem Leben eines anderen Heiligen entdecken würde; und dadurch würde man

4) „wenn man diesem Systeme der Auslassungen nachgäbe, einen der mächtigsten Beweggründe verlieren, an die übrigen zu glauben.

5) „Jedes Leben muß nicht für sich allein, sondern als ein wesentlicher Bestandtheil einer großen Serie betrachtet werden; diese Serie wird nicht allein geschrieben gleichsam als ein Jahrbuch für 1848, sondern auch für 1948. Denn auch die Heiligen selbst hatten nicht die Bestimmung, bloß ihre Zeitgenossen zu erbauen. Folglich muß die Serie, soll sie anders einen wirk-

lichen Werth beſitzen und ihrem Zwecke entſprechen, treu und gewiſſenhaft redigirt werden. Da ihr Zweck iſt, dieſes Land an den Vortheilen Theil nehmen zu laſſen, deren die katholiſchen Länder ſich erfreuen durch den Reichthum ihrer Heiligenleben in der Volksſprache, ſo würde dieſer Zweck nicht durch abgekürzte und verſtümmelte Ueberſetzungen erreicht werden. Man kann z. B., wenn man mehrere Leben verſchiedener italieniſcher Heiligen vergleicht, gewiſſe Aehnlichkeiten beobachten, daraus Schlußfolgerungen ziehen, gewiſſe Principien ausſprechen; aber wie wäre dieß möglich mit einer elenden Serie ſo entſtellter Werke, wie man ſie jetzt haben will? Setzen wir voraus, daß man in einem Heiligenleben etwas hat einſchleichen laſſen, was man hätte auslaſſen ſollen und was man in der That in ähnlichen Fällen in anderen Leben ausgelaſſen hätte, ſo wird dieſes einzelne Ereigniß, dieſes Wunder alsdann als etwas ganz Sonderbares daſtehen, obwohl es in dem wirklichen Leben der Heiligen etwas ganz Gewöhnliches iſt, wie die Vermählung der hl. Katharina von Siena mit dem Jeſukind ihr Gegenſtück bei der hl. Roſa und der hl. Veronica Giuliani und vielen Anderen findet.

6) „Man ſehe überdieß, welch' ſeltſame Geſtalt ein derartig zurechtgeſtutztes Heiligenleben annehmen würde, z. B. das des hl. Alphons. Der Eine will nicht, daß man von den Mißbräuchen unter dem Klerus ſpreche; man läßt alſo die Geſchichte ſeines Epiſcopates, abgeſehen von den Hauptdaten und einigen unbedeutenden Thatſachen, weg. Ein Anderer iſt der Anſicht, daß der Bericht ſeiner kindlichen Andacht zu Maria nicht mehr für unſere Zeit paſſe; tilgen wir alſo auch das noch, von jenem berühmten ſtrahlenden Bilde ja zu ſchweigen, das zu ihm während einer ſeiner Predigten ſprach. Dann könnte der Ungehorſam gegen ſeinen Vater dadurch, daß er ſich zum Prieſter weihen ließ, viele Familienväter ſtören; alſo auch damit fort. Von ſeinen ſtrengen Bußübungen darf natürlich keine Rede ſein; er aß bittere Kräuter mit Hammelfett, das iſt doch widerlich und

abſtoßend. Man ſchmückte bisweilen die Ziegel ſeiner mit Calicoroth; das iſt doch der Gipfel alles Sonde rufen unſere Ultra-Gothiker. Er war gegen ſeine gei Vorgeſetzten nicht ſo gehorſam, wie er wohl konnte; das den jungen Klerus auf Irrbahnen führen; auch dieſe alſo fort. Kurz, ein nach dem Abkürzungsſyſteme bear Leben hätte genau das Schickſal jenes von einem unge Maler ausgeſtellten Bildes, deſſen Urheber die Beſucher hatte, daß jeder die Fehler daran corrigire, die er darin decken vermöchte.

„Was würde man endlich von einer Geſellſchaft vo vertiten ſagen, die es auf ſich nehmen würde, Werke, Rom das Imprimatur erhalten, zu verbeſſern und fü land zurecht zu machen! Was die Abfaſſung von neuen H leben anlangt, ſo iſt dieſe für uns unmöglich; wir habe nicht die Zeit, und ſolche Leben wären, wofern ſie nich in den Originalen mitgetheilten Thatſachen enthielten den Einwendungen ausgeſetzt, die ich ſoeben erwähnt. ſie Alles enthielten, würden unſere Gegner ihnen eber gegentreten müſſen, wie ſie es jetzt thun, und mehr noc würde uns auffordern, für jeden beſonderen Theil unſe währsmann zu nennen, anſtatt uns, wie wir jetzt thu die Originalien und ihr Imprimatur zu ſtützen. That muß alſo die Serie ſo ſein, wie ſie iſt, oder ſie m Schreibpulte liegen bleiben.“

Das Reſultat der lebhaften Controverſe fiel ſo au es nur der begeiſtertſte Bewunderer der Serie hätte w können. Der Verfaſſer des Artikels über die hl. Roſa, richtet P. Hutchiſon, widerrief ſchon in der folgenden N Dolman's und entſchuldigte ſich; er ſchrieb gleichzeiti Brief an den Biſchof Ullathorne von Birmingham un zweiten an P. Faber ſelbſt, worin er dem Bedauern üb was er geſchrieben, und über das Aergerniß, welches geben, wie über die Art und Weiſe ſeines Angriffs auf P

Ausdruck gab. Er erklärte, daß er den Artikel bedauert habe und bis zum Ende ſeines Lebens bedauern werde. Er verſicherte P. Faber, daß er das Leben der hl. Roſa von Lima nicht geleſen vor dem Augenblicke, wo es ihm durch eine dritte Perſon in die Hände geſpielt und er zu dem Angriffe gedrängt worden ſei; in Zukunft werde es immer ſein Beſtreben ſein, die Ideen des P. Newman und des Oratoriums zu vertheidigen. „Dieſe Retractation," ſagt P. Hutchiſon, „war um ſo eher ausreichend, als ſie nicht von einem Manne kam, der die Zuchtruthe gefühlt; ſie war die ehrenvolle und hochherzige Sühne einer chriſtlichen Seele."

Der Name des Verfaſſers des Artikels über die hl. Roſa, den P. Hutchiſon und P. Bowden nicht nennen, iſt ſpäter bekannt geworden: es war der Vicar an der ſardiniſchen Kapelle in Lincoln's Innfield zu London, J. Eduard Price († 3. Januar 1858), einer der begabteſten katholiſchen Publiciſten des modernen England, der unter den engliſchen Katholiken durch ſeine „Sick-Calls", ſeine ergreifenden Berichte über perſönliche Erfahrungen an den Krankenbetten der Londoner Armen, heute noch unvergeſſen iſt. Noch im Jahre 1851, am Tage der hl. Roſa, ſchrieb er an P. Faber: „Heute vor drei Jahren habe ich Ihnen großes Aergerniß gegeben und die liebe hl. Roſa betrübt durch die Kühnheit und die Maßloſigkeit meiner Sprache in der Kritik ihres Lebens. Dieſe unſelige Anſchauungsweiſe iſt indeß nicht von langer Dauer geweſen, Gott Dank, den ich oft um Verzeihung gebeten wie auch die hl. Roſa. Beten Sie für mich, mein lieber Pater, daß ich ausharre bis zum Ende. Ihre letzten immer gleich ausgezeichneten Bände haben mir ſehr wohlgethan, beſonders das Leben der hl. Johanna Franziska von Chantal. Ich habe während der Lektüre zu weinen nicht aufgehört."

Am Epiphaniafeſte des Jahres 1849 erſchien das Circular, welches die Wiederaufnahme der „Leben der canoniſirten Heiligen" *ankündigte. In demſelben* heißt es: „Die Congregation

des Oratoriums ist nun im Stande, die Fortsetzung der Serie der Heiligenleben auf sich zu nehmen, die P. Faber begonnen hatte und die jüngst suspendirt worden war. Bis dahin waren die Väter formell nicht für diese Serie verantwortlich: einzig der Eintritt ihres Herausgebers in ihre Genossenschaft hatte die Väter zufällig in Verbindung mit der schon angefangenen Publication gesetzt. Zur Zeit dieser Entschließung fühlten die Einen wie die Anderen, daß die neue Lage ein neues Abkommen nöthig machte und daß man entweder das Werk selbst in die Hand nehmen oder seine Publication suspendiren müsse.

„Sie verschoben ihre Entscheidung bis zum Ende des Jahres. Nun trat in dem für unsere Entschließung festgesetzten Augenblick eine starke Opposition auf, die sich auf ehrwürdige Namen stützte und in einem Theile der englischen Katholiken kund gab und die ihre ernste Aufmerksamkeit und Beachtung forderte. Es war wichtig, daß die Congregation nicht gleich in ihren Anfängen in einen Parteistreit verwickelt wurde; und da die Väter sich im Augenblicke nicht binden wollten, so empfahlen sie dem Herausgeber, seine Publication zu suspendiren. Es ist eine Ueberraschung und zugleich ein Trost, für welchen sie dem Vater der Erbarmungen und der Fürbitte der Heiligen zu danken haben, deren ‚Leben' in Frage standen, wenn sie jetzt so schnell dieses Werk mit der Ermuthigung der kirchlichen Oberen aufnehmen können, unter Zustimmung der Vorsteher der Collegien und anderer religiöser Körperschaften, sowie aller Derer, deren Meinung sie als die ihnen werthvolle oder nothwendige Leitung betrachten, unter dem ausdrücklichen Drängen endlich Derer, welche ihren Anfängen entgegengesetzt waren. Ohne diese allgemeine Zustimmung würden sie sich berechtigt gehalten haben, eine solche Verantwortlichkeit abzulehnen. Sie hoffen nun, dieselbe ohne Anmaßung annehmen zu können, als eine Art von Belohnung für die Bereitwilligkeit, mit der sie ihre eigenen Wünsche zu Gunsten des Friedens *und* der christlichen Liebe zum Opfer gebracht haben. Somit

wird alſo die Suspenſion keine andere Wirkung gehabt haben, als dem Werk und ſeinen Arbeitern einen Ausdruck der Sympathie zu ſichern, die herzlich, einſtimmig genug in dem Zeugniſſe für das Gute, das ſie hervorbringt, die endlich entſcheidend genug iſt, um ihnen zu erlauben, ohne Furcht vor dem Böſen vorzugehen, ihre Brüder zu erbauen und ſich in Unruhe zu verſetzen. Deßwegen ſprechen ſie ihren Entſchluß aus, im kommenden Monat Auguſt, wenn der letzte Band der von P. Faber verſprochenen Leben veröffentlicht ſein wird, ſelbſt das Amt der Herausgabe an ſeiner Stelle zu übernehmen."

Der Bericht über dieſe wichtige Controverſe wäre nicht vollſtändig, wenn wir nicht noch einen Brief P. Newman's an Dr. Puſey gelegentlich ſeines „Eirenikon" berückſichtigen wollten, welcher die Stellung P. Newman's zu derſelben im Auge hat. P. Newman ſchreibt: „Bei meiner Rückkehr (als Oratorianer) nach England trat die erſte Gelegenheit, eine theologiſche Meinungsäußerung abzugeben, gelegentlich der von Dr. Faber unternommenen Serie der Ueberſetzungen von Heiligenleben an mich heran. Es geſchah dieß auf die Vorſtellung eines weiſen Prälaten hin, der ſehr wünſchte, die neuen Oxforder Convertiten nach einer möglichſt vortheilhaften Seite hin auftreten zu ſehen beim Beginne ihres Wirkens. Soweit ich mich ſeiner Anſicht noch erinnere, ſo hätte er, die Wirkung der italieniſchen, wenig für dieſes Land geeigneten Compoſitionen befürchtend, eine aus den italieniſchen Quellen durch uns und unſere Freunde geſchöpfte Arbeit lieber geſehen. Wenn ich ſelbſt zu jener Zeit zu Schritten extremerer Art, als ich ſie jetzt billigen mag, hingezogen wurde, ſo liegt die Verantwortlichkeit dafür natürlich ganz bei mir; aber der Anſtoß zu dieſem Schritte kam nicht von alten Katholiken, auch nicht von den geiſtlichen Oberen, ſondern von jüngeren Männern als ich bin, die mein Vertrauen und meine Liebe beſaßen. Welches aber auch jener Einfluß geweſen, ich erinnere mich nichts *Beſtimmtes mehr hierüber*, nach kurzer Zeit kehrte mein

Geiſt wieder zu dem zurück, was mir der ſicherſte und praktiſchſte Weg zu ſein ſchien.“

Die ganze Zeit, in die dieſe Controverſe fiel, war für P. Faber eine verhältnißmäßig ſehr ruhige. Vor dem Schluſſe des Jahres 1848 wurde er in Gemeinſchaft mit P. Dalgairns erſucht, eine Miſſion dem Töpfereidiſtrict von Longton zu predigen. Während des Adventes leitete er die Exercitien der Novizen zur Vorbereitung auf die Weihen; nach Weihnachten reiste er nach London und predigte die Lobrede auf den heiligen Thomas von Canterbury (29. December) in der St. Thomaskirche zu Fulham.

Nach dem Statut des Oratoriums, welches beſtimmt, daß dasſelbe immer in einer Stadt ſei, war es unmöglich, daß St. Wilfrid auf die Dauer das Haus der Kinder des heiligen Philipp in England bleibe. Deßhalb erſtand P. Newman, gedrängt, das eigentliche Werk der Congregation in Angriff zu nehmen, ein Haus in der Alceſterſtreet zu Birmingham und verpflanzte am 25. Januar einen Theil der Genoſſenſchaft dorthin. Unter den in St. Wilfrid Zurückbleibenden war auch P. Faber, der fortfuhr, ſein Amt als Novizenmeiſter und als Pfarrer zu verwalten; jedoch nicht lange mehr.

Man hatte oft den Plan eines Oratoriums in London beſprochen, und da die Zahl der Väter mehr als ausreichend für alle Bedürfniſſe in Birmingham war, ſo entſchloß man ſich, deſſen Ausführung nicht länger hinauszuſchieben. Dieſe Idee erhielt einen neuen Anſtoß durch einen Beſuch, den Mr. Lewis, ein alter Freund der Väter, der ehemalige Vicar Newman's an der St. Marienkirche zu Oxford, in Begleitung ſeiner Freunde Mr. Fullerton und des Grafen von Arundel und Surrey, des ſpäteren Herzogs von Norfolk, in der Charwoche zu St. Wilfrid machten. Ihr nächſter Zweck war, den Reſt der Faſtenzeit an einem Orte der Einſamkeit in Gebet und Bußübungen zurückgezogen zu verleben; aber ſie benutzten die Gelegenheit, in den Augen der Väter die Wichtigkeit eines

Oratoriums in London darzuthun, das ſie warm zu unterſtützen verſprachen. Am Palmſonntage kam ein Brief von P. Newman in St. Wilfrid an, der einen Plan zur definitiven Theilung der geſammten Genoſſenſchaft zwiſchen zwei Häuſern, einem in Birmingham und einem in London, ausſprach. Ueber ganz wenige Einzelheiten waren die Anſichten getheilt, aber da man bald erfuhr, daß P. Newman ſelbſt lieber in Birmingham bleiben und P. Faber an der Spitze der Londoner Abtheilung abzuſenden wünſche, nahm man endlich einen dahin zielenden Plan an.

Ohne Zeitverluſt wurde zur Ausführung geſchritten. Am Oſterdienſtage (10. April) verließen P. Faber und P. Hutchiſon St. Wilfrid, um eine Woche im Oratorium zu Birmingham bei P. Newman zu bleiben und von dort nach London abzureiſen. Zu gleicher Zeit hatte Mr. Lewis in Begleitung des P. John Bowden, damals noch Novize, ſich nach einem paſſenden Hauſe umgeſehen. Als P. Faber und P. Hutchiſon dasſelbe in London beſichtigt, billigten ſie die Wahl und traten nach einigen Unterhandlungen in den Beſitz der Häuſer Nr. 24 und 25 der King Williamſtreet (Strand). Hinter den beiden Häuſern befand ſich ein gedecktes Gebäude von ungefähr 60 Fuß in der Tiefe und 30 in der Breite, beſtehend aus zwei Etagen, deren obere das Licht durch den Plafond erhielt und eine Höhe von ungefähr 15 Fuß beſaß. Das Ganze hatte bis dahin mehreren Zwecken gedient, hauptſächlich aber als Verſammlungslocal und zuletzt als Wiskeyſchenke; man gelangte dazu durch einen langen Corridor, der das Haus durchſchnitt. Der obere Saal wurde als Hauptkapelle hergerichtet; in dem unteren wurde der Altar aus der alten portugieſiſchen Kapelle aufgeſtellt, um dem Publikum die Anhörung der Meſſe an Sonntagen leichter zu machen. Die Unzulänglichkeit dieſer Eintheilung trat indeß bald zu Tage, und man theilte die St. Wilfridskapelle in zwei Theile, einen für das ſogen. kleine Oratorium, den andern für das Refektorium der Genoſſenſchaft.

Samstag den 28. April, zu einer ſchon vorgerückten Nachmittagsſtunde, langten mehrere Mitglieder der Genoſſenſchaft von St. Wilfrid an und nahmen von den beiden Wohnungen Beſitz, die durch eine Thür in Verbindung geſetzt worden waren. Faſt ganz entblößt von allem Mobiliar, gelang es doch noch, des Abends einen Nothaltar zu errichten, und am folgenden Morgen, dem Patronatsfeſte des hl. Joſeph, las P. Faber die erſte heilige Meſſe. Lord Arundel und Mr. Lewis waren zugegen und blieben bei dem Dejeuner, dem einzigen vielleicht, das beide Herren in ihrem ganzen Leben in ſolcher Armſeligkeit mitgemacht hatten.

Man begab ſich unverweilt an die Herrichtung der Kapelle. Außer den vier nackten Mauern war Alles noch zu machen, was für den zur feierlichen Eröffnung feſtgeſetzten Tag, den 31. Mai, außerordentlich viele Arbeit gab. Die, welche am Nachmittag des 30. Mai die Kapelle beſuchten, wollten und konnten nicht glauben, daß für den folgenden Morgen Alles bereit ſei. Indeſſen die Bänke wurden gebracht; einige Väter beſchäftigten ſich mit dem Altar; die Orgel machte noch außergewöhnliche Arbeiten nothwendig; allein der eiſerne Wille und die unbeſiegbare Energie P. Fabers, ſeine geſchickte Hand, die ſo oft ſchon in den vorausgehenden Tagen geholfen, halfen auch hier. Am 31. Mai — es war der Donnerstag in der Pfingſtoctave — zu einer wenig vorgeſchrittenen Stunde, war Alles bereit; Dr. Wiſeman, der apoſtoliſche Vicar des Londoner Diſtrictes, erſchien und wohnte dem Hochamte bei und predigte in demſelben. Nach der in Gegenwart des Biſchofs geſungenen Veſper hielt P. Newman die ſpäter von ihm veröffentlichte Anſprache über „die den katholiſchen Miſſionen eröffnete Ausſicht“. Die Congregation beſtand aus ſechs Prieſtern: den PP. Faber, Dalgairns, Stanton, Hutchiſon, Knox und Wells, nebſt zwei Novizen, den ſpäteren PP. Gordon und J. Bowden. Die Väter wurden noch als zur Congregation von Birmingham gehörend angeſehen und P. Newman war noch immer ihr

Oberer; ſie waren dem P. Faber einſtweilen unter dem Titel eines Rectors unterſtellt. Gleich anfangs nahmen ſie noch in King Williamſtreet den Bruder des P. John Bowden, Charles Bowden, als Novize auf, der mit der Genoſſenſchaft zu Marypale und zu St. Wilfrid ſeit dem verfloſſenen Juli gelebt. Er trat nach Vollendung ſeiner Studien im Jahre 1856 in die Congregation ein.

Von dieſem Augenblicke an iſt die Lebensgeſchichte P. Fabers ganz mit der Geſchichte des Londoner Oratoriums verwachſen, an deſſen Spitze er ohne Unterbrechung bis zu ſeinem Tode bleiben ſollte. Die Congregation wurde vom erſten Augenblicke ihres Einzugs in London der faſt ausſchließliche Gegenſtand ſeiner oft übermenſchlichen Hingebung; ihre Erfolge ſind von jetzt an die freudevollen Tage in ſeinem Leben; ihr Kreuz und ihre Schwierigkeiten ſein ſchwerſtes Leid. An ſich und ſeinen Namen, ſeinen Ruhm dachte er keinen Augenblick mehr; ſeine Zeit, ſeine Geſundheit, ſein Genie und die unerſchöpfliche Fundgrube ſeiner Talente galten nur noch der Ehre und dem Ruhm des hl. Philipp und der Ausbreitung ſeines Werkes auf dem kalten Boden Englands. Man kann wohl ſagen, die Gründung, Befeſtigung und Verherrlichung des Londoner Oratoriums war das große Werk, zu dem die Vorſehung ihn berufen hatte.

Ein kurzgefaßter Rückblick auf den Zuſtand der Kirche in London zu Anfang des Jahres 1849 wird die Haltung, welche das neue Oratorium ſofort annahm, beſſer verſtehen laſſen. Die gegenwärtigen Diöceſen Weſtminſter und Southwark bildeten vor Wiedererrichtung der Hierarchie (1850 durch Papſt Pius IX.) den Londoner Diſtrict, dem Biſchof Dr. Wiſeman damals vorſtand, der Nachfolger des nach kurzem Aufenthalte in London geſtorbenen Dr. Walſh. Der Vorgänger Dr. Walſh's im Londoner Diſtricte, der apoſtoliſche Vicar Dr. Griffiths, war unter keiner Bedingung zu bewegen geweſen, an einem Zuſtande der Dinge, der noch aus den Zeiten der barbariſchen Strafgeſetzgebung Englands gegen die Katholiken

herrührte und der ſeit verhältnißmäßig kurzer Zeit erſt einige Milderungen erfahren hätte, etwas zu ändern; beſonders hatte er keiner religiöſen Ordensgenoſſenſchaft die Eröffnung einer öffentlichen Kirche im Bereiche ſeiner Jurisdiction geſtatten wollen. Dr. Wiſeman nahm ſofort hinſichtlich dieſes Punktes eine ganz andere Linie des Verhaltens ein. Eines der größten Werke ſeines für England unvergeßlichen Epiſcopates war die Einführung der religiöſen Genoſſenſchaften in die öffentliche Seelſorge, ihre Hebung und ihr wirkſamer Schutz.

Die Einführung der Oratorianer in King Williamſtreet war beſonders eine ſeiner Herzensfreuden. Von ihm rührte die erſte Idee eines Oratoriums in England her; ſie war von ihm ſchon ſorgſam erwogen und in Ausſicht genommen, bevor noch deſſen Gründer Mitglieder der katholiſchen Kirche geworden waren. Als Bruder des kleinen Oratoriums in Rom war der Sinn und das Auge in ihm für all' das Gute geſchärft worden, welches aus der beſtändigen Uebung der frommen Gebräuche Roms auch in England entſtehen konnte, und er hatte dem hl. Philipp verſprochen, ſeine Congregation in England einzuführen, wenn Solches je in ſeine Macht geſtellt werden würde. In den „an Proteſtanten und Katholiken gerichteten Conferenzen" hat P. Newman, wie einſt der Oratorianer Cardinal Berulle ein Licht des Jahrhunderts und ſeines Volkes, berichtet, daß er Biſchof Wiſeman den Beruf für das Oratorium verdanke. „Ich biete der Annahme und dem Schutze Ew. Gnaden," ſchreibt er in der Widmung dieſer Schrift an Dr. Wiſeman, „das Erſtlingswerk dar, welches ich als Pater des Oratoriums vom hl. Philipp Neri veröffentliche. Es iſt für mich eine Pflicht, ſo zu handeln, als Beweis meiner Dankbarkeit gegen Ew. Gnaden, weil ich es Ihnen vorzugsweiſe verdanke, daß ich nach Gottes Willen ein, wenn auch unwürdiger Schüler und Diener eines ſo großen Heiligen bin." Die Congregation des hl. Philippus in London fand an dem ſpäteren Erzbiſchof und Cardinal Wiſeman bis an deſſen Ende einen wohl-

wollenden Freund und Schützer, bei dem sie des guten Rathes und der unverdrossenen Aufmunterung stets gewiß sein durfte.

Wenn wir die officiellen Angaben des „katholischen Almanachs“ von 1849 mit denen von 1872, wo P. Bowden schrieb, und dem letzten von 1879, die diese Schrift berücksichtigt, mit einander vergleichen, so ist es möglich, sich eine annähernde Vorstellung von der Arbeit zu machen, zu deren Mitwirkung das Oratorium berufen war. Im Jahre 1849 hatte der ganze Londoner District 97 Kirchen und Kapellen; im Jahre 1872 282 Orte, wo Gottesdienst gehalten wurde; an Priestern lebten 1849 156, 1872 479 dort. Auf die Stadt London allein beschränkt, stellt sich die Zahl der Kirchen im Jahre 1849 auf 42 mit 84 Priestern; im Jahre 1872 auf 100 Kirchen mit 273 Priestern; im Jahre 1879 auf 103 Kirchen mit 308 Welt- und Ordenspriestern. Doch der Unterschied zwischen den beiden erstgenannten Perioden war nicht bloß auf diese Zahlen beschränkt: die Ausstattung, die Zier und der Schmuck der Kirchen trug im Jahre 1849 noch ganz den oben angegebenen Charakter des Allernothdürftigsten, und ist mit dem, was heute die Londoner Kirchen aufweisen, ein Vergleich nicht mehr möglich. Um nur ein Beispiel anzuführen, so gab es damals in London nur eine öffentliche Statue Unserer Lieben Frau an der Marienkirche in Chelsea. Die Zahl der weiblichen Klöster hatte sich von 15 auf 81, die der Männerorden von 2 auf 43 gehoben. Die Passionisten von Hampstead und die Redemptoristen von Clapham hatten zwar ihre Häuser, aber beide hatten als öffentliche Kirche nur ein Zimmer, das als Kapelle diente. Vier Väter aus der Gesellschaft Jesu hatten zwar eine Residenz in der Hillstreet, allein der Almanach von 1849 weiß von einer öffentlichen Wirksamkeit noch nichts; ihre Kirche in der Farmstreet (London) war noch nicht vollendet und ihre große Mission in Westminster war noch nicht angefangen.

So scheint also das Oratorium in King Williamstreet die erste öffentliche *Kirche in London* gewesen zu sein, in der Ordens-

leute als ſolche ihre ſeelſorgliche Wirkſamkeit eröffneten. Die heutigen Katholiken, welche rings in London dem öffentlichen Wirken der Paſſioniſten, der unbeſchuhten Carmeliter, Serviten, Jeſuiten, Dominikaner, Väter der chriſtlichen Liebe (Holborn), der frommen Miſſionen (Italian Church, Hatton Wall), der auswärtigen Miſſionen (Mill Hill), der Oblaten vom hl. Karl, der Mariſten — alle dieſe Orden haben gegenwärtig Seelſorge in London — anwohnen, können ſich nur ſehr ſchwer einen Begriff von den Vorurtheilen und Einwendungen machen, mit denen man vor faſt 30 Jahren die Ordensleute und ihr Wirken, ſelbſt in katholiſchen Kreiſen, anſah. Der Weltklerus war der Verwendung von prieſterlichen Genoſſenſchaften in der Pfarrſeelſorge wenig geneigt, die, ohne in dem Maße, wie er ſelbſt, die Laſten der Pfarrarbeiten zu tragen, wenn ſie einigen Erfolg haben ſollten, die Gläubigen den Kirchen, die ihr Altersrecht beanſpruchen durften, abwendig machen mußten. Man hatte ein eiferſüchtiges Auge beſonders für den Umſtand, daß die Väter dieſer Genoſſenſchaften faſt alle Convertiten waren, die ihre Lehrzeit in London nicht durchgemacht hatten. Man betrachtete es als eine Indiscretion, daß ſie ihr Ordenskleid öffentlich trugen, und an gewiſſen Stellen, die nicht die wenigſt einflußreichen waren, man ſah auf ſie und ihr Wirken ſchon deßhalb mit Argwohn, weil ſie die erſten waren, welche nun alle Vorſicht bei Seite warfen, die die Erinnerung an die erlittenen Verfolgungen der Freiheit des katholiſchen Cultus noch in den Weg ſtellten.

Hinſichtlich der Oratorianer fand man noch eine beſondere Quelle der Klagen in den Andachten, die ſie einführten. Man kann von dem damaligen London wohl ſagen, daß Volksandachten an den Wochentagen gänzlich unbekannt waren. Hier und dort gab es zwar einige Segensandachten, beſonders eine ein- oder zweimalige Complet mit Segen in der Advents- und Faſtenzeit. Der Almanach von 1849 conſtatirt, daß in der Kapelle zu Kentiſh Town (ſeit 1859 Pfarrkirche zu Unſerer

Lieben Frau von der Hülfe der Chriſten, Fortreß Place) jeden Tag des Jahres Abendandachten geweſen und Donnerstags Segen, ſich anſchließend an eine einfache Belehrung über die Pflichten des Chriſten; aber dieſe Thatſache und vielleicht noch die eine oder andere dieſer Art, die heute vergeſſen ſind, waren Ausnahmen. Einen eigentlichen Volksgottesdienſt hatte man nicht, und das Schlimmſte war, daß die Gläubigen den Sinn dafür verloren zu haben ſchienen. Die drei oder vier Lieder, welche in dem „Seelengarten" Dr. Challoners, dem damals noch allenthalben im Gebrauch befindlichen katholiſchen Gebetbuche, ſtanden, konnten auf Volksthümlichkeit keinen Anſpruch machen; auch gab der „Seelengarten" nur die nothwendigſten täglichen Gebete; andere Andachtsbücher, in die man ausländiſche Andachten der gewöhnlichſten Art aufgenommen, gab es damals noch nicht. Man war eben über die alles Leben der Frömmigkeit ertödtenden Zeiten der Verfolgung und des kalten proteſtantiſchen Indifferentismus, zu dem das katholiſche Leben verurtheilt war, praktiſch noch nicht hinaus. Es iſt darum nicht zu verwundern, daß, als die Andachten des Oratoriums mit ihren neuen Liedern, neuen Gebeten und einer neuen volksthümlichen Predigtweiſe begannen, die Londoner Katholiken ſich anfangs nicht zurechtfinden wollten und bald formelle Klagſchriften dem Biſchofe eingereicht wurden. Man ſtellte dem Biſchofe vor, daß dieſe Neuerungen unerhört und gefahrvoll ſeien; daß man damit eher nach Art der Methodiſten als nach katholiſchen Principien vorgehe; daß man dieſelben unterdrücken ſolle. Und ſeltſam, gerade die Andacht, gegen welche man am heftigſten anging, die Andacht zum koſtbaren Blute des Heilandes, iſt heute eine der weitverbreitetſten in England.

Doch der Erfolg half ſchneller als alles Andere zur Beſeitigung des Argwohnes, und viele der rückhaltloſeſten Tadler und Gegner der Oratorianer-Andachten wurden bald ihre erſten Lobredner und Nacheiferer. Die Kirche der King Williamſtreet war *immer ſehr beſucht*, ſowohl Morgens bei der Meſſe wie

Abends bei der Predigt und Andacht, deren Form bis auf den heutigen Tag unverändert beibehalten wurde. Beſonders halfen die muſikaliſchen Talente des P. Alban Wells zur ſchnellen Verbreitung der neuen Lieder des Oratoriums. Die eifrigen Miſſionäre der Londoner Kapellen, welche die herrlichſten Früchte der volksthümlichen Andacht ſahen, ahmten ſchnell das Beiſpiel nach, und bald gab es wenig Pfarreien in London, wo die Faber'ſchen Lieder nicht gerne geſungen wurden.

Am 30. Juli, am Feſte des hl. Ignaz, wurde die 1844—1845 erbaute Kirche der Jeſuiten in der Farmſtreet feierlich eröffnet und am Sonntag in der Octave predigte P. Faber dort im Hochamte.

Um dieſe Zeit wurden die Gottesdienſte des Oratoriums für einige Wochen unterbrochen wegen der Vollendung der Kapelle. Auf Koſten eines Wohlthäters der Congregation ſollten die improviſirten Decorationen des 31. Mai einer paſſenderen und dauerhafteren Zier Platz machen. P. Faber benutzte dieſen Ruhepunkt, um in Begleitung der PP. Hutchiſon und Wells eine kürzere Rundreiſe durch die Hauptſtädte Belgiens zu machen und dort die gottesdienſtlichen Einrichtungen genauer kennen zu lernen.

Im September begaben ſich einige Väter nach Eaſt Farleigh in der Grafſchaft Kent, wo unter den zahlreichen Irländern, die dort bei der Hopfenernte beſchäftigt waren, die Cholera heftig ausgebrochen war. Zwei Schweſtern vom guten Hirten, zwei Patres und P. Faber ſelbſt reisten dahin auf Einladung des anglicaniſchen Rectors der Pfarrei, Mr. H. W. Wilberforce, der ihnen alsbald die Pfarrſchule als Hoſpital abtrat. P. Faber ließ über jedem Bette ein Crucifix und Weihwaſſer anbringen. Die Familie des Pfarrers nicht minder als er ſelbſt waren unermüdlich thätig, um den Schweſtern und den Geiſtlichen alles Nothwendige zu einer guten Pflege herbeizuſchaffen. Dank ihrem Entgegenkommen konnte P. Faber, den ſeine Arbeiten bald nach London zurückriefen, vielen Ster-

benden die Sacramente ſpenden und manche der Lebenden wieder mit der Kirche verſöhnen. Dem Pfarrer und ſeiner Familie wurde ſpäter, als beſter Gotteslohn für ihre Liebe zu den Armen, das Glück zu Theil, ſelbſt in die Kirche aufgenommen zu werden, und zwar nach Jahresfriſt genau an dem Tage, wo er die Oratorianer nach Farleigh gerufen. Von den vier Söhnen des berühmten Vorkämpfers der Sklavenemancipation in England, des edlen William Wilberforce († 1833), blieb nur einer proteſtantiſch: der anglicaniſche Biſchof von Wincheſter. Der Pfarrer von Farleigh († 1873) wurde einer der gefeierteſten katholiſchen Publiciſten.

Inmitten endloſer Arbeiten und Schwierigkeiten aller Art verliefen die vier erſten Jahre der Genoſſenſchaft in der King Williamſtreet ſchnell. Die Theure der Miethe und des Lebens, ſowie die unvermeidlichen Kämpfe bei jeder neuen Gründung machten ſich mit unverminderem Drucke ſtets wieder geltend. Anderſeits wurden die reichen Früchte ihrer apoſtoliſchen Arbeiten für die Väter eine Quelle großen Troſtes. Am 21. November 1849 ſchrieb Faber an ſeinen alten Freund J. B. Morris: „Wir ſind bis an den Hals an der Arbeit, Männer des Geſetzes, Studenten der Medicin, Leute aller Art drängen ſich durcheinander in unſerer Kirche. Zuletzt habe ich ihrer zehn aufgenommen, aber wir ſehen darauf, daß aller unnöthige Lärm vermieden wird. Ich halte mich auf den Beinen und, wie Dir Edward Bagshawe (ſeit November 1874 Biſchof von Nottingham) ſagen wird, der heute das Ordenskleid genommen, kann ich kaum meine polemiſche und geiſtliche Correſpondenz bewältigen. Der Erfolg des Oratoriums iſt wahrlich mehr als ein Wunder geweſen; wir haben gegenwärtig mehr als 500 Communionen die Woche; der Biſchof bezeugt uns die größte Liebe, und unter uns ſelbſt herrſcht größere Heiterkeit, als ich Dir ſagen könnte.“

Im Laufe des Sommers wurde P. Faber mehrmals ernſtlich *krank; ein Ausflug nach* Bath ſtellte ihn zwar her, aber

bei seiner Rückkehr nach London klagte er dem auf Malta befindlichen P. Bowden, daß er sich in London nie wohl fühle (24. Juni 1849). Im Laufe des Herbstes leitete P. Faber eine Mission in St. Wilfrid, wohin er nun nicht mehr zurückkehrte; nachdem das Eigenthum in verschiedene Hände übergegangen war, kam es endlich in den Besitz der Schulbehörden von Sedgley Park, die es zu Schulzwecken verwendeten.

Die Väter trafen große Vorbereitungen für ihren ersten Fastengottesdienst in King-Williamstreet. Trotz seiner fast beständigen Leiden, besonders heftiger Kopfschmerzen, von denen Faber, wie es schien, mit den Jahren immer heftiger befallen wurde, war er unermüdlich. Ohne Beihilfe leitete er eine Retraite von 15 aufeinanderfolgenden Tagen für Personen, die ein geistliches Leben führen wollten: er predigte dabei Morgens eine Betrachtung von zwei Stunden und gab Abends eine Conferenz von zwei Stunden, was ihn indessen nicht hinderte, unmittelbar nachher einen Theil der Fastenpredigten zu übernehmen und am Charfreitag in der feierlichen Andacht zu dem dreistündigen Todeskampfe Jesu zu predigen. Im Februar schrieb einer aus seiner Umgebung: „P. Faber arbeitet weniger wie ein Mensch, eher wie eine Dampfmaschine; ob er sich wohl befindet oder nicht, weiß ich nicht; ich wünsche, daß er wohl ist, aber sein Arbeiten ist etwas Fabelhaftes. Er hat 26 Fastenpredigten geschrieben und wird die große Predigt am Charfreitag halten: er macht noch andere Predigten gegen den Transscendentalismus, schreibt Andachten zum auferstandenen Heiland und macht Verse (nach Kilometer) auf unsern heiligen Stifter."

Vor dem Feste des hl. Schutzpatrons der Congregation hielt P. Faber drei Predigten, die später unter dem Titel: „Der Geist und das Genie des hl. Philipp Neri" veröffentlicht wurden. Um dieselbe Zeit hielt P. Newman in der Kirche *seine berühmten* Ansprachen über „die anglicanischen Schwierigkeiten", *die* für so viele Personen der Ausgangspunkt ihrer

Bekehrung zur katholischen Kirche wurden. Die Zuhörerschaft war der ausgesuchtesten Art und umfaßte eine große Anzahl anglicanischer Geistlicher, viele in der literarischen Welt bekannte Personen, wie Thackeray, Miß Charlotte Bronte u. a., die im Stande waren, die wunderbare Feinheit des Newman'schen Stiles und die Macht seiner klassischen Diction, die von wenigen seiner Landsleute erreicht wird, wohl zu würdigen. Der Eintritt in die Kirche war nur gegen Billete erlaubt.

Der erste Sonntag des Juli brachte die feierliche und förmliche Errichtung der Bruderschaft vom kostbaren Blute. Es war dieß eine der Lieblingsandachten des P. Faber. Dieselbe ging ohne Zweifel in seinem Geiste mit den theologischen Reminiscenzen seiner jüngeren Jahre zusammen. Bei seiner Aufnahme in die Kirche hatte er alle gebilligten und mit Ablässen versehenen Uebungen, die auf das kostbare Blut Bezug hatten, mit einem wahren Herzenseifer angenommen, so wie er sie in einem Büchlein gefunden, welches ihm Dr. Grant bei seiner Ankunft in Rom 1846 gegeben hatte. Der Zweig der Bruderschaft, der zu St. Wilfrid gebildet worden war (1847), hatte großen Erfolg gehabt, und es wurde ein süßer Trost für P. Faber, daß diese Errichtung resp. die Einführung der Bruderschaft in London mit der ersten großen, nun für die allgemeine Kirche vorgeschriebenen Festfeier zusammenfiel, welche der heilige Vater bei seiner Rückkehr von Gaeta zur Ehre des kostbaren Blutes angeordnet hatte. Die neue Bruderschaft resp. ihre Errichtung wurde durch päpstliches Rescript vom 12. August 1850 bestätigt.

Während des Sommers gönnte P. Faber sich nur kurze Augenblicke der Ruhe, die er hauptsächlich zu Lancing (Grafschaft Sussex) in einem kleinen, für die Saison gemietheten Hause zubrachte, wohin sich auch die anderen Mitglieder der Genossenschaft begaben, je nachdem sie frei waren. Ein alter Freund P. Fabers, der mit ihm für sein Leben gern über *theologische Dinge disputirte*, hatte die Güte gehabt, für diese

Erholung der von ihren Arbeiten faſt ganz erſchöpften Väter zu ſorgen. W. George Ward, einer der gefeierteſten theologiſchen Schriftſteller des katholiſchen England, ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, war in mehrfacher Hinſicht ein Geiſtesverwandter Fabers. Als Fellow des Balliol-Collegs zu Oxford hatte er im Jahre 1844 ſein „Ideal einer chriſtlichen Kirche" erſcheinen laſſen, ein Werk, in dem die Principien der tractarianiſchen Bewegung in einer Schärfe hervortraten, daß die Häupter der Oxforder Univerſität, die die Newman'ſchen Tractate nicht zu verurtheilen gewagt hatten, trotz der von ihnen angeprieſenen freien Forſchung und der Freiheit des Privaturtheils dagegen einſchritten. Mr. Ward, ganz von der anglicaniſchen Kirche zurückgeſtoßen, wurde von Dr. Wiſeman mit offenen Armen aufgenommen und ihm bald nachher, trotzdem er Laie und verheirathet war, ein Lehrſtuhl der Theologie in dem St. Edmond-Seminare übertragen. Seine allgemeine Gelehrſamkeit, ſeine durch dialektiſchen Scharfſinn und theologiſche Correctheit gleich ausgezeichneten Werke und ſeine vielen der Kirche in England geleiſteten Dienſte verſchafften ihm den Doctortitel direct durch Papſt Pius IX. ſelbſt. Dr. Ward war bis zum Schluſſe des Jahres 1878 der Herausgeber der „Dublin Review", unſtreitig der beſten in engliſcher Sprache geſchriebenen theologiſchen Zeitſchrift. Man wird begreifen, wie eng dieſer Mann mit den gelehrten Convertiten der King Williamſtreet befreundet und vertraut war und daß die Sorge für die Geſundheit der Väter nur einer der vielen ihnen in den Jahren der Gründung geleiſteten Dienſte war.

Um dieſe Zeit hatte das Londoner Oratorium offenbar Kraft genug erlangt, ſich allein halten zu können, und man beſtimmte, daß das Reglement des hl. Philipp jetzt in Kraft treten könne, welches beſtimmt, daß die einzelnen Congregationen von einander unabhängig ſeien. Am 9. October entließ *P. Newman* unter Zuſtimmung der übrigen Väter von *Birmingham* ſchweren und leidvollen Herzens die Londoner Ge-

ıoſſenſchaft aus ſeiner Obedienz, mit dem Auftrag, nun als ıetrennte Genoſſenſchaft ſich zu conſtituiren. Auf wen hätte ıie alsbald nothwendig gewordene Wahl des Oberen anders allen ſollen, als auf P. Faber, der am Vorabende der Wahl 11. October 1850) an den Grafen von Surrey und Arundel chrieb: „Nicht ohne Unruhe eröffnet ſich mir der Blick auf die norgige Vorſteherwahl bei dem Gedanken, ſelbſt zum Oberen ıewählt zu werden und die Intereſſen und das Anſehen der Familie des hl. Philipp in der größten Stadt der Welt auf o armſelige Schultern gleich den meinigen gelegt zu ſehen. Dieſer Gedanke legt mir den Wunſch nahe, daß alle Welt ıoch erkennen könne, was ich in Wirklichkeit bin, damit man nich verabſcheue und zu den ewig Vergeſſenen werfen möge, vohin ich gehöre. Das wird nicht hindern, daß ich, einmal ıewählt, anſtatt in meiner Erhebung ein Uebel zu ſehen, das Gott zu ſeiner Verherrlichung und zum Guten wird wenden ıönnen, mich als einen jener falſchen Brillanten betrachten will, ıie der göttliche Juwelier unter dem Diamant ſeiner ſüßen Vorſehung verbirgt, um aus ihm deſſen durchleuchtende Schön- heit hervorſtrahlen zu laſſen."

Am 12. October, am St. Wilfridstage, wurde P. Faber zum Vorſteher der Londoner Congregation gewählt, ein Amt, welches er bis zu ſeinem Tode, in jedesmaliger Erneuerung von drei zu drei Jahren gemäß der Regel des Oratoriums, behielt. Damit waren nun zwar die amtlichen Bande mit P. Newman gänzlich gelöst, aber die tiefen Gefühle der Liebe und der Hochachtung waren und blieben unlösbar. P. Faber drückte nur die Geſinnungen der geſammten Congregation aus, als er fünf Jahre ſpäter an die Spitze ſeines einzig ſchönen Werkes über „das heilige Sacrament" die Widmung ſetzte: „Meinem einzig geliebten Vater, John Henry Newman, dem ich nach Gottes Erbarmen den Glauben der Kirche, die Gnade der Sacramente, das Kleid des hl. Philipp und ſo viele andere Dinge *verdanke, für deren* Ausdruck die Armuth meiner Worte

nicht genügt, um die aber mein Herz weiß, und die es als ſeinen Schatz in ſich trägt in Erwartung der großen Offenbarungen des jüngſten Tages.“

Da die Mitgliederzahl der Genoſſenſchaft zunahm und der Raum zu beengt wurde, hatte Mr. Charles Kenny, der Beſitzer des an das Oratorium anſtoßenden Hauſes (Nro. 27), die Gewogenheit, es den Vätern zur Verfügung zu ſtellen. Inmitten der Einrichtungen desſelben überraſchte ſie zu Ende des Jahres 1850 ein heftiges, und mit ihm letztes Aufflackern jener altengliſchen Nopopery-Agitation, welche unmittelbar der Herſtellung der Hierarchie in England durch Pius IX. folgte. Das Ordenskleid der Väter bezeichnete ſie den proteſtantiſchen Fanatikern als eine willkommene Zielſcheibe des von ihnen künſtlich erregten Volkshaſſes. „Es iſt eine Zeit großer Unruhe,“ ſagte P. Faber, „aber auch eine Zeit ebenſo voll von großen Hoffnungen wie von großen Befürchtungen.“ Ueber dieſe für England ewig denkwürdigen Tage, in denen Biſchof Wiſeman als Cardinal und Erzbiſchof von Weſtminſter nach London zurückkehrte, hat P. Faber in einem Briefe an Watts Ruſſel, damals in Rom, unter dem unmittelbaren Eindruck derſelben ein treues Bild entworfen. „Vermuthlich,“ ſchreibt er (St. Gertrudstag 1850), „ſiehſt Du die Journale und erfährſt genug von unſerer gegenwärtigen Lage in England. Wir haben die Ehre, mehr als den uns zukommenden Antheil an der öffentlichen Erregtheit zu tragen, und wir ſchulden das vielleicht dem Hirtenbriefe, den der (anglicaniſche) Biſchof von London gegen uns zu ſchleudern für gut befunden. Auf allen Mauern kannſt Du leſen: ‚Nieder mit den Oratorianern!‘ — ‚Gehet nicht nach dem Oratorium!‘ — ‚Vertreiben wir die Oratorianer!‘ — Und im Leiceſterſquare erklärt ein dreifaches Plakat: ‚Weg mit dem Papismus! Nieder mit den Oratorianern! Keine Religion mehr!‘ Man flucht uns auf den Straßen; ſelbſt die Gentlemen beſchimpfen uns aus den herabgelaſſenen Fenſtern ihres Wagens. Alles das hat nicht viel

zu ſagen; aber der große, der entſcheidende Punkt, der mir Sorge macht, iſt die Richtung, welche die Bewegung einſchlagen wird. — Als ich jüngſt für den Cardinal (Wiſeman) betete, war ich ſtark verſucht, für ihn den Geiſt großer Abtödtung zu erflehen. Das iſt es ja, woran wir Noth leiden, und wenn das heutige wüſte Geheul uns dahin führt, ſo wird es für uns von wahrem Segen ſein. Mein lieber Freund, wir haben hier in England zu ſehr den Scheitel erhoben, wir Katholiken und Convertiten. Wir haben uns gehalten, als hätten wir ſchon das Heft in Händen. Wir haben uns mit zu großem Eifer auf die Pracht der Ceremonien, auf die Schönheit der Kirchen, auf die Großartigkeit des Auftretens, auf die Oeffentlichkeit geworfen, und wir haben nicht dem entſprochen, was Gott für uns nach Außen that, durch eine Vermehrung unſerer Gebete, unſerer Abtödtungen, der Uebungen des innerlichen Lebens. Wir wurden jeden Tag leerer und darum anmaßender. So mag denn Gott es zulaſſen, daß der böſe Geiſt bellt, um uns zu belehren, oder daß er gar beißt, um uns zu züchtigen; ich hoffe nur, daß die Warnung nicht weggeworfen iſt, ſondern ihre Wirkung thun wird. Ach, das Unglück iſt, daß ſo wenig Menſchen empfänglich ſind für die übernatürliche Seite dieſer Dinge. Den Menſchenkindern ſind die Wahrheiten verkürzt.“ Wen erinnern dieſe Worte nicht ſchmerzlich an das ähnliche Schauſpiel der Gottvergeſſenheit inmitten der Prüfungen, die wir durchzumachen haben?

Ueber die ſo drohenden Aengſtigungen und Prüfungen, die bei P. Faber noch durch häufiges Kopfleiden geſteigert wurden, ging das bewegte Jahr 1850 zu Ende. Gleich mit dem Beginne des Jahres 1851 wurden mehrere anglicaniſche Geiſtliche in die katholiſche Kirche aufgenommen. Der bedeutendſte unter ihnen war der Archidiakon von Chicheſter, H. Edward Manning (geb. 15. Juli 1808 zu Totteridge, Herfordſhire), heute Cardinal-Erzbiſchof in Weſtminſter. Noch im Laufe des Jahres empfing *er von Cardinal Wiſeman* die heiligen Weihen und im

Oratorium übte er zuerſt die Functionen des Diakons und Subdiakons aus; und als er bald darauf zum Prieſter geweiht wurde, war es P. Faber, der ihn über die Ceremonien der heiligen Meſſe belehrte. So verbanden alſo auch ihn unvergeßlich heilige Erinnerungen mit dem Oratorium und mit P. Faber insbeſondere.

Im Monate Juni 1851 bildete ſich auf Betreiben P. Hutchiſons ein Comité zu dem Zwecke, Schulen für die Kinder der armen Katholiken herzuſtellen, um ſo jenen in den proteſtantiſchen Armenſchulen herrſchenden glaubens- und ſittenfeindlichen Geiſt, der das Gift des antikatholiſchen Denkens und Lebens durch die Kinder in die katholiſchen Familien trug, endlich zu zerſtören und damit eine der Quellen, welche das Aufkommen der katholiſchen Kirche in London in der Wurzel hinderte, abzugraben. In einem dem proteſtantiſchen Engländer faſt natürlichen Ausdrucke, aus dem indeſſen der Accent entmenſchter Brutalität und tiefſter Seelenverachtung ſpricht, hießen dieſe Schulen Ragged Schools, d. h. Lumpenſchulen.

P. Hutchiſon, der damals noch kaum eine Ahnung von der Größe des Elendes der armen Kinder hatte, ſchlug vor, zunächſt ein Externat von 200 Knaben unter der Leitung der Väter des Oratoriums und ſpäter, wenn es gelänge, die dazu nöthigen Fonds zuſammenzubringen, ein vollſtändiges Schulſyſtem für Knaben und für Mädchen zu errichten. Das Werk wurde von P. Faber nach dieſen Vorſchlägen dem P. Hutchiſon anvertraut, der weder Ruhe noch Mühe noch Geld kannte und ſparte, bis es gelungen war. Am 9. October wurde die Armenſchule in der Roſeſtreet (Covent Garden) eröffnet; im folgenden Jahre konnte ſie in ein bequemeres Lokal nach Dunn's Paſſage (Holborn) verlegt und von da endlich in ein noch geräumigeres Lokal der Charlesſtreet (Drury Lane) verpflanzt werden.

Der Erfolg des Unternehmens überſchritt bei Weitem alle Hoffnungen. Bald erhielten mehr als 1100 katholiſche Kinder der benachbarten Straßen den Unterricht in den Schulen der

Väter; ſie fanden dort zugleich eine leichte Gelegenheit, Sonntags die heilige Meſſe zu hören und die heiligen Sacramente zu empfangen. Die ſämmtlichen Kinder gehörten der allerärmſten Volksklaſſe an, und der Einfluß, der aus einer geregelten Einwirkung zum Beſſern auf ihre Haltung ausgeübt wurde, fiel den Bewohnern und den Beſuchern des Stadtviertels bald der Art in die Augen, daß die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Behörden desſelben auf die Schulen hingelenkt wurde. Ein Project führte zum andern, und P. Hutchiſon ſchonte ſich ſo wenig in der Leitung, Verbeſſerung und Durchführung des Werkes, daß ſeine ſchwache Geſundheit bald vollſtändig wich und die Leitung der Schulen in die Hände des P. Rowe gelegt werden mußte, der ſie in demſelben Zuſtande erhielt. Nachdem man indeſſen die Niederlaſſung in King Williamſtreet aufgegeben hatte, ſtellte ſich heraus, daß die Entfernung der Schulen und der beſtändig ſich ſteigernde Anſpruch an die Kräfte der Väter es wünſchenswerth machten, daß die Schulen in andere ſichere Hände übergingen, und im Jahre 1863 wurde das ganze Inſtitut der Diöceſan-Autorität übergeben. So erhielt denn auch unter Billigung und mit der Unterſtützung P. Fabers jenes großartige Armen-Schulſyſtem der engliſchen Katholiken vom Oratorium einen Aufſchwung, das im Schuljahre 1877/78 nicht weniger als 18 417 Kindern in der Erzdiöceſe Weſtminſter allein einen katholiſchen Unterricht vermitteln konnte und durch welches das katholiſche Leben der Armen auf ſeine rechte Grundlage geſtellt wurde, eine Aufgabe, welche beſonders der gegenwärtige Cardinal-Erzbiſchof bis zur Stunde als eine der nothwendigſten und wichtigſten ſeines Epiſcopates angeſehen und mit dem ſegensreichſten Erfolge, unter dem Dank und der theilweiſen Unterſtützung der weltlichen Behörden, durchgeſetzt hat.

Während einiger Wochen ſtillen Aufenthaltes am Meere zu Ende des Sommers 1851 beendete P. Faber ſeinen „Verſuch über die Miſſionen in den Diöceſen“ unter den Katholiken, den er ſchon *früher begonnen* hatte. Trotz dieſer verhältniß-

mäßigen Ruhe ſtand es indeß bei ſeiner Rückkehr nach London ſo ſchlecht mit ſeiner Geſundheit, daß man für ſein Leben in große Beſorgniß gerieth. Ein Aufhören aller und jeder Arbeit wenigſtens für einige Monate und eine totale Luftveränderung wurden als erſter Verſuch zu ſeiner Wiederherſtellung empfohlen. Es ſchien alſo die Gelegenheit endlich günſtig, ein Jugendproject Fabers auszuführen, nämlich das heilige Land zu beſuchen, und in Geſellſchaft von P. George F. Ballard verließ P. Faber England zu Anfang October 1851 wirklich. Es erleichterte Faber den Abſchied nicht wenig, daß der Biſchof von Southwark, Dr. Grant, der vormalige Rector des engliſchen Collegs in Rom, die Väter im Predigen zu unterſtützen verſprach, was er denn auch zur hohen Freude der Väter und der Beſucher des Oratoriums eifrigſt ausführte.

Nach einem durch den Zuſtand P. Fabers nothwendig gewordenen Aufenthalte in Marſeille ſchifften ſich unſere Reiſenden endlich auf einem franzöſiſchen Dampfer nach Beyrut ein. Die Ueberfahrt war ſehr unruhig: bei der Ankunft auf Malta war P. Faber außer Stande, weiter zu reiſen, und der Reiſeplan mußte abgeändert werden.

Erſt gegen Mitte November konnten P. Faber und ſein Gefährte Malta verlaſſen; ſie begaben ſich nach Meſſina und von dort nach Catania, Palermo, Neapel und Rom. In jeder dieſer Städte war ihre erſte Sorge, das Oratorium aufzuſuchen; ſie waren ſicher, überall mit begeiſterter Liebe aufgenommen zu werden als die jüngſten Kinder in der alten weitverzweigten Familie des hl. Philipp; ihre Freude, die Arbeitsweiſe der Väter, den Geiſt ihres Inſtitutes und ihre Hilfsmittel kennen zu lernen, kannte keine Grenzen. Auf Malta hatte P. Faber den katholiſchen Matroſen bei Ankunft der engliſchen Flotte in San Philippo engliſch gepredigt; in Meſſina entzückte er die Brüder des kleinen Oratoriums mit einer italieniſchen Predigt zu ihrer größten Zufriedenheit und Erbauung. Zu Palermo traf er Lord und Lady Shrewsbury, die ihn auf das Herzlichſte

empfingen. Er kam gerade am Tage des Festes der Unbefleckten Empfängniß in Neapel an. Am andern Morgen schrieb er an P. Hutchison mit allem jugendlichen Feuer der ehemaligen Begeisterung: „Gestern im Augenblick, wo wir in den Hafen einliefen, kündigte ein Signal vom Dome die Erhebung der heiligen Hostie in der Pontificalmesse an. Es war ein Augenblick von zauberhafter Wirkung: auf allen Schiffen sah man wie auf einen Befehl sofort die Staatsflaggen in allen Farben aufhissen; von den Forts, den Kriegsschiffen, den Bastionen erdröhnte der Donner der Geschütze, der von Echo zu Echo in den fernen Gebirgen sich fortwälzte; alle Glocken rings die ganze Bucht entlang begannen im Fluge zu läuten, als hätte eine Verabredung zwischen ihnen bestanden, und im Hintergrunde lag der alte Vesuv, so friedlich seine Rauchwölkchen in die Sonne ausstoßend, daß man darüber hätte weinen mögen. Es ist dieß der große Glaubensact einer ganzen Stadt. Nur ein englisches und ein Yankee-Schiff machten in Protestantismus inmitten dieser großen Scene." Auf das Herzlichste wurde Faber, der „Preposto di Londra", von den Oratorianern aufgenommen. Am schwersten konnte er sich von den beneidenswerthen Schätzen der Bibliothek trennen, die, etwa 22 000 Bände umfassend, überaus reich an Manuscripten und seltenen Classikern war und worin er besonders ein Exemplar des Richard von St. Victor verehrte, das die Spuren der fleißigen Finger des hl. Philipp trug. Die Väter des Oratoriums waren die Tage während seines Aufenthaltes fast alle beschäftigt, ihm alte Drucke und besonders Oratorienschriften zu verschaffen. Am Ende seines neapolitanischen Aufenthaltes schrieb er nach London: „Ich kann gar nicht sagen, wie bittere Langweile mich befällt jedesmal, wenn ich fuori la Congregazione mich befinde. Tag und Nacht denke ich an London und kann hier keine Ruhe mehr finden. Mir träumte jüngst, ihr hättet einen Novizen erhalten; möchte es doch so sein! Ich mag nun keinen Brief mehr senden; ich *komme selbst.*" Die Reisenden blieben nur wenige

Tage zu Rom: ſie erhielten nichtsdeſtoweniger die Ehre einer Audienz bei Pius IX. Der Papſt empfing ſie auf das Liebevollſte und fragte P. Faber, welche Privilegien er wünſche. „Nichts für mich ſelbſt," war die Antwort; „für meine Congregation aber Alles, was Ew. Heiligkeit zu bewilligen für gut halten." Als Faber ſodann die Bittſchrift um einen vollkommenen Ablaß an jedem Tage des Jahres für die Kirche der Oratorianer darreichte, ſagte der Papſt: „Das muß an die Congregation der Riten gehen." — „O heiliger Vater," entgegnete P. Faber, „Du kannſt es ſelbſt machen, wenn Du willſt." Der Papſt lächelte und unterſchrieb das Papier. Nachdem P. Faber noch die großen Reliquien des hl. Philipp in der Chieſa Nuova, die ihm zu Ehren geöffnet und beleuchtet wurden, verehrt, hielt ihn nichts mehr zurück. Obwohl die ärztlich feſtgeſetzte Zeit zu ſeiner Erholung noch lange nicht zu Ende war, eilte er mit ſeinen Begleitern über Florenz nach Genua, wo er das Weihnachtsfeſt feierte, und dann über den Mont-Cenis durch Deutſchland nach England zurück. Am letzten Tage des Jahres 1851 kam er in London an.

Seine ſchnelle Rückkehr und die alsbald ſich in erhöhtem Maße einſtellenden Anzeichen dafür, daß ſein Zuſtand ihm noch nicht erlaube, die gewohnten Arbeiten auf's Neue aufzunehmen, bewogen P. Faber, für einige Monate in Hither Green bei Lewisham (Grafſchaft Kent) ein kleines Landhaus zu miethen und ſich dorthin zurückzuziehen. Er konnte hier leicht von London aus den Beſuch ſeiner Ordensbrüder und anderer Freunde empfangen und in den wichtigeren Dingen ſelbſt die Entſcheidung treffen. Zugleich konnte er von hier aus den Bau von St. Mary zu Sydenham Hill beaufſichtigen, dem neuen Landhauſe der Congregation, das dem Londoner Oratorium um dieſe Zeit von einem nicht genannten Wohlthäter geſchenkt worden und zu welchem am 2. Februar 1852 der Grundſtein gelegt worden war. Fabers Aufenthalt in Hither Green wirkte auffallend gut auf ſeine Geſundheit. An den damals auf Malta

weilenden erkrankten P. J. E. Bowden konnte P. Faber am 22. Januar ſchon ſchreiben: „Mein lieber John, die einzig reine Luft auf Gottes weiter Erde iſt ein rechtſchaffener engliſcher Nordwind, klar, eiſig, durchdringend, der Dir durch die Haare pfeift, Deinen Hut vom Kopfe weg über ein Dutzend Hecken trägt, der Dir in die Aermel eindringt, Dir auf den Feldwegen entgegenheult und in den Zimmern Flöte ſpielt. Für mich taugen eure Alles bratenden Sonnenſtrahlen, euer austrocknender Sirocco, euer wolkenloſer Himmel nichts. Geſtern bin ich ohne Hut im Regen draußen geweſen, was mir ſehr gut bekommen iſt.“

Eines der Hauptereigniſſe des Jahres 1852 für das geſammte Oratorium in England war der berüchtigte Proceß, den der italieniſche Apoſtat, Dr. Achilli, der zum Anglicanismus übergetreten, ſchlau die erregten Zeiten benützend, gegen Dr. Newman wegen einer die Kirche gegen deſſen Lügen und Verleumdungen entſchieden vertheidigenden Entgegnung (in der „Dublin Review“) bei der Queens-Bench in London angeſtrengt hatte. P. Newman weilte während der Gerichtsverhandlungen, die im April mit der Verurtheilung Newmans endeten, im Oratorium der King Williamſtreet, und die, welche ihn während dieſer furchtbar erregten Zeit geſehen, wie er faſt Tag und Nacht vor dem heiligen Sacramente betete, werden, ſchreibt P. Bowden, nicht leicht die Erbauung vergeſſen, die ſeine Heiterkeit, ſo viel Gleichmuth der Seele, ſo viel friedvolle Ruhe inmitten der ſkandalöſeſten Mißhandlung durch die feile Tagespreſſe, unter ſeinen Ordensbrüdern erzeugte. Einen Erſatz für die Prüfungen der letzten Monate erhielt Newman in ſeiner faſt gleichzeitig mit dem Ende des Proceſſes erfolgenden Ernennung zum Rector der neugegründeten katholiſchen Univerſität Dublin.

Die im Juni 1853 von der (conſervativen) Regierung des Lord Derby erlaſſene Proclamation, welche die alten ſtrafgeſetzlichen Statuten in Erinnerung brachte, wonach den römiſchen Katholiken *unterſagt wurde*, das geiſtliche Kleid zu tragen,

konnte zwar das Cabinet nicht populärer machen; es wurde bald gestürzt. Die Väter des Oratoriums mußten sich indessen, wenn auch mit schwerem Herzen, entschließen, angesichts des in künstlicher Weise wiederum hervorgerufenen Fanatismus des Londoner Pöbels auf ihre bisherige Praxis zu verzichten und die Soutane nur im Innern ihrer Ordenshäuser zu tragen.

P. Faber predigte in King Williamstreet während der Octave des kostbaren Blutes zu Anfang Juli alle Abende und zog sodann, um die Vollendung der Arbeiten in St. Mary zu Sydenham zu überwachen, für die nächste Zeit ganz dorthin. Man begann den Einzug dorthin am 17. Juli und seit dem 2. August wurde das heilige Sacrament dort aufbewahrt. Es war eine hohe Freude, eine Herzensgenugthuung für P. Faber, am 10. August d. J. in dem neu erbauten Hause nach der Priesterweihe des P. John Bowden und dreier anderer Oratorianer, inmitten einer ausgewählten Schaar treuer Freunde, den Cardinal Wiseman, den Fürsten Massimo, dessen Familientraditionen seit den Tagen des hl. Philipp Neri, der Paolo de Massimi wunderbar zum Leben zurückrief, enge mit dem Oratorium verbunden sind, nebst dem Bischof Dr. Grant, in dessen Diöcese Southwark Sydenham liegt, zu bewirthen. Der Tag blieb ihm wegen vieler Erinnerungen unvergeßlich. Noch heute mahnen die von dem Cardinal, dem Fürsten und dem Superior bei dieser Gelegenheit gepflanzten Bäume an diesen Tag der Freude und Ehre für P. Faber und das Oratorium.

Das Landhaus zu Sydenham wurde P. Fabers Lieblingsaufenthalt. Der Reisende, welcher von London aus den Krystallpalast besucht, weiß, daß derselbe auf einem Hügel, etwa eine halbe Stunde (mit der Eisenbahn) von London liegt, und daß die von diesem Hügel sich darbietende Aussicht in mancher Hinsicht eine einzige ist. Nach Osten über die Gärten hinaus liegt ein weiter, mit Gartenanlagen, Villen und Lusthäusern aller Art besäeter Thalgrund, der sich bis nach Seven Oaks in der Grafschaft Kent ausdehnt; nach Westen dieselbe Aussicht in

Grafſchaft Surrey; im Norden erheben ſich die hochragen=
Gebäude der Hauptſtadt wie Phantome, rieſig in die fernen
el hineinragend. Auf dieſem Hügel, vor dieſem Bilde liegt
Mary; aus ſeinem Garten ſchaut man wie von einer
denswarte in dieſes Amphitheater voll raſtloſen, geſchäftigen
ns, rings von Eiſenbahnen durchkreuzt. Dort hat P. Faber
ſchönſten Stunden, die ihm Gott noch inmitten ſeiner irdi=
ı Thätigkeit ſchenkte, verbracht, allein, im Kreiſe ſeiner
der, umringt von ſeinen Novizen, in Gebet, Betrachtung,
enſchaftlichen Studien. Das iſt der Ort, dem er einige
re ſpäter folgende Zeilen an einer hervorragenden Stelle
iner ſeiner ſchönſten Schriften widmete: „Setzen wir uns
den Gipfel dieſes Hügels: die hellſtrahlende Sonne und
reine friſche Luft gießen um uns Ströme von Licht, Leben
Freude aus, während unſere Gedanken auffliegen zu Gott,
unſere Herzen ſich in Frieden weit der ewigen Liebe auf=
ı. Vor unſeren Blicken rollt ſich jene ſchöne Ebene mit
ı dunklen Laubmaſſen auf, die ſich mehrere Meilen weit
r den funkelnden Strahlen der Sonne dahinziehen, unter=
hen und belebt von Grün und Blau, je nach der Ent=
ung und dem Schatten der Wolken. Zu unſeren Füßen
: die Rieſenſtadt, bleich wie Elfenbein unter dem dunkeln
ıchdache, das über ihr auf= und niederwogt. Die mit Villen
ſäeten Hügel, die ſie rings umgeben, ihre faſt unzählbaren
ckenthürme, ihr ungeheures Stadthaus mit ſeinen reichen
ırmchen, der majeſtätiſche Kuppelbau, der alte gebleichte
ırm, ihre weiten Waſſerflächen, auf denen ſich die Schiffe
Individuen auf einem Forum tummeln, alles das bot ſich
:ren Augen in einem Lichtſchein dar, der nur dem präch=
n Helldunkel ihrer Atmoſphäre eigen iſt. Dort lebt in
ndlich verſchiedener Abſtufung Freude, Leid, Elend, Größe
) Erniedrigung, dort leben drei Millionen Seelen, ihren
ſchiedenen Geſchicken nachgehend. Dicht neben uns ertönt
Luft *von Jubelgeſang* der Vögel und vom köſtlichen Sum=

men der Insecten, die die Sonnenstrahlen trinken und in tausend wunderlichen Schwingungen ihre launenhaften Tänze ausführen und dabei ihre kleine Musik sich selbst machen. Die Blumen hauchen ihren Duft und das Blattwerk der Gesträuche ist geschmückt mit kleinen Wesen in hellstrahlendem Kleide und goldener Rüstung, während über uns das Azurblau des Himmels tiefer und reiner als je sich dahinzieht und wiederhallt von dem hellen und freudevollen Ruf unsichtbarer Lerchen, und langsam das feierlich ernste Geläute der Stadt zu uns heraufdringt, um die Siege der Nation (nach der abyssinischen Expedition) zu feiern. Aus weiter Ferne trägt uns der Lauf des Stromes den Donner der Kanonen zu, und ganz vor uns wiegt sich voll Anmuth auf der Wasserfluth eine Flottille niedlicher Kähne, langsam, ohne irgend welche Unruhe, gleichsam als wollten sie selbst bewußt und ernst ihres kleinen Schmuckes sich freuen. Welches Bild, voll zugleich von dem Leben Gottes und des Menschen! Wie strahlend, wie schön, wie reich, wie friedevoll mahnt es uns in den unerschöpflich aus der Tiefe unseres Herzens aufsteigenden Gedanken an die kindliche Dankbarkeit gegen unseren himmlischen Vater!“

In der That, St. Mary zu Sydenham verdient diese Liebe, mit der Faber an ihm hing; auch als die Väter ihre alte beschränkte Wohnung in King Williamstreet mit einer schöneren und ihrem Berufe entsprechenderen bald vertauschten, blieb St. Mary für P. Faber, was es vom ersten Augenblick seines Besitzes gewesen. Doch kehren wir zur Erzählung des Lebens P. Fabers zurück.

Im September machte P. Faber mit P. Bagshawe seine erste Reise nach Irland; er wurde überall mit der den Iren eigenen Begeisterung und treuherzigen Liebe aufgenommen. Während des feierlichen Triduums zu Ehren der Seligsprechung des P. Peter Claver in der Kapelle der Jesuiten (Gardinerstreet) zu Dublin predigte er dort unter großem Zulaufe; auch für Wohlthätigkeitszwecke predigte er noch in zwei anderen

Kapellen. Vor seiner Rückkehr machte er noch einen Ausflug nach Tervoe bei Limerick zu einem Besuche seines Freundes Ronsel, des bekannten Parlamentariers.

Es war niemals die Absicht der Oratorianer gewesen, in dem beschränkten Lokale der King Williamstreet zu bleiben. Eine geräumigere Kirche und ein für die Bedürfnisse des klösterlichen Lebens geeigneteres Haus war das ersehnte Ziel ihrer Wünsche. Im Jahre 1850 hatte sich zu dem Zwecke ein Laien-Comité constituirt, an dessen Spitze der Graf von Arundel und Surrey stand. Mehrere Unterhandlungen des Comité blieben resultatlos. Der schon so gut wie abgeschlossene Kauf eines großen Hauses in der Nähe der Regentstreet wurde durch den Eigenthümer rückgängig gemacht. Gegen Ende des Herbstes 1852 kaufte die Congregation das unter dem Namen Blemell House zu Brompton bekannte Terrain. Das auf demselben stehende baufällige Haus wurde niedergerissen und der Bau des heutigen Oratoriums begonnen.

Die ersten Pläne P. Fabers waren zu großartig; sie mußten aus Sparsamkeitsrücksichten auf das beschränkt werden, was davon heute existirt. Der Bau begann im März 1853, und Dank der Energie, die P. Faber den Leitern desselben einzuflößen verstand, war das umfassende Gebäude am Ende eines Jahres vollendet und besetzt. Die erstaunliche Fruchtbarkeit P. Fabers in großen Plänen bildete für ihn und seine Umgebung oft einen Gegenstand heiterer Unterhaltung.

Während dieser Zeit ließ das eifrige Wirken in der King Williamstreet nicht nach. Außer den täglichen Predigten und dem beständigen Beichtsitzen war es besonders eine bei den neu eingerichteten Schulen in Dunn's-Passage für die ersten drei Wochen des Adventes von P. Faber und einigen seiner Mitbrüder abgehaltene Mission, die ihn ungewöhnlich beschäftigte. Ihr Zweck war, dem Werke der katholischen Erziehung in einem fast verlorenen Viertel einen neuen Impuls, durch die Wiederbelebung der Religion in den Familien selbst eine Grund-

lage zu ſchaffen. Der größte Theil der zahlreichen, anfangs meiſt aus Neugierde herbeigelockten Beſucher der Miſſion war kaum noch dem Namen nach katholiſch; man fand unter ihnen eine ſolche religiöſe Unwiſſenheit, daß mehrere Brüder des kleinen Oratoriums ihre ganze Zeit darauf verwenden mußten, die Elemente der chriſtlichen Lehre mit Einzelnen durchzuarbeiten. Es war eine furchtbar ſchwere Laſt, Seelen, die ſeit ſo langer Zeit durch Leichtſinn und Vernachläſſigung aller religiöſen Pflichten verhärtet waren, zu rühren und zum Pflichtbewußtſein zurückzuführen; aber am Ende gelang es doch. Nach einer Predigt, die mit Kälte und Theilnahmsloſigkeit angehört worden war, rief P. Faber, ergriffen von Schmerz, mit bebender Stimme: „Wie kann ich denn um Gottes willen eure Herzen rühren! Ich habe Jeſum angerufen; ich habe zu Maria gefleht; zu wem ſoll ich mich noch bittend wenden? Ach, euch ſelbſt, ihr, meine geliebten iriſchen Kinder, euch flehe ich jetzt an, Mitleid mit euren Seelen zu haben.“ Dieſe Worte und der Anblick P. Fabers, der ſich auf die Kniee geworfen, hatten eine außerordentliche, faſt elektriſche Wirkung. Die ganze Verſammlung fiel auf die Kniee und einige Minuten lang hörte man nichts mehr als Schluchzen und Beten. Als die Miſſion beendet war, wurde das Werk in den bevölkertſten Straßen der Nachbarſchaft fortgeſetzt, indem man geräumige Zimmer miethete, wohin das Volk auf den Schall eines Glöckchens gerufen wurde, um den Katechismus erklären zu hören, einige geiſtliche Lieder zu ſingen und gemeinſchaftlich den Roſenkranz zu beten.

Am 29. November 1859 ſchreibt Faber an die Gräfin von Arundel und Surrey folgende Einzelheiten der Miſſion: „Die Miſſion hat ihren Anfang unter unermeßlichen Tröſtungen für uns genommen. Ungefähr 1000 Perſonen ſtanden dicht gedrängt in dem Saale, der Mehrzahl nach arme, unglückliche Frauen, die noch vor dem Ende der erſten Predigt vor dem *Crucifixe* auf den Knieen lagen, ſchluchzend und ſich an die *Bruſt ſchlagend*. Sie wiſſen, daß wir jetzt inmitten eines der

verworfenſten und gottloſeſten Viertel in London predigen. Ungefähr 150 Meſſen ſind uns verſprochen und mehrere Klöſter ſind fortwährend am Beten. Thun auch Sie dem Himmel Gewalt an; ſagen Sie unſerem guten Heilande, daß es hier einer Gnade ohne Maß bedarf, ja ohne Maß! Das Gewöhnliche wäre unzureichend. Oh, wenn Sie dieſe Maſſen von armen Geſchöpfen geſehen hätten, Sie wären um ihrer Seelen willen erſchüttert worden!"

Wie ſo oft bei P. Faber, ſo tritt auch in dieſem Briefe, bei Meldung einer wichtigen, ſeinem Herzen nahegehenden Nachricht, ein ernſter Rückblick auf ſich ſelbſt ein. „Heute," ſchreibt er, „habe ich Betrachtung gehalten über die Nothwendigkeit, Gott unverzüglich, ſanft und ohne ein Wort zu ſagen, die Seele zu ſchenken, die er mir gegeben hat, und ich habe nichts entdecken können, was mich daran gehindert: nicht mein väterliches Haus, nicht das Grab meiner Familie, das ich ſeit faſt zwanzig Jahren nicht mehr geſehen, weder meine im Irrthume noch verharrenden Verwandten, weder Brompton noch Sydenham, noch irgend einer der Väter. Alles, was mich noch ein wenig feſſeln könnte, wäre eine arme Seele, die meiner bedürfte ... Und nun beten Sie für dieſe armen Seelen! Wenn wir nur aus unſeren Kelten (Irländer) Heilige machen könnten, würden wir auch ſchon beſſer mit unſeren Sachſen (Engländer) zurechtkommen."

P. Hutchiſon war nicht damit zufrieden, daß er ſeiner Arbeit im Oratorium die Leitung der Schulen in Dunn's-Paſſage beigefügt hatte. Von ihm gingen auch die erſten Verſuche aus, eine Zufluchtsſtätte für die entlaſſenen jungen, katholiſchen Sträflinge zu gründen. P. Faber hatte großes Intereſſe an dem Unternehmen, und ſein Name ſteht mit auf der Liſte des Comité, welches dasſelbe in's Leben rufen ſollte. Gegen Ende November gelang es P. Hutchiſon und Dr. Manning, Blythe House in Hammerſmith zu erwerben, um es zur Beſſerungsſchule für katholiſche Gefangene einzurichten, und zwar ſchon mit Beginn *des kommenden* Frühlings.

Noch vor Schluß des Jahres ließ P. Faber ſeinen „Verſuch über die charakteriſtiſche Bedeutung der Heiligenleben“ drucken. Er widmete die Schrift dem Cardinal Wiſeman, im Hinblick auf das „Wohlwollen, die Ermuthigung, die koſtbaren Rathſchläge und die beſondere Andacht zu den modernen Heiligen, mit denen er die engliſche Serie der Heiligenleben in ihren Anfängen und in ihren Fortſchritten beſchützt hatte.“ Dieſe Abhandlung verdient für die Abfaſſung der Heiligenleben mehr Beachtung, als ſie bis jetzt gefunden; denn außer ihrem Hauptzwecke, die hagiographiſchen Arbeiten der Oratorianer gegen die Anklage der literariſchen Unbedeutendheit zu vertheidigen, gibt ſie ſehr beachtenswerthe Einzelheiten über den Einfluß der hagiographiſchen Studien auf das geiſtliche Leben. Wir führen aus derſelben nur folgende Stelle über den Einfluß der guten Literatur — hier der Bibel — für die Aufrechthaltung der chriſtlichen Tradition an, weil dieſelbe zugleich eine Reminiscenz aus ſeinen jungen Jahren bringt. „Wenn die arianiſche Häreſie,“ ſagt Faber, „mittelſt ihrer volksthümlichen Hymnen ſich ausbreiten und Wurzel faſſen konnte, wer wird dann behaupten können, daß die mehr als gewöhnliche Schönheit und das wunderbare Engliſch der proteſtantiſchen Bibel(überſetzung) nicht eines der Bollwerke der Häreſie in dieſem Lande iſt? Es iſt das eine Melodie, die dir im Ohre hängen bleibt und die man nicht vergeſſen kann; es iſt ein Glockengeläute, das dem Convertiten nachgeht, ohne daß er ſich deſſen erwehren kann. [Nur ſehr wenige katholiſche Kirchen hatten damals ſchon Glocken.] Ihre (der engliſchen Bibelüberſetzung) glücklichen Ausdrücke ſcheinen mehr als bloße Worte zu ſein; ſie ſind ein Theil des nationalen Geiſtes. Die Bibel hält dieſen Geiſt noch trotz alles Schwankens vor Anker feſt und gibt ihm etwas Ernſtes. Mehr noch: der Cult, den man ihr erweist, iſt zweifellos ein Götzendienſt, ein ganz ſeltſamer Fanatismus, über welchen indeß dem Studenten und dem Manne der Wiſſenſchaft leicht die wirkliche Schönheit des Gegenſtandes

hinweghilft. Das Andenken an die Todten lebt in dieſer Form fort. Die mächtigen Traditionen der Kindheit ſind in Verſen ſtereotypirt für das ganze Leben. Der erwachſene Mann findet in ihr den energiſchen Ausdruck ſeines Leides und ſeiner Prüfungen; ſeine Bibel ſchließt ſeine glücklichen Erinnerungen in ſich, und Alles, was er an ſüßen, liebenswerthen, reinen, reuigen, guten Angedenken aus dem Leben mitgenommen hat, ſpricht zu ſeinem Herzen in der Sprache und den Lauten ſeiner engliſchen Bibel. Sie iſt ſein Heiligthum, auf das der Zweifel keine Schatten geworfen, welches die Streitſucht nicht befleckt hat; ſie iſt beſtändig für ihn, wie die ſtille geheimnißvolle, aber verſtändliche Stimme ſeines Schutzengels geweſen. Es gibt auf dem ganzen Umkreis der Erde keinen (engliſchen) Proteſtanten, der noch einen Funken Religion hätte, deſſen geiſtliches Leben nicht an ſeiner ſächſiſchen Bibelüberſetzung hinge. Und wer wollte ſagen, daß das nicht den Segen von Oben hätte! Menſchlich geſprochen und nach dem Urtheile unſerer Unwiſſenheit wäre es, wofern es ſich thun ließe, dieſe Bibel zu adoptiren und ſie nach der Vulgata zu verbeſſern, ein größerer Schritt zur Eroberung des nationalen Geiſtes, als ſelbſt die Abſchaffung des ſtaatlichen Charakters der anglicaniſchen Kirche. So wie ſie nun einmal iſt, hat dieſe Bibel nicht den Segen der Kirche, und wer wollte ſich in dem Traum je fangen laſſen, daß alle Schönheit beſſer wäre, als dieſer Segen?“

Der Anfang des Jahres 1853 fand P. Faber noch beſchäftigt mit einer andern literariſchen Arbeit. Am Feſte des ſüßen Namens Jeſu hatte Faber das Hochamt gehalten und ſofort nach deſſen Vollendung begann er die Serie ſeiner berühmten geiſtlichen Werke mit dem Buche: „Alles für Jeſus“ oder „Leichte Wege zur Liebe Gottes“. An dem Buche arbeitete Faber unausgeſetzt während des Frühjahres zu St. Mary Sydenham mit einem Eifer, daß er oft bis zu ſechszehn Stunden des Tages ſchrieb. Mitte Juli erſchien das *Buch und wurde allſeits* mit einem ſolchen Enthuſias-

mus von den Katholiken aufgenommen, daß in weniger als einem Monate eine zweite Auflage nöthig wurde. Von Seiten mehrerer ausgezeichneten Geiſtlichen trafen alsbald die freudigſten Zuſtimmungsſchriften ein. Der Biſchof von Birmingham, Dr. Ullathorne, einer der bedeutendſten der jetzt lebenden katholiſchen Theologen Englands, ſchrieb P. Faber am 18. Auguſt 1853: „Ich habe mit Ausnahme des letzten Kapitels das mir von Ihnen gütigſt überſandte Buch: ‚Alles für Jeſus‘ fertig geleſen. Ich bin davon mehr als befriedigt; ich bin bewegt, ergriffen. Gerade eines ſolchen Buches bedurften wir. Dasſelbe war nothwendig, um die frommen Perſonen ſich ſelbſt zu entreißen, ihren Seelen die Gewalt der Liebe anzuthun und ſie aus jener Art von Lähmung herauszuziehen, die ſie in zu enger Anſchauungsweiſe feſtbannt, die ſie die göttlichen Dinge und übernatürlichen Wege ganz ſubjectiv und bloß perſönlich betrachten lehrt. Ihr Buch iſt der Ruf der Trompete, die aufweckt, ein Feuer, das durchdringt; es reißt die Seele aus der dunklen Höhle ihres Egoismus heraus, um ſie einzureihen in die Partei Gottes und ihrer göttlichen Intereſſen. Ich bin überzeugt, daß Ihr Buch viel Gutes wirken wird, und ich danke Ihnen für dasſelbe von Herzen. Dank für die Aufwendung von all' der Mühe, die es gekoſtet und für die Gott ihr Lohn ſein wird. Ueber ein Reſultat dürfen Sie jetzt ſchon vollkommen beruhigt ſein. Ihr Buch wird die Zweifel zerſtören, die Ihre erſten Schriften als Katholik in den Gemüthern über den einen oder andern Punkt noch hätten laſſen können, z. B. darüber, ob Ihre Lehren von der heiligen Vertraulichkeit mit Gott nicht unvereinbar ſeien mit der Furcht und der Hochachtung, und ob dieſe Lehren in Ihrem Geiſt alle wünſchenswerthe Durcharbeitung hatten.“

Der gelehrte Vorſteher des St. Cuthbert-Collegs in Uſhaw, Dr. Newsham, ſchrieb Faber ſchon am 28. Juli: „Ich habe Ihr neues Werk: ‚Alles für Jeſus‘ mit Entzücken und, wie ich glaube, zu meinem großen geiſtlichen Nutzen geleſen. Ich

habe immer die Bedeutſamkeit dieſer Art zu ſchreiben, um die Seelen zu Gott zu ziehen, erkannt, und das war immer der Zweck, den ich in meinen Unterweiſungen und im Beichtſtuhle verfolgte. Aber ich finde, daß Sie dieſen ſchönen Stoff behandelt haben, wie ich es nicht vermocht hätte, und zwar in einer Weiſe, daß ich davon hingeriſſen bin und Gott danke für die hohe Erleuchtung, die er Ihnen nach ſeinem Wohlgefallen, zu ſeiner Ehre und zum Beſten ſeines Volkes geſchenkt hat. Es verlangt mich ſehnlichſt, die ſchöne Andacht, die Sie ſo ſanft einſchärfen, nicht allein im Colleg, ſondern unter dem Klerus überhaupt eingeführt zu ſehen. So oft ich nur Gelegenheit habe, will ich Ihr unſchätzbares Buch zum Gebrauche und zum Studium empfehlen."

Von dem Jeſuitenpater Cardella, dem Vorſteher des römiſchen Collegs, erhielt P. Faber folgenden Brief: „Sie wollen Jemanden, der Ihnen perſönlich ganz unbekannt, aber Ihr Freund und Ihr Bruder in Jeſus Chriſtus iſt, geſtatten, Ihnen viele Herzensfreude zu dem Buche zu wünſchen, das Sie geſchrieben. Ihr ‚Alles für Jeſus' iſt mir von England durch einen lieben Freund geſchickt worden; ich ſchrieb ihm dasſelbe, was ich Ihnen ſchreibe, daß mir nämlich wenige Bücher je ſo viele Freude gemacht, wie das Ihrige. Was mir am meiſten gefällt, iſt der Reichthum an Gedanken und frommen Geſinnungen, der übernatürliche Geiſt, die Art der Unterweiſung, die ebenſo praktiſch wie ermunternd iſt, und, um Alles in einem Worte zu ſagen, welches das Ihrige iſt, die ſchöne Verſchiedenheit in den leichten Wegen zur Liebe Gottes. . . . Glauben Sie mir, wenig Bücher ſind ſo ſehr nach meinem Geſchmacke, wie das Ihrige. Es ſcheint mir, daß Sie in gar vielen Dingen das Rechte getroffen haben. Ich kann mich nicht enthalten, u. A. es auszuſprechen, daß ich ungewöhnlich befriedigt bin über das, was Sie über die theologiſche Predigtweiſe, über die Andacht zu der göttlichen Perſon des menſchgewordenen *Wortes* und über die Erkenntniß Gottes ſagen.

Ich erinnere mich, als ich die ‚Meditationen', die ‚Soliloquien' und das ‚Manuale' las, Schriften, die unter dem Namen des hl. Auguſtin bekannt ſind, daß ich oft gewünſcht habe, dieſelben in's Engliſche überſetzt zu ſehen, ganz oder zum Theil, beſonders deßhalb, weil ſie ſo viel Theologie und eine ſo das Herz ergreifende Theologie enthalten, und weil ſie die Seele aus dieſem Thale der Thränen mit ſo viel Kraft und doch ſo großer Milde zu Gott erheben. Oft habe ich geſagt, daß die Prediger mehr von Gott und von unſerem Heilande ſprechen müßten. Mehr als einmal habe ich die große Wirkung beobachtet, welche auf arme einfältige Leute durch eine theologiſche Predigt über das Missus est (im Evangelium der Menſchwerdung beim hl. Lucas) und durch die hiſtoriſche Erklärung des großen Geheimniſſes der Menſchwerdung, der göttlichen Botſchaft an Maria, der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes und der göttlichen Mutterſchaft hervorgerufen wurde. Gewiß, nichts iſt rührender, als die chriſtlichen Geheimnißlehren, und was mich anlangt, ſo bewegt mich bei der Verehrung Mariens nichts ſo ſehr, als der Gedanke, daß ſie die Mutter Gottes ſelbſt iſt. Je tiefer ich ſie in die Geheimniſſe gehüllt ſehe, deſto der Verehrung und aller Liebe würdiger erſcheint ſie mir. Erſtaunen Sie alſo nicht, wenn ich nochmals ſage, daß wenige Bücher mehr nach meinem Geſchmacke ſind, als Ihr ‚Alles für Jeſus'."

Trotz dieſer günſtigen, die augenſcheinlichen Vorzüge der Faber'ſchen theologiſchen Anſchauungsweiſe nach verſchiedenen Seiten würdigenden Urtheile fanden einige Kritiker, daß dieß Buch den Weg zum Himmel zu leicht nahm; dieſelben haben unſeres Erachtens in dem Buche diejenigen Seiten nicht geleſen, wo von einer Reihe damals in England faſt ganz unbekannter Bußübungen die Rede iſt. Es berührt auch manche in Deutſchland gegen Faber's Theologie beſtehenden Vorurtheile, was ihr Verfaſſer ſelbſt einige Monate nach dem Erſcheinen ſeiner Schrift an den Grafen von Arundel und Surrey (2. Januar 1854) ſchrieb: „Um mein Buch herum ſteigen allerlei Urtheile

uf, die Sturm ankündigen. Wir werden ein Kreuzjahr be-
ommen, und dieſer Sturm könnte andere leicht mit ſich
ringen. Streit ſoll es indeſſen nicht geben. Ich bin ent-
chloſſen, zu ſchweigen. Das Buch mag ſchlecht ſein, und das
ſt ja wahrſcheinlich, weil es von einem ſo wenig geiſtlich ge-
innten Menſchen, wie ich bin, kommt; aber ich habe es ge-
ſchrieben, um den Seelen zu helfen, damit ſie ein wenig Liebe
mehr zu unſerem Heilande gewinnen. Das Verbot des Buches
wäre zwecklos. Wenn es dem Geiſte der Abtödtung wider-
ſpricht, wie kann man die Lehre dieſer Tugend von einem
ſchwachen, kränkelnden und ſich verzärtelnden Menſchen, wie
ich es bin, erwarten? Ich muß darum gerade denen dankbar
ſein, deren Zungen und Kritik die Gelegenheit für trefflich
erachten, mir eine ſtrengere Abtödtung als die Kupferdrähte
der Geißel aufzuerlegen. Mein einziges Gebet beſteht darin,
daß dieſe guten Ordensleute und Andere nicht leichten Herzens
mein ſchlechtes Brod von dem Munde der Kinder wegnehmen,
ohne es vorher durch eine beſſere und kräftigere Speiſe zu er-
ſetzen. Man meint, ich ſchicke die Leute auf Ruhekiſſen in
den Himmel. . . . Hat man unſerem hl. Patron nicht vor-
geworfen, er ſchicke ſie in vierſpännigen Karoſſen hinein? Da-
neben ſpielt mein beſcheidenes Fuhrwerk doch eine armſelige
Rolle. Iſt ein Menſch im Stande, Strengheiten an ſich aus-
zuüben, deſto beſſer: ſein Herz wird überſtrömen in Gott; aber
wenn er ſich nicht geißeln oder brennen, ſich nicht die Nahrung
entziehen kann, ſoll er darum auch das unterlaſſen, was er mit
Liebe thun kann, ſoll er darum auch nicht einmal mit der Er-
füllung der Gebote und der Gewinnung der acht Abläſſe ſich
begnügen dürfen? Sicherlich, es wäre gegen die Glorie Gottes
ein ſchlechter Dienſt, wenn man es fertig brächte, daß ſo viele
Perſonen, denen mein Buch Gutes gethan, nun mißtrauiſch
würden und nach einigen Anſtrengungen in die Lauheit und
die Trockenheit der vergangenen Tage zurückfallen. Indeſſen
Gott *ſoll und er wird verherrlicht* ſein, gleichviel wie; und

wenn die Verurtheilung und das Verbot meines Buches auch dazu nur ein ganz Weniges beiträgt, werde ich glücklich ſein, wofern es das Mittel dazu wird."

Wie ſich dieſe Anfeindung gegen Fabers Buch bildete, darüber kann vielleicht folgende, heute noch lehrreiche Stelle in der erſten Auflage Aufſchluß geben; die Cenſur, die dieſelbe ausſprach, wurde in gewiſſen Häuſern empfindlich verſpürt. P. Faber ſchrieb nämlich: „Wenn Ordensfrauen ſich ſelbſt loben, unter dem Vorwande, ihre heilige Genoſſenſchaft, ihre heilige Regel, ihren heiligen Stifter zu loben, wenn ſie ganz geiſtliches Mitleid mit den Weltleuten ſind, beredt über die Gefahren und die Schlingen, von denen ſie befreit ſind, und wenn ſie ſich überlaut über die Gnade ihres Berufes beglückwünſchen, ſo kann ich nicht umhin, vielleicht nur aus Widerſpruchsgeiſt, hieraus zu ſchließen, daß dieſe guten Ordensfrauen eine armſelige Idee von dem haben, was Gott von ſeinen Bräuten verlangt: denn ſonſt würden ſie mehr erſchreckt über ihre Unvollkommenheit ſein. Ich argwöhne, daß unſer Heiland in einer ſolchen Genoſſenſchaft nicht gut behandelt wird, und daß das innerliche Leben dort beklagenswerth oberflächlich iſt. Sich ſelbſt Lobreden zu halten, iſt, glaube ich, eine Gewohnheitsſünde mancher Ordensfrauen; ſie thäten gut, von Zeit zu Zeit ſich zu erinnern, daß ein Zöllner in der Welt weniger zu beklagen iſt, als ein Phariſäer im Kloſter. Eine allwöchentliche Betrachtung über die heiligſte und anbetungswürdigſte Reinheit Gottes würde zu dieſem Zwecke beſonders ſegensvoll ſein. Wenn es einer guten Seele verliehen würde, plötzlich einzuſehen, zu welcher Höhe von Vollkommenheit und Tiefe von Leiden ſie ſich durch die Ordensgelübde verpflichtet, könnte ſie vielleicht mit dieſer ihr zu Theil gewordenen Viſion nicht ohne ein Wunder weiterleben. Ach, all das geiſtliche Geplauder über die Freuden und die Vorzüge des Kloſterlebens iſt doch nur in dem Munde einer jungen Novize oder einer Ordensfrau ohne Erfahrung zu begreifen.

Man verſteht in dieſen freudevollen Häuſern, wo Alles das Uebernatürliche athmet, nie etwas von der Erniedrigung, von der friedevollen Ruhe, von dem Göttlichen; wo die Luft ſelbſt den Gedanken des Stolzes zurückdrängt, und aus denen man nicht herausgeht, ohne eine koſtbare Verachtung ſeiner ſelbſt mitzunehmen, die nichts von den Bitterkeiten der verletzten Eitelkeiten an ſich hat."

Andere Gedanken derſelben Art äußerte Faber in einem Briefe an eine Oberin (28. Januar 1854), die ihm ihre Bedenken gegen ſein Buch vorgetragen: „Ach," ſagte er, ſich rechtfertigend, „ihr Alle, ihr braven Ordensfrauen dieſes Landes, ſcheint mich mit dem Anathem belegen zu wollen, und gleich einem verhärteten Ketzer bleibe ich doch boshaft genug, gerade hierin einen Beweis zu finden, daß ich Recht habe. Daß ich nicht geeignet ſei, ein geiſtliches Buch zu ſchreiben, gebe ich zu; aber wenn ich nun einmal ungeſchickter Weiſe die Idee gehabt, dieß zu thun, was folgt hieraus nach guter Logik anderes, als daß ich die Pflicht eines geiſtlichen Schriftſtellers befolgen mußte, die gewöhnlichen Fehler jedes Berufes und jedes Lebensſtandes hervorzuheben? So lange ich über die Weltdamen urtheile, die halb wie Ordensfrauen, halb wie Vorſtandsdamen der Almacks (Subſcriptions-Bälle) leben, ſo lange ich über Parlamentsmitglieder und ihre Anbetung der Politik ꝛc. witzele, ſind die Ordensfrauen zuerſt zum Lächeln aufgelegt; aber müſſen denn nicht auch ſie ſelbſt entweder ſich für fehlerlos, ſündenunfähig halten, oder gerne ertragen, daß ich auf die Fehler aufmerkſam mache, denen ſie ausgeſetzt ſind? Die in Rede ſtehenden Fehler von Ordensleuten werden beſtändig von den geiſtlichen Schriftſtellern, ſelbſt von den Zeiten des hl. Bernhard an, erwähnt, der den Ordensleuten in ſeinen Predigten über das hohe Lied dieſelben Vorwürfe macht, und ich kann folglich, wenn ich ihn nachahme, nicht Unrecht haben. Ich kenne freilich die ausländiſchen Klöſter beſſer als die engliſchen, *aber ich hatte kein einziges* beſtimmtes Kloſter im Auge,

als ich jene Bemerkungen niedergeſchrieben habe, um deren Aufnahme mich übrigens ein Biſchof gebeten hat. Ja, ich habe nie etwas anderes als Erbauung in allen den Klöſtern gefunden, in denen ich in England geweſen bin, und ich ſchulde ihnen allen von Clankerne bis Darlington Dank dafür. Perſönlich haben Sie nichts Auffallendes in meinen Worten gefunden, ſchreiben Sie. Wenn Andere empfindſamer geweſen ſind, kam das vielleicht daher, weil die Mütze ihnen zu gut ſtand? Aber ich will keine üble Rede. Iſt nach Alledem ein geiſtliches Buch dazu da, um die Leute zu loben oder um ſie zu beſſern und tugendhafter zu machen? Wie dem auch ſei, es ſoll demnächſt eine Verſammlung von allen Oberinnen in England ſtattfinden, und da ich eine hohe Achtung vor den Klöſtern habe und ich die Ordensfrauen als den aus dem ganzen Garten des Bräutigams ausgewählten Lilienkorb betrachte, werde ich, um meinen Frieden zu ſchließen, mir jede Buße, gleichviel welche, die mir durch Ihr Concil auferlegt wird, gefallen laſſen. ‚Glückſelig die Friedensbringer!‘ ſteht geſchrieben. Sehen Sie denn, meine ehrwürdige Oberin, zu, welche treffliche Gelegenheit Sie haben, einen Segen zu gewinnen, den Sie ſonſt in Ihrem Kloſter ſich nicht verdienen können, nämlich eine Klage zu begütigen. Verſöhnen Sie mich alſo mit den erzürnten Ordensfrauen, und Sie werden wirklich unter die Zahl derer gehören, die Frieden ſtiften.“

Man ſieht, welcher Art von Beſchäftigung P. Faber oft obliegen mußte, während ſeine Aufmerkſamkeit auf ganz andere Dinge gerichtet war. Er fuhr fort, in dem Oratorium die Hauptpredigten zu halten, und hatte den vorzüglichſten Antheil an der Beſprechung und Feſtſtellung der durch den Architekten Scoles fertiggeſtellten Pläne für das neue Haus in Brompton. Nach einem kurzen Beſuche im Seediſtrikt während der ſchönen Jahreszeit predigte er bei der Conſecration des erſten Biſchofs von Liverpool, Dr. Goß, am 24. September.

Die Arbeiten in Brompton nahten ihrem Ende; die Väter

trafen ihre Vorbereitungen und kündigten den Pachtcontract für King Williamſtreet. Als der Augenblick der Schließung der dortigen Kapelle nahte, wollte die vielbeſuchte Kirche nicht mehr leer werden von allen den Perſonen, denen dieſe heilige Stätte ſo vieler Gnaden unvergeßlich geworden war. Die letzten Gottesdienſte fanden am Tage des heiligen Namens Mariä (11. September) ſtatt. Das Hochamt hielt der Biſchof von Northampton, die Predigt der Biſchof von Southwark. Die gewöhnliche Verſammlung der Bruderſchaft vom koſtbaren Blute fand denſelben Abend zur gewohnten Stunde unter ganz ungewöhnlich großem Zudrange ſtatt und P. Faber predigte. Trotz der Freude der Väter, bald in ihr neues Haus gehen zu können, war es dennoch für ſie ein wehmüthig ſtimmender, gar ernſter Abend, wo ſie zum letzten Male in ihrer Nothkirche die trauten Geſänge und Gebete hörten, die ſo Viele zu Chriſtus hingeführt. Wenn einerſeits ſich vor ihnen ein größeres Arbeitsfeld eröffnete und eine geſichertere Heimath, ſo blieb ihnen doch auch anderſeits das Andenken an die endloſen Mühen, die großen Segnungen, die dieſen erſten Ort ihrer gemeinſchaftlichen Ordenswirkſamkeit ſo fruchtbar gemacht hatten, unendlich theuer.

Was P. Faber ſelbſt anlangt, ſo lief mit ſeiner letzten Predigt in King Williamſtreet wieder ein Abſchnitt ſeines ganz Gott und der Religion geweihten Lebens zu Ende. Hatte er in den Anfängen ſeines Ordenslebens, zumal als Oratorianer, den katholiſchen Heiligenleben in ihrer vollen hiſtoriſchen Realität und Wirklichkeit das Bürgerrecht in den katholiſchen Kreiſen Englands erſtritten, das ihnen die kalte rationaliſtiſche und unkatholiſche Anſchauungsweiſe der langen Verfolgungsjahre verkümmert, ſo hatte er ſowohl durch ſeine ſeelſorgliche Wirkſamkeit nach allen Richtungen hin im Oratorium zu King Williamſtreet, als auch durch ſeine letzten Schriften einen weiteren erfolgreichen Grund zur Wiedereroberung der katholiſchen *Herzen für alle* die wunderbaren Schönheiten ihres

übernatürlichen Glaubens- und Gnadenlebens gelegt. Das waren die Anfänge seiner Meisterjahre; daß Gott ihm die Fülle dieser Jahre nicht schenken werde und nicht schenken könne, ohne das ernsteste Ringen nach Beharrlichkeit, ohne größeres Wirken, rastloseres Arbeiten, neue Leiden, wußte er, und darum hielt er sein Herz stets bereit zum Opfer seines Lebens, seiner Kraft, seiner Intelligenz, seiner Ruhe, seiner Gesundheit.

VII.

Das Oratorium in Brompton (1854—1863). Einrichtung desselben und Arbeiten daselbst. P. Fabers Lebensweise. Charakteristik seines Wirkens. Leidender Zustand P. Fabers. Seine Predigten und sonstige Unternehmungen. Die ascetische Correspondenz P. Fabers; Fortsetzung seiner Charakteristik.

Ein großer Theil der Congregation siedelte einstweilen nach St. Mary in Sydenham über. In den dreijährigen Wahlen, die in St. Wilfrid abgehalten wurden, wurde P. Faber zum zweiten Male zum Oberen gewählt und leitete als solcher von St. Wilfrid aus den Neubau in Brompton, bis er am 1. März 1854 mit einigen Vätern und Brüdern dorthin übersiedeln konnte; die übrigen Ordensgenossen trafen in den folgenden vierzehn Tagen ein. Nach dieser gezwungenen Ruhe von sechs Monaten waren die Väter froh, ihre genossenschaftlichen Uebungen und ihre äußeren Arbeiten endlich wieder aufnehmen zu können.

Das neue Haus war so sehr für das Leben der Oratorianer geeignet und das Andenken der in King Williamstreet so lange erduldeten Eingeschränktheit war noch so lebendig, daß ihnen ihre Einführung in Brompton wie eine Neugründung ihrer Genossenschaft vorkam.

Um die großen Kosten des Baues zu decken, erhielt die Congregation u. A. einmal 10 000 Pfd. Strl. zum Ankauf

des Bauplatzes von einer Dame, deren Name nie bekannt werden ſollte, dann von dem Grafen von Arundel und Surrey zum Bau des Flügels, worin das Oratorium und die Bibliothek lag, 4000 Pfd. Strl.; das Comité, von welchem wir geſprochen, ſpendete zum Kirchenbau 700 Pfd. Strl. Die Hauptausgabe wurde, obwohl mit vieler Mühe, aus dem Privatvermögen der Väter ſelbſt gedeckt.

Eine proviſoriſche Kirche, lang und niedrig, geräumig, ohne Decoration und ohne Kapellen und Seitenſchiffe, wurde erbaut und in Stand geſetzt. Auch jetzt wie anfangs in King Williamſtreet fehlte es nicht an Unglücksvögeln, die über die Größe der Kapelle ſpöttelnd fragten, ob die Väter ſie je zu füllen wähnten. Doch das Bedenken war ſehr ſchnell gelöst, und wenn etwas bedauert werden mußte, ſo war es, daß man nicht noch größer gebaut hatte. Die Kirche wurde am 22. März von dem Generalvicar Dr. Maguire eröffnet, auf welchen Tag in dieſem Jahre das Feſt des hl. Joſeph war transferirt worden. P. Faber hielt die Predigten im Hochamt und nach der Vesper. Die Ueberanſtrengung der letzten Tage hatte ihn ſo angegriffen, daß er außer Stande ſchien, zu predigen. Die Congregation gelobte, dem hl. Joſeph in der Kapelle eine Statue aufzuſtellen, wenn P. Faber an dieſem für ſie ſo wichtigen Eröffnungstage ihrer neuen Wirkſamkeit predigen könnte. Erſt im letzten Augenblicke war P. Faber im Stande, das Bett zu verlaſſen, und keiner ſeiner Zuhörer hatte eine Ahnung von den Leiden, die dieſer Morgenpredigt vorhergegangen waren. Das im Oratorium eingeführte beſtändige Beichtſitzen an allen Tagen und zu allen Stunden für Alle, die ſich dazu einſtellten, begann am Abende vor Palmſonntag, und am Montage nach Oſtern wurden die gewohnten Oratorianer-Andachten mit einer Reihe von Predigten Fabers wieder aufgenommen. Mit Ausnahme des Samstags, der ausſchließlich dem Beichtſitzen diente, wurde jetzt täglich Abends gepredigt, woran ſich die geiſtlichen Uebungen, Lieder ꝛc. anſchloſſen. Der ſacramentaliſche Segen wurde

an allen Donnerstagen, Feſt- und Sonntagen bei dieſen Andachten gegeben.

P. Faber hielt außerordentlich viel auf die Oratorianer-Sitte des täglichen Predigens. „Sorgen wir," ſagte er einſt zum Capitel der Congregation, „daß nie an das tägliche Wort gerührt werde, welches, wie ich glaube, die Haupturſache unſeres Erfolges geweſen iſt, wie auch die Urſache des regelmäßigen Beichtens in unſerer Kirche und alles deſſen, was uns vor der erſten beſten Pfarrkirche auszeichnet." Der Sonntag-Abend war der Verſammlung der Bruderſchaft zum koſtbaren Blute vorbehalten. Man pflegte in derſelben die Gebetsintentionen für die Mitglieder zu verleſen, und dann folgte Predigt und Segen. Dazu kamen noch in der Faſtenzeit und im Maimonate andere Gottesdienſte. Auch wurde das ganze Jahr hindurch Donnerstags und Samstags am Nachmittage der Segen gegeben.

Obwohl es zur Zeit der Wiederaufnahme dieſer gottesdienſtlichen Uebungen wenig Katholiken in der Nachbarſchaft des Oratoriums gab, waren die Gottesdienſte doch ſehr beliebt. Gleich von Anfang an waren am beſten die Abendgottesdienſte beſucht und bald ein Unterſchied zwiſchen King Williamſtreet nicht mehr zu finden. Dieſer Erfolg war zum größten Theile P. Faber zu danken, der auf alle Einzelheiten die größte Sorgfalt legte. Die Auswahl der Andachtsübungen und Lieder, der Inhalt und der Stil der Predigten, der Schmuck der Kirche, die Anordnungen betreffend den Segen, die genaue Ausführung aller in den Rubriken vorgeſchriebenen Ceremonien waren Gegenſtand der ſchärfſten perſönlichen Ueberwachung P. Fabers. Wer beſonders der Andacht am Sonntag Abend beiwohnte und ſie in ihrer ganzen Vollendung beobachtete, konnte ſich eines tiefen Eindrucks nicht erwehren. Mutter Margaretha Maria Hallahan, die ehrwürdige Stifterin eines Zweigordens von Dominikanerinnen für England, hatte einſt Gelegenheit, dem Gottesdienſte der Oratorianer beizuwohnen, als ſie in der Nach-

barſchaft ſich aufhielt; in Bezug auf die Sonntag-Abendandachten erklärte ſie in ihrer energiſchen Sprache, daß ſie von Stone (ihrem Mutterhauſe) auf den Knieen herbeirutſchen möchte, um ihnen nur beiwohnen zu können.

Mit der Einrichtung des Oratoriums zu Brompton beginnt die letzte Periode im Leben Fabers. Es hatte keinen andern Mittelpunkt mehr; ein Jahr folgte dem andern, ohne eine Aenderung in ſeinen Beſchäftigungen zu bringen; ſeine Arbeiten wurden nur durch häufige und ſchwere Krankheiten unterbrochen. Am Tage nach dem Patronatsfeſte des hl. Joſeph, kurze Zeit nach dem Einzuge in Brompton, ſchrieb er an die Lady Arundel: „Heute vor fünf Jahren habe ich die erſte Meſſe in unſerer Armuth in King Williamſtreet geleſen, wo Lord Arundel noch mit uns das einfachſte Frühſtück nahm, welches er je genoſſen hat und genießen wird. Welche Jahre! Wie iſt es möglich, daß Gott ſo viel für ſeine armen Geſchöpfe thun kann! Möchte er eines Tages nur nicht ſagen: ‚Wahrlich, ihr habt euren Lohn dahin!‘“

Bevor wir über die Ereigniſſe der nun folgenden Jahre berichten, wird es gut ſein, Einiges über die Lebensweiſe und zur allgemeinen Charakteriſtik P. Fabers um dieſe Zeit zu bemerken. P. Faber ſtand ſehr früh auf und hatte gewöhnlich in der Privatkapelle die Meſſe ſchon geleſen, bevor das übrige Haus in Bewegung war. Er nahm alsdann eine Taſſe Thee, und nachdem er ſeine Betrachtung gehalten, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch bis zum Dejeuner. Der Morgen verging in der Regel damit, daß er mit den verſchiedenen Vätern ſich beſprach, die ihm Rechenſchaft von den ihnen anvertrauten Arbeiten ablegten und ſeine Rathſchläge empfingen. Die Mehrzahl aller Unternehmungen des Oratoriums im Innern des Kloſters wie draußen verdanken ſeiner Initiative oder wenigſtens ſeiner Ermuthigung und ſeinem Rathe ihren Urſprung. Wo nur irgend eine Schwierigkeit ſich zeigte, beeilte er ſich, beizuſpringen. Zu jeder Stunde war ſein Zimmer von

den Vätern beſucht, von denen die Mehrzahl eine empfindliche Lücke in ihrer Tagesordnung gefunden, wenn ſie das Zimmer nicht beſucht, welches für ſie die „Schule der chriſtlichen Freude" des hl. Philipp in der Chieſa Nuova zu erneuern ſchien. Bei jeder Gelegenheit war es der „Vater," wie man immer mit dem gemeinſamen Ausdruck der Liebe den Oberen im Oratorium bezeichnet, an den ſich Jeder am liebſten wenden wollte.

Beſonders an Feſttagen ſah P. Faber die Väter gerne alle ſo früh als möglich bei ſich, und alsdann hatte er ſtets dafür geſorgt, daß im Zimmer Alles mehr in Ordnung war, als ſonſt, und daß der bloße Zutritt zu ihm ſchon den Feſttag bemerkbar machte. Als eines Oſtermorgens ein Pater eine Bemerkung über die Ordnung machte, die im Zimmer herrſche, ſagte Faber, das Leintuch des heiligen Grabes ſei nach der Auferſtehung gefaltet vorgefunden worden, und der Heiland habe uns dadurch ſeinen Haß gegen die Unordnung zu verſtehen geben wollen.

Da er das lebhafteſte Intereſſe an Allem nahm, was die Congregation betraf, deren augenſcheinlicher Nutzen ihr einen täglich größer werdenden Wirkungskreis zuführte, ſo wuchs auch mit jedem Tage ſeine Verantwortlichkeit. Die inneren Angelegenheiten des Hauſes bedurften einer peinlichen Aufmerkſamkeit, denn die finanzielle Stellung der Genoſſenſchaft verlangte die ſtrengſte Sparſamkeit. Sie hatte keine Dotation, und die privaten Hilfsquellen einzelner Mitglieder waren durch die neue Gründung ſehr erſchöpft: man hatte bei dieſer Gelegenheit außerdem eine Schuld contrahiren müſſen, deren Zinſen eine hohe Summe ausmachten. Die Einnahmen der Kirche, die nach den Gewohnheiten des Oratoriums nie zur Unterhaltung des Hauſes verwendet werden, deckten faſt niemals die Cultuskoſten und die Väter mußten für das Deficit aufkommen. Nach beiden Seiten hin gab es für P. Faber eine beſtändige Quelle ſorgenvoller Unruhe, unter der ſeine Geſundheit ſichtbar zu leiden hatte.

Zu diesen Arbeiten und Unruhen kam noch seit dem Jahre 1856 das Amt des Novizenmeisters. Es war seine Lieblingsarbeit; er hatte für sie eine bestimmte Zeit und ganz besondere Sorgen und Mühen sich auferlegt und erklärte oft, er tauge hierzu mehr als zum Superior. Dazu kam noch, daß, je weiter seine Bücher seinen Namen bekannt machten, man sich von allen Seiten an ihn wandte, um sich Raths zu erholen. Er antwortete mit gewissenhafter Genauigkeit Allen, oft in einer sehr umfangreichen Weise, so daß seine Correspondenz einen großen Theil seiner Zeit in Beschlag nahm. Einem der Väter, der in seinem Zimmer einen beträchtlichen Stoß von Briefen zum Beantworten vorfand und äußerte, er beneide ihn um sein Talent, zu correspondiren, antwortete er: „Mein Talent ist die Furcht Gottes."

P. Faber trat selten über die Schwelle des Hauses, es sei denn, um von Zeit zu Zeit einen Gang durch den Garten zu machen; noch seltener machte er Besuche, und das nur in einzelnen der Häuser, deren Seelsorge den Vätern des Oratoriums oblag; besonders gern ging er zu den Armenschulen nach Dunn's Passage und Charlesstreet (Drury Lane), wo sein Erscheinen jedesmal einen Sturm von Begeisterung hervorrief.

Seine einzige Freude und Erholung war der Aufenthalt in St. Mary zu Sydenham. Die dort unter seiner persönlichen Leitung angelegten Gärten hatten ihm Gelegenheit geboten, seinen Geschmack für Landschaftsgärtnerei und seine Freude an Naturschönheit zu entfalten. Aber so schön auch die Lage von St. Mary wegen der bewundernswerthen Aussicht, noch war Alles rings im Entstehen; erst nach einigen Jahren anhaltenden Arbeitens und Versuchens verdienten die Baumanlagen, der treffliche Geschmack und die geschickte Vertheilung des Ganzen die Anerkennung urtheilsfähiger Personen. Indessen thaten die auf diese Arbeiten verwandten Sorgen weder der Lust noch dem Umfang seiner literarischen Arbeit Eintrag. In St. Mary sah er gerne die Novizen um sich, um sie am

Orte ſelbſt zu beſchäftigen und ihnen zugleich eine Erholung zu verſchaffen.

Die Vorliebe für Kinder iſt im Oratorium eine Tradition, die auf den hl. Philipp zurückgeht, und P. Faber, der ein ſtarkes Theil dieſes koſtbaren Erbes der Congregation überkommen, pflegte nach St. Mary gerne die Schaaren der Knaben mitzunehmen, die P. Wells in einer mit dem kleinen Oratorium vereinigten Bruderſchaft geſammelt hatte. Unter dieſen luſtigen und lärmenden Beſuchern war einer der treueſten Guilio Watts Ruſſel, der wenige Jahre ſpäter im Kampf bei Mentana wie ein Held für die Freiheit des apoſtoliſchen Stuhles fiel und dem P. Cardella S. J. in einem rührenden Nachrufe ſeine Beziehungen zu P. Faber zum höchſten Lobe anrechnete. Von andern ſeiner liebſten Beſucher in St. Mary iſt einer Weltprieſter, ein anderer Ordensmann, ein dritter Oratorianer geworden. Zur Zeit, als P. Faber ſtarb, erzählte ſein alter Freund W. H. Wilberforce den Leſern des „Weekly Regiſter" von dem ganz unbeſchreiblichen Reize ſeines vertrauten Umgangs, von dem Glanze ſeiner Unterhaltung, worin er die Helden der Londoner Salons ebenſo hoch überragte, wie dieſe die Menſchen gewöhnlichen Schlages, von dem magiſchen Spiele ſeiner Phyſiognomie und ſeiner Stimme, von jener einzigen Verbindung liebevoller Zärtlichkeit, himmliſcher Klugheit und vollendeter Weltweisheit, die ſeine privaten Beziehungen charakteriſirten, und endlich von ſeiner Anziehungskraft, die ſich ebenſo ſehr bei den Kindern wie bei der Gelehrtenwelt Geltung verſchaffte.

P. Faber war ein nicht müde zu bringender Leſer, ſelbſt in den Stunden ſeiner Krankheit; nur die allerernſteſten Anfälle derſelben haben ihm das Buch aus der Hand winden können. Außer dem Studium der theologiſchen Werke, mit dem er regelmäßig und bedacht ſeine Predigten und dann ſeine Bücher vorbereitete, las er die hervorragendſten Tages-Publikationen über die phyſiſche Geographie und die Naturwiſſenſchaften; die Reiſeberichte hatten für eine Einbildungskraft gleich der ſeinigen, die

im Stande war, die beſchriebenen Scenen ſich leicht und ganz vorzuführen, einen großen Reiz. Er war ſtets darauf bedacht, ſich die wichtigſten theologiſchen Werke zu verſchaffen, auch wenn ſie noch ſo ſelten geworden waren; ſeine Lieblingsbücher indeß waren die, welche über myſtiſche Theologie und über das geiſtliche Leben handelten. Er war beſtändig auf der Jagd nach alledem, was ſeine reiche Sammlung dieſer Art von Literatur, ſowie neuer Heiligenleben und Offenbarungen der Heiligen anlangt. Während der letzten Jahre ſeines Lebens führte er beſtändig den Bloſius in der Ausgabe des Dr. Newsham bei ſich, den er beſonders Geiſtlichen gerne empfahl. Er las ſchnell, mit Bleiſtift am Ende jedes Bandes alle Stellen notirend, deren Verwerthung ihm einmal von Nutzen ſein konnte. Da die Pläne zu ſeinen Werken immer mehrere Jahre vorher entworfen waren, bevor ſie ihre definitive Form erhielten, trug er auf dieſe Weiſe ein großes Material zu ihrer Ausführung zuſammen, über welches ſein treffliches Gedächtniß mit einer Freiheit verfügte, die den Gegenſtänden, die er behandelte, immer neues und friſches Leben und Licht gab.

P. Faber pflegte in dem Hochamte während der Sonntage in der Faſtenzeit und im Monate Mai zu predigen; auch gab er zu denſelben Zeiten bisweilen die nachmittägigen Inſtructionen ein- oder zweimal die Woche. Ferner hielt er die Sonntagspredigten den Monat Juni hindurch, alles das unbeſchadet der Predigten, die der Reihe nach im übrigen Theile des Jahres auf ihn fielen. Mit der größten Sorgfalt bereitete er jede Predigt vor: trotz all' ſeines Geſchickes, trotz der Leichtigkeit des ihm in ſeltener Weiſe zu Gebote ſtehenden Ausdruckes, trotz ſeines Talentes zu ſchildern, ſchrieb er immer ſeine Bemerkungen lange Zeit vorher nieder, ſelbſt für eine einfache Anſprache, die er an Schulkinder richten wollte. Er drang bei den Vätern ſeiner Congregation ſehr darauf, ebenſo zu handeln, indem er beifügte, alles, was nicht ſorgfältig vorbereitet ſei, ſei nicht werth, angehört zu werden. Auswärts predigte er ſelten, zum

Theil, weil er keine Verpflichtungen auf ſich nehmen wollte, deren Erfüllung ihm ſeine Geſundheit nicht geſtattete, und dann, weil er Arbeit genug im Oratorium ſelbſt hatte, um noch eine Zulage zu ſuchen. Unter ſeinen Leiden machten ihm beſonders ſeine nervöſen Leiden das Arbeiten beſchwerlich, und oft, wenn ſeine Zuhörer ganz unter dem Eindrucke der Macht und Anmuth ſeiner Rede ſtanden, ahnten ſie nicht, daß jeder Andere als Faber ſtatt auf der Kanzel im Krankenzimmer wäre.

Trotz aller dieſer Schwierigkeiten hielt er mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit darauf, bei allen Gottesdienſten, bei denen herkömmlich die ganze Congregation erſchien, nicht zu fehlen. Ebenſo war er hinſichtlich des kirchlichen Ceremoniales ſtrenge vorab gegen ſich ſelbſt, dann auch gegen ſeine Ordensbrüder; die kleinſten Fehler in der Haltung entgingen ihm nicht, und er duldete es nicht, daß man aus Zwecken des privaten Gebetes ſeine Aufmerkſamkeit von der Ceremonie ablenkte, ja, dieß war einer der wenigen Punkte, wo ſeine gewöhnliche Milde ihn verließ: die Väter des Oratoriums wußten dieß, und einer derſelben, der in den Rubriken mit am kundigſten war, geſtand, daß der Blick Fabers ihn mehr als einmal in's Zittern gebracht. Und dieſelbe Sorgfalt wie in dem unmittelbaren Altardienſte brachte er auch in die Sacriſtei mit und in Bezug auf alles, was den Cult des Allerheiligſten betraf.

In Allem war P. Faber hochherzig; er hatte eine ſtets offene Hand, die immer mehr gab, als die augenblickliche Noth zu verlangen ſchien. Das zeigte ſich beſonders in ſeinen Plänen für die Kirche. Er duldete nichts beim gottesdienſtlichen Gebrauche, was nicht ſolid, wahr, echt, das Beſte in ſeiner Art war; und in Bezug auf dieſen Punkt galt es ihm gleich, ob dasſelbe dem Auge bloßgeſtellt oder verhüllt war. Als er eines Tages in einer Londoner Kirche, bei Gelegenheit der Ausſetzung des hochwürdigſten Gutes, auf einem Altar die koſtbaren Blumen unter einer Glaskugel ſah, konnte er ſein Mißfallen darüber nicht zurückhalten. Als der neue marmorne Hochaltar

im Oratorium aufgestellt wurde, war sein Mißfallen darüber, daß die Hinterseite nicht ebenso sauber und sorgfältig ausgemeißelt war, kaum zu beschwichtigen, und aus demselben Grunde klagte er bei Aufstellung der Communionbank, daß die innere Seite, „die Seite, die unserem Heiland gehört", nicht so verziert war, wie die andere. Eine seiner letzten Freuden war, daß er in Siena auf seine Kosten große kunstvolle Kandelaber zum Schmuck der Kirche für ihre höchsten Festtage in Auftrag geben konnte.

Sein Beruf für das Oratorium bot ihm eine würdige Gelegenheit, alle seine Talente zur Verwendung zu bringen. Seine Arbeit, seine Zeit und seine Kräfte galten dem Werke, die Congregation auf dauerhafte Grundlagen zu stellen, gute Traditionen in ihr nicht bloß einzuführen, sondern auch aufrecht zu erhalten, die Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Lebens und die äußeren Arbeiten in Einklang zu bringen, vor Allem das geistliche Gebäude des Ordenslebens selbst seiner ganzen Anlage nach und in seinen Einzelheiten zu vollenden. Es war für ihn ein großer Schmerz, daß seine Krankheit ihm das lange und regelmäßige Sitzen im Beichtstuhle unmöglich machte; er fuhr trotzdem fort, bei allen den Pönitenten, wo dieß möglich war, sein Amt fortzusetzen; als einen Ersatz dafür suchte er durch seinen Einfluß auf die Mitglieder der Congregation und durch seine Schriften in den weitesten Kreisen zu wirken.

Im Jahre 1854 hatte P. Faber eine Reihe von Abendpredigten während der Octav vom heiligsten Sacramente gehalten, die die Grundlage seines Buches über das heiligste Sacrament wurden, wie denn überhaupt alle seine größeren geistlichen Schriften aus dieser praktischen Wirksamkeit entstanden sind. Zur selben Zeit schrieb er über das „Wachsthum in der Heiligkeit", eine Arbeit, die er seit Jahren vorbereitet hatte.

Am 9. Juli 1854 erhielt er von Papst Pius IX. die theologische Doctorwürde und legte das vorgeschriebene Glaubensbekenntniß *in die Hände* des Cardinals von Westminster ab.

Anfangs December predigte er ein Triduum zur Vorbereitung auf das Feſt der unbefleckten Empfängniß, deren Geheimniß als Glaubensartikel am Tage ſeiner letzten Predigt ſelbſt erklärt wurde. In ſeinem Buche über das heiligſte Sacrament nennt P. Faber dieſe Thatſache „die glorreichſte aller Definitionen des katholiſchen Glaubens, keineswegs eine von denen, die die grauſamen Verfolgungen der Häreſie der bis auf's Aeußerſte getriebenen Kirche entriſſen haben, ſondern eine unwiderſtehliche Erhebung, ein frei entſtandenes Aufblühen der Andacht und der Lehren, die ihr großes Herz nicht länger mehr in ſich verſchließen konnte". „Geſegnet ſei," ſagte er anderswo, „das Erbarmen des Allerhöchſten, der uns unſeren Antheil an dieſer großen Epoche (der Kirchengeſchichte) gegeben und uns lange genug hat leben laſſen, um Zeugen dieſes glorreichen Triumphes Unſerer Mutter zu ſein." Als am zweiten Sonntag nach Oſtern 1855 die Definition in der Erzdiöceſe Weſtminſter gefeiert wurde, predigte P. Faber über „die lehrende Kirche" und feierte die Schätze der mütterlichen Liebe, „die dieſer feierliche Akt allen Denen aufthat, die in der Kirche waren".

Die zweite Provinzialſynode von Weſtminſter wurde im Sommer 1855 in Oscott gehalten. P. Faber erhielt die Einladung, als Theologe bei derſelben zu erſcheinen. Eine Stelle in den einzelnen Commiſſionen, in die man ihn wählen wollte, lehnte er aus Demuth ab; nur an den Vorarbeiten für den neuen Katechismus nahm er lebhaften Antheil. Man erſuchte ihn auch, vor den verſammelten Vätern zu predigen; nur aus Gehorſam that er es und ſprach über die ſchönen Worte (Joh. 14, 27) zu den Biſchöfen und ihren Räthen: „Ich laſſe euch den Frieden, ich laſſe euch meinen Frieden."

Die Krankheit unterbrach oft den regelmäßigen Gang der Arbeiten im Leben P. Fabers. Das zunehmende Alter vermehrte nur ſeine Uebel (Migräne, Iſchias, Eczema). Im Sommer 1855 verließ er London nach einer mehr als ge-

wöhnlich ermüdenden Saiſon, um nach Irland zu reiſen; aber kaum zu Dublin angelangt, wurde er krank. Die Anſtrengungen der Reiſe hatten ſeine letzten Kräfte erſchöpft und ſehr ernſte Symptome zeigten ſich alsbald. Nur der aufopferndſten Kunſt eines befreundeten Arztes gelang es noch einmal, das Uebel zum Stillſtande zu bringen, freilich nur um den Preis einer ſolchen Schwächung ſeiner Kräfte, daß er erſt nach einigen Wochen die Rückreiſe antreten konnte. Vor ſeiner Abreiſe (31. Auguſt 1855) ſchrieb er an den Lord Arundel: „Was meine Geſundheit anlangt, ſo iſt jetzt die linke Seite mein großes Kreuz. Ich muß mich trotz alles Widerſtrebens an den täglichen Gebrauch des Opiums gewöhnen. Was mir am meiſten wehe thut, iſt, daß ich nicht mehr im Stande bin, Bücher zu ſchreiben. Doch worauf es einzig ankommt, iſt, daß der Wille Gottes geſchehe, ob bei der Arbeit, ob inmitten vom Leiden, gleichviel: Geprieſen ſei der Name des Herrn!“ Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in London (11. September 1855) ſchrieb er wiederum an Lord Arundel: „Ich bin jetzt zweimal von Dr. Benjamin Brodie unterſucht worden. Er hat zuletzt beim Abſchiede meine Hand ergriffen und mir geſagt: ‚Es iſt nicht gut, Ihnen etwas zu verheimlichen; ich fürchte, Sie ſtehen am Anfange einer ſehr traurigen Krankheit, und für den Augenblick kann ich nur ſehr wenig für Sie thun. Sie werden große und lange Leiden durchzumachen haben‘ ... Denken Sie nicht, daß ich entmuthigt bin; ich bin zum Leiden bereit und ich zweifle keinen Augenblick, daß es nur die Folge ſeiner unendlichen Liebe iſt, daß Gott ſich mit mir befaſſen will. Meine Furcht ſteht nur auf Seiten der Geduld, der Reizbarkeit und des von ihm gewollten Grades der Selbſtverläugnung.“

Diejenigen, welche P. Faber nicht näher kannten, wurden durch ſein Ausſehen leicht über die Häufigkeit und die Größe ſeiner Leiden getäuſcht. An Muth fehlte es ihm ſelten, und er arbeitete noch unter dem Drucke von phyſiſchen Schmerzen, die ſtärkere *Perſonen, als er war*, niedergeworfen haben würden.

Einen annähernden Eindruck von ſeinen Leiden und auch von ſeinem ſtandhaften Muthe in ihrer Ertragung geben folgende in ſeinen Briefen vom Jahre 1857 bis 1861 gelegentlich vorkommenden Aeußerungen. Am 30. März 1857 ſchrieb er: „Ich bin nur noch eine Ruine, eine Menſchenruine. — Ich habe ſo viel geſchrieben, ſo viel gepredigt, daß mir der Kopf ſpringen will; und dabei bin ich ſo leidend und ſo gelähmt, daß ich faſt keine Art von Bewegung machen kann.“ — Am 2. Februar 1858 ſchrieb er an P. Hutchiſon, den die Aerzte nach Aegypten geſchickt hatten: „Seit dem 15. October bis zum Dreikönigstage verſagten mir die Beine den Dienſt; dabei hatte ich ſchreckliche Schmerzen. Nichtsdeſtoweniger habe ich Gott zu danken: es ſteht mit mir beſſer; ich kann wieder gehen.“ Mit dem Frühjahre des folgenden Jahres müſſen die ſich erneuernden Leiden noch heftiger aufgetreten ſein. „Meine Geduld,“ ſchrieb P. Faber am 16. Mai 1859 an den in Toulouſe weilenden P. Bowden, „meine Geduld iſt nun doch faſt zu Ende. Nur Eines hält mich noch aufrecht; Du kennſt das Wort: ‚Die Kinder, die er liebt, züchtigt er.‘“ Und doch hörte P. Faber nicht auf, Andere zu tröſten. „Was mich anlangt,“ ſchreibt er an J. B. Morris (30. Juli 1860), „ſo bin ich nachgerade von Schmerz und von innerer Noth aufgerieben, aber ich fühle darum die Leiden Anderer nur um ſo lebhafter, nur mit um ſo ſtärkerer Liebe.“ Und an P. Philipp Gordon ſchrieb er von St. Mary um dieſe Zeit: „Ich hatte mir vorgenommen, nicht von meinem Zuſtande zu ſprechen; aber ich bin in Folge meiner ſchlafloſen Nächte, meines nervöſen Kopfſchmerzes und meines Herzübels ſo elend; ich bin zu Ende mit meiner Geduld. Ich habe mehr als zehn Wochen hindurch den lieben P. Anton (Hutchiſon) ohne eine andere Unterbrechung als dieſe Retraite gepflegt... Ich fürchte einen leidensvollen Herbſt und Winter; und ich habe nicht den Muth, ihnen ſtarkmüthig entgegenzugehen. Doch gleichviel, ich muß weiter gehen und die Folgen auf mich nehmen. Ich habe während dieſer zehn Wochen nur gebetet,

und nun, wo das Kreuz kommt, entſetze ich mich davor ... Meine einzige Freude iſt, daß ihr Alle ſo zufrieden und glücklich ſeid. Was mich anlangt, ſo will mir ſcheinen, es wäre für mich der Himmel auf Erden, wenn ich mich eine Stunde auf den grünen Raſen hinſtrecken, die blauen Fluthen eines Sees ſehen und einigen ſchönen Träumereien nachgehen könnte; aber ich meine, für einen Verworfenen, wie ich, ſei es das Beſte, den Calvarienberg hinanzuſteigen unter Zittern ...!" Am 18. September 1861 ſchrieb er an P. J. Bowden in der Schweiz: „Ich kann Ihnen ſelbſt nicht mehr ſchreiben, ſondern will nur einige Zeilen für Sie dictiren. Ich habe eine Woche großer Schmerzen hinter mir. Gott ſei geprieſen!... Ich wollte, es gäbe irgend einen Bergrücken, wohin ich entfliehen und fern von dieſer Welt mich zurückziehen könnte."

Blicken wir auf die Ereigniſſe während dieſer ſeit P. Faber ſo leidensvollen Zeit zurück, ſo müſſen wir für die Arbeiten und das unausgeſetzte Wirken desſelben um ſo größere Bewunderung hegen. Der erſte ſchwere Anfall, den er in Irland erlitten, hatte ihn zwar gehindert, für den noch übrigen Theil des Jahres 1855 zu predigen; allein die folgende Faſtenzeit, ſowie das Frühjahr und den Sommer hindurch nahm er ſeinen Platz auf der Kanzel wieder ein. Am Feſttage des hl. Philipp hielt Cardinal Wiſeman zur größten Freude der Väter die Feſtpredigt. Als dieſelbe bald darauf im Drucke erſchien, trug ſie an ihrer Spitze die Widmung an P. Newman und P. Faber, die beiden Vertreter des Oratoriums in England. „Der Erſte," ſchrieb Se. Eminenz, „hat die Hilfsquellen der verſchiedenartigſten Gelehrſamkeit, die Kraft eines ebenſo exakten wie ſcharfſinnigen Geiſtes, die Macht der Dialektik, alle Anmuth ſeiner Diction dafür eingeſetzt, um die intellectuellen Schwierigkeiten Derer zu bekämpfen, welche der Kirche fremd waren, und um ihre alten Vorurtheile zu entwurzeln. Der Andere hat in den Gärten der Kirche für ihre eigenen Kinder die ſüßen Blüthen der *Andacht geſammelt und durch* ſein erleuchtetes Denken und

ſeine feurige Redegabe ihre Sehnſucht nach dem Gaſtmahle geweckt, welches die Liebe ihnen bereitet.“ Man kann die jedem dieſer Männer eigenthümliche Größe anmuthiger und kürzer nicht charakteriſiren.

Im Jahre 1856 brach an mehreren Stellen in London die Cholera aus, und P. Faber bot ſofort dem Cardinal die Dienſte der Genoſſenſchaft an, um den bedrängteſten Diſtrikten zu Hilfe zu kommen. Doch die Gefahr ſchwand bald, indem die Krankheit eine mildere Form annahm, und geſtattete dem P. Knox und P. Bayshawe, in das Kloſter zurückzukehren.

Für das Londoner Oratorium knüpften ſich an jene Zeit zwei Ereigniſſe von Bedeutung. Auf Erſuchen des Cardinals übernahm das Oratorium die Pfarrſeelſorge eines großen um dasſelbe herumliegenden Diſtriktes, was dem P. Faber hinſichtlich der Regel und der Lebensweiſe der Genoſſenſchaft nicht wenige Sorgen brachte, da es hier auf die erſte Ordnung von Pfarrverhältniſſen ankam. Alsdann kehrten die PP. Stanton und Hutchiſon von Rom zurück, wo ſie die Intereſſen des Londoner Hauſes vertreten hatten, und brachten ein päpſtliches Breve mit, welches aus apoſtoliſcher Autorität die Errichtung des Oratoriums in London beſtätigte, und das in Uebereinſtimmung mit der Regel des Oratoriums, nach welcher nur ein einziges Haus des Inſtitutes in jeder Stadt ſich befinden ſoll, verbot, in einem Umkreis von zehn Meilen von Brompton ein zweites Oratorium zu errichten.

Im Februar 1857 nahm P. Faber einen thätigen Antheil an der in der Kirche des Hauſes gegebenen Miſſion. Der Schluß derſelben wurde durch die feierliche Einführung der St. Patrick-Bruderſchaft ausgezeichnet, welche P. Faber ſchon einige Jahre früher in der Schule zu Holborn zu Ehren des allerheiligſten Sacramentes und des heiligen Meßopfers eingeführt hatte. Auch dieſe Bruderſchaft wurde bald ſo populär, daß ſie in die anderen Londoner Miſſionen überging und beſonders in der Diöceſe Beverley durch den Seeleneifer des Biſchofs Briggs

eine weite Verbreitung erlangte. Die Uebungen der Bruderschaft bestanden darin, das blaue Skapulier der Unbefleckten Empfängniß zu tragen, andächtig der heiligen Messe und dem Segen beizuwohnen und Alles aufzubieten, um die nachlässigen Katholiken zum Besuche derselben zu bewegen. Man hatte einen kleinen Verein von Besuchern organisirt, die unter sich die Distrikte und Höfe, d. h. die engen und abgelegenen Gäßchen Londons, wo die ärmsten Katholiken wohnten, vertheilten und jeden Sonntag Morgen ihre Pflegebefohlenen an die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten mahnten und sie mit sich zur Kirche brachten. Der heilige Vater zeichnete die Bruderschaft bald durch reiche Ablässe aus. Ueber die Früchte dieses frommen Eifers sprach sich am 16. Januar 1869 ein Missionär in dem „Weekly Register" dahin aus: „Ich habe gefunden, daß die St.-Patrick-Bruderschaft zahlreichere und dauerhaftere Wirkungen hervorgebracht, als die päpstliche Mission, welche von den Ordensleuten gepredigt wurde, und dieß, trotzdem die Mission auf einen noch unbebauten frischen Boden fiel und als vollständig gelungen allseitig betrachtet wurde."

Im gleichen Jahre hielt P. Faber überdieß seine gewohnten Predigten und Unterweisungen für die Fastenzeit und den Maimonat; für erstere war sein Thema: das Leiden Christi, für die zweite: Bethlehem oder das Jesukind.

Dank dem freundlichen Anerbieten der Herzogin von Argyle konnte P. Faber einen Theil des Sommers 1857 und 1858 im Schlosse Ardencaple bei Hellensbourgh in Schottland verbringen. Dort konnte er fern von all' den Sorgen, die ihn im Oratorium umlagerten, mit seinen lieben Novizen nach Lust die romantischsten Theile der Grafschaft Argyle und die Ufer des Lomondsees durchstreifen und in ihrer Bewunderung froh werden. Bei seiner Rückkehr im September zeigten sich die ersten Symptome von Schlaganfällen, aber zu dem ihm vorgeschriebenen Besuche der böhmischen Bäder konnte sich P. Faber nicht entschließen, *aus Sorge für das* Oratorium. Er verbrachte den

Winter daſelbſt unter beſtändigen Leiden. Am Tage des hl. Raphael (24. October 1858) konnte er indeſſen zu ſeiner großen Freude den Grundſtein zu dem St. Wilfridskloſter in Chelſea legen, das heute in den Händen der Kreuzſchweſtern von Lüttich ſo ſegensreich wirkt.

Bei der Auswahl der zahlreichen Vorkommniſſe im Leben eines an der Spitze eines großen Kloſters ſtehenden Ordensmannes kann es nur darauf ankommen, einestheils unter Vermeidung aller regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten die Hauptziele ſeiner Thätigkeit genauer zu charakteriſiren, anderntheils bei den Hauptreſultaten dieſelben eingehender zu erweitern. Da Letzteres bei P. Faber beſonders ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit iſt, ſo haben wir derſelben im Zuſammenhang mit ſeinen Werken für die katholiſche Kirche in England überhaupt eine eingehendere Aufmerkſamkeit ſpäter zu widmen. Hier gilt es nur noch, die wichtigſten ſeiner ſonſtigen Arbeiten bis zum Jahre 1861 anzuführen und überdieß die Charakteriſtik ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Arbeiten durch einige Blicke auf ſeine reiche Privatcorreſpondenz, namentlich in aſcetiſcher Hinſicht, zu vervollſtändigen, was uns zur Beſprechung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit überleiten wird.

In den Mai des Jahres 1858 fällt ſeine Bekanntſchaft mit einer der von Gott für das religiöſe Leben ihres Volkes am meiſten begnadeten Frauen, der ſchon genannten Mutter Margaretha Maria Hallahan. Dieſelbe war um dieſe Zeit nach London gekommen, mit der Idee, das Hoſpital zur hl. Eliſabeth in der Great Ormondſtreet zu übernehmen. Sie fand inmitten endloſer Schwierigkeiten bei P. Faber eine ausdauernde Hilfe und eine immer gleich freudige Ermuthigung. Beide waren ſich bis dahin nie begegnet, aber bald entſtand zwiſchen ihnen eine jener unlöslichen Freundſchaften, wie ſie nur zwiſchen zwei gleichgearteten, nach dem Höchſten ſtrebenden Seelen entſtehen können. Beide waren, wenn auch in verſchiedener Richtung, *an* gleich großen, für die Ehre Gottes und das Wohl der Seelen

unternommenen Werken thätig; es lebte in ihnen derſelbe hochherzige Sinn der Selbſtverläugnung, derſelbe große Blick für die Bedürfniſſe der Zeit, der Menſchen und des kirchlichen Wirkens, dieſelbe freudige Abgeſtorbenheit der Welt und dieſelbe Seligkeit des ausſchließlichen Wirkens für Gott in ungetrübter kindlicher Herzenseinfalt. Was P. Faber an Mutter Margaretha beſonders ſchätzte, war ihre kühne Einfalt, die heiße Liebe für ihr Ordensleben, ihr echt iriſcher Opfer- und Glaubensſinn; und ſie dagegen bewunderte an P. Faber ſeine ſeltene Weisheit in allem, was das geiſtliche Leben betraf, und beſonders ſeine wunderbare Gabe, den Weg der Heiligkeit praktiſch zu lehren und zu wandeln. Sie pflegte gerne zu erzählen, wie ſie eines Tages müde und faſt entmuthigt aus einer langen Verſammlung zurückgekehrt ſei, wo außerordentlich viel geſprochen, aber nichts erreicht worden war, und P. Faber ſie getröſtet mit den Worten: „Sie müſſen wiſſen, daß, bevor nur ein Mal etwas geſchieht, immer neunundneunzig Mal berathen werden muß.“ Als ſie von ihm Abſchied nahm, um in ihr iriſches Kloſter nach Stone zurückzukehren, blieb ſie einen Augenblick lang vor ihm ſtehen und ihn anſchauend ſagte ſie mit echt iriſcher Naivetät: „O welch ein Mann, welch ein Mann ſind Sie!“

Von den Noten über das koſtbare Blut, welche P. Faber für ſeine Faſtenpredigten des Jahres 1858 geſchrieben hatte, und von einer Reihe von Belehrungen über den Gebrauch der uns täglich zuſtrömenden Gnaden, die er außerordentlich ſorgfältig vorbereitet hatte, konnte ein ausgiebiger Gebrauch nicht gemacht werden, weil die Kirche der Väter auf drei Monate behufs Vergrößerung und beſſerer Ausſchmückung geſchloſſen werden mußte. Die Freigebigkeit und beſondere Andacht der Herzoge von Argyle zum hl. Philipp hatte die Mittel dazu geboten. P. Faber nahm dieſe Gelegenheit wahr, einen längſt gehegten Wunſch zu erfüllen und dem hl. Joſeph zu Ehren eine Seitenkapelle zu errichten. Dieſelbe wurde im September mit der *fertiggeſtellten Kirche* eröffnet, wenn auch der Altar und

der ſonſtige Kirchenſchmuck erſt im Winter 1861 beendet werden konnte, zu einer Zeit, wo P. Faber krank in Arundel in Todesgefahr lag.

Im Frühjahr 1859 nahm er ſeinen gewöhnlichen Antheil an der Arbeit des Oratoriums wieder auf. In der Faſtenzeit predigte er über die Furcht Gottes; fünfmal predigte er in der Novene zum hl. Philipp. Er verbrachte dann einige Tage zu Filey und zwei Sommermonate zu St. Mary, was ſeine Geſundheit ſehr hob; die Vorſtandswahlen des Jahres 1859 beſtätigten ihn abermals in ſeinen Aemtern.

Der größte Schmerz für P. Faber, den ihm dieſes Jahr brachte, war der Verluſt des P. Alban Wells am 16. October. Er war noch mit P. Faber in der Congregation „vom Willen Gottes" zu St. Wilfrid geweſen; er hatte bis zuletzt ſeine Geſundheit ſo wenig im Arbeiten geſchont, daß er ſelbſt den letzten Winter ſeines Lebens nicht außerhalb Englands hatte zubringen wollen. Als Präfect des kleinen Oratoriums hatte P. Wells eine ſolche Gabe für die Converſion und die Leitung der jungen Leute überhaupt entwickelt, daß das kleine Oratorium eines der blühendſten Werke der Väter geworden war. Mit echt oratorianiſcher Menſchenfreundlichkeit reich ausgeſtattet, war P. Wells ſtets wahrhaft erfinderiſch, neben der religiöſen Belehrung ſeinen Kindern irgend eine Erholung zu verſchaffen. In der Leitung der Muſik in der Oratorianerkirche hatte P. Wells Alles auf das Beſte und Erfolgreichſte ſtets geordnet. Sein lebhaftes und ſtets aufgeräumtes Temperament hatte ihn zum allgemeinen Lieblinge des Hauſes gemacht, und darum läßt ſich ſein Verluſt, der erſte, den die Väter zu Brompton erlitten, als ein außerordentlich ſchmerzlicher wohl begreifen, beſonders für P. Faber, der um dieſe Zeit ſo leidend war.

Das Jahr 1860 begann mit einer vierzigſtündigen Andacht für das Oberhaupt der Kirche und ſeine Anliegen. Das Jahr 1859 hatte mit ſeinen unerhörten Frevelu gegen die ſtaatliche und kirchliche Ordnung jene große Paſſionszeit für den apoſto-

ischen Stuhl eingeläutet, auf deren Höhe wir selbst zur Stunde noch nicht angelangt zu sein scheinen, und die noch auf eine feierliche Sühne warten. Alle tiefer blickenden und mit der rechten Einsicht in die drohenden Gefahren begabten Seelen waren damals auf das Tiefste bewegt. P. Faber hielt in der Messe, wo das heilige Sacrament zur Anbetung ausgesetzt wurde, eine ergreifende Predigt. Dieselbe wurde unter dem Titel: „Hingebung an den Papst" veröffentlicht und unmittelbar darauf in's Französische und Italienische und bald darauf auch in's Deutsche übersetzt. Der heilige Vater las die ihm vorgelegte italienische Uebersetzung selbst durch und strich in seinem Exemplare mit eigener Hand das Wort „vielleicht" an folgender Stelle durch: „Heute ist ein Tag, wo Gott von uns erwartet, daß wir öffentlich unsern Glauben bekennen und daß wir laut unsern Gehorsam proclamiren. An dem heutigen Tage läßt uns auch das Bewußtsein unserer äußeren Lage mehr als je die Pflicht des inneren Gebetes empfinden. Dieses Gebet ist unsere zweite Hauptpflicht. Ohne das innere Gebet hat das öffentliche Bekenntniß wenig Werth; aber ich denke, daß das innere Gebet *vielleicht* noch weniger Werth hat ohne das äußere Bekenntniß."

Diese Predigt war für P. Faber ganz und gar der Ausdruck jener hochherzigen und unumschränkten Hingebung an den heiligen Stuhl, die in allen seinen Schriften zu Tage trat und die ihn im Jahre 1861 eine Gebetsvereinigung zum hl. Petrus stiften ließ, deren einziger Zweck war, nach der gemeinschaftlichen Intention für den heiligen Vater beständige Gebete Gott darzubringen. P. Faber lehrte, den Papst wie einen Vater und nicht bloß als einen König anzusehen; er konnte es nicht ertragen, wenn er von Rechten, Privilegien und von lokalen Gewohnheiten in irgend einer Kirche reden hörte, die nicht ausdrücklich vom heiligen Stuhle ihre Autorisation dazu nachweisen konnte; denn sein Gehorsam war eine loyale Liebe, die nicht im mindesten dulden mochte, daß irgend etwas streitig sein oder

werden könnte gegenüber einem Vater, deſſen Rechte er nie nach den gewöhnlichen Anſchauungen meſſen und abzuzirkeln ſich vermaß.

An den Freitagen der Faſtenzeit predigte P. Faber eine Reihe von Unterweiſungen über die Geſchichte des alten Teſtamentes. Faſt den ganzen Sommer des Jahres 1860 brachte er in St. Mary zu bei dem P. Hutchiſon, deſſen Leiden einen beunruhigenden Verlauf nahmen. Trotz der ſich mehrenden Symptome der eigenen, immer heftiger auftretenden Krankheit ließ P. Faber ſich nicht abhalten, einer Einladung nach dem Schloſſe Arundel zu folgen, wohin er ſich Anfangs October begab. Der Herzog von Norfolk war damals von einer tödtlichen Krankheit befallen worden; während acht Wochen harrte P. Faber bei ihm aus, ihn mit ſeinen Gebeten und Räthen ſtützend und ſtärkend für jene vollſtändige Hingabe des eigenen Willens an den heiligen Willen Gottes, der allein eine heilige Vorbereitung auf den Tod im Sinne der Kirche gibt. Der Herzog ſtarb am 25. November 1860. „Die Zeit iſt noch nicht gekommen," ſagt P. Bowden, „es auszuſprechen, was die Gegenwart P. Fabers an Troſt in dieſe tiefbetrübte Familie brachte, wie auch die Gnaden andeuten, die in mehr als gewöhnlichem Maße aus der ſchwer auf dieſem Hauſe ruhenden Hand Gottes kamen, und die mehr geſegnet als niedergebeugt haben."

Der Anfang des Jahres 1861 fand P. Faber wieder bei ſeinen Arbeiten im Oratorium. Von Anfang Januar bis Anfang Juli predigte er faſt alle Sonntage, ſowie alle Freitage der Faſtenzeit. Die Pfingſtpredigt über die „Hingebung an die Kirche" wurde veröffentlicht und ſie bildet eine lichtvolle Ergänzung zur Predigt über die Hingebung an den Papſt. Im Laufe des Sommers brachte er einige Zeit zu Filey in Begleitung des P. Hutchiſon und zweier anderer Väter zu. Dort vervollſtändigte er ſein Liederbuch, deſſen erſte Anfänge in das Jahr 1848 fallen. Daß mit dieſer Arbeit ſeine Schriftſtellerlaufbahn ihr Ende erreicht haben würde, mochte P. Faber wohl

nicht ahnen. Als ihn im November im Schloſſe Arundel die Todeskrankheit befiel, und er in lichten Augenblicken noch die Druckbogen verbeſſerte, wußte er dieß und bereitete ſich mit Starkmuth auf den letzten ſchweren Gang vor, der ein ſo reiches, ſo leidenvolles, ſo tiefbewegtes Leben zum würdigen Abſchluß bringen ſollte. Doch dieſem letzten Gange haben wir eingehender unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, eingedenk des alten Wortes, daß der Tod der unbeſtechliche Richter des Lebens iſt.

An dieſer Stelle bleibt uns nur noch die ſchwierige Aufgabe des Rückblicks auf die ascetiſche Correſpondenz Fabers mit den ſeiner geiſtlichen Leitung und ſeinen Rath Anrufenden übrig: das ſcheint uns nothwendig zur Ergänzung der allgemeinen Charakteriſtik. Immerhin legt uns der Zweck der gegenwärtigen Schrift bei der reichen Auswahl der mitgetheilten Briefe zwei Rückſichten auf: einmal haben wir dieſe ascetiſche Correſpondenz nur inſoweit zu berückſichtigen, als ſie geeignet erſcheint, uns dieſe Seite der Thätigkeit P. Fabers in's rechte Licht zu ſtellen; dann aber wird auch hier für die Auswahl ſtets die Rückſicht auf einen allgemeinen Leſerkreis maßgebend ſein müſſen.

Von Brompton aus (28. September 1854) ſchrieb P. Faber an eine fromme Dame, die Mutter einer zahlreichen Familie, folgende Regeln für die Ordnung ihrer Pflichten: „Es iſt eine Verſuchung für Sie, die Uebungen Ihrer Frömmigkeit über Ihre Pflichten als Mutter zu ſtellen. Surin bezeichnet in ſeinen geiſtlichen Dialogen gerade dieſe Neigung als einen ſchweren Irrthum in dem Streben nach Vollkommenheit. Hier zeigt ſich Ihrerſeits eine Schwäche, und es iſt dieß gerade einer der Punkte, wo Sie am meiſten für Ihre Rechenſchaft vor unſerem Heilande einſt zu fürchten haben. Ich habe lange, vielleicht zu lange mit dieſer Entſcheidung zurückgehalten, aber jetzt bin ich vollkommen davon überzeugt, und ich muß jetzt *in ernſter Weiſe zu* Ihnen ſprechen und Ihnen zeigen, daß

Ihr ganzer Fehler aus der Eigenliebe herſtammt. Zunächſt iſt es Gott, der Ihnen Ihre Pflichten als Mutter auferlegt, und Sie ſelbſt ſind es, die Sie ſich Ihre geiſtlichen Uebungen auswählen und ſich auferlegen. Dann ziehen Sie dieſe geiſtlichen Uebungen den Unruhen der Kinder vor, und in einem aller Abtödtung widerſprechenden Geiſte wählen Sie das aus Ihren Pflichten ſich heraus, was Ihnen dabei gefällt, und vernachläſſigen, was Ihnen nicht gefällt, dergeſtalt, daß Sie Ihren eigenen Willen und Ihre eigene Wahl beſtändig anbeten, anſtatt den allein anbetungswürdigen Willen Gottes. — Ich verlange nicht, daß Sie auf irgend etwas Außerordentliches verfallen und das geiſtliche Leben vernachläſſigen. Ich wünſchte, daß Sie folgende Punkte recht wohl verſtänden: 1) daß alles geiſtliche Leben weit mehr in dem innerlichen Geiſte beſteht, aus dem Sie handeln, als in den Dingen an ſich betrachtet; 2) daß dasſelbe für Sie mehr in den beſonderen Umſtänden zu ſuchen iſt, worein die Vorſehung Sie geſtellt, als in den Andachtsübungen und Gebeten; 3) daß Ihr geringes Wohlgefallen an Ihren äußeren Pflichten ein Zeichen dafür iſt, daß Sie gerade in dieſen Pflichten Ihre Abtödtung zu ſuchen und ſich Ihnen ganz beſonders hinzugeben haben; 4) daß die Pflichten, die das Seelenheil Anderer betreffen, in dieſer Hinſicht mehr Werth haben, inſoweit dieſelben Pflichten ſind, als die geiſtlichen Uebungen und beſonderen Andachten. — Ich weiß, wie ſchwach und leidend Sie oft ſind, und ich will von Ihnen nicht mehr verlangen, als Ihre Geſundheit und Ihr Muth zu ertragen im Stande ſind, aber ich verlange von Ihnen: 1) daß Sie viel mehr Ihre Kinder um ſich haben; 2) daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit mehr auf deren Fehler richten; 3) daß Sie öfter denſelben von Gott ſprechen und von Jeſus Chriſtus, von Unſerer heiligen Mutter und den hh. Engeln; 4) daß Sie ſich mehr Mühe geben, Sie an ſich zu ketten und ihre Liebe zu gewinnen, und daß Sie 5) bei ſich ſtets erwägen, daß eine Viertelſtunde hierauf verwandt fünfzigmal mehr

große Folgen für das geiſtliche Leben hat, als ganze Stunden betrachtenden Gebetes. Ueberdenken Sie alles das recht wohl. Meine Anſicht iſt, daß Sie in dieſem Punkte viel gefehlt haben, und ich fürchte, daß Sie leicht in einen Irrthum fallen, der Ihr ganzes geiſtliches Leben ſchädigt und verdirbt. . . . Gott gefallen und ſeinen Willen thun, iſt etwas Großes, aber ihn auf Koſten unſeres Willens thun, iſt das Größte von Allem."

In einer Reihe von Briefen, deren erſter vom 17. September und deren letzter vom 20. December anſcheinend zweier aufeinander folgender Jahre datirt iſt und die alle an eine adelige Dame gerichtet ſind, finden wir P. Faber den ſchweren häuslichen Leiden einer troſtloſen jungen Frau gegenüber, die mit der Krankheit des Gatten beginnt und mit ihrer eigenen Verlaſſenheit nach deſſen Tode noch nicht enden will. Es iſt das uralte und doch endlos und tauſendfach im Menſchenherzen ſich täglich erneuende Drama des großen, im vorliegenden Falle eines ungewöhnlich heftigen und tiefen Schmerzes, der zwiſchen Krankheit, Tod, Verlaſſenheit und Troſtloſigkeit in jedem Menſchenherzen ſich abſpielt. Verfolgen wir die Phaſen dieſes Dramas und hören Fabers Worte über den Kampf der Natur mit der Gnade, der Menſchenliebe mit der Gottesliebe, des Erdenglückes mit dem Himmelsglück, über die Bedeutung großer Leiden für unſere Liebe zu Gott.

Angeſichts der erſten Anfälle der Krankheit, die zum Tode eines heißgeliebten Gatten führen müſſen, ſchreibt Faber (17. September) auf die Bitte um das Gebet ſeines Ordenshauſes: „Ich bete für ſeine Geſundheit; aber wenn ich mich nicht täuſche, ſo muß dieſes Kreuz ſeine Wirkung in euer Beider Seelen erſt wirken. Eine Kriſe in euer Beider Leben mußte eintreten: Gott verlangt mehr von Ihnen Beiden, und er ſchickt Ihnen das Kreuz, weil er mehr haben will. Ich flehe zu unſerem Herrn, daß er Ihnen eine erhöhte Andacht zu *ſeinen Leiden und zu den* Schmerzen ſeiner heiligen Mutter

ſchenke aus Furcht, daß Sie nicht der Stimme der verdorbenen Natur folgen und ſich ganz von dieſem großen Leid fortreißen laſſen, und Sie ſo die Gnaden verlieren, die es Ihnen bringt. Gott kann nicht geſtatten, daß einem Leide das Recht eingeräumt werde, Ihr ganzes Leben der Länge und Breite nach auszufüllen. Unſere Pflichten bleiben Pflichten, auch wenn es für uns ganz unerträglich ſcheint, von unſeren Schmerzen abgezogen zu werden. Für Sie iſt jetzt die Stunde Gottes und folglich die Stunde innigeren Gebetes und opferwilligeren Herzens. Wenn Gott uns ſeiner Heimſuchung würdigt, iſt es ſeine heilige Abſicht, daß wir dieſelbe benützen, um unſere früheren Entſchlüſſe auszuführen, um uns ihm mehr zu nähern; aber unglücklicher Weiſe iſt es auch die Zeit, wo die Natur uns ihre Feigheiten einflößt und tauſend kleine Beweggründe der Zurückhaltung, klugen Hinausſchiebens und eitler Verzögerung zuflüſtert, die dem geiſtlichen Leben feind ſind. Alles Leid an ſich heiligt uns nicht durch die bloße Thatſache, daß wir es tragen müſſen, ſondern nur in ſofern, als wir uns anſtrengen, es zu ertragen.... Geben Sie ſich doch nicht mit einer oberflächlichen Betrachtung Ihres Kreuzes zufrieden. Jedes Kreuz muß aufmerkſam angeſchaut und vor Augen behalten werden, und ohne dieß verfehlen wir die Abſichten Gottes und können ſeine Botſchaften nicht entziffern."

Am 22. December ſchreibt er an die junge Wittwe: „Ich will nicht verſuchen, es zu begreifen, warum gerade die letzten Tage ſchrecklicher für Sie waren, als die vorausgehenden. Der Sturm wüthet oft ſtärker im Herzen, und man weiß nicht warum. Unſer Herz iſt ein Ocean, der nie zur Ruhe kommen kann.... Ich hoffe, der geſtrige Tag (des hl. Apoſtels Thomas) wird Sie getröſtet haben. Das Wort dieſes Tages: ‚Mein Herr und mein Gott!' enthält Alles, was Sie in dieſem Augenblicke zu ſagen haben. Was liegt nicht in dieſem Aufſchrei der Seele zu unſerem Herrn und unſerem Gotte? Ehemals hatten Sie den Unglauben des hl. Thomas, und

konnten kaum an die erſtaunenswerthe Güte Gottes denken; jetzt in Ihrer Verlaſſenheit und in Ihrem Unglücke iſt es Ihnen beſchieden geweſen, mit der Hand zu greifen und zu ſehen, wie gut Gott iſt, ſelbſt dann, wenn er ſo ſchrecklich iſt! In den letzten ſieben Wochen in jenem glückſeligen Krankenzimmer lebte etwas mehr als der bloße Glaube an die Gnade. War es nicht ein Schauen der Gnade? Denken Sie an alle die Wittwen, die die heilige Weihnacht in bitteren Thränen findet. Wie viele von ihnen hatten wohl eine ähnliche Gnade, wie die der letzten ſieben Wochen für Sie war? Vielleicht nicht eine. Oh, Gott iſt unerfaßlich in ſeiner Güte! Nur der Schmerz entſchleiert uns die Abgründe dieſer Güte. Wo iſt der Gott, an den Sie im verfloſſenen October noch glaubten? Er iſt etwas für Sie nun Verſchwundenes, ein verlorenes Licht, das durch ein reiner und glänzender ſtrahlendes Licht erſetzt iſt, eine Liebe, die nun durch eine größere und ſtärkere Liebe beſiegt iſt. Gott hat Sie in geiſtiger Weiſe das thun laſſen, was Jeſus einſt den hl. Thomas thun ließ, und neben dem theuren Grabe flüſterte er auch ganz leiſe in Ihr Ohr: ‚Widerſtehe doch nicht wie ein Ungläubiger, ſondern habe Glauben!‘ Aber das arme Herz! Es läßt ſich nimmer überzeugen! Nein, es darf ſich ſelbſt nicht einmal Vorwürfe machen über das, was es nicht kann. Derjenige, der das Herz bricht, iſt auch derjenige, der es gebildet hat. Derjenige, der es an's Kreuz ſchlägt, iſt auch derjenige, der für uns an's Kreuz ſich hat ſchlagen laſſen. Armes Herz! Er ſpart ihm keine, keine Zerriſſenheit; aber auch wie viel Liebe wird er in Strömen über dasſelbe ausgießen, um dieſer ſeiner Zerriſſenheit halber! O welch' armſelige kleine Creaturen ſind wir doch! Die Allmacht kann uns nur verwunden, ſelbſt wenn ihre Berührung mit uns nur Süßigkeit bringt. Auch wenn unſer Schmerz ganz außer ſich iſt, fürchten Sie nicht; ſeine unbemeſſene Kraft unterliegt nicht dem Tadel Gottes, wofern das Herz nur in freiwilliger Unterwerfung bleibt. Auch der Schmerz hat ſeine Stürme: Jeſus

weiß dieß wohl; auch wenn er eingeſchlummert wäre, wecken Sie dieſen liebenswürdigſten und mildeſten aller Herren nicht. Er wird ſelbſt erwachen, wenn ſeine Stunde da iſt, und das immer früher, ehe Ihre Kräfte erſchöpft ſind. Wie gerne möchte ich Sie tröſten! Und doch gerade in meiner Ohnmacht finde ich eine Art von Freude, weil es unendlich beſſer für Sie iſt, daß Sie nur von Gott allein getröſtet und geſtärkt werden!“

Am Vorabende des Weihnachtsfeſtes ſchrieb Faber: „Sie müſſen ſich aufrichten zur Freude in Gott und ſelbſt zu einer vollkommenen Freude für das morgige Feſt. Auch in Bethlehem war Leid, ſelbſt in dem kleinen Herzen des Jeſuskindes; aber dieſes Leid war verklärt durch eine himmliſche Freude. Erinnern Sie ſich daran, daß morgen ein gar glückſeliger Tag für ihn iſt, mag er nun im Himmel ſein oder auf dem Wege dahin; und Sie dürfen das morgige Feſt nicht in einem Geiſte, der von dem ſeinigen verſchieden iſt, feiern.... Es wäre ein gutes Werk für Weihnachten, wenn Sie in Ihren Gebeten um die beſondere Gnade flehen wollten, Herr über Ihren Schmerz zu werden. Es iſt ſchwer, in unſerem Leide einfach und natürlich zu ſein. Aber unſer Leid darf nicht in eine Gewohnheit ausarten; es iſt das ſeine gefährlichſte, ſeine dem geiſtlichen Leben am meiſten widerſtreitende Form. Als etwas Beſonderes für ſich, als Trennung, als Leben für ſich ſelbſt muß die Traurigkeit vorübergehen, ſich in allem Anderen verlieren, ſich den Pflichten anbequemen, ein einfaches Motiv werden, ein Schatten, ein unſichtbarer Geiſt. Ein Schmerz kann recht wohl ein ganzes Leben hindurch dauern; aber um ihn unſchuldsvoll zu machen, darf er in dieſem Leben nur eine Würze ſein, und niemals deſſen Form, niemals ein Alles beherrſchendes Motiv. Keinerlei Traurigkeit kann das Leben veredeln, mit alleiniger Ausnahme jener myſtiſchen Trauer der Heiligen und der beſchaulichen Seelen im Hinblick auf das Leiden unſeres Heilandes. Es iſt wahr, daß der Schmerz eine Gnade Gottes

iſt, aber wir wiſſen auch, daß die nach ſeinen Krankheiten eintretende ſittliche Noth das iſt, woraus wir nur mit großen Mühen Nutzen ziehen können. Nehmen Sie alſo zum Ziele Ihrer Gebete in dieſen Tagen der Gnade, Ihr Leid gut anzuwenden aus reiner Liebe für den Ruhm Gottes und die größere Einigung Ihrer Seele mit Ihm."

Am 26. April des folgenden Jahres ſchrieb er: „Ich verſtehe recht wohl, alles das, was Sie noch leiden. Sie wiſſen, daß es Keinem von uns gegeben iſt, vor der von Gott feſt beſtimmten Stunde irgend etwas zum Troſte zu thun. Ich ſage nicht: Zügeln Sie Ihren Schmerz, ſondern nur: Seien Sie nicht ohne Beſorgniß in dieſer Hinſicht; andernfalls würden Sie nur für ſich ſelbſt, aber nicht für Gott leben ... Ich weiß nicht, ob ſelbſt die beſterfüllten Pflichten im Stande ſein werden, Sie Ihrer Trauer zu entreißen. Bei Anderen wäre das möglich; bei Ihnen indeß kommt die Größe Ihrer Trauer nicht ſo ſehr aus dem Maße Ihres Leidens, als aus dem Uebermaße Ihrer Liebe. Ich wollte, ich ſähe Sie bemüht, Gott mehr und mehr zu lieben; die Liebe Gottes in ſich pflegen, das würde Ihnen den Frieden bringen dadurch, daß die Liebe Gottes jene Liebe in ſich aufnehmen und verzehren würde, die nun Ihr Leid ſo ſchwer, ſo tief macht. Auch das Mitleiden Ihrer Kinder, die Sie ſo ſehr leiden ſehen, kann nur für eine beſtimmte Zeit von wohlthätiger Wirkung ſein. Zu ſehr verlängert wäre dasſelbe namentlich bei den älteren ein großes Uebel. Gott will mit Ungeduld in das Erbe der Liebe bei denen eintreten, die er uns genommen hat. Er wäre nicht zufrieden, wenn Alles ſich in Leid auflöste. Ich habe aus dieſen Gründen das größte Vertrauen, daß es für Sie, um zum Frieden zu gelangen, nothwendig iſt, daß Sie für Gott eine größere, feurigere, reinere, zartere und mehr perſönliche Liebe hegen. Wir dürfen indeſſen den Frieden nicht mit Ungeduld verlangen. Es gibt keinen andern Troſt, als ſich weiter in der Liebe zu Gott vorzudrängen." — In einem ſpäteren Briefe, 15. Juni, ſchreibt er

in dieſer Hinſicht weiter: „Nur die Liebe kann die Leere ausfüllen, welche die Verwüſtung der Liebe geſchaffen hat. In dieſer Leere iſt es, wo Gott groß werden muß — in der Liebe Gottes! Kein anderes Mittel gibt es. Nicht nur um die Anbetung handelt es ſich, ſondern um die Liebe zu Gott. Gott muß Ihnen Tag für Tag theurer werden, mehr und mehr erſehnenswerth. Erſt dann wird er mehr und mehr der Gegenſtand Ihrer Beſchäftigung, der Gefährte Ihres Lebens, der mehr und mehr für Alles und Allem genügt. Wir ſind ſicherlich gar elende Geſchöpfe, wenn wir ſeufzen, uns ſehnen und Alles ganz troſtlos finden, wo wir doch Gott beſitzen können, und zwar ohne ein anderes Maß, als unſere Fähigkeit, ihn aufzunehmen. Wenn etwas unſer innerſtes Sehnen verdient, ſo ſollte es das Antlitz Gottes ſein. Der einzige Schmerz des Lebens ſollte ſein, Den nicht weit mehr zu lieben, in deſſen Liebe wir kaum den Anfang gemacht. Aber in unſerer Armſeligkeit ſind wir, wie Martha, immer beſchäftigt mit ſo vielen Dingen, ſo voll von den Uebertreibungen unſerer Eigenliebe, daß es nicht leicht iſt, Gott mehr zu lieben. Uns fehlt der Muth, ſelbſt unſer Herz leer zu machen; Gott muß das für uns thun und das ſcheint uns grauſam. Großes Kreuz bedeutet große Gnade. Ihr Kreuz darf nichts von ſeiner Gnade und der Fülle ſeiner Gnade verlieren; was Sie bedürfen, iſt die Liebe zu Gott.“

Am Jahrestage der Hochzeit (19. Juni) ſchrieb er: „Ich weiß, daß heute für Sie ein Tag der Prüfung und des Leidens iſt ... Ich habe an Das gedacht, was ich Ihnen zu Ihrer Stütze ſchreiben könnte. Ich ſage Stütze; denn von Troſt in einem anderen Sinn zu ſchreiben, als in dem des geiſtlichen Beiſtandes der Gnade, iſt unnütz. Ich weiß nicht, warum mir das Wort des hl. Paulus ſtets einfällt: ‚Die Dinge, welche man ſieht, ſind zeitlich; aber die, welche man nicht ſieht, ſind ewig.‘ Eine wirkliche Hochzeit gibt es nur zwiſchen Gott und der Menſchenſeele. Es iſt ein unermeßlicher Segen, wenn eine andere Hochzeit nicht bloß der liebliche

Schatten der ewigen Hochzeit, ſondern auch das Mittel iſt, zwei Seelen derſelben entgegenzuführen. Und in der That, durch eine beſondere und wunderbare Gnade iſt es mit Ihnen ſo geweſen. Für ihn iſt der Ruf der Ladung zur Hochzeit des Lammes ſchon erfolgt zu der beſtimmten Zeit unter einem Zuſammenwirken von beſonderen und einzigen Merkzeichen der ewigen Erbarmung, die wir vollſtändig dieſſeits des Grabes nie begreifen und erfaſſen werden. Die Reihe iſt nun an Ihnen; aber Ihre Zeit iſt noch nicht gekommen. Ihre Ruhe iſt noch nicht da. Die ſchon müde gewordenen Füße müſſen noch weiter auf den engen Fußpfaden; aber Alles auf der Pilgerfahrt muß Sie dem Lamme näher bringen. Wer iſt mehr die Braut Chriſti, als eine wahrhaft Verwittwete in ſeiner Kirche? Das Feſt der ewigen Hochzeit und er ſind ſchon bereit: das ſcheint mir der Gedanke des Tages; denn die ſichtbaren Dinge ſind zeitlich, aber die Dinge, welche wir nicht ſehen, ſind ewig. Heute alſo iſt ein Theil ſeines Feſtes da, jetzt ewig für ihn, während Sie noch in Verlaſſenheit trauern und jener unergründlichen Langwierigkeit des Lebens ſchier erliegen, die macht, daß die Pflicht faſt ein Martyrium wird. Das iſt anſcheinend eine grauſame Ungleichheit. Zu Ihnen kann er aus jenem Orte nicht mehr kommen, wo all' ſein Intereſſe in Ekſtaſe und verzückendem Schauen aufgegangen iſt. An Ihnen iſt es, zu ihm zu gehen, ihn dort zu ſuchen, wo er iſt, indem Sie das ſuchen, was er gefunden hat. Die Ewigkeit iſt gerade das, was hier Alles verändert hat; ſie wirft ihre großen Schatten voraus. Seine Herrlichkeit iſt Ihr Kreuz. Jetzt kann Ihre Liebe ihn nicht erreichen, ohne daß Ihre Liebe für Gott Ihr und ſein Antheil iſt. Zwar war die Einigung dieſer zweifachen Liebe nicht vollkommen genug, ſo lange er lebte; aber jetzt muß ſie vollkommen werden aus demſelben Grunde, weil die ſichtbaren Dinge zeitlich ſind und die unſichtbaren ewig. Er hat jetzt auf immer ſeinen Antheil an der Ewigkeit der Liebe Gottes; darum iſt er unſichtbar. Er hat dieſe Ewigkeit zu ſeiner Wohnung genommen,

ſie zu Ihrem wechſelſeitigen Wiederſehen beſtimmt, indem er ſagte: „Ich werde Sie wiederfinden in der Ewigkeit.“

Noch ein letztes Wort aus dieſer Correſpondenz; dasſelbe mag den Gedankengang unſerer Auszüge vervollſtändigen und zum Abſchluß bringen. Am 20. December ſchreibt P. Faber über die gänzliche Hingabe der Seele an Gott: „Das Einzige, woran ich denken mag, iſt, Sie zu beſtimmen, ſich in den Gedanken an die heiligen Geheimniſſe des Glaubens, die ſich in allen großen Feſten der Kirche aufeinander folgen, ganz zu concentriren. Ich bin ſicher, daß Gottes Abſicht in Alledem die Mehrung Ihrer Liebe zu ihm iſt. Ehedem hatte Gott nicht Ihr ganzes Herz; jetzt will er es. Er will, daß Sie Ihre Herzensfreude, Ihre Ruhe, Ihren Entgelt in ihm und in ſeinen Dingen finden, und mehr noch in ihm, als in dem, was ihm gehört, wie gut und wie heilig es auch ſei, mag es nun ſeine Kirche oder mögen es ſeine Armen oder was immer ſonſt ſein. In jedem Schmerze tritt einmal ein Augenblick ein, der einzig und allein durch eine Mehrung des himmliſchen Lebens erträglich wird. Die Erde, die irdiſchen Intereſſen, die irdiſchen Beſchäftigungen werden unwirkſam und ermüdend, und die Tröſtungen werden faſt ebenſo unerträglich, wie das Leid ſelbſt. Ich empfinde ſelbſt in mir bis zu einem gewiſſen Grade, was Sie leiden. Seit einigen Jahren iſt mir, ſelbſt wenn ich nicht krank bin, das Leben ſo ohne alle Freude, ſo ſehr eine Laſt, daß an jedem Abende mir der verfloſſene Tag wie ein beſiegter Feind, eine nothwendige und nun beendete Züchtigung iſt, und daß ich die Kräfte nicht mehr habe, das Morgen zu ertragen. Gott läßt mich ihn lieben genau in dem Maße, daß ich ſo weiter leben kann. Meine Ueberzeugung iſt alſo, daß Sie Ihre Gedanken und Ihren Geiſt mehr mit Gott und mit ſeinen Vollkommenheiten, mit Jeſus und ſeiner Milde, mit Maria und ihren Vorzügen aufrecht halten müſſen. Nur dort gibt es für Sie eine Erleichterung. Sie haben vielleicht mit einem Uebermaß getrauert, und doch war Ihr Wille, von dem Ihre Ewig-

keit abhängt, nur einen Augenblick von dem Willen Gottes abgewichen. Welches iſt alſo das Wort des Räthſels für Sie? Ich meine Folgendes: Gott gibt Ihnen nicht mehr Kraft, weil er Ihnen nicht ſo ſehr mehr Kraft geben will, um Größeres zu ertragen, als daß Sie ihn Ihre Laſt mit Ihnen tragen laſſen."

Am letzten Feſttage der Bekehrung des hl. Paulus (des Jahres 1863), den P. Faber auf Erden feiern ſollte, ſchrieb er an ein Beichtkind über die Größe des hl. Paulus: „Hätte ich heute nicht am Altare von Thränen erſtickt werden müſſen? Welch ein Tag, welch ein Feſt! Ein Meſſe ſo groß und ſo pathetiſch, und dabei die Gnade, die Meſſe leſen zu können! Ich ſage dafür Gott, Maria, dem hl. Paulus Dank! Die gewöhnliche Furcht, die mich nie verläßt, hält mich beſonders heute gefangen, und dieſes für eine Creatur Gottes ſo ſeltſame Officium des hl. Paulus vermehrt ſie noch mehr. Kein Appell an die Barmherzigkeit Gottes, keinen Zweifel, keine Furcht: der kleine Mann, denn er war unbedeutend von Geſtalt, ruft, wie nie ein anderes Geſchöpf es je gethan hat: ‚Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und ich habe die Gewißheit, daß er mächtig genug iſt, mir meine Hinterlage auf den großen Tag aufzubewahren, er, der gerechte Richter!' Ich kenne keinen andern Heiligen, der je vor Gott eine ſolche Haltung anzunehmen gewagt hat. Aber wie verherrlicht dieſe Kühnheit die göttliche Gnade! Als Ananias, der nicht glauben konnte, daß die ewige Weisheit ernſtlich zu ihm ſprach, ſagte: ‚Herr, habe ich nicht viele Perſonen ſagen hören, daß dieſer Mann deine Heiligen zu Jeruſalem in großes Leid geſtürzt hat', mit welcher Erhabenheit erging da Jeſu Wort an ihn: ‚Gehe, dieſer Mann iſt mir ein Gefäß der Auserwählung!' Wie dringt nicht ſein anderer Ruf gleich einer mächtigen Trompete aus ſeinem großen Apoſtelherzen: ‚Seine Gnade iſt in mir nicht unfruchtbar geweſen.' Welch' anderer Heiliger hat je ſolche Worte auszuſprechen gewagt? Und nun noch die anderen unglaublichen Worte, jener andere Siegesruf: ‚Ich habe den guten Kampf

gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt und die Krone iſt mir hinterlegt.' Für alles das gibt es nur eine Parallele in dieſer Welt: Job, der ſich auf ſeinem Düngerhaufen erhebt, mit Gott ſtreitend und ihn zur Vertheidigung drängend. Und dieſe Kühnheit gefiel Gott, und den frommen Freunden Jobs, welche ihn ſchalten und Gott zu vertheidigen meinten, gab Gott den Befehl, Job zu bitten, ein Opfer für ihn darzubringen, als Sühne für ihre unſinnigen Reden. Das iſt eine Offenbarung Gottes und der Liebe Gottes für die menſchliche Natur, eine Offenbarung, die allein ausreicht, um die ewige Betrachtung eines Engels für immer zu beſchäftigen. — Dieſer hl. Paulus! immer groß und fruchtbar für Gott; immer voll heiliger, ungeſtümer Liebe zu Gott; immer überſtrömend von der Fülle Gottes; immer brennend für Jeſus in ſeiner Predigt, in ſeiner Unterhaltung, in ſeinen Schriften: Gott, Gott, immer Gott, der ‚Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti'. Was wird das für ein Anblick ſein, wenn wir einſt dieſen großen Apoſtel ſchauen; wenn wir jene Füße küſſen dürfen, die einſt weiß waren vom Staube der römiſchen Heerſtraßen; wenn wir einſt in ſeine Augen blicken dürfen, die krank waren von Thränen und nun das Antlitz Gottes ſelbſt ſchauen; wenn wir ſeine ſo ſüße Stimme und den Donner ſeiner Beredſamkeit hören und ſagen dürfen: Ja, das iſt jener ſo milde Greis mit dem jungfräulich zarten Herzen, das einſt in dem Philemonsbriefe ſo unausſprechlich zart ſich ergoß! Doch ich muß innehalten..."

Eine ähnliche, in ihrer Art noch großartigere Schilderung des Elias ſchrieb P. Faber an eine Carmeliterin in Paris, wie überhaupt die vielen Briefe an die Oberin und einzelne ihrer geiſtlichen Töchter in dem Carmelitenkloſter der Rue d'Enfer u. A. über das ewige Gebet, den Geiſt des Elias, die Anbetung der allerheiligſten Dreifaltigkeit, die Andacht zu den göttlichen Eigenſchaften mit zu dem Schönſten gehören, was die Sammlung *ſeiner ascetiſchen* Briefe aufweist. An dieſer Stelle kann nur

Weniges daraus Platz finden. In einem Briefe an die Oberin der Carmeliten ſchreibt er, ſeiner Sehnſucht nach einem Carmel in London Ausdruck gebend, Folgendes: „Durch eine Auszeichnung, die Gott meiner Unwürdigkeit hat zu Theil werden laſſen, habe ich einige meiner geiſtlichen Töchter zu dem Carmel hinführen können, das aber iſt eher trotz meiner geiſtlichen Leitung, als durch die Wirkungen meiner Fürſorge (für ihre Seelen) geſchehen. Der mächtige Zug des heiligen Geiſtes in den Herzen dieſer Kinder hat ſie vor der Schlaffheit und dem Elende meiner geiſtlichen Leitung bewahrt. Ich hoffe, Sie werden dieſelben recht viel für mich beten laſſen, denn ich gehe meinen Weg, zwar Andern immer predigend, aber ſelbſt immer ganz in äußere Dinge verſunken, ſo daß meine Seele ſich nie recht bekehrt. Ich kann ſagen, wie die Braut im Hohenliede: ‚Sie haben mich zum Hüter des Weinberges gemacht, aber der meinige, mein eigener Weingarten liegt wüſte und verlaſſen.‘ Ach, wir Alle, Prieſter und Volk, hätten einen Carmel in London nöthig. Ein gutes Haus, in dem der Geiſt der hl. Thereſia herrſchte, würde uns in unſerer Schwachheit ſtärken und in unſerem Ermüden mit übernatürlicher Ruhe ſtärken und unſere Schwachheit mit dem geſegneten Strom ſeines Gebetes aufrecht halten.“

Erſt nach ſeinem Tode wurde dieſer Wunſch P. Fabers erfüllt: ſeit 1867 ſind die Carmeliten in London, und an ihrer Spitze ſteht, wenn wir nicht irren, jene Lady Minna Howard, von der wir in der Briefſammlung Fabers folgenden Brief aus dem Jahre 1850 (6. December) leſen: „Du biſt jetzt, meine liebe Minna, ſieben Jahre alt und haſt Dir in den Kopf geſetzt, eine Nonne zu werden. Wohl, aber was haſt Du für den Augenblick zu thun? Mußt Du Dir jetzt ſchon die Haare abſchneiden, ein ſchwarzes Kleid anziehen, in ein Kloſter gehen und dort ein hartes Leben führen? Nein, noch nicht. Später vielleicht wird das mit dem Segen Unſerer Lieben Frau kommen. Aber, ſagſt Du immer, ſo lange kann ich nicht warten. Gut, Schweſter Minna vom Jeſukinde! Warten wir denn nicht ſo

lange. Ich will Dir ſagen, wie Du jetzt ſchon ohne Verzug in dem großen Hotel Bellevue mit der Zuſtimmung Deines Vaters und Deiner Mutter eine Nonne werden kannſt. Ich weiß ſicher, das wird Dir gefallen und euch Alle in Erſtaunen ſetzen. Ich ſehe ſchon, wie Victoria ihre großen Augen öffnet und die lärmende Minna auf einmal ſtille wird, um etwas zu hören. — Wie kann ich denn jetzt ſchon gleich, fragſt du, eine Nonne werden? — Schweſter Minna! Was heißt es, eine Ordensfrau ſein? Höre: Eine Ordensfrau ſein, heißt: Niemand anders mehr lieben als Jeſus, ihn immer und gar ſehr lieben und alle Anderen, Papa, Mama, die Schweſtern, den kleinen Bruder, den Vater Wilfrid und Alle nur noch lieben, weil Jeſus ſie lieb hat. Das heißt eine Ordensfrau ſein. Wenn aber Schweſter Minna nur ihren Willen und ihre Launen liebt, dann iſt ſie keine Ordensfrau mehr; wenn Schweſter Minna nur das thut, was man ihr ſagt, oder wenn ſie es nur murrend thut, dann iſt ſie keine Ordensfrau mehr. Wenn Schweſter Minna ein Wort des Zornes ſpricht, dann iſt ſie keine Ordensfrau mehr. Aber wenn Schweſter Minna Jeſum liebt, ſehr, über Alles liebt, wenn ſie immer zu ihrer lieben Mutter im Himmel betet, ſie Jeſum mehr und mehr lieben zu machen, dann iſt ſie eine für alles Gute bereite Ordensfrau."

Wie P. Faber ſeinen eigenen Ordensbrüdern gegenüber ſich und ſein Amt beurtheilte, möge folgende Probe zeigen. An P. William B. Morris hatte er auf eine, wie es ſcheint, minder angenehme Nachricht zu erwiedern. „Der hl. Philipp," ſchrieb er, „hat mich an die Spitze ſeiner Kinder geſtellt, einzig um zu zeigen, daß ſein Inſtitut nicht von den Menſchen, ſondern von Gott aufrecht erhalten wird. Meine Söhne ſollen mir ihre Liebe erzeigen, indem ſie ohne Unterlaß beten, daß mein Herz ganz und gar umgewandelt ſei, daß es vollkommen zu Gott hingewendet ſei, erfüllter vom Geiſt des Gebetes, tapferer in der Abtödtung und tiefer ergriffen von den Gefühlen der eigenen *Nichtigkeit* und Unwürdigkeit. Das iſt es, was Sie zu thun

aben. Nicht mir, ſondern dem Willen Gottes in mir müſſen ie ſich anvertrauen. Wenn man die Gnaden kännte, die ich mpfangen habe, würde man ſehen, daß ich einfach der aller= rößte Sünder geweſen, den es auf Erden gegeben. Wenn ich ich bisweilen für gut halte und es mich freut, zu wiſſen, daß ndere dieſe Idee von mir haben, ſo überkommt mich ſtärker ls je die Furcht vor der Hölle. Alſo ſprechen Sie nicht da= on, ſich mir, ſondern nur der Gnade Gottes, die in mir iſt, nzuvertrauen. . . ."

Obwohl P. Faber ſich zum größten Theile die Lectüre der eitungen unterſagt hatte, ſo unterließ er doch nie, ſich in allen en Fragen, wo die Politik in engem Zuſammenhange mit der eligion und der chriſtlichen Moral ſich zeigte, auf dem Laufen= en zu halten. Im Jahre 1857 trat er ſelbſt in die Oeffent= chkeit in einer anonymen Zuſchrift an den Herausgeber eines er katholiſchen Wochenblätter, des „Weekly Regiſter" (vom . April), in Betreff der damals viel und heftig discutirten chulfrage. Während ein Theil der katholiſchen Blätter für ie Unterſtellung der katholiſchen Schulen unter die Regierungs= ſpection ſich ausſprach, trat ein anderer entſchieden gegen alle nd jede Inſpection durch die Regierung auf. P. Faber plädirte ür die Entſcheidung des apoſtoliſchen Stuhles in dieſer Frage, nd bis eine ſolche erfolgt ſei, für die Aufrechthaltung des egenwärtigen Inſpectionsſyſtems. Er berief ſich dabei auf das rtheil des Biſchofs Pariſis von Arras, der gelegentlich eines ufenthaltes in England die beſtehenden Beziehungen der Katho= iken zu der Regierung in der Schulfrage gebilligt und aus= rücklich ein ähnliches Syſtem für Frankreich gewünſcht hatte. ußerdem wollte Faber das große Werk der katholiſchen Normal= chule in Hammerſmith, das ſo enge mit der augenblicklichen rdnung der Dinge verwachſen ſei und ſowohl von der Regie= ung unterſtützt würde als die Billigung Roms in allen ſeinen haſen erhalten habe, *in keiner* Weiſe gefährdet ſehen. Der *ehrorden des Jean Marie de* Lamennais, eines Bruders des

unglücklichen Lamennais, hatte nach langen Bemühungen die Normalschule für katholische Lehrer zu einer großen Blüthe gebracht. Nachdem ein unglücklicher Versuch, die Brüder von ihrem Mutterhause zu trennen, gescheitert war und die Xaverianer aus Belgien das Werk in gleichem Sinne fortgeführt hatten, wollte P. Faber dasselbe nicht noch einmal durch eine heftige Controverse gefährdet sehen. Zum Schlusse sprach er sich dahin aus, daß, seiner augenblicklichen Auffassung nach, die gänzliche Zurückweisung der Regierungsinspection das Resultat haben würde: 1) „die Katholiken in den Augen des Landes ernstlich zu erniedrigen; 2) unsern Bischöfen, die uns auf diesen Weg wohlbewußten Wirkens gestellt, eine Ohrfeige zu geben: 3) öffentlich anzuerkennen, daß wir uns angesichts der Fortschritte der weltlichen Erziehung des 19. Jahrhunderts nicht zu zeigen wagen; 4) auf unsere Laien eine ungeheure Last zu wälzen, die wirklich über ihre Kräfte geht; 5) eine große Anzahl unserer Schulen zu schließen; 6) mehrere Tausende von Kinderseelen dem ewigen Untergange preiszugeben; 7) die Eltern wie die Kinder in die nächste Versuchung zur Apostasie zu stürzen; 8) uns 20 Jahre in der Unterrichtsfrage zurückzusetzen, jener Frage, die immer unsere Schande gewesen ist und es (Dank den Verfolgungsgesetzen, die durch die Katholiken-Emancipation nur zum Theil abrogirt worden) noch ist; und 9) uns einen Schritt weiter dem obligatorischen und religionslosen Systeme einer nationalen Erziehung entgegenzuführen. Wenn alle diese Folgen über uns kommen sollen in Folge einer Maßnahme, die an sich gut wäre, in Gottes Namen! Gott wird dann sorgen. Aber suchen wir bis dahin die gesunde Vernunft auf unserer Seite zu behalten oder Roms Entscheidung zu erbitten, denn von Rom können wir eine vernünftige Entscheidung erwarten. Seine Gründe sind immer zeitgemäß und behalten am Ende immer Recht; und auch wir selbst kommen zuletzt immer wieder zur Einsicht, daß diese Gründe besser sind, als unsere kleinlichen *persönlichen* Ueberzeugungen."

Um zum Schluſſe eine vollſtändige Idee von dem Talente
. Fabers im brieflichen Verkehr zu geben, müßte noch eine
Menge kleiner Handbillete, kurzer Sprüche, anmuthiger und
och nützlicher Bemerkungen Berückſichtigung finden, die ge=
egentlich, wie im Vorübergehen, dem Papier anvertraut wur=
en. Sie würden zugleich eine Idee von ſeiner wunderbaren
nterhaltungsgabe geben. Nur zwei Beiſpiele ganz verſchiedener
rt können hier Platz finden. Am Vorabende des St. Wilfrids=
ges 1862, wo P. Faber ſchon ganz von ſeinen Todesleiden
iedergebeugt war, ſchrieb er an Miß E. Nutt gelegentlich eines
amenstagsgeſchenkes: „Sie ſehen, welch ein Feinſchmecker ich
erde! Ein Geſchenk von Ihnen macht in mir ſtets den Wunſch
ach einem neuen rege. Wenn ich die Schönheit dieſer präch=
gen Weintrauben betrachte, ſo erinnern mich dieſelben nicht
loß an die Spione Iſraels, die auf ihrer Rückkehr von Vehel=
col die ſo verführeriſchen Früchte des verheißenen Landes
ren Landsleuten zeigten, ſondern ſie machen auch in mir den
Wunſch und das ſehnliche Verlangen nach Ihren gütigen Gebeten
ge, damit Gott in ſeiner Barmherzigkeit es fügen möge, daß
eine Werke, die jetzt ſo mager und ſo elend ſind, dieſen ſchönen
rauben gleichen, voll, zierlich, wohlgeordnet und mit einer Hülle
ugfräulichen Grüns bedeckt.“ — Eines Tages fand P. Faber
i der Kapelle einen der Väter mit der Reſtauration der Farben
n einem Bilde der ſchmerzhaften Mutter beſchäftigt. Er be=
achtete das Werk aufmerkſam und ging ſchweigend weiter.
lls der Pater, der die Arbeit beſorgte, auf ſein Zimmer zurück=
hrte, lag auf ſeinem Tiſche ein Blatt, auf das mit Bleiſtift
lgende Worte im Vorbeigehen hingeworfen waren: „Laſſen
ie doch, lieber Pater, jede Spur von Röthe von den Wangen
er liebſten Mutter verſchwinden; es war auch nicht ein einziger
ropfen von Blut an ihrer ganzen Perſon mehr ſichtbar, außer
enen, die ſich mit ihren Thränen vermiſchten.“

Können wir mit dieſen Zügen füglich die allgemeine Cha=
akteriſtik *der Perſönlichkeit P.* Fabers, ſeines Arbeitens, Leidens

und Wirkens auf seine nähere Umgebung schließen, so bleibt uns die fernere Aufgabe, die Bedeutung P. Fabers für die weiteren Kreise zunächst der englischen Katholiken zu würdigen und auf sein großartiges schriftstellerisches Wirken hinzuweisen, dessen Ruhm bis zur Stunde immer höhere Aufmerksamkeit und Achtung sich erzwingt. Es kann namentlich in Bezug auf die größern ascetischen Schriften P. Fabers in einer Schrift, wie der vorliegenden, nur unsere Aufgabe sein, die Daten und Angaben zu sammeln, welche in das allgemeine Verständniß und die allgemeine Würdigung dieser Schriften einführen. Wenn wir hierbei auf einzelne Punkte die besondere Aufmerksamkeit des Lesers hinzulenken uns erlauben, so geschieht dieß deßhalb, weil wir auf einen Mangel unserer religiösen Literatur in Deutschland besonders hinweisen möchten.

VIII.

Die Meisterjahre (1854—1861). Bedeutung Fabers für die englischen Katholiken. Die Einführung der „Heiligenleben" und der ascetischen Literatur. Seine geistlichen Lieder, Andachten und Predigten. Verhalten gegen Andersgläubige. Seine acht größeren ascetischen Bücher; ihre Vorbereitung und Ausarbeitung. „Alles für Jesus." „Der Fortschritt der Seele." „Das heiligste Sacrament." „Der Schöpfer und das Geschöpf." „Der Fuß des Kreuzes." „Geistliche Conferenzen." „Das kostbare Blut." „Bethlehem." Die übrigen Schriften Fabers. Urtheile der Presse. Der Hauptvorzug der Faber'schen Schriften.

Man hat mit Recht gesagt, daß P. Faber als das Organ der englischen Katholiken nicht dürfe angesehen werden. Ein solcher Titel steht nur Dem zu, der die Ansichten einer großen Körperschaft vertritt und als Deputirter und Stellvertreter Derer handelt, deren Ansichten er versteht und theilt. In diesem Sinne ist P. Faber nie das Organ der englischen Katholiken gewesen; er war eher ihr volksthümlicher Lehrer. Seine Mission war mehr, fast ausschließlich eine für die Katholiken

Englands erziehende, ſie auf's Neue nach langer Winternacht in die Geheimniſſe des Uebernatürlichen einführende und dort feſſelnde, aber nicht deren Anſichten und Abſichten vertretende. Ein Rückblick auf die Hauptphaſen ſeines Lebens wird dieß zeigen.

Seine Hauptſorge, als er katholiſch wurde, war, ſich mit dem Geiſte der Kirche in Harmonie zu ſetzen, und zwar mit vollem Rechte nicht mit dem Geiſte, der in ſeiner katholiſchen Umgebung, in dem Lande überhaupt noch herrſchte, wo das Andenken an die zum Theil noch kaum vernarbten Wunden barbariſcher Verfolgungsſucht und an die Nothwendigkeit der Zurückgezogenheit vor einer durchaus feindſeligen und ſpottſüchtigen Umgebung die Kirche in der Freiheit ihrer Action, beſonders in ihrem höheren geiſtigen Aufſchwunge hemmte. Er ſuchte dieſe Harmonie an der Quelle, in Rom, der Stadt des Papſtes, und im Schatten des Stuhles Petri. Indem er alle und jede Rechte, die ſeine Heimath auf ſeine katholiſchen Arbeiten erheben konnte, vollauf anerkannte, verſuchte er dort mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln, die in Rom im Gebrauche befindlichen Andachten und Gewohnheiten des geiſtlichen Lebens einzuführen. Dem bei den engliſchen Katholiken mit raſchem Fortſchritte ſich bahnbrechenden Glauben wollte er gleich anfangs und mit aller Entſchiedenheit alle Entwickelung einer bewährten katholiſchen Frömmigkeit vermitteln.

Es war ihm nicht genug, perſönlich in dieſen Andachtsübungen ſeinen Landsleuten weit voraus zu ſein; er überſetzte auch und ließ ſolche Werke drucken, die dem Fremdlinge als Ausdruck des Geiſtes und Weſens dieſer Uebungen dienen und ihn in dieſelben einführen konnten. Bei allen Denen, auf welche er unmittelbaren Einfluß hatte, war ſeine Ermunterung, ſelbſt dieſelben anzunehmen und zu verbreiten, eine beſtändige. Gegen den Vorwurf, daß dieſe „italieniſchen Uebungen“ ſich ſchlecht mit dem engliſchen Geiſt vertrügen, ſprach ſich Faber in ſeiner Predigt *auf den hl. Thomas von* Canterbury, ſcharf den Kern dieſes

Einwandes faſſend, dahin aus: „Die Wahrheit iſt uns nicht gegeben, um ſie zu erniedrigen, zu verkürzen. Die Wahrheit kommt von Gott. Die Majeſtät Gottes ruht untrennbar auf ihr; ſie wird die Seele bekehren, ſelbſt wenn ſie rauh und zurückſtoßend ſcheint, und das auf den innern guten Grund hin, weil ſie die Wahrheit Gottes iſt; weil die Gnade uns die Kühnheit des Glaubens gibt, um uns ihr anzuvertrauen. Außer der Gefahr, den Glauben zu verletzen, müſſen wir noch eine andere vermeiden, die darin beſtehen würde, Alles, was das Siegel des Eifers oder des Glaubensgeiſtes in den Andachtsübungen fremder Brüder an ſich trägt, bei Seite zu werfen oder zu verkleinern. Saget doch Denen, die ihr liebet und die ihr im Schooße der Kirche zu ſehen wünſchet, dieſe grauſame Lüge nicht, daß der Glaube anderswo ein anderer ſei als hier; verwerfet doch die Andacht, die Anmuth, die Anbetung und die zarte Liebe nicht als Dinge, die für uns nicht geſchaffen ſeien und als ob die Kirche Gottes nicht Eine ſei; denn in Wahrheit iſt dieſes Verhalten nichts weniger, als eine Verläugnung der Einheit der Kirche Gottes.“

In drei Dingen iſt P. Faber den engliſchen Katholiken ein Wegweiſer, ein Bahnbrecher geweſen. Zuerſt durch die Veröffentlichung der Heiligenleben. Mit allen den literariſchen Fehlern, die man ihnen vorwerfen kann, hört dieſe bis heute fortgeſetzte Serie der Heiligenleben nicht auf, ihre große Miſſion zu erfüllen, die Geiſter mit den höchſten und vollendetſten Beiſpielen chriſtlicher Heiligkeit bekannt und vertraut zu machen. Ihr Hauptzweck war, wie Fabers „Verſuch über das Intereſſe und die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Heiligenleben“ beſagt, „den Aufſchwung zu dem geiſtlichen Leben zu fördern und Denen zu Hilfe zu kommen, welche die Gnade Gottes aus der gewiſſenhaften Uebung der Gebete zu der der Räthe, aus der Welt zu einem religiöſen Leben, aus den gewöhnlichen Tugenden zu jener Vollkommenheit hinzieht, die ſich im Inneren und auf dem Wege des Opfers vollzieht.“ Dieſe Publikation enthält unter

anziehender Form für den Gebrauch und für die Erbauung der großen Mehrzahl die Verhaltungsregeln und die Grundsätze der Heiligkeit unter der Autorität von Namen, welche die Canonisationsdekrete über alle Kritik gestellt haben. Um sich zur Kenntniß und zur Liebe Gottes zu erheben, boten die Heiligenleben Fabers den Suchenden die vollendetsten Vorbilder auf jeder Stufe des geistlichen Lebens.

Wie hoch dieser Dienst Fabers anzuschlagen ist, wird Jedem klar werden, der folgende Worte aus „Alles für Jesus" bei sich erwägt. „Mehr als alles Andere hindert die Unwissenheit in unserer Religion die Unterscheidung und tiefere Erkenntniß der äußeren Güte Gottes. Im Geiste des Wilden, der zu regelrechter Beobachtung ganz untüchtig ist, können nur die Erscheinungen der Allgewalt, wie Gewitter, Blitz, Sonne, Meer, Sturm ꝛc., sich zu einem dauernden Eindrucke Bahn brechen; der Schöpfer ist für ihn nur ein Geist der Kraft. Wenn es diesen armen Unwissenden verliehen wäre, zu sehen, was die Wissenschaft uns in den Affecten und Instincten der Thiere aufgedeckt hat, die Ideen, die sie vom Schöpfer sich gebildet, würden gar bald verändert sein. Gerade so ist es mit dem Menschen, den die Dinge der Welt ganz und gar für sich in Anspruch nehmen. Wenn er seinen Sinn von Gott und dessen Dienst abwendet, so können nur noch die schrecklichen Erscheinungen der Religion, wie der Tod, die Todsünde, das Gericht, die Auserwählung, die Hölle seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und festhalten. Um die geringste Idee von dem Umfange und der Tiefe der Liebe zu haben, die Gott für uns hegt, muß man in die Einzelheiten der Gesetze der Gnade hinabsteigen, die Geheimnisse des Gebetes untersuchen, schauen auf die Vertheilung von Verdienst und Glorie, auf die Herablassungen der göttlichen Barmherzigkeit, auf die süßen Geheimnisse Jesu und Mariä. Das Krachen des Donners macht sich von selbst auch den Allerzerstreutesten bemerkbar; aber nur ein aufmerksames Ohr kann im Sommer das Gemurmel des Abendwindes

erlauſchen, deſſen erſterbende Kraft leiſe die Spitze der Fichten liebkost."

An zweiter Stelle ſtehen Fabers Verdienſte um das volksthümliche engliſche Kirchenlied mit einer Reihe von Volksandachten, die er organiſirte und die, vom Londoner Oratorium ausgehend, der katholiſchen Frömmigkeit einen neuen Aufſchwung gaben. In dieſen Volksandachten ſind es wiederum neben den von Faber verfaßten Liedern die Gebete und Anmuthungen der Heiligen, die der unabſehbaren Menge der ſie beſuchenden Katholiken unter einer ihnen leicht vertrauten Form dort vorgeführt wurden, um ſo die Grundlage des geiſtlichen Lebens zu bilden. Dazu trug ferner jene Art einfacher und von allem rhetoriſchen Aufwande durchaus fern gehaltener Chriſtenlehre bei, welche der hl. Philipp ſeinen Kindern für die Auseinanderſetzung der Geheimniſſe des Glaubens empfiehlt. Zur Begründung eines höheren Strebens in ſo vielen Seelen trug beſonders die jetzt allenthalben in England verbreitete und bekannte Bruderſchaft vom koſtbaren Blute bei, die Faber ſo ſehr liebte und protegirte. Da dieſelbe keinen anderen Zweck hatte als das Gebet, ſo vereinigte ſie in einem mächtigen Mittelpunkte tauſende von Gebetsanſtrengungen, und es verging faſt kaum eine ihrer wöchentlichen Verſammlungen, ohne daß man Kenntniß von zahlreichen Dankſagungen erhielt, die die erflehten Segnungen öffentlich anerkannten. Natürlich blieb auch die Predigt Fabers eines der Hauptanziehungsmittel, die zur volksthümlichen Verbreitung der Andachten ſehr beitrugen. Ein hoher geiſtlicher Würdenträger in der katholiſchen Kirche ſchildert in der „Dublin Review" ſeine Beredſamkeit als Augenzeuge mit folgenden Worten: „Als Prediger war Faber bedeutender begabt, als irgend ein Anderer, an deſſen Worte und Auftreten wir uns erinnern. Er beſaß eine Leichtigkeit, Lieblichkeit, Biegſamkeit im Geiſte und in der Stimme, eine Lebhaftigkeit im Auffaſſen und Ausſinnen, eine Schönheit der Anlage und des Ausdrucks, die ſich alsbald Jedem bemerkbar machten. Ihm

war aber noch eine andere Art von Schönheit eigen, die für das Auge und das Ohr gleich faßbar war: wir meinen das aus dem Innern eines Menſchen ausſtrahlende Vertrauen, der ſelbſt im Lichte und im Frieden Gottes lebt und nichts ſehnſuchtsvoller wünſcht, als daß Andere Antheil erhalten an dem Glücke, in dem er ſelbſt ſelig iſt. Dieſe Vereinigung von redneriſchen Vorzügen und Eigenſchaften haben wir in ſolchem Maße ſonſt niemals wahrgenommen."

Eine andere, nicht minder hohe Autorität auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens und Wiſſens, Dom Prosper Guéranger, der berühmte Benediktinerabt von Solesmes, ſchrieb bald nach dem Tode Fabers an den Pariſer „Monde": „Faber war immer bereit, immer gleich reich und überſtrömend von Gedanken, immer ganz erfüllt von Salbung; man fühlte aus jedem ſeiner Worte die hier ſich ausſprechende Lebhaftigkeit ſeines Glaubens und ſeiner glühenden Liebe zu Gott. Gleich erhaben über jede Berechnung wie über jede Schwäche iſt ſein Wort niemals, ebenſo wenig wie ſeine Feder durch irgend eine menſchliche Erwägung beeinflußt worden. Er hätte niemals ſeine Einwilligung dazu gegeben, weder die abſoluten Formen des Dogma's, noch die ſtrengen Forderungen der Moral, noch die Grundſätze des geiſtlichen Lebens zu verſchleiern. Er wußte recht wohl, daß in der großen Schaar ſeiner Zuhörer die Proteſtanten ſich dicht an die Seite der Katholiken drängten, daß die Weltkinder dicht neben den frommen Chriſten ſtanden; aber niemals hat der Wunſch, den einſtimmigen Beifall dieſer gemiſchten Zuhörerſchaft zu gewinnen, von ihm irgend eine jener Gefälligkeiten oder eine jener Milderungen und Zurückhaltungen errungen, zu denen man ſich ſo leicht hinreißen läßt. Er war zu erfüllt von heiligem Stolze auf den Beſitz der Wahrheit Der Kirche, die uns hienieden auf Erden allein dieſe Wahrheit ſpendet, um ſie je auch nur mit einem Gedanken den Menſchen anzubequemen, die doch nichts, gar nichts Anderes ſein können, als ihre demüthigen Schüler. Und wenn

er mit dieſem rückhaltloſen Dienſt gegen die Wahrheit bisweilen gewiſſe Geiſter verletzte, darin ein Nachfolger des Sohnes Gottes und ſeiner Apoſtel, ſo zog er doch Andere deſto mehr an, die ſich durch dieſes ſtarke und überzeugte Wort ſich ſelbſt entriſſen fühlten."

Nöthigt dieſe Geradheit und der unbeugſam ernſte Dienſt gegen die katholiſche Wahrheit gerade bei den Naturen deſto größere Bewunderung ab, deren mittheilſames Weſen ſie liebenswürdig und heiter im Verkehr mit der Außenwelt macht, dann war bei Faber alles Geſuchte und gleichſam Bewußte einer ſolchen Haltung in der Alles beherrſchenden Liebe zu Jeſus und zu ſeiner Kirche gänzlich aufgegangen. In Bezug auf das Predigen bemerkte er ſelbſt: „Mag die Idee einer theologiſchen Rede eine anziehende ſein oder nicht, unſere Aufgabe iſt einzig und ausſchließlich, die Gottheit Jeſu zu predigen und zu lehren, und wir werden bald die Herzen ſich uns zuneigen ſehen, ohne daß wir dazu einer anderen Beredſamkeit noch bedürfen. Bethlehem und Calvaria werden ihre unausſprechlich reiche und tiefe Zärtlichkeit den Aermſten der Armen und den Einfältigen Chriſti immer mittheilen."

Dasſelbe Verhalten war für Faber hinſichtlich der Converſionen der Proteſtanten maßgebend: die einfache Auseinanderſetzung der katholiſchen Wahrheit ohne alle abſchweifende Beweisführung war für ihn das wirkſamſte Mittel, um die Verirrten in den Schafſtall zurückzuführen. In ſeiner Lobpreiſung des hl. Philipp lehrte Faber: „Nicht durch das hochfahrende Wort, nicht durch die kalte Vernunft wird Chriſti Reich gegründet; unſer Herz ſucht die Herzen, und die göttliche Liebe iſt das Geheimniß und das Leben unſerer Schule."

Abgeſehen von einer Reihe von Predigten über den Proteſtantismus, welche die Abendgottesdienſte in dem Oratorium zu Brompton eröffneten, hat Faber nie über die Controverslehren gepredigt. Den Grundſatz, den er ſofort bei der Einrichtung der Wilfrids-Genoſſenſchaft zu Birmingham aufſtellte,

daß nämlich Alles ſo gehalten ſein ſolle, als ob man mitten in einem katholiſchen Lande lebe, hielt er Zeitlebens feſt. Er duldete nie, daß dem Beſuche des Oratoriums von Seiten der Proteſtanten ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Als im Jahre 1862 bei Gelegenheit der in ſeiner Nähe eröffneten Weltausſtellung die Kirche ſtets von Fremden beſucht wurde, wollte er, daß Jeder in der Kirche frei umhergehen könne, indem er betonte, er wolle es nicht auf's Gewiſſen nehmen, irgend Jemand an dem Empfange der Gnaden zu hindern, die er durch die Nähe des Allerheiligſten erhalte. Anderſeits legte er ſich indeſſen auch nie einen Zwang auf in der Schonung der Vorurtheile, weder in ſeinen Predigten, noch in den gottesdienſtlichen Uebungen, die er abhielt. Sein Vertrauen auf die Macht des Glaubens über die Seelen war ſo groß, daß er nie befürchtete, kühn von ihm zu ſprechen und ihn ſeinem ganzen Umfange nach darzulegen. Auch fehlte es bisweilen nicht an Katholiken, welche ſich über ſeine Sprache aufregten, weil ſie von der Tiefe und Sicherheit ſeiner theologiſchen Principien keine Ahnung hatten. Bei Gelegenheit der Eröffnung einer Reihe von Predigten in der King Williamſtreet über das Unbefleckte Herz Mariä erhielt er von einigen ſeiner Zuhörer über die Lehre, die er in der erſten Predigt vorgetragen, eine Reihe von verletzenden Bemerkungen. Im Augenblicke, der für den Beginn der zweiten Predigt angeſetzt war, ſtieg er auf den Predigtſtuhl und erklärte einfach, daß ihm Klagen über ſeine erſte Predigt zugeſandt worden ſeien, und daß er hiermit die Serie abbreche, „weil ich," ſagte er, „zu gut weiß, was ich der Ehre Unſerer Lieben Frau ſchulde, um die Perlen ihres unvergleichlichen Schmuckes vor grobe, unreine Thiere zu werfen, die von ihrem Werthe keine Ahnung haben".

Zugleich trug P. Faber zur Verbreitung geiſtlicher, erbaulicher Schriften ausländiſcher Asceten in England viel bei. Er ließ die „Geiſtliche Lehre" L. Lallemants über-

ſetzen und gab ſie heraus; ferner veröffentlichte er die „Octav vom heiligſten Sacramente“ von Nouet und als Anhang zu ſeinem Leben des hl. Philipp und ſeiner Gefährten „die Schule des hl. Philipp Neri“; auch bei der Herausgabe der Werke Boudon's, Surim's, Rigoleuc's, Lombez' u. A. betheiligte er ſich mit Rath und That.

Das größte und die weiteſten Kreiſe beherrſchende Verdienſt erwarb ſich P. Faber durch die Veröffentlichung ſeiner eigenen Werke. Dieſelben enthalten Vieles von den Lehren und Anmuthungen der Frömmigkeit, die man in den „Heiligenleben“ wiederfinden wird, allein ihre Beredſamkeit und ihr literariſches Verdienſt haben ſowohl von der ſchriftſtelleriſchen wie theologiſchen Seite einen ganz beſonderen Reiz für alle diejenigen, welche die Wirkſamkeit Fabers ihrer ſeelſorglichen Seite nach kennen und ſchätzen lernen wollen. Seine Werke ſind gleichſam als Fortſetzung ſeiner Predigten anzuſehen, als eine Anleitung, eine Art Schule des geiſtlichen Lebens für alle Die, welche nicht das Glück gehabt, ſie, wie P. Bowden beſtimmt erklärt, faſt in derſelben Form von der Höhe des Predigtſtuhles im Oratorium halten zu hören. „In jeder Linie findet man das Siegel ſeiner Originalität, welche ſeine ehemaligen Zuhörer an den ſcharfen durchdringenden Ton ſeiner Worte und all die Reize ſeines die Herzen durch ſeine Anmuth ſo mächtig ergreifenden Auftretens erinnert.“

Zwiſchen dem Januar 1853 und dem December 1860 hat P. Faber acht ſtarke Bände, in jedem Jahre einen, veröffentlicht, und das, wie wir geſehen haben, inmitten der ſchwerſten Sorgen für die Gründung und Leitung des Londoner Oratoriums, ohne dabei der Laſt des Noviciates während fünf von dieſen acht Jahren zu gedenken, ohne ſeine regelmäßige Betheiligung an den täglichen Predigten zu vergeſſen und ohne daß er je einen, der ſeine Hilfe, ſeinen Rath und Beiſtand gewünſcht hatte, abgewieſen hätte. Auch iſt daran zu erinnern, daß er bei der Arbeit oft durch Krankheiten aufgehalten wurde,

und daß die Vollendung jedes ſeiner Werke, wie P. Bowden berichtet, durch eine ſchwere Kriſe erkauft wurde.

Wie mühevoll jedesmal die Vorbereitung eines dieſer Werke war, daran erinnern folgende Worte, die Faber gelegentlich der Herausgabe ſeiner „Geiſtlichen Conferenzen“ in der Vorrede ſchrieb: „Ich habe die Gewohnheit, dieſelben durch vollſtändige und bis in's Einzelne hinein ausgearbeitete Noten vorzubereiten, und zwar Wochen und Monate lang, ehe ich dieſelben halte. Ich ſehe dieſe Noten alsdann, bevor ich auf den Predigtſtuhl ſteige, durch, und oft begleite ich ſie, nachdem ich herabgeſtiegen, mit neuen Bemerkungen, wenn mir nämlich der Vortrag irgend einen treffenden Gedanken, irgend eine nothwendige oder nützliche Aenderung nahegelegt hat. Denn nichts iſt ſo ſehr im Stande, als die Wärme des Vortrags, um die Fehler in der Gedankenfolge oder eine mangelhafte Vertheilung der Gedanken zur vollſtändigen Klarheit zu bringen, und ich habe aus dieſer Thatſache oft und vielen Nutzen gezogen. Ich lege alsdann die Noten bei Seite, bisweilen zwei Jahre; ein anderesmal mehrere Jahre hindurch, bis daß ich dieſelben behufs der Redaktion von Neuem durchſehe. Seit Langem ſchon habe ich dieſen Gebrauch für alle auf das geiſtliche Leben bezüglichen Stoffe angenommen, um alle bloß im Eifer des Augenblicks gekommenen einfachen Geſichtspunkte nicht auf's Gerathewohl hin auszuſprechen, und um meinen Anſichten, welches auch immer ihr innerer Werth ſein mag, die Autorität des reifen Urtheils in ſorgſamer Erprobung, in gemeſſener Erfahrung und in gewiſſenhafteſter Reviſion zu geben, und zwar unter verſchiedenen Geſichtspunkten und in verſchiedenen Geiſteslagen.“

Von dem Eifer und der Ausdauer, mit welchen Faber bei ſolchen Vorbereitungen an der Arbeit war, iſt uns glücklicher Weiſe in einem Brief an Morris (17. Juli 1858) ein in mehrfacher Hinſicht intereſſanter Beweis erhalten. „Mein Band ‚*Conferenzen*‘ *war ſchon ſeit* mehreren Monaten, und ‚Bethle-

hem' ſchon ſeit faſt einem Jahre für die Preſſe bereit, aber es wird nach der nächſten Weihnachten noch ein Jahr vergehen müſſen, ehe ich ‚Bethlehem' veröffentliche; es iſt noch ein wahrer Wildling à la Faber. Erinnere Dich, wenn Du Bücherkataloge unter Händen haſt, daß mein ‚Calvaria', welches ich vor acht Jahren predigte, jetzt in der Periode der Fertigbildung und demnächſt in die der Redaktion übergeht, und daß Du mir zu dem Ende von allen Büchern Anzeige machſt, die Dir über die Paſſion in's Auge fallen. Ich habe ihrer ſchon ungefähr hundert, und einige derſelben haben einen hohen Werth. Watts Ruſſel hat ſie mir aus einem alten Magazine zu Venedig verſchafft. Meine letzte Arbeit für mein ‚Calvaria' war die Analyſe deſſen, was Görres und Andere von den Stigmaten und ähnlichen Erſcheinungen bei den Leiden der Heiligen ſagen."

P. Faber ſchrieb ſchnell und ſeine Manuſcripte bedurften dennoch, wie P. Bowden bemerkt, ſelten oder nie der Correctur, bevor ſie an den Drucker abgingen. Aehnlich wie P. Lacordaire hatte P. Faber eine feſte, die Schriftzüge ſtark charakteriſirende Hand. „Seine Blätter waren von ſchönem Nankinpapier, bedeckt mit engen dichtgedrängten Linien und gefüllt mit gedrängter, ſcharf ausgebildeter Schrift; dieſelben glichen eher einer ſorgfältig abgeſchriebenen Copie, als einem Original, ſelbſt wenn es ſich um die beſtrittenſten theologiſchen Fragen handelte, deren Darſtellung die meiſte Sorgfalt verlangte."

Das erſte der Werke Fabers, und dasjenige, welches ſeinen Ruf als vorzugsweiſe ascetiſcher Schriftſteller mit einem Male begründete, war „Alles für Jeſus". Der zweite Titel: „Leichte Wege zur Liebe Gottes", gibt uns den Schlüſſel zu ſeiner Popularität. In ungefähr ſechs Wochen wurde das ganze Werk für den Druck geſchrieben. Was der Verfaſſer mit dem Buche bezweckte, ſagte er in der Vorrede: „Als Sohn des hl. Philipp habe ich beſonders mit der Welt zu thun, mit Leuten, die in der Welt leben und gerne in derſelben Gutes thun und ſich in ihren gewöhnlichen Berufsarten heiligen möch-

ten. An ſie wende ich mich; nicht Dinge erhabener Art lege ich ihnen vor, ſondern anziehende Andachten, die dazu beitragen ſollen, den Eifer zu wecken, die Liebe anzufachen und die in Uebungen und Pflichten der Religion verborgene Süßigkeit ſie ſchmecken zu laſſen. Ich will der Frömmigkeit ihre heiligen Freuden und ihre Sonnenſtrahlen für Diejenigen wiedergeben, die, wie ich, einer ſolchen Hilfe bedürfen. Nach Höherem zu zielen, habe ich nicht verſucht. Wenn mein Buch in einem einzigen Herzen die Flamme der Liebe für unſeren anbetungswürdigen Erlöſer vermehrt, wird Gott den Verfaſſer und ſein Werk ſegnen weit über ihre Verdienſte."

Das im Juli 1853 ausgegebene Buch wurde vom Publicum mit einer Gunſt aufgenommen, die bei weitem alle Erwartung deſſen, der es geſchrieben, übertraf. Eine ſtarke Auflage war im Laufe eines Monates vergriffen; die vierte Auflage erſchien ſchon vor Oſtern 1854. Ebenſo freudig wurde das Werk vom Auslande aufgenommen. Der Verkauf dreier franzöſiſcher Ausgaben überſchritt die Zahl von vierzigtauſend Exemplaren; in Amerika war der Erfolg ein alle Vorausſicht überſchreitender; in Deutſchland wurde das Werk zweimal aufgelegt. Seine Popularität hat ſich ſeitdem auf derſelben Höhe gehalten, und von den ſpäteren Werken Fabers hat keines mehr weder eine ſo ſchnelle noch eine ſo weite Verbreitung gefunden, weder in England noch im Auslande. Und doch hatte Faber von Seiten des Auslandes ſich gewiß nicht zu beklagen. Alle ſeine Werke wurden ſofort in mehrere Sprachen überſetzt und in den Organen der katholiſchen Meinung mit vieler Liebe und Hingebung beſprochen. Obwohl Deutſchland, ſo viel uns bekannt iſt, die vollſtändigſte Ueberſetzung ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Werke in mehr oder minder lesbarer Form (bei Manz in Regensburg) gefunden, ſo war doch die Begeiſterung, mit der beſonders in Frankreich die erſten Hauptwerke Fabers aufgenommen und von einem Ende des Landes bis zum andern verbreitet *wurden, eine ganz* ungewöhnliche. Die verſchiedenen,

damals in ihren Gegensätzen sich heißer als heute bekämpfenden katholischen Schulen stimmten in ihrer Würdigung in seltenem Maße und in gleich hingebender Liebe überein. Mfgr. Sibour, damals Erzbischof von Paris, pflegte die Werke Fabers bei jeder Gelegenheit warm zu empfehlen; vor Allem aber die „Fortschritte der Seele im geistlichen Leben", die er, „als aus den besten und reinsten Quellen der katholischen Tradition" gezogen, öffentlich belobte. Louis Veuillot beschreibt in seinen „Geschichtchen und Phantasien" den Eindruck der „geistlichen Conferenzen" in seiner originellen und geistreichen Weise wie folgt: „Ich menge unter meine politische Uebersicht einige Stücklein aus den ‚geistlichen Conferenzen' P. Fabers. Diese ‚Conferenzen' sind ein ascetisches, ein englisches, ein übersetztes Buch, und doch finde ich sie seltsam nach meinem Geschmacke. Wahrhaftig, dieser Dr. Faber ist ein Meister; und ich weiß dem Uebersetzer, der ihn mir in die Hände gespielt, Dank dafür. Dieser Meister versteht sich auf den Sünder; er wirft ihn hin, knetet ihn, spielt mit ihm, vernichtet ihn und entfleischt ihn mit einer Kunst, die Licht in die entferntesten Schlupfwinkel bringt, in denen er sich verborgen hält . . . Meine Freude an P. Faber hört nicht auf; er jagt der Seele blaue Furcht ein und läßt sie doch eine himmelstarke Sehnsucht nach Bekehrung empfinden. Noch einmal, dieser P. Faber ist ein seltener Meister in der Kunst, uns die Haut abzuziehen; er hat so einzig feine Zangen, um die feinsten und verborgensten Fäden zu packen, die er uns mit der Haut in der geschicktesten Weise abzieht."

Das gewichtige Urtheil Dom Guéranger's, auf welches wir früher schon aufmerksam gemacht, spricht sich, ungleich tiefer die Ursachen der Popularität Fabers würdigend, also aus: „Man wird zugeben, daß P. Faber eine große Anzahl jener Eigenschaften in sich vereinigte, welche den wahren geistlichen Schriftsteller bilden: die Heiligkeit des Lebens, die Wissenschaft der göttlichen Dinge und die Erfahrungen von den Wirkungen der Gnade an sich und an Anderen. Eine nicht gewöhnliche

theologiſche Wiſſenſchaft hat ihm die Vorbereitung gegeben, in würdiger Weiſe von den Geheimniſſen des Glaubens zu reden; eine peinlich gewiſſenhafte Rechtgläubigkeit hat ſeinen Gedankenflug durch alle die Klippen hindurchgelenkt, von denen ihr Weg beſäet iſt; die ſorgſame, wiederholte und kritiſche Lectüre der ascetiſchen Schriften aller Schulen hat ihm mächtig geholfen, ſich in einer Welt zurecht zu finden, die ſo ganz über die natürliche Welt hinausragt; die tiefe Kenntniß des Lebens der Heiligen hat ihm die Geheimniſſe der Gnade enthüllt, und eine vollſtändige Demuth hat ihn in ſeinem ganzen Verhalten als geiſtlichen Schriftſteller niemals verlaſſen. In P. Fabers Schriften gibt es keine Seite, mag dieſelbe nun ernſten und ſtrengen, oder heiteren und glänzenden Inhaltes ſein, auf der man nicht den Heiligen ſpürt, d. h. den Mann, der nie eine Zeile geſchrieben hat, um ſich ſelbſt zu empfehlen."

In der That, P. Faber beſaß viele Eigenſchaften, die ihn zum geiſtlichen Führer der Seelen geeignet machten. Seine Herzensgüte und ſeine Liebenswürdigkeit begannen alsbald, ihm die Herzen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Klarheit und Schärfe ſeines Urtheils in der Löſung der Fragen, die ihm vorgelegt wurden; ſeine natürliche, frei von aller Geſuchtheit ſich gebende Frömmigkeit, ſeine ungewöhnliche Unterſcheidungsgabe zur Beurtheilung der Geiſter, ſeine vollkommene Kenntniß der Schriften, die von dem geiſtlichen Leben und deſſen gewöhnlichen und außergewöhnlichen Erſcheinungen handeln, thaten das Uebrige. Es war ſeine Abſicht, über das geiſtliche Leben in drei Abhandlungen ſeine Anſichten und ſeine Erfahrungen und Rathſchläge niederzulegen. Die einzige dieſer Abhandlungen, die er vollendet hat, der „Fortſchritt der Seele", wurde im Jahre 1854 veröffentlicht. Ueber weitere Pläne hinſichtlich dieſes Punktes geben uns einige Zeilen aus dem zweiten Kapitel des erwähnten Buches eine dunkle Vorſtellung. „Ich habe," ſchreibt er, „in meinem Geiſte gleichſam eine Karte des geiſtlichen *Lebens entworfen.* Ich habe dasſelbe in drei Re-

gionen von ungleicher Ausdehnung eingetheilt, die ganz verſchieden durch das Intereſſe ſind, das ſie uns bieten. Zuerſt kommt die Region der Anfänger, eine Epoche der Wunder und ſolcher Wunder, daß keiner, der nicht aus ihr hervorgegangen, oder der nicht, um ſie wiederzuſehen, zu ihr zurückkehrt, ſich eine Idee von ihr bildet. Dann ſehe ich die Umriſſe einer ungeheuren Einöde und Wüſte, voll von Verſuchungen, von Kämpfen und von Ermattung. Auf dieſem Felde der Arbeit und des Leidens kreuzen ſich nach allen Richtungen hin die guten und die böſen Engel; die Wege ſind abſchüſſig und ſchlüpfrig und ſchwer zu finden; und endlich ſtehen wir bei jeder Umbiegung des Weges vor Jeſus mit dem Kreuze auf der Schulter. Dieſe Wüſte iſt zehn- oder zwölfmal ſo lang zum Durchwandern, als die erſte Region. Endlich kommen wir an herrliche Berge, die benetzt werden von hellſprudelnden Quellen und die mit tiefen ſchattigen Wäldern gekrönt ſind, die aber auch noch wilde Felspartien haben; auf ihnen miſcht ſich das Anmuthige mit dem Schrecklichen, und plötzlich macht das glänzende Panorama einer lachenden Natur, Nächten und furchtbaren Ungewittern Platz; kurz, man findet hier Alles, was die Größe der Berggegenden ausmacht. Dieſe letzte Region iſt die des Zuſtandes des erhabenen Gebetes, der kühnen Herzenserhebungen, der Abtödtung, der myſtiſchen Prüfungen. Man lebt dort auf den Höhen übermenſchlicher Loslöſung und Selbſtverachtung, und nur wenige auserwählte Seelen allein können in einer ſo verfeinerten Atmoſphäre athmen."

Der erſte dieſer drei Bände ſollte den Titel tragen: „Erſter Eifer" und der dritte: „Die Thüre des Himmels". Der einzige Band, den wir von dem ganzen Werke haben, beſchäftigt ſich mit der Leitung jener Seelen, die damit ſich abmühen, die große Wüſte der Mitte zu durchwandern, die in den oben angeführten Worten als „die Wüſte einer langen und geduldigen Beharrlichkeit in den demüthigen Uebungen einer feſten Tugend" beſchrieben iſt. Nach einer vorläufigen Beſchreibung des Zu-

ſtandes dieſer Seelen handelt der Verfaſſer der Reihe nach von den Gefahren, welche dieſe Seelen zu fürchten haben, von den Vorſichtsmaßregeln, die ihnen nothwendig ſind, und von den Uebungen, durch welche ſie ſich im Guten befeſtigen. P. Faber pflegte zu ſagen, der Schlüſſel des Ganzen ſei das Kapitel von der beſtändigen Zerknirſchung des Herzens; und in der That, dieß Kapitel in Verbindung mit den vier voraufgehenden von dem Gebete, den Verſuchungen, den Gewiſſensängſten und dem Amte des geiſtlichen Führers bilden den intereſſanteſten und wichtigſten Theil des Buches. Wenn man auf die große Verſchiedenheit der Meinungen hinblickt, welche über dieſe Punkte beſteht, wird man finden, daß den Schlußfolgerungen der Abhandlungen ſehr wenig Einwendungen entgegen ſtehen. Die Aufnahme des Werkes hat gezeigt, daß es P. Faber, wie er in der Vorrede verſprach, wirklich gelungen iſt, die alte Wiſſenſchaft der Kirche vom geiſtlichen Leben mit der modernen in Harmonie zu bringen, „indem ich," ſagt P. Faber, „vielleicht der erſteren einen gewiſſen Vorzug einräumte und ſie bei den engliſchen Katholiken in Aufnahme brachte, nicht allein in ihrer Sprache, ſondern auch unter einer Form des Denkens und Empfindens, die dem Lande zuſagte". Mit dieſen Worten hat P. Faber unſeres Erachtens die Grundrichtung ſeines Weſens und ſeines ganzen Wirkens nach allen hier in Betracht kommenden Seiten ſcharf und beſtimmt ausgeſprochen.

Das Frohnleichnamsfeſt des Jahres 1855 war von P. Faber zur Veröffentlichung des zweiten Hauptwerkes geiſtlicher Art beſtimmt; wir meinen „Das heilige Sacrament", oder „Die Werke und Wege Gottes". Das Buch war geſchrieben „in der Abſicht, für die Populariſirung der Wiſſenſchaft der Theologie zu thun, was die ſogenannten Führer und Handbücher für die Aſtronomie, die Geologie und die andern phyſiſchen Wiſſenſchaften ſchon gethan haben". Seine Aufnahme war wiederum eine *ſo gute*, daß, obwohl die erſte Ausgabe auf *2000 Exemplare ſich belief*, dennoch eine zweite alsbald nöthig

wurde. In vier Büchern wird das heiligſte Sacrament als das größte aller Werke Gottes, dann als Gegenſtand der Andacht der Katholiken, als das Bild Gottes und als das Bild des Heilandes betrachtet. Außer den ganz ungewöhnlich reichen Schätzen theologiſcher Forſchung und Gelehrſamkeit ſchließt das Buch einige der allerſchönſten Blätter in ſich, die P. Faber je geſchrieben. Was das beſagen will, möge man an dem dritten Kapitel des zweiten Buches erproben, wo die erſten Seiten über das Kind und die Hoſtie einen ganz unvergleichlichen Beweis ſeines Talentes für die theologiſche Auseinanderſetzung in Verbindung mit einem ſeltenen Glücke des Ausdrucks bieten.

Die Worte, durch welche P. Faber in ſeiner gegen Ende des Jahres 1856 veröffentlichten Schrift: „Der Schöpfer und das Geſchöpf" nach den einleitenden Auseinanderſetzungen in die Beſprechung ſeines Themas eintritt, deuten auf die Epoche, in der das Buch geſchrieben wurde, d. h. während ſeines Aufenthaltes zu St. Mary in Sydenham im Herbſte des vorausgehenden Jahres. Kaum war ein Buch in der Oeffentlichkeit, ſo ſaß P. Faber ſchon an einem folgenden, das ſchon ſeit geraumer Zeit, wie wir oben zeigten, in Vorbereitung begriffen war. In „Der Schöpfer und das Geſchöpf" blickt man, wie P. Faber einleitend bemerkt, wie in die Hauptquelle der übrigen Werke des Verfaſſers. Es iſt dieß ſeine Anſchauung über Gott, die ſeit einer langen Reihe von Jahren herrlich gereift und in ihrer ganzen Macht ſich ausgeſtaltet hatte, und die den theologiſchen Ausführungen, wie ſie in den übrigen Werken ſich offenbarten, zur Wurzel und zur Grundlage diente und ſeine Anſichten über das geiſtliche Leben klärte und feſt beſtimmte. „Dieſes Buch," heißt es an der angeführten Stelle weiter, „erklärt bis in's Einzelnſte den Geſichtspunkt, aus welchem der Verfaſſer beſtändig alle religiöſen, praktiſchen wie ſpeculativen Fragen anſieht." Dasſelbe iſt in drei Theile getheilt. Der erſte „beſchreibt die Erſcheinungen, welche uns umgeben, und unterſucht im Einzelnen, was es heißt, einen Schöpfer

zu haben, und welches die Folgerungen ſind, die ſich aus unſerer Geſchöpflichkeit ergeben. Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt die Anerkennung, daß die Schöpfung einfach ein Akt der Liebe Gottes iſt und daß jede andere Annahme, als die einer unendlichen und ewigen Liebe, auszuſchließen iſt". Der zweite Theil beſchäftigt ſich mit den tiefen Räthſeln dieſer Schöpferliebe, und der dritte ſchließt, nachdem zuvor die im Laufe der Unterſuchung entſtandenen Einwendungen, namentlich hinſichtlich der Zahl der Auserwählten, widerlegt worden ſind, mit einer Auseinanderſetzung der Weltlichkeit, ihrer Natur, ihrer Macht und ihrem Einfluſſe. „Die perſönliche Liebe des Schöpfers allein kann uns dieſer Gefahr entreißen, indem ſie uns zu einem Dienſte unwiderſtehlicher Liebe verpflichtet und uns jenem Alles hinwegreißenden Sturmwinde der göttlichen Liebe übergibt, der unſere Heiligkeit in dieſer Welt und unſer Glück in der ewigen ausmacht." Wer Fabers Weſen, Lehren und theologiſche Anſchauungen würdigen will, muß dieſes Buch ſtudiren; er wird gerade hier faſt auf jeder Seite ein helles Licht finden. Wir werden als Anhang dieſer Schrift eine detaillirte Analyſe des Buches geben, die zugleich die Leſer überzeugen möge, wie ſorgfältig, ſcharf und eingehend, mit welch' genialer Tiefe und Großartigkeit die „theologiſchen Poeſien" Fabers disponirt und bearbeitet ſind.

Vor der Faſtenzeit des Jahres 1858 veröffentlichte Faber ſchon wieder ein neues Werk: „Der Fuß des Kreuzes", oder „Die Schmerzen Mariä". Dasſelbe ſollte einen Theil aus einer Serie von Werken über das Leiden des Erlöſers bilden, die zum Abſchluß zu bringen der Verfaſſer durch ſeinen Tod verhindert wurde. Außer einer genauen Analyſe jeder der Schmerzen Mariä, die mit einer wahrhaft erſtaunlichen Kenntniß der myſtiſchen Theologie behandelt ſind, enthält das Buch ein weiteres Kapitel über das Martyrium, welches ſie erduldete am Fuße des Kreuzes, über die Quellen und die beſonderen Züge dieſer Schmerzen, ſowie den Geiſt und die Andacht, mit welchen man ſie betrachten ſoll. Dasſelbe endet mit einem Ver-

gleiche, der faſt eine in ſich vollendet theologiſche Abhandlung iſt, zwiſchen dem Mitleiden der Mutter und dem Leiden des Sohnes. Als die „Civiltà cattolica“ (Januar 1867) einen Artikel über den „Fuß des Kreuzes“ brachte, ſprach ſie von P. Faber als „dem beredten Verfaſſer aſcetiſcher Werke, in denen ſich die frömmſte Auffaſſung für das myſtiſche Leben mit der tiefſten theologiſchen Lehre vereint findet“. — „In der That,“ heißt es in der Kritik weiter, „wir ſehen dieſes Werk als eines der beſten an, die je über die Schmerzen Maria's veröffentlicht worden ſind.... Man findet dort die bemerkenswertheſten Züge aus dem Leben Maria's, herrliche Betrachtungen über die Leiden unſeres göttlichen Erlöſers, eine große Klarheit der Lehre, unſchätzbare Belehrungen über das chriſtliche Leben und Unterſuchungen von außerordentlichem Scharfſinn über den eigentlichen Gegenſtand des Werkes.“

Der zu Beginn des Jahres 1859 folgende Band: „Geiſtliche Conferenzen“ läßt uns die gewöhnliche Predigtweiſe Fabers in ihren hervorragenden Eigenthümlichkeiten erkennen. Bisweilen, wie in „Himmel und Hölle“, ſind zwei Predigten in einer einzigen Conferenz vereinigt. Die beſonderen Verdienſte des Verfaſſers treten uns in den „Conferenzen“ auf jedem Schritte entgegen; dieſelben gehören als Ganzes genommen wohl zum Schönſten und Beſtechendſten, was aus ſeiner Feder hervorgegangen iſt. Die Belehrung wird dort meiſt in kurzen epigrammatiſchen Sentenzen gegeben und ähnelt auf den erſten Blick in der Sprache ſehr den Weisheitsbüchern des alten Teſtamentes. In den erſten Conferenzen über die Güte leſen wir den Satz: „Ein liebenswürdiger Menſch iſt zugleich ein Apoſtel und ein Evangeliſt: ein Apoſtel, der die Menſchen für Chriſtus gewinnt; ein Evangeliſt, der ihnen das Bild dieſes göttlichen Erlöſers zeigt und darbietet.“ Ohne daran zu denken, hat P. Faber hier ſich ſelbſt gemalt in all' ſeiner Herzensgüte.

„Das koſtbare Blut“, oder „Der Preis unſerer Erlöſung“ wurde ganz beſonders mit Rückſicht auf die Bruder-

ſchaft geſchrieben, die auf denſelben Titel hin beim Oratorium errichtet war. Das Buch iſt dieſem frommen Vereine gewidmet, der zur Faſtenzeit 1860, wo dasſelbe erſchien, ſchon mehr als 38000 Mitglieder zählte, eine Zahl, die ſeitdem noch immer bedeutend im Steigen iſt. Auch dieſes Werk zeigt an tauſend Stellen, wie P. Faber es verſtand, die Religion und die Wiſſenſchaft von ihr, die Theologie, anziehend und liebenswürdig und ihre Uebung begehrenswerth zu machen ohne irgend eine Conceſſion in den Principien. „Die Roſen," ſagt er an einer Stelle dieſes Buches, „erblühen über den Runzeln: das ſagen uns wenigſtens gedankentief die Weltweiſen, die der Tugend einen Anflug von Aufrichtigkeit dadurch zu geben wähnen, daß ſie einen düſteren Schein auf ſie werfen. Wohl, aber der Geiſt des Frommſinnes, ſelten mit ihnen in Uebereinſtimmung, könnte mit viel mehr Wahrheit ſagen, daß die Runzeln ſich mit Roſen krönen. Wenn die Roſen ihre Dornen haben, ſo haben die Dornen ihre Roſen. Es iſt das die Regel des Lebens. Jedermann ſagt uns von der Wahrheit eine Seite, aber Niemand fügt uns die andere bei." Den Inhalt ſeines Buches faßt der Verfaſſer im letzten Kapitel alſo zuſammen: „Wir gingen von der Betrachtung über das koſtbare Blut aus, weil jede Andacht naturgemäß mit der Lehre anfängt. Die unbegreiflichen Geheimniſſe der göttlichen Liebe werden begreiflicher, wenn wir ſie zunächſt als Dogmen kennen lernen. Es war um ſo nothwendiger, damit zu beginnen, weil die Andacht, um die es ſich hier handelt, Rechte auf einen Gottesdienſt und die Anbetung zu haben beanſprucht. Wir ſind alsdann von Gott zum Menſchen übergegangen und haben verſucht, uns eine zutreffende Idee von dem Werthe des koſtbaren Blutes zu bilden, indem wir unter verſchiedenen Geſichtspunkten die äußerſte Noth betrachteten, in der wir uns befinden, und zugleich das unausſprechliche Elend erwogen, worin wir ohne es leben würden. Dann haben wir das Reich ſeiner Herrſchaft durchpilgert und gelernt, es an ſeiner Regierung kennen zu lernen, und wir haben

nach dem Glanze ſeines Reichthums ſeine hochherzige Freigebigkeit beurtheilt. Wir haben alsdann ſeine Annalen aufgeſchlagen. Wir haben in denſelben eine ganze Offenbarung Gottes und die geheime Geſchichte ſeiner Ewigkeit gefunden. Wir haben unſern Platz in der Schöpfung erkannt, indem wir die Stelle entdeckten, welche wir in dem Entſtehen des koſtbaren Blutes einnehmen. Von ſeiner Geſchichte ſind wir übergegangen auf ſein beſonderes Leben, das ſo fruchtbar iſt an Belehrungen, ſo verſchwenderiſch reich in ſich ſelbſt. Wir haben geſehen, wie die unbemeſſenen Freigebigkeiten Gottes nicht Gaben des Uebermaßes, ſondern einer vollkommen in ſich geordneten Freigebigkeit ſind; und ferner, wie unſere Armuth eine ſo außerordentliche iſt, daß wir von einem Tage zum andern nur leben können, indem wir mit einer ſtrengen Sparſamkeit von den überſtrömenden Gaben der göttlichen Freigebigkeit Gebrauch machen. Wie wir mit der Lehre und der Anbetung begonnen haben, ſo mußten wir mit der Uebung und der Andacht ſelbſt ſchließen. Die Geſchichte, die beſonders hervortretenden Züge und der Geiſt der Andacht zum koſtbaren Blute haben uns unſere Schlußfolgerungen gegeben."

Dort wo P. Faber die Verbindung dieſer Andacht mit anderen Andachten, beſonders mit der des heiligſten Herzens, auseinanderſetzt, zeigt er beſonders, auf welchen Gründen für ihn der Vorrang beruhte, den er dieſer Andacht ſeit lange einzuräumen gewohnt war. „Einzig das koſtbare Blut," ſagt er, „und nichts als das koſtbare Blut iſt das auserkorene Werkzeug für unſere Erlöſung geweſen. In dieſer beſonderen Wirklichkeit, in dieſem Amte ohnegleichen, in dieſer auserleſenen Auszeichnung beruht die Größe des koſtbaren Blutes, eine Größe, die von ihm ſelbſt auch auf die Andacht übergeht, die ihm gewidmet iſt. Die geheimnißvolle Thatſache, daß das Blut und das Blut Jeſu allein auserwählt worden iſt, um den Preis der Erlöſung des Menſchen zu ſein, und daß allein *dieſes Blut* und allein dieſes bis zum Tode vergoſſene Blut es

iſt, das uns wirklich erlöst hat, dieſe Thatſache, ſage ich, überträgt auf das koſtbare Blut eine ganz beſondere Würde, welche der Körper und die Seele unſeres Herrn nur durch die Concomitanz theilen."

Auch als die auserleſene, beſonders hervortretende Andacht dieſes Jahrhunderts, als den beſondern Cult der heiligen Menſchheit Chriſti, zu dem ſich die Kirche wie inſtinktmäßig unter der Leitung des apoſtoliſchen Stuhles hingezogen fühlt, pflegte P. Faber die Andacht zum koſtbaren Blute gerne zu betrachten. „Es beſtand ſchon," ſagt er, „ein Erinnerungsfeſt an das koſtbare Blut in der Faſtenzeit; als aber Pius IX. nach ſeinem Exil aus Gaëta in die heilige Stadt zurückkehrte, richtete er an die ganze Welt ein Dekret, welches den erſten Sonntag des Juli für ein neues Feſt vom koſtbaren Blute feſtſetzt. Dieſes Dekret iſt ſicherlich bezeichnend. Der heilige Stuhl hat dadurch, daß er die Initiative zu dieſer beſonderen Andacht ergriff, wie man dieß erwarten mußte, ihre Popularität vermehrt. Aber die Wahl gerade dieſer Andacht iſt noch bezeichnender. Die allerjüngſte der neuen Andachten der Kirche war die Andacht zum heiligſten Herzen Jeſu; dann fiel die Wahl auf das koſtbare Blut, das ſozuſagen nur eine Weiterentwickelung der Andacht zum heiligſten Herzen iſt, dergeſtalt, daß in dieſer Steigerung eine Art hiſtoriſcher und chronologiſcher Uebereinſtimmung zu Tage tritt. Es iſt, ſcheint mir, der katholiſchen Frömmigkeit ſelbſtverſtändlich, zu denken, daß dieſe Dinge ganz beſonders unter der Leitung des heiligen Geiſtes ſtehen, obwohl ſie gar nicht als unter der Domaine der Infallibilität ſtehend angeſehen werden."

Zu Beginn des Adventes 1860 veröffentlichte Faber das letzte ſeiner großen Werke unter dem Titel: „Bethlehem". In der Einleitung erfahren wir, daß die große Genauigkeit und der Reiz ſeiner Schilderungen dem P. Hutchiſon zu danken iſt. Andererſeits gibt uns Fabers Aufenthalt auf Schloß Ardencaple *während der Zeit* ſeiner Arbeit den Schlüſſel zu *den häufigen Anſpielungen* auf die Lochs-Landſchaften des Clyde

und die Berge Argylls. Wie der Titel ſchon andeutet, iſt das Buch eine Abhandlung über die Myſterien der heiligen Kindheit. Der Verfaſſer pflegte zu ſagen, daß er alle ſeine anderen Werke geſchrieben, um Anderen ſich gefällig zu zeigen, aber „Bethlehem“, um ſich ſelbſt zu gefallen.

Außer den acht größeren Büchern, die wir eben aufgezählt als eine Frucht der literariſchen Thätigkeit ſeiner Meiſterjahre (1853 bis 1861), ſammelte P. Faber noch einmal ſeine verſchiedenen Poeſien, deren Einzelausgaben erſchöpft waren, und gab ſie im Jahre 1857 in einem einzigen Bande heraus mit Ausnahme des „Sir Lancelot“, der im folgenden Jahre neu gedruckt wurde. Ueberall machte er Zuſätze. Die wichtigſten Stücke der ganzen Sammlung ſind vielleicht diejenigen, welche die erſte Epoche ſeines Lebens betreffen, und die voll ſind von zarter und religiöſer Erhebung. Einige ſind lebendige und glänzende Gemälde ſeiner eigenen Erlebniſſe, Andenken an ſeine Reiſen; andere, namentlich die zu Oxford geſchriebenen, ſind meiſt Hymnen. Eine große Anzahl ſind romantiſche Natur- und Stimmungsbilder, die ſich auf die Grafſchaften Cumberland und Weſtmoreland und einen Theil des früheren Herzogthums Lancaſter, d. h. auf den Seediſtrikt beziehen. In der Mehrzahl dieſer Compoſitionen ſchließt ſich der Dichter der ſogen. „Seeſchule“ an, und beſonders an deren Haupt Wordsworth. Selbſt bevor Faber nach Ambleſide kam, wo er ein bevorzugter Liebling Wordsworths wurde, gefiel er ſich darin, als einen erklärten Anhänger desſelben ſich zu bezeichnen. Die Beziehungen beider Dichter haben wir dargelegt; hier ſei nur noch die Bemerkung geſtattet, daß man den Namen Fabers vergeblich in den Literaturgeſchichten unter den Seedichtern ſucht, und daß die von den letzteren in der Regel mitgetheilten Proben mit den Seedichtungen Fabers nicht verglichen werden können, ſo ſehr überragt Faber ſie alle an Form und Inhalt. Allein Faber war Convertit und wurde eine der Größen der katholiſchen Kirche Englands, Sünden, für die bekanntlich der moderne Geiſt

keine Verzeihung hat. — Das „Buch Ethels“, deſſen einzelne Theile an je einem Morgen geſchrieben wurden, wurde gleichfalls im Jahre 1858 veröffentlicht. Sein Zweck iſt in dem kurzen Dedicationsbriefe an Lady Ethel Howard mit den Worten ausgedrückt: „Verſuchen wir einmal, die Feen durch Engel und die Geiſter durch wirkliche Verſtorbene zu erſetzen, und ſehen wir, wie es uns dabei ergehen wird.“

Außerdem ſind von P. Faber noch Noten für weitere, von ihm geplante Werke über Calvaria, den heiligen Geiſt, das Unbefleckte Herz, die Furcht Gottes vorhanden. Zwei Kapitel der letzten Arbeit ſind vollſtändig fertig geſchrieben. Das Uebrige war in einem ſchon weit fortgeſchrittenen Zuſtande der Vorbereitung, mußte aber durch den Tod des Verfaſſers unvollendet bleiben. Ein Theil dieſer reichen Notenſammlung iſt in der Form veröffentlicht worden, wie man ſie nach dem Tode des Verfaſſers vorgefunden unter dem Titel: „Noten über verſchiedene Gegenſtände des Dogma's und des geiſtlichen Lebens“. Es ſind das wahre Schätze des Nachdenkens und der Betrachtung, die eine fromme Hand nach der reichen Ernte noch geſammelt, nachdem der Schnitter ſelbſt ſchon eingegangen war in den Frieden ſeines Herrn.

Es erübrigt noch, von den Büchern der „Lieder“ des P. Faber zu ſprechen. Einige derſelben waren bereits im Jahre 1848 zum Gebrauch innerhalb der Congregation des hl. Wilfrid gedruckt. Sie bildeten den Grundſtock der neuen Sammlung von 1849, die unter dem Titel „Jeſus und Maria“ erſchien. In den „Liedern des Oratoriums“ erhielten dieſelben neue Zuſätze und Aenderungen. Eine vollſtändige Sammlung wurde erſt im Jahre 1862 veranſtaltet, und um das Pſalmenbuch in der Zahl ſeiner Lieder und in ihrer Anordnung nachzuahmen, ſetzte der Verfaſſer die Zahl der aufgenommenen Lieder auf hundertundfünfzig feſt. In allen katholiſchen Kirchen, wo die engliſche Sprache die vorherrſchende iſt, iſt der Gebrauch der Lieder allgemein. Einige, wie „Die Pilger der

Nacht" und „Das überſeeiſche Land", haben als geiſtliche Lieder eine faſt unberechenbare Verbreitung erlangt. In den proteſtantiſchen Sammlungen für den gottesdienſtlichen Gebrauch ſind gleichfalls viele dieſer Lieder übergegangen. Als ſolche bezeichnet P. Bowden beſonders: „O komm' und traure"; „Das koſtbare Blut"; „Süßer Heiland, ſegne uns" und „O Paradies, o Paradies".

So ſehr auch manche Vorzüge der Faber'ſchen Schriften ſofort in die Augen fallen, ſo gibt es noch andere — und auf ſie, als von höherem, weil dauerhafterem Werthe, möchten wir beſonders hinweiſen —, die nur dem eingehenden und beſonnenen Studium derſelben ſich erſchließen. Um die höhere Gotteserkenntniß und die Glaubenswiſſenſchaft ſchlechthin volksthümlich zu machen — und das war P. Fabers Ideal —, iſt es vor Allem nothwendig, dieſelbe klar und wahr in ihren Einzelheiten auseinanderzuſetzen in der denkbar einfachſten, aller Schulterminologie entkleideten, aber darum ſo mühſamen Sprache. In den Werken Fabers findet man unter der feurigen und bewegten Sprache und dem zutraulichen Accente des Predigers eine ſeltene Genauigkeit in der theologiſchen Auseinanderſetzung und eine oft wahrhaft überraſchende Einfachheit des theologiſchen Ausdrucks, ſo daß auch ſolche Stellen, die ſich wie im Fluge der begeiſterten Ueberfülle des Gedankens und des Ausdrucks leſen, die Probe der dogmatiſchen Kritik aushalten. Ein anderer Punkt, der die Schriften Fabers beſonders auszeichnet, iſt die außerordentliche Kenntniß des Menſchenherzens und ſeiner Regungen. Ueberall tritt uns dieſe Kenntniß entgegen. Am „Fuß des Kreuzes" taucht uns P. Faber in die geheimnißvollen Tiefen des menſchlichen Schmerzes; in „Fortſchritte im geiſtlichen Leben" und in den „Conferenzen" zeigt er ſich ſo vollkommen vertraut mit allen den Abwegen und Umſchweifen, mittels deren es den Menſchen gelingt, ihr Gewiſſen zu betrügen, daß man ſich vergeblich nach etwas Vollkommenerem umſehen wird. In dem bereits erwähnten Artikel der „Dublin Review"

heißt es in einer abſchließenden theologiſchen Würdigung der Werke Fabers: „Wir kennen Niemanden, der mehr gethan hätte, um ſeine Zeitgenoſſen zu beſtimmen, Gott zu lieben und einen erhabeneren Weg in Bezug auf das innerliche Leben einzuſchlagen. Wir kennen Niemanden, der uns ſo ſehr den Geiſt des hl. Bernhard und des hl. Bernardin von Siena in der Aureole ſo zarter Liebe und ſo vollendeter Schönheit vorſtellt; der ſo mit dem ſchönſten Lichtglanze den Namen Jeſus und Maria umwoben hat.“ Ein abſchließender Artikel der „Civiltà cattolica“ über Fabers Bedeutung, gelegentlich der italieniſchen Ueberſetzung ſeiner ascetiſchen Werke durch Marietti, verdient um ſo mehr unſere Beachtung, als er Anlaß zu einer allerhöchſten Approbation wurde. Der Kritiker der genannten Zeitſchrift entlehnt dem hl. Alphons von Liguori den Gedanken, die Prediger ſeines Geſchmackes ſeien ſtets die, deren Worte nicht direct aus dem Kopfe auf die Zunge kämen, ſondern die zuvor in's Herz hinabgeſtiegen ſeien, um von dort die flammende Liebe auf den Lippen mitzubringen, offenbar eine ſinnbildliche Erläuterung des Wortes der Sprüchwörter: „Das Herz des Weiſen wird ſeinen Mund belehren.“ „Das Lob der geiſtlichen Werke Fabers,“ ſagt die „Civiltà“, „läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß man ſagt, dieſe ſchöne Sprache, das Gebilde einer ſchönen Intelligenz, konnte nicht aus der Feder fließen, bis ſie durch das Feuer eines noch bewundernswertheren Herzens hindurchgegangen. Wenn Faber ſchon bemerkenswerth iſt durch die verſchiedenen Gaben des Wortes, des Geiſtes und des Herzens, ſo iſt er es noch mehr durch die harmoniſche Verbindung aller dieſer Vorzüge unter einander ... Wie viele unter unſeren ascetiſchen Schriftſtellern, unter den wenigen, die heute noch in Frage kommen, haben nicht Mangelhaftes, Unvollſtändiges aufzuweiſen; die Einen, indem ſie an Wärme und Salbung der Sprache einbüßen, was ſie in der Tiefe des Gedankens gewinnen; die Anderen, die bei aller Tüchtigkeit und Wärme *keine Anmuth, keine* Zier, keinen Reiz der Diction ge-

winnen konnten! Aber jedes der Bücher P. Fabers kann man als ein literariſches und ascetiſches Meiſterwerk zugleich hinſtellen; als ein Werk hoher Intelligenz, weiten Herzens und großen Talentes; als ein Werk vollendeter Kunſt, zu welchem die Gnade eine ausgezeichnet begabte Natur vervollkommnet und belebt hat."

Die „Civiltà" bewundert dann, die einzelnen Werke der Sammlung durchgehend, in den mehr belehrenden Werken die beſondere Gabe der Wiſſenſchaft des Glaubens, in den mehr ascetiſchen Werken die Wiſſenſchaft der Heiligen; überall aber jene Gabe der Weisheit, deren höchſte Klugheit darin beſteht, von der Wahrheit nichts zu verſchleiern; jenen Geiſt des übernatürlichen Lebens, der nie in die Weltgeſinnung und ihre Sprache herabſinkt; jene Höhe der geiſtlichen Erkenntniß, „die eine bis zu dem Grade von Gott volle Seele uns enthüllt, daß, wenn man den Beweis für die heroiſche Uebung der theologiſchen Tugenden in den Schriften ſuchte, die P. Fabers nichts zu wünſchen übrig laſſen würden". — Nachdem ſodann die „Civiltà" noch den Hauch und den Wohlgeruch der Poeſie gerühmt, der hier Alles verſchönere und anziehend mache; nachdem ſie auf Fabers durchaus römiſche und echt katholiſche Weiſe der Anſchauung hingewieſen, die der engliſchen Originalität nichts, gar nichts von ihren Reizen benehme, dieſelbe vielmehr verkläre und erhebe, kommt die Kritik zu dem Schluſſe, daß in der That das Ideal des hl. Alphons von Liguori in den Reden und Schriften des Londoner Oratorianers ſeine endliche Verwirklichung gefunden.

„Um dem, was wir geſagt, die Krone aufzuſetzen," fügt die „Civiltà" bei, „bot Marietti dem Papſte ein Exemplar der von ihm beſorgten Ueberſetzungen dar. Auf die Pius IX. präſentirte Eingabe ſchrieb der Papſt folgende Worte: „31. Juli 1872. Ich approbire und beglückwünſche diejenigen, welche die Ueberſetzung der Werke des braven P. Faber in's Italieniſche unternommen haben. Ich ſegne den Ueberſetzer und Heraus-

geber, und erſuche letzteren, ſeine guten und heilſamen Publicationen fortzuſetzen."

Als die Väter des Londoner Oratoriums von dieſer Gunſt Mittheilung erhielten, baten ſie den Verfaſſer des Civiltà-Artikels, den P. Cardella, dem heiligen Vater für die ihrem Hauſe erwieſene Ehre zu danken. In der Sr. Heiligkeit unterbreiteten Ueberſetzung ſeiner Worte bemerkte der Papſt, daß das Wort „brav" durch „ausgezeichnet" wiedergegeben war. Der Papſt lächelte über dieſe Empfindſamkeit der engliſchen Sprache und bewilligte dem Oratorium in London, um den Lehren und den Beiſpielen des braven P. Faber nach dem Geiſte des hl. Philippus Neri nachzufolgen, ſeinen beſonderen Segen.

Um zum Schluſſe noch auf die hiſtoriſche Bedeutung der ascetiſchen Schriften P. Fabers hinzuweiſen, möge das Urtheil des bekannten franzöſiſchen Publiciſten Léon Gautier im Pariſer „Monde" hier ſtehen. „Als Theologe," ſagt derſelbe, „kann P. Faber nicht zu einer beſtimmten Schule gezählt werden. So mag es ſich erklären, daß er in der Theorie der Menſchwerdung Scotiſt iſt. Ich möchte ihn lieber, nach der Gluthwärme ſeines Genius zu urtheilen, der Schule der Franziskaner, als der der Dominikaner zuweiſen. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts ſah man aus der Seite des erhabenen Berges, der die Kirche heißt, zwei Ströme hervorbrechen, mächtig in ihrem Laufe, aber getrennt, und an dieſe beiden Ströme blieben für immer die Namen des hl. Franciscus und des hl. Dominicus gefeſſelt. Jeder dieſer beiden Orden verkörperte ſich in der Folgezeit gleichſam in einem Manne, einem Genie und Typus für jede Gruppe: der eine ſchenkte uns den hl. Thomas, der andere den hl. Bonaventura. Keine Frage, P. Faber iſt vorzugsweiſe der geiſtliche Sohn des hl. Bonaventura. Mit den Ideen der Franziskaner vereinigen ſich bei ihm auf das Engſte die des Karmel, die der ſpaniſchen Myſtiker, die *der erſten Sulpicianer*. Immer und überall adoptirt er

die Theorie, die die erhabenſte und weiteſte iſt. Aber überall will er ohne Unterlaß, ja hartnäckig, der Advokat des göttlichen Erbarmens ſein. An mehr als einer Stelle hat er zu der furchtbar ernſten Frage nach der Zahl der Auserwählten Stellung genommen und leicht das Mittel gefunden, unter Wahrung der ſtrengſten Orthodoxie ſie im Sinne der Güte zu löſen. Immer weit und hochherzig, immer erhaben, iſt P. Faber in der That den erleuchtetſten Intelligenzen und weiteſten Herzen zu vergleichen, die den Ruhm der Kirche gebildet haben.... Wir wiſſen recht wohl, daß dieſe Anſicht nicht allſeits von den Katholiken, namentlich in Frankreich, getheilt wird, und es hat nicht an ſolchen gefehlt, die die theologiſchen, oratoriſchen und poetiſchen ‚Uebertreibungen' P. Fabers ſtrenge verurtheilt haben. Man hat ihn unter die Ultrakatholiken geſtellt, über die unſere gallikaniſche Majeſtät in Unruhe gerathen. Eine gewiſſe Predigt über die ‚Hingebung an den Papſt' hat beſonders gewiſſe Empfindſamkeiten erregt. (Der Verfaſſer ſpielt hier auf die bekannten Angriffe P. Gratry's auf dieſe Predigt an.) Sicherlich, wenn es wahr iſt, daß die Intelligenzen ſich in zwei große Klaſſen theilen laſſen, die abſoluten und die relativen, dann gehört der Verfaſſer von ‚Bethlehem' in die erſte Gruppe. Er iſt einer der Bahnbrecher unſerer Lehren, einer der Gründer unſerer Schulen, einer der Führer unſerer Armeen geweſen. Aber es war dieſem Moſes nicht verliehen, in das gelobte Land einzutreten, und P. Faber hat den Triumph ſeiner theuerſten Hoffnungen im ökumeniſchen Vaticaniſchen Concile nicht erlebt. Ach, hätte er bis dahin gelebt, er würde vor Freude beim Leſen der Conſtitution **Pastor aeternus** geſtorben ſein."

So treffend hier der Hinweis auf den hl. Bonaventura, die ſpaniſchen Myſtiker, die franzöſiſchen Asceten iſt, namentlich die Sulpicianer, wie wir im Laufe unſerer Darſtellung geſehen, ſo iſt hinſichtlich der Stellung P. Fabers zu Duns Scotus, dem Meiſter ſpitzfindiger Unterſcheidung, das Urtheil

Fabers ſelbſt feſtzuhalten, welches in einem Briefe an Morris (17. Juli 1858) erhalten iſt: „Ich hoffe, daß es Dir gelingen wird, den Scotus zu leſen. Ich kann ihn nur mit Hilfe Monteſortino's leſen. In ſeinem eigenen Text iſt der Doctor subtilis für mich wie eine Nadel in einem Bündel Heu.“

Wenn wir zum Schluſſe unſer eigenes Urtheil ausſprechen über die ſeltene, faſt einzig in unſerer Zeit daſtehende Erſcheinung eines gelehrten Theologen, der die Fülle ſeines gottbegnadeten Wiſſens in einer vollendet poetiſchen Sprache auszugießen verſtanden hat, ſo geſchieht es nicht, um von dem reichen, ihm geſpendeten Lobe etwas wegzunehmen, ſondern nur um dem Lichtbilde die nöthigen Schatten beizufügen. Die Klage darüber, daß die gegenwärtige katholiſche Generation ſo vielfach der tieferen theologiſchen Bildung ermangele; daß die Freude an theologiſchen Studien auf immer engere Fachkreiſe ſich beſchränke; daß es nicht gelingen wolle, die großen Wahrheiten der Theologie, die nur ſie und keine andere Wiſſenſchaft zu bieten hat, dem Gemeinverſtändniſſe der Katholiken zunächſt als unerläßlich für ihre allgemeine Bildung näher zu bringen; daß ſelbſt in religiös geſinnten Kreiſen das religiöſe Wiſſen als etwas für ſich Beſtehendes neben allem Anderen und darum todt für alles Andere daliege und nicht lebensvoll die ganze Intelligenz und das ganze Herz, alles Denken und Wollen ergreife und beherrſche, iſt eine allgemeine und leider nur zu berechtigte. Wir ſehen P. Fabers Größe darin, daß er die Herzen und die Intelligenzen mit einer theologiſch vertieften Erkenntniß ihres Glaubens erfüllt hat; daß er mit ihr jene einſichtsvolle und weit angelegte praktiſche Frömmigkeit zu verbinden gewußt hat, die in der katholiſchen Tradition haftet und im Dogma wurzelt; daß er durch dieſe erleuchtete Frömmigkeit einen wirkſamen Damm, wie gegen die liberaliſtiſche Verweltlichung des Denkens und Lebens, ſo gegen den janſeniſtiſchen Rigorismus aufgeworfen hat. Daß dieſe wahrhaft katholiſche *Bildung im höchſten* Sinne des Wortes nicht, wie ſie es

verdiente, in noch weitere Kreiſe, deren Gewinnung für die Kirche unendlich wichtig iſt, dringt, mag in folgenden Gründen liegen. Zunächſt ſind die Schriften Fabers, was man ſo nennt, ascetiſche, d. h. insgemein ſittlichen und geiſtlichen Zwecken dienende Schriften. Daß ſolche Schriften weit nothwendiger ſind für die, die ihren Glauben kennen, als alle bloß die intellectuelle Bildung fördernden, mag ja richtig ſein; allein es handelt ſich inmitten der zeitgenöſſiſchen Generation gerade um die Ausbildung, die Befeſtigung, die Vertiefung und Belebung des Glaubens. Und dazu bedarf es vorzugsweiſe der auf ſolchen Zweck gerichteten Schriften. Zudem wiegt in dem Genius Fabers zu ſehr die ruhelos ſchaffende und arbeitende dichteriſche Anſchauungsweiſe vor, die die einfache, nüchterne und beſonnene Intelligenz leicht ermüdet, nicht nährt und belebt. Daher auch die leicht begreifliche Klage, daß das rechte Licht, das milde weiße Licht der Klarheit in der bunten grellen Farbenwelt des Poeten nicht zur vollen Geltung komme, d. h. daß die dort vorgetragenen Wahrheiten nicht überzeugend genug, nicht leicht genug der Intelligenz ſich ſofort darbieten. Den Vorwurf der wiederholten Auseinanderſetzung einzelner Wahrheiten möchten wir einſchränken, denn die genauere Prüfung erweist ſolche Wiederholungen oft als nothwendig oder nützlich; dagegen möchte der Vorwurf der öftern Wiederkehr derſelben Züge, Bilder, desſelben Gedankenganges und Gedankenausdrucks, kurz das, was wir bei gewöhnlichen Dingen als Manierismus bezeichnen, eher Geltung, wenn auch nicht in dem behaupteten Umfange, haben.

Ohne daher irgendwie die unſchätzbaren Verdienſte P. Fabers, ohne vor Allem dem von Faber den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts gegebenen Beiſpiel der volksthümlichen und wiſſenſchaftlich doch tiefen Auseinanderſetzung und Analyſe des katholiſchen Dogma's zu nahe zu treten, wäre unſer Ideal eine ſolche Bearbeitung der Faber'ſchen Schriften, die unter Beibehaltung ihrer Vorzüge dieſelben auf die ange-

deutete Weiſe zum Gemeingut größerer und weiterer katholiſcher Kreiſe machen würde. Ja auch nur eine in dieſem Sinne behandelte Blüthenleſe aus ſeinen Schriften, wie etwa eine mit ſeinen Worten gegebene Erklärung der Wahrheiten des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, würde nicht nur von unermeßlichem Segen ſein, ſondern auch die wunderbare Schönheit ſeiner Lehre für weite Kreiſe in's hellſte Licht ſetzen.

Doch kehren wir zu dem Berichte über die letzten Lebensjahre des Meiſters zurück. Wenn nach einem ſo reichen Tagewerk der Abend und die Nacht hereinbricht, begrüßt man die ſcheidende Abendſonne und ihre milden und abgekühlten Strahlen nur um ſo dankbarer und inniger. Wir ſtehen bei den letzten Jahren eines Lebens, das die Kirche und ihre ewige Wahrheit aus den Schlingen des Irrthums mühevoll, langſam, aber immer ſiegreicher zu ſich gerettet, das ſie nicht nur gerettet, ſondern zu ſich emporgezogen zum Vollbeſitz ihres Lebens, das ſie dann in ihm erhalten und befeſtigt, dem ſie endlich die Krone ihrer Vollkommenheit und ihrer Vollendung mit wunderbarer Macht aufgeſetzt und es als einen leuchtenden Stern ihrer Wahrheit und Liebe, ihres Glückes und Friedens, ihrer Vollkommenheit und ihrer Seligkeit im Kreiſe der Seinigen hingeſtellt hatte. Was dieſem Leben noch fehlte, war die Probe der letzten, ſchweren Leiden, dieſem nothwendigen Angebinde unſerer armen ſündhaften Menſchennatur, in dem Gottes Barmherzigkeit den höchſten Beweis ihrer Macht und ihrer Liebe, in der Reinigung und Läuterung dieſer Natur für den unmittelbaren Beſitz Gottes ſelbſt offenbart.

IX.

Die letzten Jahre (1861 — 26. September 1863). Schwerer Krankheitsanfall auf Schloß Arundel. Vorübergehende Heilung. Urtheil über die französischen Asceten. Rückfall. Die letzte Fastenzeit; letzte Arbeiten. Steigerung der Leiden. Empfang der Sterbsacramente. Cardinal Wisemans Abschied. Die letzten Tage und der Tod. Das Leichenbegängniß in St. Mary. Mannings Nachruf. Schluß.

Trotz des kritischen Gesundheitszustandes P. Fabers, der schon seit lange her datirte, trat doch in Folge des Zusammenwirkens mehrerer Krankheiten erst gegen Ende des Jahres 1861 eine Besorgniß einflößende Wendung zum Schlimmeren ein, welche zur ernsten Unterbrechung der Arbeiten nöthigte. Von diesem Zeitpunkte an hörte die schriftstellerische Thätigkeit auf. Am Allerheiligen-Abend 1861 eröffnete P. Faber die Oktav der armen Seelen im Oratorium durch eine Predigt über: „Unsere Verstorbenen". Am 4. November hielt er die Lobrede auf den hl. Karl bei den Oblaten in Bayswater, deren Oberer Dr. Manning, der gegenwärtige Cardinal, war. Am 11. desselben Monates, am Tage nach der von Cardinal Wiseman im Oratorium vollzogen Bischofsweihe Dr. Cornthwaite's, des gegenwärtigen Bischofs von Beverley, reiste er von London nach Schloß Arundel, wohin ihn Canonicus Thierney an sein Todesbett berufen. Bald nach seiner Ankunft wurde er von einer heftigen Bronchitis befallen; das Fieber hatte bald die Lungen ergriffen und sehr beunruhigende Symptome eines alten Herzleidens traten zu Tage. Einige Tage hindurch fürchtete man für sein Leben. Allein Faber bestand trotz seiner Schwäche, treu seiner Gewohnheit, immer zu arbeiten, darauf, daß man ihm jeden Tag die eingehenden Correcturbogen seiner neuen Ausgabe der „Lieder" vorlege; er nahm daran noch selbst mehrere Verbesserungen vor und fügte neue Zusätze bei. Als ihm Lady Minna Howard, die ihn im Corrigiren unterstützte, ihr

Erſtaunen nicht unterdrücken konnte, daß er noch ſo ſchöne Verſe in einem ſolchen Leidenszuſtande dichten könne, fragte er ſie, ob ſie die volksthümliche Sage von dem Geſange des ſterbenden Schwanes kenne.

In einem Briefe an P. Bowden (20. November 1861) ſchrieb P. Balſton, den man von London aus auf die erſte Nachricht von der Erkrankung als Krankenpfleger nach Arundel geſandt hatte: „P. Faber muß ſich fortan auf ein leidenvolles Leben gefaßt machen. Er ſagte, ſchon ſeit zwei Jahren befinde ſich ſein Herz nicht mehr in normalem Zuſtande; er empfindet nicht den geringſten Wunſch, daß dem anders ſein möge; er ſagte auch, daß, wofern Gott nicht die Abſicht habe, ihn jetzt ſchon von der Welt zu nehmen (denn er hat nicht die mindeſte Anmaßung, als glaubte er, ſchon bereit zu ſein), wolle er, wenn ihm dadurch nur die Gnade der endlichen Beharrlichkeit zu Theil werde, noch 20 Jahre unter der Zuchtruthe Gottes leben. Er erklärte, daß Gott über alles Erſtaunen gut gegen ihn während ſeiner Krankheit geweſen, daß er ſich ungeduldig nach der Rückkehr in's Oratorium geſehnt habe, ſo lange ſein Uebel erſt im Entſtehen geweſen, daß er aber ſpäter nicht mehr die mindeſte Verſuchung zur Ungeduld gehabt habe; und zu ſeinem großen Erſtaunen kann er nicht wünſchen, daß irgend eines ſeiner Leiden' ſich mindere. Das Leiden, welches zu ertragen ihm die größte Selbſtüberwindung verurſachte, iſt das vollſtändige, geſtreckte Darniederliegen, ohne daß es ihm möglich wird, in dieſer Lage zu ruhen; aber gerade dieß hat ihm eine herzensfreudige Andacht zu dem Hingeſtrecktſein Jeſu auf dem Kreuze eingegeben. Zugleich bittet er uns, nicht zu vergeſſen, daß er in einem herzoglichen Palaſte ganz in Bergen von Eiderdunen verſteckt liege, daß er herzoglich gepflegt werde, daß alle Diener buchſtäblich auf die Freude lauern, bei ihm zu wachen und ihm tauſend kleine Dienſte zu leiſten, bis zu dem kleinen Volke der Kinder hinab, welche in dem Zimmer, wo ihr Vater geſtorben iſt, *einen independenten* (ſektireriſchen) Gottesdienſt (ohne Prie-

ſter) für ihn abhalten, bis auf die Herzogin hinab, welche nun einmal entſchloſſen iſt, ihn um jeden Preis und vollſtändig wiederhergeſtellt zu ſehen; der Art, daß, wie er ſelbſt bemerkt, viele Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Jeſus am Kreuze ſchon nicht mehr vorhanden iſt."

Glücklicherweiſe nahm die Krankheit bald eine günſtige Wendung, und P. Faber konnte ſchon das Feſt der Unbefleckten Empfängniß mit ſeiner Genoſſenſchaft in London feiern. Am 6. December 1861 ſandte er einen Brief an Watts Ruſſel mit der Bitte, doch ja ihn durch ſeine Kinder auf der Durchreiſe in London beſuchen zu laſſen und ſelbſt dreimal das Te Deum zu beten, um Gott für alle ſeine Leiden, dann für alle geiſtlichen Süßigkeiten und Tröſtungen während derſelben, und endlich für die Wiedergeneſung zu danken.

Dieſe Geneſung war indeß, wie ſich bald herausſtellte, nichts weniger als eine vollſtändige. Sein Londoner Arzt mußte ihn alsbald erſuchen, für ein ganzes Jahr alles und jedes Predigens ſich zu enthalten. Er ſtimmte zu, blieb aber zu Brompton und fuhr fort, wie bisher alle Arbeiten der Congregation zu leiten.

Im Anfange des Jahres 1862 ſchrieb er an den Verfaſſer der „Chriſtlichen Miſſionen", Mr. Marſhall, um ihm ſeine ganz beſondere Freude über dieſes Werk auszudrücken. „Was mir," ſchreibt Faber, „am meiſten an Ihrem Buche gefällt, iſt das gänzliche Durchdrungenſein von der chriſtlichen Idee und der chriſtlichen Tendenz. Es iſt natürlich etwas ganz Anderes um eine fromme, erbauliche Literatur; aber außer Louis Veuillot kenne ich keinen ſo tief chriſtlichen Schriftſteller wie Sie. . . . Nichts iſt hier geſucht, nichts zugerüſtet: die Naivetäten, die ſcharfen Angriffe, die Witzeleien, alles trägt das chriſtliche Gepräge auf eine unauslöſchliche Weiſe. Und das iſt es auch, was mich aus Ihrem Werke anmuthet, und ich kann mich nicht dazu verſtehen, Ihnen das zu verheimlichen. Gott ſegne Sie tauſendmal für den Dienſt, den Sie mit dieſem Buche der Kirche geleiſtet haben.

Im Buchhandel und in den Beſprechungen der Zeitſchriften wird zwar dieſer Segen nicht ſo bald zu Tage treten; allein Sie werden einen ſteigenden Erfolg im Stillen haben, einen wachſenden Sieg in den Seelen."

Am 23. Januar ſchrieb er als Antwort auf eine Anfrage über die myſtiſche Theologie: „Ich kann ſchwerlich hier ein guter Richter ſein um zweier Gründe willen: 1) Mein geiſtliches Leben hat während der verfloſſenen Jahre ſo viele Wechſel erfahren, daß ich nur wenig Intereſſe mehr an den theologiſchen Feinheiten nehmen kann, die ehedem das Entzücken meiner Betrachtungen geweſen. Es iſt, als hielte mich Gott am Boden feſt und als hätte er die allgemeine Wahrheit mit ſo vieler Süßigkeit und zugleich mit verſchleierter Klarheit ſo ſehr umgeben, daß ich nicht mehr in Einzelheiten eingehen kann, und ich könnte faſt ein Widerſtreben fühlen, wenn ich die Wahrheit mehr mir näher gerückt und klarer gegeben ſähe. Hinſichtlich des Leidens Chriſti z. B. wiederhole ich in mir einfach: ‚Gelitten unter Pontius Pilatus', und ich kann mich dieſer Wahrheit weder mehr nähern, noch heller ſehen, ohne daß mir die Gegenwart Gottes verloren zu gehen ſcheint und ich weniger den Eindruck ihrer Nähe ſpüre; doch genug hierüber. 2) Meine Neigungen der Frömmigkeit ſetzen mich in Harmonie mit einigen der Schriftſteller, die Sie mir anführen. Trotz all' meiner Bewunderung für Olier, finde ich unſere beiden Geiſter wenig in Einklang. Ich finde in ſeinen geiſtlichen Anſchauungen etwas ſo klein Gehacktes, das für meinen Magen nicht taugt. Dieſe geiſtliche Richtung ſcheint nie ſich ſelbſt vergeſſen, nie aufhören zu können, an ihre (äußerliche) Haltung, an die anmuthsvollen Falten ihres Gewandes ſelbſt in der Gegenwart Gottes zu denken. Von der Glückſeligkeit und Kindheit des hl. Franz ſuche man dort nichts, nichts von jenem Antriebe, jener tief von Hochachtung durchdrungenen Vertraulichkeit der italieniſchen und ſpaniſchen Heiligen. So erbaulich ſein Leben *iſt, ſeine Heiligkeit hört* niemals auf, ehe ſie ganz katholiſch

wird, franzöſiſch zu ſein. Wie oft findet man nicht dieſes anti-italieniſche Element im Leben eines nicht canoniſirten franzöſiſchen Heiligen. Ich kenne hiervon keine andere Ausnahme, als das Leben deſſen, welcher für mich der Gegenſtand einer kindlichen Liebe der begeiſtertſten Art iſt, des Pfarrers von Ars, dieſes wunderbaren Abbildes meines hl. Philipp Neri. — Was Grignon de Monfort anlangt, ſo reicht meine Verehrung für ihn bis in die Jahre 1846—1847 zurück. Die Lebensbeſchreibung von ihm, die ich noch beſitze, ſtammt vom alten Lord Shrewsbury. Ich habe ſeine ‚Echte Frömmigkeit' zweimal geprüft: einmal vor einigen Jahren und ein anderes Mal jüngſt. Thatſächlich habe ich mein ganzes Leben nach ſeiner Andacht zu Unſerer guten Mutter gebildet, aber ich habe das nicht ohne große Selbſtüberwindung und viel inneres Leid zu Stande gebracht. Glücklicher Weiſe beweist das nihil obstat der Congregation der Riten, daß nichts dagegen einzuwenden iſt; aber in meinem gegenwärtigen niedrigen Seelenzuſtand kann ich mich zu ſolcher Höhe nicht mehr erheben. Ich bin zufrieden mit dem Werke, mit ſeiner ſanften und fühlbaren Einwirkung, mit ſeinem ſchönen Feuer, und ich verdanke ihm für meinen Fortſchritt in der Andacht zu meiner guten Mutter viel; aber gewiſſe Punkte ſtören mich über alle Maßen."

Das Schlußurtheil des Briefes, daß Alles in Allem die Lehre des in Rede ſtehenden Buches für ihn nicht annehmbar ſei, betrachtete P. Faber indeß ſchon wenige Monate ſpäter in anderem Lichte, und als er ſich im Stande fühlte, etwas ſelbſtſtändiger zu arbeiten, diktirte er dem P. Herbert Harriſon die Ueberſetzung der Abhandlung über die „Echte Frömmigkeit" in die Feder. Die Ueberſetzung erſchien bei Burns und Lambert in London, und kurze Zeit nachher erſchien eine zweite mit der Autoriſation des damaligen Erzbiſchofs Cullen zu Dublin.

Die Sommermonate des Jahres 1862 brachte P. Faber in St. Mary in Sydenham zu; aber ſeine Geſundheit ließ ihn immer mehr im Stiche. Aus einer Reihe von Briefen, die

er an den damals in der Schweiz befindlichen P. Bowden ſchrieb, ergibt ſich, daß der Wechſel zwiſchen geſunden und der Rückkehr der kranken Tage nicht mehr aufhörte. Am 12. Auguſt meldet er, jeder Beſuch mit alleiniger Ausnahme des wöchentlichen Erſcheinens des Beichtvaters ſei ihm unterſagt. Am 25. Auguſt ſchreibt er: „Wiederum ein Rückfall; es ſcheint, daß derſelbe ſich alle drei Tage wiederholen ſoll. Ich kann mich des Gedankens nicht mehr erwehren, daß ich in einem Jahre nicht mehr ſein werde. Das drückt mich bisweilen nieder; aber wozu? Dieß muß mich antreiben, frömmer zu werden. Bete für mich.“

So tiefe Erſchöpfung indeſſen ihm auch die ſich ſteigernden Leiden brachten, die Güte ſeines Herzens vermochte dadurch nicht getrübt zu werden. Keine Freude gab es in dem Kreiſe ſeiner Ordensleute oder ſeiner Freunde, mit der er nicht ſympathiſirte. Für ihn, pflegte er zu ſagen, ſei es faſt ſo viel wie die Geſundheit, wenn er Briefe über die Freuden Anderer erhalte, und Denen, die abweſend waren, ſchrieb er gerne die launigſten Berichte über Leben und Arbeiten ſeiner Genoſſenſchaft. Nach ſeiner Rückkehr in's Oratorium mußten die dreijährigen Wahlen vorgenommen werden, und trotz ſeines leidenden Zuſtandes wollte die Genoſſenſchaft keinen Anderen zum Vorſteher und Novizenmeiſter haben, als ihn. Den Winter über erfolgte, wenn auch kein heftiger Rückfall, dennoch keine Erleichterung; in beſtändigem Leiden ſiechte P. Faber, die letzten Kräfte vergeblich erſchöpfend, immer mehr hin. Am 12. October 1862 ſchrieb er an ſeinen Bruder die goldenen Worte über die Heiligung durch Leiden: „Ich meine, der Schmerz iſt immer ein koſtbares Geſchenk Gottes, und keine unter allen Aehnlichkeiten mit unſerem theuren, heißgeliebten Heilande iſt ſo groß, wie die des Leidens. Ich bin indeſſen ein Beiſpiel der traurigen Wahrheit (des Thomas von Kempen), daß durch die Krankheit nur Wenige gebeſſert werden. Der Schmerz *macht nicht von der Buße* und nicht vom Gebete frei; und doch

iſt es ſo ſchwer, zur Zeit der Krankheit Buße zu thun und zu beten. Stoßgebetlein über Chriſti Leiden und innere Akte der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes thun mir viel Gutes; nur wäre es zu wünſchen, daß ſie ſtets fortdauerten; am liebſten möchte ich ſie im Eifer der glühenden Liebe verrichten, obwohl dieß nicht nothwendig iſt, damit ſie gut aufgenommen werden. Man fühlt, ein wie großes Mitleiden von Seiten Gottes darin ſich offenbart, wenn er uns unſer Fegfeuer diesſeits des Grabes durchleiden läßt. Indeſſen können die Leiden uns auch von Gott durch die Sünde, durch die Ungeduld und durch ähnliche Dinge anderer Art entfernen, während im Fegfeuer der Baum, wenn er einmal gefallen iſt, bleiben muß. Wenn man durch ein unausſprechlich großes Mitleiden Gottes neben den Himmel in dieſes Feuer gefallen iſt, kann man weder eine Sünde mehr noch ſelbſt einen Schatten von Sünde begehen, ſo ſtrenge und ſchwer auch die durch die unerbittliche Gerechtigkeit Gottes und die Forderungen der Heiligkeit auferlegte Sühne iſt; man erträgt alles das im Frieden. Ein Wachsthum milder Liebe zu dem Nächſten, eine geſteigerte, wohlgeordnete Aufmerkſamkeit in tauſend kleinen Dingen, die zu ſeinem Wohle beitragen, die Abtödtung des Körpers, der jetzt gerade ſo erfinderiſch iſt, ſich Bedürfniſſe zu verſchaffen und allerlei kleine Genugthuungen zu bereiten, auf alles das zielen meine Vorſätze in der Krankheit hin. Wenn ich ſodann ſehe, wie wenig ich den Muth habe, Fortſchritte zu machen, ſo gibt mir das wenigſtens einen Schatten von Demuth und von Widerwillen gegen mich ſelbſt, und auch hieraus ziehe ich einen Nutzen."

Am 3. December ſchrieb er: „Es ſind heute fünfzehn Jahre, daß der Cardinal und ich in der Hauskapelle der Golden Square gelegentlich unſeres Eintrittes in das Oratorium die Meſſe laſen. Scheinen dieſe fünfzehn Jahre nicht eine lange Laufbahn zu ſein? P. Anton (Hutchiſon) und ich, wir haben zu ſchnell gelebt und ſind nur noch gut, unter die Remiſe geſtellt zu werden."

P. Faber hatte ſeit lange die Gewohnheit angenommen, jedes Jahr ſich einen Heiligen zum beſonderen Schutzpatron zu erwählen, zu welchem er dann an jedem Tage einen kleinen Akt der Andacht verrichtete. Für das Jahr 1863 wählte er den heiligen Täufer Johannes, weil derſelbe der Schutzpatron des ehrwürdigen Pfarrers von Ars geweſen, den die Kirche als ſeinen Schutzpatron anzurufen ihm nicht geſtattete. Beim Herannahen der Faſtenzeit wollte P. Faber ſeinen Antheil an den Predigten wieder aufnehmen und er faßte den Entſchluß, die Predigten an den Montagmorgen zu halten. Sein Arzt ſtimmte zu unter der Bedingung, daß Faber ſeinen Entſchluß nicht ankündige, damit ſofort ein Anderer eintreten könne, wenn es nothwendig werde. Nur einmal indeß nahm Faber zu dieſer Hilfe ſeine Zuflucht. Seine vorletzte Predigt ſchloß mit folgenden Worten: „Die verhängnißvollſte Vorbereitung des Teufels auf die Ankunft des Antichriſts iſt die Abſchwächung des Glaubens der Menſchen an die Ewigkeit der Höllenſtrafe. Wären dieſe Worte auch die letzten, die ich zu euch ſprechen könnte, erinnert euch ſtets, daß ich nichts lieber in den Tiefen eurer Seelen eingeprägt ſehen möchte: kein Gedanke des Glaubens, ausgenommen den des koſtbaren Blutes, der euch nützlicher und heilbringender wäre, als der Gedanke an die ewigen Höllenſtrafen.“ Am Palmſonntag hielt er ſeine letzte Predigt; ſie handelte über unſeren Heiland, wie er ſein königliches Haupt am Kreuze geneigt.

Kurze Zeit nach Oſtern wurde es klarer und klarer, daß die Schwächen, von denen P. Faber befallen wurde, einen ſehr ernſten Charakter annahmen. Man nahm eine neue Conſultation vor und fand, daß P. Faber an der Bright'ſchen Nierenkrankheit litt, und daß dieſelbe ſchon ſolche Fortſchritte gemacht habe, daß jede Hoffnung, dieſelbe aufzuhalten, eine Selbſttäuſchung ſei. Schon vor der Conſultation war P. Faber auf das Schlimmſte gefaßt. Am 23. April 1863 hatte er geſchrieben: *„Jetzt bin ich ſo* weit gekommen, nicht mehr an meine

Heilung zu glauben. Ich bin kränker, als man meint; aber Alles iſt in den Händen Gottes. Ich ſehe nicht, wie ich noch geheilt werden kann. Wenn dieſer Eindruck fortdauert, ſo braucht die Genoſſenſchaft mich nicht mehr zu erſuchen, mich draußen zu erholen.“ Während des April machte er noch zwei oder drei kurze Ausflüge nach Southend, um andere Luft zu athmen, jedoch ohne ſonderliche Erleichterung. Am 26. April, dem Patronsfeſte des hl. Joſeph, dem Jahrestage der Beſitzergreifung von King Williamſtreet, las er zum letzten Male die heilige Meſſe und ſegnete eines ſeiner geiſtlichen Kinder, das am folgenden Tage England verlaſſen ſollte, um in dem Carmeliterorden dem Berufe zu folgen, den er von zarteſter Kindheit an gepflegt und ermuthigt hatte, und von dem er oft als von einer der ungetrübteſten Tröſtungen in ſeiner Leitung der Seelen geſprochen hatte. Es war Lady Minna Howard.

Die Väter des Oratoriums konnten ſich gar nicht zu dem Glauben bekehren, daß ein für ſie Alle ſo koſtbares Leben wirklich in ſo ernſter Gefahr ſchwebe; es ſchien ihnen faſt unmöglich, daß ſie Den verlieren ſollten, der ihr Mittelpunkt, ihr Haupt, ihr Führer von Anfang an geweſen. Unter den ſiebenundzwanzig Mitgliedern des Oratoriums, deſſen Superior er war, gab es nur vier, die nicht durch ihn dem hl. Philipp waren zugeführt worden, und unter Allen war Keiner, der nicht an ſich den wachſenden Einfluß auf ſeinen Eifer, ſeine Ausdauer und auf ſeine Fortſchritte im Ordensleben verſpürt; der nicht das Geſtändniß ſich hätte ablegen müſſen, daß ſeine klöſterliche Vollkommenheit oder beſſer das ausdauernde Streben nach ihr von P. Fabers Leitung mehr abgehangen, als von irgend welchem menſchlichen Einfluſſe ſchlechthin.

Die Nachricht von Fabers hoffnungsloſem Zuſtande war kaum bekannt geworden, als Anfragen und Beileidsbezeugungen von allen Seiten anlangten. Ueberall wurden Gebete, Communionen, Meſſen für ihn aufgeopfert, in der Hoffnung, daß *Derjenige*, der ſo allgemein geachtet, ſo ſehr geliebt war, der

ſo wenig für ſo manche Seele und ihre Führung zu Gott erſetzt werden konnte, den Seinigen erhalten bleiben könnte. Vom Continente wie aus ganz England folgten ſich andauernd die Zuſicherung innigſter Gebetsvereinigungen mit dem Londoner Oratorium. Zwei Neuvänen wurden in der gleichen Abſicht gehalten, eine zur Vorbereitung auf das Feſt des hl. Philippus Neri (26. Mai), die andere im Stillen gegen Ende Juni unter dem Patronate des heiligmäßigen Pfarrers von Ars.

Unterdeß verſchlimmerte ſich der Zuſtand P. Fabers. Schon am 16. Juni hielt man es, als die Conſultation der Aerzte vorüber war, für nothwendig, ihm die heiligen Sterbſakramente zu bringen. Gegen 8½ Uhr Abends wurde ihm durch P. Dalgairns, den älteſten Pater und Beichtvater des Hauſes, begleitet von allen Mitgliedern der Congregation, die heilige Wegzehrung gebracht. P. Faber empfing ſie mit großer Andacht, ſitzend in ſeinem Lehnſtuhle, bekleidet, wie er verlangt hatte, mit ſeinem Ordenskleide. Er betete mit ganz klarer Stimme das Confiteor und gab ſelbſt fortwährend dem Prieſter die im liturgiſchen Gebete vorgeſchriebenen Antworten. Als das heilige Sacrament in die Kapelle zurückgebracht worden war, erſchien dieſelbe Prozeſſion nochmals mit dem heiligen Oele. Bevor P. Faber die letzte Oelung empfing, antwortete er auf alle Fragen des engliſchen Rituale, indem er zu einigen ſeiner Antworten kleine Zuſätze machte. Als P. Dalgairns ihm die Frage vorlegte, ob er an alle Glaubensſätze glaube, welche die heilige, katholiſche, apoſtoliſche und römiſche Kirche glaube und lehre, ſagte er: „Feſt, unerſchütterlich feſt.“ Auf die weitere Frage: „Bitteſt du jetzt aus der Tiefe deines Herzens alle Die um Verzeihung, welche du durch Worte oder durch Handlungen beleidigt haſt?“ ſagte er nicht ohne tiefe Bewegung: „Ja, beſonders jedes einzelne Mitglied unſerer Genoſſenſchaft; ich bin ſtolz geweſen, ich habe gegen die brüderliche Liebe gefehlt, gefehlt gegen die Anordnungen der Congregation, und ich bitte hierfür Alle um Verzeihung.“ Nachdem alle Fragen beendet

waren, fügte er noch hinzu: „Ich habe es an Milde und an Liebe zu meinen Brüdern fehlen laſſen; ach, wie bereue ich es, nicht beſſer geweſen zu ſein.“ Als nach der Spendung der letzten Oelung die Patres bewegt in der Stille das Zimmer einer nach dem andern verließen, rief er zweimal ihnen nach: „Dank euch, Allen Dank!“ Dann ſich zu Demjenigen wendend, der den Dienſt bei ihm verſah, ſagte er: „Ach, John, es iſt doch etwas Großes um den chriſtlichen Tod!“ Und nach einer Pauſe fügte er bei: „Ich habe Niemanden irgend etwas zu verzeihen; ich habe nichts gegen irgend ein Mitglied der Genoſſenſchaft; ich könnte mein Leben für jedes derſelben aufopfern.“

Die gefährlichen Symptome nahmen ſo raſch zu, daß in der letzten Hälfte des Juni die Aerzte die nahe Auflöſung immer beſtimmter ankündigten. Am Abende ſeines neunundvierzigſten Geburtstages, am 28. Juni, ſah er alle Mitglieder der Genoſſenſchaft um ſich; er empfahl ſich ihren Gebeten und ſchenkte Jedem irgend ein Andenken. Zu Einem derſelben ſagte er mit gebrochener, häufig vor Bewegung ſtockender Stimme: „Gott iſt ſo gütig geweſen und hat Alles ſo wohl gemacht.... Ich bin zufrieden, daß heute ſich Alles regelt. Es iſt heute der Jahrestag meiner Geburt, und der Arzt ſagt, daß ich ſchon hinſtürbe.... und wahrſcheinlich ohne Schmerz; doch nicht ohne Schmerzen, ſondern nur mit ſo wenig Schmerz als möglich.... Ich möchte ſterben von Allem entblößt und verlaſſen.... Betet zu Gott, daß ich meine arme Seele rette.... Wer ausharrt bis zu Ende....“

In dieſem Augenblicke war P. Faber nicht der Einzige, der im Oratorium im Sterben lag. P. Antony Hutchiſon nahte ſeinem Ende. Am 23. Juni empfing er die heiligen Sterbſacramente, noch bis zuletzt der Sorge für ſein Schriftchen über „Loretto und Nazareth“, das er hatte drucken laſſen, zugethan. Am 11. Juli corrigirte er noch ſelbſt mit Unterſtützung des P. Law die Correcturbogen, betete wie gewöhnlich

ſein Brevier und man trug ihn noch einmal in einem Krankenſtuhle in den Garten; gegen Abend indeß ſchwanden ſeine Kräfte zuſichtlich; der herbeigerufene Arzt kannte für ihn keine Heilmittel mehr; er verſchied ſanft gleich nach Mitternacht am 12. Juli. Am Feſte Unſerer Lieben Frau vom Berge Carmel beſtatteten ihn ſeine Brüder in St. Mary in Sydenham. Achtzehn Jahre hindurch war er der treue Gefährte und der treueſte Freund des P. Faber geweſen, der ihn in ſeltenem Maße wie kein Anderer verſtand und zu würdigen wußte, er hing an ihm mit einer rührend tiefen und kindlichen Liebe, die mit den Jahren nur zu wachſen ſchien. Reich begabt in ſittlicher wie in phyſiſcher Hinſicht, liebte er mehr als Alles ein ſtilles Leben, ein zurückgezogenes Wirken, und wenige Perſonen ſelbſt unter den Hausfreunden im Oratorium ahnten den großen Einfluß, den er auf die ganze Congregation ausübte. Mit überſtrömendem Herzen erwiederte P. Faber ſtets ſeine ſtille, ſich ſelbſt ganz vergeſſende Anhänglichkeit und Treue; und er ſchätzte ſeine Talente, die er mehr als irgend Einer kennen gelernt, ſo ſehr, daß er wenige Jahre vorher, als die Veränderungen einmal zur Sprache kamen, die durch ſeinen Tod in der Leitung des Hauſes entſtehen würden, ſagte: „Die Genoſſenſchaft wird zunächſt (als Obere) den älteſten Pater und den P. Antony wählen.“ Von beiden Freunden ſagten damals Alle, die ſie kannten: „Wie liebenswürdig und bewundernswerth waren ſie in der Herzenseinheit ihres Lebens; ſelbſt der Tod hat ſie nicht getrennt!“ (2. Kön. 1, 23.) Am 14. Juli empfing P. Faber den Abſchiedsbeſuch Sr. Eminenz des Cardinals von Weſtminſter. Tief bewegt, ſo daß er kaum ſprechen konnte, ſchied er von den Vätern. Am ſelben Tage, nachdem Cardinal Wiſeman kaum zu Hauſe angelangt war, langte an P. Faber das folgende, vom 14. Juli datirte Schreiben an:

„Es gibt, mein theurer P. Faber, noch viele Dinge, die *dieſen Nachmittag* Ihnen zu ſagen mein Herz mich gedrängt

hatte und von denen ich doch nicht geſprochen habe; ich muß ſie Ihnen wenigſtens zum Theile jetzt noch ſagen. Ich kann mich nicht erwehren, für Sie eine reiche Quelle der Kraft und des Troſtes in dem Gedanken zu finden, daß Sie von dem erſten Augenblicke Ihres Eintrittes in die Kirche an ſo ganz und gar Ihre Zeit und Ihre Talente der beſonderen und faſt ausſchließlichen Aufgabe gewidmet haben, in ihr den Geiſt der Heiligen und der wahren Frömmigkeit zu verbreiten. Ihre Anſtrengungen ſind auf eine in Aller Augen fallende Weiſe geſegnet worden, nicht allein in England, ſondern in allen Ländern, wie mir der heilige Vater ſelbſt erklärt hat. Tauſende von Perſonen müſſen nun beten zu Gott, daß er die Segnungen Ihnen wiederſchenkt, die Sie in ihre Seelen haben hineinſtrömen machen. Wenn ich mich der Ausdrucksweiſe bedienen darf, ſo haben Sie alle Schätze der Gnade zu Gunſten der Seelen in Anſpruch genommen, die Freuden und die Schmerzen Mariä, Bethlehem und Calvaria, das heilige Leiden unſeres Erlöſers, die anbetungswürdige Euchariſtie und Ihn, den Heiland ſelbſt, den Heiland ganz. Die Stunde iſt nun da, damit Alles das ſeinen Lohn erhalte, oder vielmehr, daß die Liebe Jeſu und Mariä ihrem treuen und ergebenen Diener zu Hilfe komme. Daß dem ſo ſei, daran zweifle ich nicht, obwohl der Diener ſeinerſeits natürlich eher mit dem Soll als mit dem Haben ſich beſchäftigen ſoll, mehr mit der Schuld, die er auf ſich geladen, als mit den Rechten, die ihm Anſpruch auf die Güte, die Nachſicht und die Freigebigkeit Gottes geben. Es kann nicht die mindeſte Gefahr darin ſein, mehr auf das Erbarmen als auf die Gerechtigkeit Gottes zu rechnen, und folglich iſt auch kein Bedenken dabei, unſere Rechte auf das Erbarmen geltend zu machen, um die Gerechtigkeit zu entwaffnen. Derjenige, der ſeit Jahren verſucht hat, ſich an das Kreuz zu heften und ſich mit dem Saume des Mantels Mariä zu bedecken, kann wohl ſeinen Antheil an der Hoffnung, ſein *Anrecht* auf den Lohn ſolcher Liebe eines ganzen Lebens geltend

machen, um Gnade, Erbarmen, Vertrauen beim Herannahen des Todes zu erlangen. Ach, möchte ich doch einzig dieſelben Beweggründe und dieſelben Rechte vor mir haben, wenn auch für mich die Stunde ſchlägt und ich auf meinem Gewiſſen die unermeßliche Laſt aller der Verantwortlichkeit ſehe, der ich nicht gerecht geworden bin.

„Ich will mich nicht verbreiten über das große Werk, das Sie gegründet haben und das nicht bloß lange, ſondern immerdar bleiben wird als die Fortſetzung all des Guten, was Sie in dieſem Leben gethan haben. Und hierbei ſpreche ich nicht bloß von dem materiellen Gebäude des Oratoriums, obwohl es bedeutend iſt, ſondern von dem Geiſte des hl. Philipp, dem Sie in London das Bürgerrecht errungen haben und der ſich, immer voll Leben, immer weiter wirkend, unter ſeinen Kindern fortpflanzen wird. Dieſe Stiftung müßte genügen, um Sie mit Frieden und ſelbſt mit Freude zu erfüllen. In der That, dieſe geiſtliche Herzensfreude und dieſes demüthige Vertrauen ſind ſo ſehr dem Geiſte des hl. Philipp eigen, daß die Stunde des Leidens und der Noth, in der Sie jetzt daliegen, nicht ſo ſehr für ſie eine wirkliche Prüfung, als etwas Naturgemäßes iſt: das Leuchten des Meeres läßt ſich in voller Schönheit nur bei wellenbewegter Fluth erkennen. Ihr guter Vater (im Himmel) wird in dieſem Augenblicke der letzten Prüfung bei Ihnen ſein, mehr als je zuvor, und ihn werden alle Heiligen und Diener Gottes umſchweben, zu deren Erkenntniß, Verehrung und Anrufung Sie ſo viel unter Ihren Landsleuten beigetragen haben. Und wenn meine aufrichtige Liebe für Sie an Gott und an ſeine heilige Mutter in einem heißen Gebete ſich wendet, wenn mein armer Segen einen Tropfen dem Strome beſſerer und heiligerer Tröſtungen zufügen kann, die Ihnen aufbewahrt ſind, rechnen Sie auf deren Fülle ſtets und mit ganzem Herzen und für alle Tage. Beten Sie für mich!“

Wenn auch die ſorgſamſte Behandlung P. Fabers durch

die beſten Aerzte ſeine Krankheit nicht aufhalten konnte, ſo waren dieſelben dennoch nicht erfolglos in der Linderung ſeiner Leiden. Die PP. Gordon und Cumberlege waren ſeine Pfleger, unterſtützt von dem ganzen Hauſe, wo ein Jeder es darauf anlegte, dem geliebten Oberen zu Dienſten zu ſein. Wer hätte nicht ſchon an ſich erfahren, wie viele Gnaden die das Herz bedrängende Prüfungszeit des Todes und der Todesnähe einem chriſtlichen Hauſe bringt? „Es iſt mir unmöglich," ſagt P. Bowden, „heute einen Blick auf dieſe Monate voll Unruhe zu werfen, ohne anzuerkennen, daß dieſelben für uns alle ſo reich an Gnaden geweſen ſind, und ohne die Macht des Bandes zu empfinden, das die Kinder des hl. Philipp mit einander verbindet."

So oft P. Faber inne wurde, daß er ſich zu irgend einer Ungeduld habe hinreißen laſſen, oder daß irgend etwas Anderes ſein Gewiſſen beſchwerte, ſandte er nach einem der Väter, um von ihm die Abſolution zu erbitten; ſo oft es möglich war, empfing er die heilige Communion. Er ließ ſich oft Gebete vorleſen, beſonders die der hl. Gertrud, deren Lectüre er ſtets ſehr geliebt und Anderen immer wieder empfohlen hatte. Er hatte das Glück, durch Vermittlung Mſgr. Talbots, den beſonderen Segen des heiligen Vaters zu erlangen, was ihn mit großer Freude erfüllte.

Bis zum 24. Juni blieb er ſtark genug, um noch in den Wagen zu ganz kurzen Ausflügen gehoben zu werden. Er hatte noch ein- oder zweimal nach St. Mary gebracht werden können, und dort auf dem grünen Raſen ſitzend, von wo der Blick über den ſchönſten Theil der Grafſchaft Kent ſich ergeht, hatte er noch mit ſchwacher Stimme einige Anordnungen zur Veränderung der Anlagen gegeben für die Zeit, wenn er nicht mehr da ſein werde; aber ſeit dieſem Ausfluge verließen ihn ſeine Kräfte gänzlich.

Er wurde von Tag zu Tag ſchwächer, und von Woche zu Woche verfiel er mehr und mehr in einen Zuſtand gänzlicher

Schlaflosigkeit und äußerster Schmerzen. Bisweilen war er ganz außer Stande, sich der eigenen Worte zum Ausdruck für seine Gedanken zu erinnern, und er klagte einem der Väter, diese Unfähigkeit, sich auszudrücken, jetzt schon, wo sein Geist noch hell und klar sei, bereite ihm eine Prüfung der schwersten Art. Indessen konnte er im Allgemeinen noch an den Angelegenheiten der Genossenschaft Interesse nehmen, frei mit den Vätern sich unterhalten, Geschäftliches in Ordnung bringen und manche Briefe dictiren. Er empfing viele Besuche von seinen Freunden, die gekommen waren, um ihn ein letztes Mal zu sehen. Manche waren ihm Jahre lang nicht mehr zu Gesicht gekommen und es machte ihm sichtlich Freude, vor dem Tode wieder die alte Freundschaft zu erneuern. Einer der letzten Besucher, ein Priester, benützte die Gelegenheit, um seine Ansicht hinsichtlich eines Planes zu hören, den er gefaßt, in Oxford sich niederzulassen; P. Faber, im Augenblicke sehr schwach, lebte bei diesem Namen wie neu auf und sagte mit der ihm gewöhnlichen Stimme in seiner traulichen Art: „Wenn Sie das thun, werden Sie Ihre Seele verlieren." Sein Besucher stellte ihm das Gute vor, das er dort an Andern wirken könnte; aber P. Faber wiederholte: „Ja, Sie können Anderen Gutes thun, aber Ihre eigene Seele werden Sie verlieren." Gegen Ende Juli hatte er auch die Freude, den Besuch P. Newmans zu empfangen, der von Birmingham gekommen war, um ihm Lebewohl zu sagen.

Von zwei Besuchern, nahen protestantischen Verwandten, liegen Briefe über die letzte Begegnung mit P. Faber vor, die der eine seiner beiden ihn überlebenden Brüder, F. A. Faber, der anglicanische Rector in Saunderton, nach seinem Tode veröffentlicht hat. In dem ersten berichtet sein Vetter C. W. Faber, Advokat, daß ihm P. Faber, als er ihn zum letzten Mal besuchte, den Brief Cardinal Wisemans gezeigt und dann gesagt habe: „Dieß ist sehr freundlich, aber Niemand weiß besser als ich, daß ich *keinerlei Verdienste besitze*, auf die ich mich stützen könnte. Meine

einzige Hoffnung, mein einziges Vertrauen beruht auf dem Opfer meines Heilandes.“ Die letzte, die er aus ſeiner eigenen Familie bei ſich ſah, war die Frau ſeines Bruders, der ſelbſt krank zu Saunderton darniederlag. „Ich fand ihn,“ ſchreibt ſie an ihren Mann, „in einem bequemen Seſſel zurückgelehnt, in einen weiten Rock eingehüllt, und augenſcheinlich ſehr ſchwer athmend. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit und Liebe, litt aber an ſolcher Athemloſigkeit, daß er nur wenige Worte nacheinander zu ſprechen im Stande war.“ Er ſprach dann über jedes ihrer Kinder und behändigte ihr die vorbereiteten Geſchenke für jedes derſelben ein: für jedes hatte er ein letztes, beſonders liebevolles Wort. „Ich war,“ ſchreibt Frau Faber weiter, „über den Zuſtand, in dem ich ihn antraf, ſo ergriffen, daß ich kaum ein Wort herauszubringen vermochte; ich beſorgte, daß ich zuſammenbrechen und ihn in Angſt verſetzen könnte. . . . Es war mir ſo bitter als der Tod, dieſes Zimmer zu verlaſſen, da ich wußte, daß ich ſein theures Antlitz nicht mehr ſchauen würde.“

Am 30. Juli ſchrieb P. Gordon an die Schweſter Maria Philippa im Dominikanerkloſter zu Stone, wo das Gerücht von der baldigen Geneſung Fabers Glauben gefunden hatte: „Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müſſen, daß die Aerzte keine Hoffnung mehr geben. Jetzt wo die Waſſerſucht ein wenig in ihrem Fortſchreiten aufgehalten iſt, ſieht man beſſer als je, wie elend unſer Pater iſt; er hat ſeit einem Monate nicht mehr im Bette geruht und ſeine Beine ſind unterhalb der Kniee nur noch eine Wunde. . . . Es hat Gott gefallen in ſeiner Barmherzigkeit, ihm die Furcht vor dem Tode zu nehmen; aber er hätte ſich ſicherer gefühlt, wenn dieſe Furcht ihm geblieben wäre. Der böſe Feind hat ihn in ſeinem Glauben nicht trüben können, aber der Verſuchungen zur Ungeduld und Verdrießlichkeit hat es viele gegeben. Während der fünf letzten Wochen hat er jeden Tag communicirt.“ Dann bittet P. Gordon im Auftrage P. Fabers um Gebete des Kloſters für ſeine arme Seele, aber

noch weit mehr um das anhaltende Gebet der Dominikanerinnen, daß Gott England einen Pfarrer von Ars ſenden möge. Zum Schluſſe bittet er, dem Biſchofe von Birmingham, Dr. Ullathorne, ſeinen Abſchiedsgruß zu bringen.

Die Ohnmachten mehrten ſich während des Monates Auguſt und die Schwäche des Kranken wurde bald ſo groß, daß öfters Delirium eintrat. Die zur Erzwingung des Schlafes angewandten Mittel riefen nur noch mehr Uebelkeit hervor. P. Faber fuhr fort, die heilige Communion zu empfangen bis zum 24. September; am 25. trat ein Umſchlag ein. Der Kranke wurde ſo ruhig, daß man ihn zu Bette bringen konnte, was ſeit Juni nicht mehr geſchehen war. Hingeſtreckt, durch Kiſſen geſtützt, ſchien er ſich endlich einmal der Ruhe zu erfreuen; er ſprach nicht; wie in Betrachtung verſunken, wandte ſich ſein Auge nicht mehr von dem weißen Crucifixe ab, das man vor ſeine Augen hingeſtellt hatte, und man ſah, wie der Blick ſich von einer der heiligen fünf Wunden zur andern wandte und dort weilte. Gegen Abend erkannte man, daß nun das Ende nahe; ſein Beichtvater, P. Dalgairns, entſchloß ſich, die ganze Nacht bei ihm zu wachen. Als man ihm ſagte, daß ſein Ende heranrücke, wiederholte er inbrünſtiger als je ſein Lieblingswort: „Gott ſei geprieſen!“ Wenige Augenblicke nach Mitternacht wurde die Genoſſenſchaft geweckt, um bei ſeinen letzten Augenblicken betend zugegen zu ſein; man empfahl mit den von der Kirche zu dem Ende vorgeſchriebenen feierlichen und ergreifenden Gebeten ſeine Seele Gott; aber die Kriſe ging nochmals vorüber und die Väter zogen ſich zurück.

Als P. Bowden um 6 Uhr Morgens am 26. September an das Sterbebett trat, konnte er nicht mehr zweifeln, daß P. Faber keine Stunde mehr zu leben habe. In tiefſtem Schweigen rückte die Zeit vor: P. Faber lag im Todeskampfe auf ſeinem Lager, mit äußerſter Mühe athmend, die Augen geſchloſſen, nur von Zeit zu Zeit ſie mühſam öffnend, um einen *Blick auf das Crucifix* zu werfen. Als gegen $6^1/_2$ Uhr P. Rowe

ſagte, er wolle die heilige Meſſe jetzt für ihn leſen, zeigte ihm ein Blick dankbaren Einverſtändniſſes, wie wohl er dieſe hohe Gnade zu würdigen verſtehe. „Unmittelbar nach 7 Uhr,“ ſchreibt P. Bowden, der dicht neben dem Sterbenden ſtand, „trat ein plötzlicher Wechſel ein; der Kopf wendete ſich ein wenig nach rechts; es ſchien, als wolle der Athem ſtille ſtehen, und nach einigen Zuckungen hatte ſeine Seele die Erde verlaſſen. In dieſen letzten Augenblicken öffneten ſich, trotz der auf dem übrigen Geſichte tief ausgeprägten Agonie, die Augen weit, klar, glänzend, ſo lebens- und verſtändnißvoll wie je, aber ohne daß ihr Blick auf irgend etwas Irdiſches ſich gerichtet hätte, und mit einem Ausdrucke, der bezauberte und Erſtaunen und Frieden zugleich in rührender Weiſe bekundete. Der Pater, welcher vor ihm kniete, konnte beim Anblick dieſer Augen in ſolchem Augenblicke nicht anders als unwillkürlich an die Worte oder vielmehr an das Bild denken, welches P. Faber einſt in ſeinem ‚Alles für Jeſus‘ entworfen und das nun in ihm ſelbſt leibhaftig ſich verwirklicht zu haben ſchien.“ Dieſes Bild findet ſich am Schluſſe des zweiten Kapitels der genannten Schrift und lautet:

> „Diene du Jeſu aus Liebe; und bevor noch dein Auge im Tode ſich ſchließt, ehe noch die Bläſſe des Todes ſich über dein Geſicht ausbreitet, bevor noch die, welche dein Lager umgeben, ſicher ſind, daß dieſer leiſe Hauch, den ſie ſoeben gehört, dein letzter Seufzer iſt, ach, welche Ueberraſchung wird dir dann zu Theil geworden ſein! Du wirſt vor dem Richterſtuhle deines Heißgeliebten, deiner Liebe ſelbſt ſtehen; die Geſänge der Himmel werden an dein Ohr ſchlagen und die Glorie Gottes wird aus deinem Auge ſtrahlen, um nie mehr zu erlöſchen.“

Nur mit thränendem Auge ruht der Blick auf dieſen Worten, die uns den ſeligen Ausgang eines Lebens ſchildern, das von Anfang bis zu Ende ein religiöſes Leben, ein Leben der Liebe zu Jeſus geweſen iſt. Von früheſter Kindheit an waren

die Dinge Gottes Fabers Freude geweſen; als er heranwuchs, hatte er einen langen, ſchweren Kreuzweg machen müſſen, um die Wahrheit zu finden, welche Chriſti einzige und ewige Wahrheit iſt; um ſie zu erkaufen, hatte er Alles, Alles verlaſſen. Jede Zeile ſeiner Schriften bezeugt, daß Gott der ſein Leben ganz ausfüllende Gedanke geweſen iſt; jede Zeile ſeiner Poeſien trägt das Gepräge ſeines nach dem Himmel ſich ſehnenden und mit innerſter Seelenkraft ſich aufrichtenden Heimwehs nach Gott. Seine goldenen Worte, die uns bleiben, um ſein Werk, Viele zu Jeſus hinzuführen, fortzuſetzen in ganz ungeahnten Weiten, uud die ſüße Muſik ſeiner Lobgeſänge verkünden es in einer dem kindlichen Herzen unvergeßlichen Sprache, daß er nie ein anderes Ziel auf Erden geſucht und erſtrebt hat, als die Sache, die Liebe, den Frieden, das Reich und die Herrlichkeit Jeſu Chriſti; daß die einzige, die große Leidenſchaft ſeines Lebens, all ſeines ritterlichen Muthes und ſeiner ritterlichen That, die freudige Schilderhebung für die Sache der heiligen katholiſchen und römiſchen Kirche geweſen iſt. Talent, und welches Talent, Energie, Geſundheit, Stellung, Ruhm, irdiſches Glück, Alles war mit ſeltener Ausſchließlichkeit der Berufsarbeit an Der Stelle gewidmet, wo Gott ihn hingeſtellt hatte. „Drei Worte," ſagt P. Bowden, „reichen hin, um bis zu dem Augenblick, wo er ſtarb, ſeine Geſchichte zuſammenzufaſſen: er hat Jeſu aus Liebe gedient."

Die Vorbereitungen zum Leichenbegängniſſe waren bald beendet. Die Leiche wurde ſorgſam in die prieſterlichen Gewänder gekleidet, die P. Faber für dieſen Zweck ſeit lange vorbereitet hatte; ſodann ließ man einige Photographien von ihm abnehmen. Die Leiche wurde in das kleine Oratorium herabgetragen und in der Kapelle, die dem Publikum geöffnet war, ausgeſtellt, damit die Gläubigen bei ihr beten könnten. Am folgenden Tage hielt man es in der Frühe für gut, den Sarg zu ſchließen. Am Abende des 29. September wurde der Sarg in feierlichem Zuge durch das Innere des Hauſes in die Kirche getragen und

die Todtenveſper geſungen. Unter ungeheurer Theilnahme des Clerus und des Volkes wurde am anderen Morgen das Todtenamt gehalten. 120 Welt- und Ordenspriester, meiſt der Erzdiöceſe Weſtminſter angehörend, umſtanden den Sarg, unter ihnen ſeine Ordensbrüder Dr. Newman und P. Saint-John vom Oratorium in Birmingham. Von ſeinen anglicaniſchen Verwandten wohnte Keiner dem Gottesdienſte bei; von ſeinen beiden noch lebenden Brüdern lag der eine in England damals krank darnieder, der andere weilte im fernen Indien. Das Todtenamt wurde von ſeinem Freunde P. Stanton gehalten. Nach ſeiner Beendigung erhob man den Sarg, und inmitten der Thränen der ihn umſtehenden Prieſter und des lauten Schluchzens der zahlreichen Menge wurde er durch die Kirche getragen, deren einzig treuer Diener er ſo lange Jahre geweſen, durch das Volk, deſſen Seelen er ſo unausſprechlich tief geliebt, durch die Straßen jener Stadt, über deren Sünden er getrauert und geweint, durch einen der ſchönſten Theile jenes Landes, jenes Englands, das dem heiligſten Herzen ſeines Erlöſers wiederzugewinnen der große, Alles beherrſchende Gedanke ſeines Lebens geweſen. Sie war nun erfüllt, jene Sehnſucht nach dem Martyrium für ſein heiß geliebtes Vaterland, über das er einſt die ſchönen Worte geſchrieben: „Wer möchte nicht ſein Land mehr lieben, als alle anderen? O wie bedrückt mich ſo trauervoll der Gedanke an jene Inſel des Occidentes, mit ihrer Macht und Herrſchaft, ſo weit wie die Welt, und mit ihren Herzen, ſo kalt und leer vom Glauben, mit ihren Intelligenzen, denen das wahre Licht nicht leuchtet! Unermeßliche Schaaren von Heiligen ſchlummern unter ihrem Raſen, deſſen ſchönes Grün ſeines Gleichen nicht findet auf der weiten Erde. Ich kenne kein Land, wo die Kirchen und die Glockenthürme ſich ſo zahllos erheben, wie in meinem nun verſtummten England. Kein anderes Reich hat mit gleich verſchwenderiſcher Hand ſo herrliche Kirchen über ſeine Hügel und in ſeine Thäler ausgeſtreut. O mein theures, mein einziges Vaterland! Mir

ſcheint, als verdiene deine entzückende Schönheit, daß man für dich das Marterthum erleidet. Wohl! Mag denn dieſes Marterthum das langſame, ſtill aufzehrende Marterthum deſſen ſein, der ſein Wort an Taube richtet, der ſeine Bilder vor Blinden entfaltet, der ſeine Sache vor verhärteten Herzen vertheidigt....“ P. Faber hat Wort gehalten bis zum letzten Athemzuge: ſein Leben iſt das Martyrium einer Alles verzehrenden Liebe zu den Seelen, einer alle ſeine Kräfte aufreibenden Arbeit für die Erhebung der katholiſchen Kirche in England geweſen.

Eine große Menge folgte zu Fuß dem Leichenwagen bis nach dem ſieben bis acht Kilometer entfernten St. Mary in Sydenham. Es war ein herrlicher Herbſttag, an welchem die Leiche langſam die ſchönen Alleen hinaufgefahren wurde, wo P. Faber ſich ſo gerne in der Stille erging, bis an die friedevolle Stelle, die er ſelbſt zu ſeiner letzten Raſt ſich auserwählt und mit Bäumen hatte bepflanzen laſſen. Bei dem von ihm geweihten Kreuze ſtand das Grab für ihn offen; man betete die letzten Segensgebete der Kirche über der eingeſenkten Leiche; noch ein ſtilles Gebet und eine Thräne, und dann zogen ſich ſeine Ordensgenoſſen und das Volk zurück in der Ueberzeugung, daß „ſie Seinesgleichen nicht mehr ſehen würden“ (Eccli. 44).

Nicht allein im Oratorium und unter den Seinigen wurde P. Fabers Tod beweint, von allen Seiten kamen laute Klagen über den Verluſt deſſen, der in ſo manchen engliſchen Familien faſt wie ein Familienname geworden war. Mit der Stärke der erſten Liebe zu Chriſtus, zu dem ſie Faber hingeführt, empfanden gar viele Herzen den Verluſt: daher alle jene heiligen Meſſen, alle jene lauten Anerkennungen, die ihm in's Grab folgten. Ein erlauchter Convertit ſprach am Sonntag Morgen nach dem Tode in der Pfarrkirche Unſerer Lieben Frau zu den Engeln in Bayswater, die von den Oblaten zum hl. Karl bedient wird, an deren Spitze er damals ſtand, zu den verſammelten Gläubigen, *mit* bewegter Stimme den geliebten Todten

ihren Gebeten empfehlend, folgende Worte nach Ableſung ſeines Namens im Todtenregiſter:

„Ich kann dieſen letzten Namen nicht nennen, geliebte Brüder, ohne ihm einige Worte nachzurufen. Geſtern iſt uns ein großer Diener Gottes entriſſen worden: wir Alle kennen ihn; die Einen unter uns, weil ſie ſein Wort gehört, die Andern, weil ſie ſeine Beichtkinder geweſen, Alle, weil ſie von ſeinen Schriften erbaut worden ſind. Aber ich glaube ſagen zu dürfen, daß ihm Keiner von euch ſo lange und in ſo enger Vertrautheit nahe geſtanden, als ich. Ich habe ihn noch als Kind gekannt; wir waren zuſammen auf der Univerſität, und ſeit jenen Tagen habe ich nie aufgehört, die wunderbaren Gaben anzuſtaunen, deren Entwickelung wir geſehen haben. Nicht von dieſen natürlichen Gaben mag ich heute ſprechen, obwohl er hinſichtlich der Fähigkeiten der Intelligenz, der Anmuth des Geiſtes und der Beredſamkeit des Wortes ſeines Gleichen nicht gehabt hat. Verglichen mit den übernatürlichen Gnaden, die ihm verliehen wurden, wollen dieſe natürlichen Gaben wenig beweiſen. Ach, er war ein Prieſter in der ganzen Größe ſeines Berufes; er war das Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bediente, um ganze Schaaren in den einen Schafſtall zurückzuführen; er iſt geſtorben, wie ein Prieſter ſterben ſoll, inmitten der Gebete und der ſtrömenden Thränen ſeiner Heerde. Obwohl lebend inmitten der Welt, habe ich niemals Jemanden geſehen, der losgeketteter von ihr war. Wenn er die Wahl zwiſchen zwei Wegen hatte, wählte er immer den ſchwierigeren; wenn eine Wahrheit zu ſagen war, er ſagte ſie, ohne zu ſchwanken, ohne auch nur den leiſeſten Wunſch zu haben, ſie dem Geſchmacke und der Mode der Menſchen anzubequemen: und das iſt nach meiner Anſicht der Strahlenkranz, der dem Haupte eines Prieſters am beſten anſteht. Der Titel, den er ſeinem erſten Werke gab, iſt wie die durchdringende, beherrſchende Note der Muſik ſeines Lebens: *in allen ſeinen* Schriften, in allen ſeinen Belehrungen kehrte *der Refrain*: ‚Alles für Jeſus!‘ ſtets wieder. Ich halte euch

zurück, meine Brüder; aber ich kann nicht anders, ich darf den Namen P. Fabers nicht wie andere Namen ablesen. Ich sage nochmals: Ein großer Diener Gottes ist uns entrissen. Ich bin sicher, ihr werdet in euren Herzen mit mir beten: ‚O daß auch meine Seele in dem Tode des Gerechten von hinnen scheide, daß auch mein Ende dem seinigen ähnlich werde!‘“

Fast elf Jahre später, am 26. Juli 1874, erschien derselbe Convertit, jetzt Dr. Edw. Manning, als Erzbischof von Westminster, in der Kirche der Brüder Fabers, um nochmals Zeugniß von seinem verstorbenen Freunde und von dessen Werk abzulegen, dießmal das Zeugniß des obersten Hirten der Diöcese. Der 26. Juli war von dem Erzbischofe als Tag einer allgemeinen Collecte in der ganzen Erzdiöcese für eine neu zu erbauende Oratorianerkirche festgesetzt worden; und Erzbischof Dr. Manning wollte selbst den Brüdern P. Fabers seine Gabe bringen. Er erschien im Hochamte und beschenkte sie von der Kanzel herab mit folgenden Worten: „Es macht mich glücklich, offen meine Theilnahme hier zu bezeugen, die ich an Allem nehme, was das Wohl des Oratoriums des hl. Philippus Neri betrifft. Zwei persönliche und gebieterische Beweggründe fordern von mir diese Erklärung: Seit mehr als dreiundzwanzig Jahren bestehen zwischen den Vätern des Oratoriums und mir zarte und trauliche Freundschaftsbande, Bande, die eng, ununterbrochen, unlösbar sind; sodann lebt tief im Grunde meines Herzens das jugendfrische Andenken an den Gründer des Londoner Oratoriums, das Andenken an P. Faber, dieses alten und mir so theuren Freundes seit dem Frühmorgen meines Lebens. Schon sein Name allein würde hinreichen, mir eine Freude aus alledem zu machen, was seine Brüder, ich sage besser, seine Kinder unternehmen. England hat ihm eine Schuld abzutragen, die es nie wird bezahlen können. Dieser wunderbare Geist und diese wunderbare Beredsamkeit haben für den katholischen Glauben in England ein Werk vollbracht, das kein *Anderer meines Wissens* in unserer Zeit vollführt hat.

„Ueberdieß haben die Väter des Oratoriums durch ihr makelloſes Leben, durch ihre reine und katholiſche Lehre, durch ihren Eifer für die Seelen, durch ihre brüderliche Liebe, durch ihre Beiſpiele prieſterlicher Haltung und prieſterlichen Geiſtes einen Rang unter dem Klerus dieſer Diöceſe eingenommen, der von mir nicht bloß als ihrem Freunde, ſondern auch als ihrem von dem allmächtigen Gott beſtellten Oberhirten heute eine laute Erklärung über alles das verlangt, was wir ihnen ſchulden. Mehr noch, das Werk, welches ſie für das Heil der Seelen in dieſer Diöceſe gethan haben, iſt meines Erachtens von keinem anderen Werke je übertroffen worden. Sie haben ſeit bald einem Vierteljahrhunderte voll von Glauben, Hingebung und Eifer gearbeitet und — was mir ihr Arbeiten ſtets ganz beſonders empfohlen — gearbeitet in Einfalt, losgelöst von der Welt, getrennt von allen jenen Moden, allen jenen Berechnungen, die ſich oft in die beſten Handlungen miſchen; ſie haben gearbeitet als treue und glaubensvolle Bauleute, die — ich habe es mehr als einmal geſagt und werde es immer wieder ſagen — mit dem lebensfähigſten Elemente, mit der Arbeit an den Seelen ſelbſt anfingen, Seele auf Seele bauten, und nicht erſt Stein auf Stein. Sie haben in Dem zu arbeiten angefangen, was ich nicht eine Kirche, ſondern ein ſehr elendes Wohnhaus nennen muß; dort legten ſie vor einigen Jahren den erſten Stein zu ihrem geiſtlichen Gebäude. Alsdann ſind ſie an dieſen Platz gezogen, und anſtatt daran zu denken, eine Kirche in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu errichten, anſtatt große Summen auf Bau und Ausſchmückung zu verwenden, haben ſie den weiſen Rath P. Fabers befolgt, einen Rath, der auch mich auf einem weit größeren Felde ſtets geleitet hat, indem ſie nicht ſo ſehr eine Kirche, ein Oratorium bauen wollten, als vielmehr ein einfaches Gebäude, in welchem unſer göttlicher Heiland, der in einem Stalle geboren wurde, immerdar weilen und herabſteigen wollte, wo ſie Gott und den Seelen dienen könnten, bis es ihnen ermöglicht würde, eine des Namens

würdige Kirche zu bauen. Ich will nur noch eine Thatsache beifügen. Die Söhne des hl. Philipp Neri haben die erste große Schule in dem anrüchigsten Viertel der corrumpirten und verlorenen Bevölkerung Londons gegründet und dadurch das Beispiel und den Antrieb zu einem Werke gegeben — ich meine die Erziehung der armen Kinder — das in meinen Augen das vorzüglichste aller der Werke ist, die wir vollendet haben."

Wir fügen diesen autoritativen Worten nichts hinzu. Unsere Leser wissen, wie enge sie mit dem Leben und Wirken P. Fabers in London zusammenhängen.

Indem wir von dem Bilde dieses einzig dastehenden, wunderbar, harmonisch aus den reichsten Gaben der Natur und der Gnade geformten priesterlichen Charakters Abschied nehmen, fühlen und erkennen wir die Mängel unserer Darstellung recht sehr. „Die treueste Biographie von ihm," sagt P. Bowden, „kann und wird immer nur eine unvollendete Skizze sein, und die, denen das Original bekannt und vertraut war, werden immer jenen Reichthum der Farbentöne, das Spiel ihrer tiefen Schatten und die tausendfachen Züge jener unaussprechlichen Anmuth vermissen, die ihm Aller Herz und Liebe gewonnen haben. Es wäre unvernünftig, zu denken, daß diese Zeilen eine Ausnahme machen. Die Leichenfeierlichkeit ist nie etwas Anderes, als ein armseliger Trost; ein Denkmal, und wäre es noch so hehr, ‚dauernder als Erz', ist am Ende doch nur ein Denkmal, eine Erinnerung, weniger noch als der letzte Schatten des Lebens. Die Worte sind ohnmächtig, um den Reiz seiner Gegenwart, die harmonische Fülle seiner Stimme, den Zauber seines Lächelns zu ersetzen; sie können nicht den Einfluß seiner Persönlichkeit, nicht sein liebenswürdiges Verhalten, noch weniger das Feuer seines Genie's und den Adel seiner Seele offenbar machen; sie werden nie Diejenigen befriedigen, die er in ihren Arbeiten ermuthigt, in ihren Mühsalen getröstet, in ihrem inneren Leben gebildet und auf Gott gerichtet hat." Kann es anders sein mit uns, den Fernstehenden, die ihn nicht persön-

lich gekannt, die aber den Einfluß und das Leben ſeines gottbegnadeten Geiſtes an ſich erfahren haben; denen er ein Licht in den geheimnißvollen Tiefen des innerlichen Lebens angezündet; die das Uebermaß ſeiner Gottes- und Menſchenliebe in der Armuth des eigenen Herzens getröſtet; die er in der trüben Stunde des Zagens ob der eigenen Sünde und ihrer ewigen Verantwortung vor Gott emporgerichtet und zu beſſerer Buße, zu freudigerem Arbeiten für Gott und die Kirche, zu geduldigerer Liebe mit der eigenen Seele und ihrer Laſt und mit anderen Seelen, zu milderer Liebe mit den Armen, zu wahrheitsgetreueren Kämpfen für die Sache Gottes mächtig aufgerufen hat, denen er in der entſchloſſenen Wegwendung von dem Lärm und der Unruhe des Tages zu dem Frieden und der Freude Gottes und Chriſti die glücklichſten Stunden bereitet? Ihnen Allen kann auch die klarſte Darſtellung der Thatſachen, der genaueſte Bericht über den Lauf der Ereigniſſe ſeines Lebens nie etwas anderes bieten, als die erſte Anregung zum Verſtändniſſe eines ſolchen Lebens, deſſen beherrſchende Idee wir in den Worten finden, die P. Faber wenige Tage vor dem Empfange der Prieſterweihe vor ſeinen Ordensbrüdern und der verſammelten Gemeinde zu St. Wilfrid in Cotton-Hall ſprach: „Im Augenblicke," ſagte er, „wo ich zum katholiſchen Prieſter geweiht werden ſoll, drängt mich mehr als je die Sehnſucht meines Herzens, meine ganze Kraft und meine Geſundheit dafür einzuſetzen, die Armen meines Volkes dem wahren Lichte des Evangeliums wieder zu gewinnen, ſie in ihrem Leid, in den Trübſalen des Körpers und des Geiſtes zu tröſten, für ſie meine Ruhe und mein Wohlergehen hinzuopfern und ihnen, da ich die Prüfungen und Bedrängniſſe der Armen ſo wohl erkenne, die Religion ſo leicht und ſo ſüß als möglich zu machen, ihnen das Joch Chriſti, ſo wie er ſelbſt ſagt, zu einem leichten und erbarmungsvollen Joche zu machen." Möge uns Allen, dieß Vermächtniß inmitten der ſocialen Kriſen, vor die eine glaubens- und ſittenloſe Zeit die Kirche des neunzehnten Jahr-

underts geſtellt hat, theuer ſein und bleiben! In ſeiner Ver-
virklichung an dem zeitgenöſſiſchen Geſchlechte ruht der Sieg
nd die Auferſtehung des ſocialen Reiches Jeſu Chriſti in unſerer
Nitte.

Für dein eigenes innerliches Leben aber, lieber Leſer, hat
'. Faber noch ein anderes Vermächtniß, das dir nicht minder
heuer ſei und bleibe.

Das Problem des Menſchenlebens, an deſſen Löſung ein
jeder in ſeiner Art arbeitet und arbeiten muß, iſt nur einmal
u löſen. Und dieſe Löſung kann nur eine ſein: entweder
ne ewig glückliche oder eine ewig unglückliche.

Die Löſung des großen Lebens, welches wir dir in aller
nvollkommenheit erzählt, lautet:

> „Suche du Gott in Allem; liebe ſeine Herrlichkeit; haſſe dich ſelbſt; ſei einfältigen Herzens, und die Glückſeligkeit wird aus deinen Augen ſtrahlen, ohne daß du darum weißt, ohne daß du daran denkſt, mit einem Glanze, der ähnlich iſt dem Jeſu Chriſti, überall und wohin du auch gehſt und in Allem, was du thun wirſt."

Möge dir Fabers Leben einen Commentar zu dieſen ſeinen
Worten ſein! Den Prüfſtein dieſer Glückſeligkeit kann auch
r kein Wort, keine Erzählung, keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt,
in ruhmvolles, thatenreiches Leben, und wäre es auch den
chſten Zielen gewidmet, bieten. Erſt in den ſtillen, ver-
rgenen Erfahrungen deines mit Gott und ſeiner Kirche ge-
nten Herzens, im heiligen Bunde mit ihrer Gnade und der
rch ſie vermittelten Kindſchaft Gottes wird dir ihre ewige
Wahrheit offenkundig werden; ihr Beſitz wird dein einzig un-
rgängliches Glück hinieden und zugleich der Anfang deines
nigen Glückes ſchon in dieſen Tagen deiner irdiſchen Pilger-
naft ſein.

Anhang I.

Ueberſicht über die Fortſchritte der katholiſchen Religion in England von der Wiederherſtellung der katholiſchen Hierarchie im Jahre 1850 bis 1878.

(Dublin Review, 1879, Nr. 1, S. 68; vgl. oben S. XI und S. 235.)

Diöceſen.	Prieſter.		Kirchen und Kapellen.		Religiöſe Orden. Männer.		Frauen.		Collegien.		Armenſchulen.		Kinder.	
	1851	1878	1851	1878	1851	1875	1851	1875	1851	1875		1875		1875
Weſtminſter . . .	113	311	46	103	2	14	9	55	1	5	38	182	8333	18 130
Beverley	69	152	61	110	1	5	2	19	1	1	33	112	—	10 877
Birmingham . .	121	188	84	106	5	4	14	27	1	2	35	114	—	12 631
Cliſton	49	75	23	38	2	2	5	16	2	2	18	40	800	2400
Hexham, Newcaſtle	70	132	51	101	—	1	2	15	1	1	70	116	7000	12 353
Liverpool . . .	113	261	79	126	1	4	2	34	1	1	—	336	—	27 437
Newport	22	55	21	56	—	6	—	7	—	—	—	54	—	5000
Northampton . .	27	39	26	45	—	—	1	7	—	—	13	24	400	993
Nottingham . .	53	99	42	74	3	5	4	6	2	2	—	33	—	3000
Plymouth . . .	25	44	28	40	—	—	5	11	—	—	14	28	600	1805
Salford	61	190	35	93	—	2	1	17	1	1	42	161	—	24 790
Shrewsbury . .	33	110	30	69	1	4	1	8	—	1	—	60	—	5152
Southwark . . .	67	227	57	134	1	12	9	35	—	4	79	137	3235	9255
Total	823	1883[1]	583	1095[2]	16	59	55	257	10	20		1397		133 823

[1] Rest 1908. [2] Rest 1122.

Anhang II.

(Vgl. S. 323.)

Analyse der Faber'schen Schrift:

Der Schöpfer und das Geschöpf.

Vorrede. — Die souveräne Oberherrlichkeit Gottes wird in der Welt verkannt. — Selbst das Leben der Katholiken wird von derlei falschen Einflüssen beherrscht. — Eintheilung der vorliegenden Schrift.

Erstes Buch.

Von den Beziehungen zwischen Schöpfer und Geschöpf.

Erstes Kapitel.

Von der Unwissenheit über Gott.

1. Das Gottvergessen ist zu allen Zeiten die große Wunde der Welt gewesen; das seltsame Vergessen unserer Lage als Geschöpfe ist das größte Uebel unserer Zeit.
2. Ein falscher Gott steht an der Stelle des wahren. — Die Unwissenheit über Gott ist mehr passiv als activ; der Geist des Atheismus.
3. Unsere socialen Institutionen sind von dieser Unwissenheit und von falschen Gottesbegriffen durchdrungen — in der Politik, — in der Philosophie, — in den Naturwissenschaften. Sich an die Lehre der Kirche halten, scheint heute menschenunwürdiger Aberglaube.
4. Dieß ist auch das Hauptübel gewisser Christen, die glauben, ein zwiefaches Leben führen zu können.

5. Einfluß dieſes Uebels auf die Katholiken. — Wie viele unter ihnen halten die Lehre von der Vollkommenheit des chriſtlichen Lebens für Frömmelei und Sonderlichkeit, — während in Wahrheit dieſe Lehre doch nur die Verwirklichung der Wahrheit in unſerem Leben bezweckt, daß wir Geſchöpfe ſind.
6. Aus der Unwiſſenheit über dieſe Wahrheit folgt ſowohl die Unwiſſenheit über die Lehren der chriſtlichen und menſchlichen Vollkommenheit, wie das Vorurtheil, dieſe Lehren gehörten in die Klöſter.
7. Der Zweck der vorliegenden Schrift iſt die Auseinanderſetzung unſerer geſchöpflichen Beziehungen zum Schöpfer. Eintheilung der Schrift.

Zweites Kapitel.

Was heißt es, ein Geſchöpf ſein?

Vorbemerkung. 1. Der Menſch bildet einen Theil der Schöpfung auf denſelben Grund hin wie der Grashalm.
2. Die menſchliche Natur betrachtet in ihrem fünffachen Zuſtande: der reinen, — der unverſehrten, — der unſchuldigen, — der gefallenen, — der erlösten Natur.
3. Wichtigkeit der Thatſache, daß die Ordnung der Natur und die der Gnade verſchieden, aber gleichzeitig ſind.

I. Die Lage des Menſchen in dieſer Welt.
1. Er beſitzt das Sein durch den Willensact eines Andern.
2. Er weiß faſt nichts von dem, was demſelben voranging.
3. Er kennt faſt nichts von ſeiner irdiſchen Zukunft.
4. Er iſt in Betreff ſeiner Geburt nicht zu Rathe gezogen worden.
5. Er wird nicht gefragt hinſichtlich ſeines Sterbens. — Und doch glaubt er unwiderſtehlich an eine unſichtbare, vollkommenere Welt.

II. Seine wirkliche Geſchichte. Dieſelbe hängt mit dem ewigen Plane der Schöpfung und der Menſchwerdung zuſammen; — der Menſch iſt mit einem beſonderen, perſönlichen Berufe in dieſe Welt getreten; — zu einer von Gott beſtimmten bezeichneten Zeit; — für eine Ewigkeit ganz beſonderen Glückes. — Unbegreiflichkeit der Liebe des Schöpfers.

III. Sein Leben. 1. Seine Ohnmacht. 2. Seine Abhängigkeit von den niedereren Geſchöpfen. — Er kann aus ſich ohne die Intervention Gottes Nichts zu Ende führen; eine nie genug begriffene Wahrheit über ſeine Lage, — deren Verſchlimmerung durch die Erbſünde, — die perſönlichen Sünden, — die Sünden nach der Vergebung. — Das Bewußtſein der nie erlöſchenden Barmherzigkeit Gottes.

IV. Schlußfolgerungen für das Leben. 1. Als Geſchöpf muß der Menſch auch das Verhalten eines Geſchöpfes annehmen. — 2. Weil Gott ſein Ziel iſt, muß er Alles auf ihn beziehen. — 3. Weil Gott ſein Leben iſt, muß er ihn mit allen ſeinen Fähigkeiten lieben.

Hieraus folgt: 1) Die ſtrenge und beſtimmte Verpflichtung, den Schöpfer über alles zu lieben; — 2) ihn als letztes Ziel zu erſtreben; — 3) ihm aus dem Motive der reinen uneigennützigen Liebe zu dienen.

V. Corrolarien: 1. Die Sünde der Engel und der Menſchen kommt daher, daß ſie ihre Lage als Geſchöpfe nicht haben annehmen wollen. — 2. Einer der Zwecke der Menſchwerdung iſt unſere Belehrung über unſer Verhalten als Geſchöpfe geweſen. — Zuſammenfaſſung des Kapitels.

Drittes Kapitel.

Was heißt es, einen Schöpfer zu haben?

I. Die Idee des Schöpfers.

1. Die Schwierigkeit, ein Leben außerhalb der creatürlichen Welt ſich vorzuſtellen.
2. Staunenswerthe Macht der Offenbarung des Alten Teſtamentes, uns die Idee des Schöpfers zu lehren.
3. Dieſe Idee ſchließt mit Bezug auf die Creatur die engſten und zarteſten Beziehungen in ſich.
4. Bei derſelben ſind neun Punkte zu beachten: der Unterſchied der Natur zwiſchen Gott und uns; — die Unendlichkeit dieſes Unterſchiedes; — die Rechte Gottes über uns ſind ohne Grenzen; — ſeine unendliche Erhabenheit über uns als die Quelle eines Vertrauens und einer Liebe, die kein Maß hat; — das nie aufhörende Wirken ſeiner Allmacht; — das den Gaben der Natur hinzugefügte

Leben der Gnade; — das Leben der Glorie als unſer letztes Ziel und das aus ihm folgende Glück und die Nothwendigkeit des Vertrauens auf Gott; — der Haß unſerer ſelbſt Angeſichts der Liebe des Schöpfers; — endlich das Geheimniß der Freundſchaft mit ihm.

II. Der Dienſt des Schöpfers.

1. Sein Umfang, — ſeine wahre Würde, — ſein übergroßes Glück, — ſein Intereſſe, — ſeine Weisheit, — ſeine Freiheit, — ſeine Wirklichkeit von größter Dauer. — Außer dieſem Dienſte nur Verderben. — Wie Viele wiſſen nichts davon!
2. Der Geiſt alles Dienſtes gegen Gott. — Die Verehrung Gottes ſoll ſechs Merkzeichen an ſich tragen: ſie ſoll leicht, — edel und erhaben, — glücklich, — den geſammten Menſchen ergreifend, — Gott ganz erfaſſend, — einigend und ausdauernd ſein. Der höchſte Ausdruck des Gottesdienſtes, die Liebe.

III. Verderbliche Folgen des Vergeſſens dieſer Grundſätze.

1. Eine falſche Idee von der Frömmigkeit.
2. Eine falſche Idee von der religiöſen Begeiſterung. — Die bloße Betrachtung der beiden Punkte: ein Geſchöpf ſein und einen Schöpfer haben, genügt, um Heilige zu bilden; — ſie macht das Entzücken der größten Heiligen aus.
3. Grobe Irrthümer über den Beruf zum Ordensleben.
4. Falſche Liebe gegen die Häretiker in den modernen Zeiten. — Die Engländer, als Volk betrachtet, müſſen eher wie Heiden als wie Häretiker behandelt werden.
5. Einwendungen gegen die katholiſche Lehre.
6. Falſche Idee von der göttlichen Liebe. — Die Unermeßlichkeit der göttlichen Schöpferliebe macht unſere ganze Sicherheit und Ruhe aus.

Zweites Buch.

Von den Schwierigkeiten der Liebe des Schöpfers.

Erſtes Kapitel.

Warum will Gott von uns geliebt ſein?

Vorbemerkung. Die Betrachtung der Liebe des Schöpfers läßt uns alle ihre Schwierigkeiten vergeſſen. — Immerhin iſt es

unſerer Vernunft geſtattet, mit Glauben, Vertrauen und Liebe an die ihr ſich aufdrängenden Schwierigkeiten heranzutreten.

I. Schwierigkeiten der Liebe des Schöpfers, die in den Eigenſchaften dieſer Liebe ſelbſt beruhen. Wie kann Gott wünſchen, geliebt zu werden, da dieſes Verlangen
   1. ohne Maß iſt und eine Art von Bedürfniß vorausſetzt;
   2. da es ſo lebhaft iſt, daß Gott zu vergeſſen ſcheint, daß er Gott iſt;
   3. da ſeine unendliche Seligkeit einen ſo großen Preis auf unſere endliche Liebe ſetzt;
   4. da er eine unſagbare Freude über die Gegenliebe empfindet, er, der die ewige unendliche Freude ſelbſt iſt.

II. Beweiſe ſeines innerſten Verlangens, geliebt zu werden.
   1. Vor aller Schöpfung. — Betrachtung der göttlichen Natur in den vierzehn Welten ihrer Vollkommenheiten. — Die ſechs letzten derſelben enthüllen uns das göttliche Verlangen in dem Rathſchluſſe der Schöpfung, — der Auserwählung, — unſerer Erſchaffung im Stande der Gnade.
   2. In der Veranſtaltung der Schöpfung durch die überreiche Fülle unſerer natürlichen Gaben; — durch die Beſtimmung der materiellen Schöpfung zu unſerem Gebrauche; — und durch die Geſchichte unſerer Schöpfung ſelbſt (nach der Bibel).
   3. Das Reich der Gnade, welches die Sünde vorauszuſetzen ſcheint, begreift ſich aus der Liebe Gottes in der Gewinnung der Seelen. Es reicht hin, zu betrachten: a) die Engel und die Menſchen in der Freiheit ihrer Erſchaffung, weil die Freiheit nothwendig iſt für die Liebe; — b) die Thatſache der Menſchwerdung; — c) die Kirche als das Mittel, die Gottesthat der Menſchwerdung auszubreiten und fortzuſetzen. — Die Schwierigkeiten der Prädeſtination und der Zulaſſung des Böſen finden in den Offenbarungen der göttlichen Liebe ihre Löſung.
   4. Endlich die Freuden des ſeligen Gottſchauens, — die ſich zuſammenfaſſen in der Liebe. — Wie viel dieſe Vergeltung dem Schöpfer gekoſtet hat. — Wie wenig wir ihm dieß entgelten. — Und doch iſt es die Liebe allein, die belohnt wird.

III. Schlußfolgerung. 1. Gott hat alſo ein unermeßliches Verlangen nach unſerer Liebe. — 2. Er verlangt unſere

Liebe nur, weil er uns liebt. — In dieſem Verlangen finden alle Räthſel unſeres inneren Lebens ihre Löſung.

Zweites Kapitel.

Warum liebt uns Gott?

Vorbemerkung. 1. Die ganze Schöpfung iſt von der Liebe Gottes gleichſam umfluthet, — und wir wiſſen nur Eines, daß Gott die Liebe iſt.

2. Der Grund ſeiner Liebe iſt in dem Weſen und in den Stufen dieſer Liebe zu ſuchen.

I. Eigenſchaften der Schöpferliebe. 1. Sie läßt keinen Vergleich, kein Bild zu. — 2. Sie iſt verſchieden von Menſchenliebe; — 3. unbegreiflich, ſelbſt gegen die verhärtete Seele; — 4. ſcheint Gott zu lenken; — 5. ihre Unermeßlichkeit für unſeren Glauben eine Prüfung; — 6. ſie iſt ewig; — 7. das Ergebniß aller ſeiner vereinten Vollkommenheiten; es erklärt die Liebe; erklärt das Geheimniß der Trinität. — Aehnlichkeit der Erhaltung mit dem innergöttlichen Wirken.

II. Der Grund der Schöpferliebe. 1. Derſelbe iſt nicht auf Seiten des Menſchen zu ſuchen, der a) in ſich ſelbſt Nichts iſt; — b) in der Schöpfung nur ein Atom iſt; — c) mit ſeinem Nichts den Geiſt der Empörung vereint hat und zwar einer tauſendfach wiederholten Auflehnung; — d) ſelbſt in der Unſchuld Gott nichts zu ſchenken vermag; — e) deſſen Dienſt ſelbſt in ſeiner Art und Weiſe für Gott eine Beleidigung iſt; — f) der oft der größte Gegenſatz zu Gott durch ſeine Niedrigkeit und Feigheit iſt. — Nichtsdeſtoweniger wagen wir es, Gott wie unſeres Gleichen zu behandeln.

2. Der Grund der Schöpferliebe wird vielmehr in Gott ſelbſt ſein; aber: a) die unendliche Gerechtigkeit verlangt, daß Gott uns beſtraft; — b) die unendliche Heiligkeit muß uns verabſcheuen; — c) die unendliche Schönheit Gottes ſich über uns empören; — d) die unendliche Weisheit ſich rathlos finden; — e) die unendliche Allmacht uns mit Verachtung aufgeben; — f) die unendliche Wahrheit in uns nur Heuchler und Lügner ſehen; — g) das unendliche Erbarmen uns endlich ermüdet verlaſſen.

Zuſammenfaſſung. Gott liebt uns, weil er uns erſchaffen hat. Aber ſeine Liebe iſt ein Geheimniß.

Drittes Kapitel.

Unſere Mittel, Gott zu lieben.

Vorbemerkung. 1. Die Welt der Einbildung. — Die wirkliche Welt, in der jede Seele dem Gebote der Liebe und einer Alles beherrſchenden Liebe unterworfen iſt. — 2. Von welch' unermeßlichem Einfluß wäre es, wenn die Welt dem Gebote der Liebe gehorſam wäre vom ſocialen, politiſchen und intellectuellen Geſichtspunkte? — 3. Die Möglichkeit und Leichtigkeit dieſer Liebe. — Dieſelbe iſt vor Allem eine perſönliche Liebe.

I. Die Beweggründe unſerer Liebe. Dieſelben finden ſich:

1. In der Natur der Liebe des Schöpfers. — a) Dieſelbe iſt eine Liebe des Wohlwollens ſowohl in den nothwendigen Beziehungen der drei göttlichen Perſonen unter ſich, wie in der freien Uebertragung des Wohlwollens auf die Geſchöpfe. b) Dieſelbe iſt eine größere Liebe für die Menſchen, als für die Engel.

2. In den verſchiedenen Formen dieſer Liebe: Liebe des Königs, — des Herrn, — des Freundes, — des Vaters, — des Schöpfers, — des Auserwählers, — des Bräutigams.

3. In der Ausdehnung dieſer Liebe.
   a) Aufzählung der Wohlthaten Gottes.
   b) Die Menſchwerdung und das Leiden; — deren Fortſetzung und immerwährende Fortdauer im Papſtthum und im heiligſten Sacramente.

Schlußfolgerung. All' dieſe zärtlichen Erweiſe haben indeß der Strenge des erſten Gebotes der Liebe nichts hinzugefügt; ſie haben deſſen Erfüllung nur ſehr erleichtert. Die wirkliche Liebe Gottes für den Menſchen iſt ſo groß, daß ſie jede Einbildungskraft erſchöpft.

II. Unſere Mittel, Gott zu lieben. Siebenfache Form unſerer Liebe: Wohlwollen, — Wohlgefallen, — Auserwählung, — Mitleiden, — Dankbarkeit, — Sehnſucht, — Anbetung.

Aber genügen alle dieſe Acte der Liebe, unſere Schuld gegen Gott abzutragen?

Viertes Kapitel.

Unſere wirkliche Liebe zu Gott.

Vorbemerkung. 1. Die unendliche Zahl der Liebesacte in der Welt der Engel. — Dieſelben ſtehen indeſſen zu der Majeſtät Gottes in keinem Verhältniſſe.

2. Auch die Menſchen ſind zu einer unendlichen Liebe befähigt. — Die vielfache, Gott dem Schöpfer, Erhalter, Erlöſer, dem letzten Ziele erwieſene Ehre. — Wie allein in den menſchlichen Handlungen ein der heiligſten Dreifaltigkeit würdiger Cult, im Hinblick auf die Handlungen des menſchgewordenen Wortes, beruht.

Aber welches iſt unſer Antheil der Liebe in der Welt der menſchlichen Handlungen?

Es gibt drei Klaſſen von Seelen, die hier in Betracht kommen:

I. Die Klaſſe der Heiligen. 1. Letztere ſind wenig zahlreich. — 2. Sie leiſten wenig im Vergleich zu den empfangenen Gnaden. — 3. Das Wenige ſelbſt, was ſie leiſten, iſt der göttlichen Majeſtät wenig würdig.

II. Die Maſſe der Menſchen. Ihre Lage hinſichtlich der Religion iſt: Unwiſſenheit über Gott, — Haß gegen Gott, — oder Zweifel und Mißtrauen, — oder Gleichgiltigkeit. — Warum lieben wir Gott nicht mit mehr Eifer?

III. Die gewöhnlichen Katholiken: 1. Der Grad ihrer Liebe. — Welche Zeit widmen wir Gott? — Geben wir ihm immer und in Allem den Vorzug? — 2. Der Geiſt, in welchem wir ihm dienen, oft wider Willen, — aus menſchlichen Beweggründen, immer in dem Glauben, genug gethan zu haben.

Und Gott ſcheint zufriedengeſtellt!

Fünftes Kapitel.

Wie Gott unſere Liebe lohnt.

Vorbemerkung. Betrübniß der Gott liebenden Seele beim Anblick eines ſo wenig geliebten Gottes. — Und Gott mit unſerer

Liebe zufrieden! — Das Kreuz erklärt dieſes Geheimniß, wie die Schöpfung das Kreuz.

I. Wann lohnt Gott unſere Liebe?
1. Durch die gegenwärtigen Gnaden ohne Zahl.
2. Durch ein wachſendes Maß der heiligmachenden Gnaden; — die ebenſo viele Zeichen der göttlichen Auserwählung und Vorzeichen des Himmels ſind.
3. Durch ein beſtändiges Einſtrömen der Gnade, — in der Freude, — im Leide, — und beſonders beim Tode.

II. Mit was lohnt Gott?
1. Die Güter der Natur, — in der phyſiſchen, intellectuellen, moraliſchen Welt. — Die Sünde iſt ein Fremdling auf dieſem Schauplatze der göttlichen Liebe.
2. Die Wunder der Gnade: ihre Natur — ihre überreiche Fülle.
3. Die Freuden der Glorie. Die zufällige Glückſeligkeit in den Freuden des verklärten Leibes, der höheren Erleuchtung der Intelligenz, — die Erhöhung der Fähigkeiten unſerer Seele, — das Entzücken der himmliſchen Liebe. — Die weſentliche Glückſeligkeit im Schauen Gottes. — Das Mittel, die Glorie zu verdienen, iſt die Demuth.

III. Auf welche Weiſe lohnt uns Gott?
Ueberwältigende Beweiſe ſeiner Güte: 1. Hienieden, — 2. bei unſerem Tode und bei unſerem Eintritte in den Himmel.
O Gott, wie liebenswürdig biſt du! — Schluß des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Einwendungen.

Erſtes Kapitel.

Leichtigkeit des Heils.

Zuſammenfaſſung der zwei erſten Bücher. — Drei Gegenſtände einer beſtändigen Unruhe bedürfen einer eingehenden Antwort: die Fragen über die Schwierigkeiten des Heils, über das endliche

Schickſal der großen Anzahl der Gläubigen, über die Liebe zur Welt.

Erſte Theſe: Aus der früher dargelegten Lehre folgt, daß das Heil für die Katholiken leicht iſt.

I. Leicht in ſich:

1. Leichtigkeit der Gnade der Taufe.
2. Einfachheit und Leichtigkeit des chriſtlichen Geſetzes.
3. Leichtigkeit der Vergebung der läßlichen Sünde.
4. Die actuelle Intention iſt nicht nothwendig zum Guten.
5. Die Gabe des Glaubens und das Leben der Hoffnung bleiben in dem, der eine Todſünde begangen hat.
6. Die Vielheit der wirklichen Gnaden, die zur Reue einladen.
7. Die durch Nichts beſchränkte Leichtigkeit des Zutritts zum Bußſacramente.
8. Die geringen Erforderniſſe zum Empfange der Abſolution.
9. Der unermeßliche Schatz der Abläſſe für den Nachlaß der Sündenſtrafen, ein Reichthum, der das Fegfeuer zum Gegenſtand des Anſtoßes für die Häretiker macht.
10. Die große Hilfe aus dem Leiden des Herrn.

II. Das Heil iſt leicht durch den Beiſtand, den wir erhalten: die Meſſe, — die Communion, — der Schutzengel, — die heiligen Namenspatrone, — die Mutter Gottes, — die Gnade des Gebetes, — die Firmung, — die Ehe, — die letzte Oelung, — die drei übernatürlichen Kräfte jedes Actes der Frömmigkeit, — die Macht, zu verdienen, — genugzuthun, — erhört zu werden in unſeren und des Nächſten Anliegen, — endlich die Genugthuung.

Schlußfolgerung. Ueber den enormen Mißbrauch unſerer Freiheit und die Wirkſamkeit der Gnade.

III. Das Heil iſt leicht, weil es unſer theuerſtes Intereſſe iſt. Große Beweggründe für uns:

1. Die Enttäuſchungen der Sünde.
2. Die Freuden des Gnadenzuſtandes.
3. Das Dogma von der Hölle, das ſo viele Sünder bekehrt — ſo viele Gerechte aufrecht gehalten hat.
4. Die ewigen Belohnungen. — Zuſammenfaſſung.

Zweites Kapitel.

Die große Zahl der Gläubigen.

Zweite These: Da das Heil so leicht ist, wird die Mehrzahl der Katholiken gerettet werden.

I. Allgemeine Erwägungen.
1. Die Geschichte jeder Seele ist die Geschichte der Güte Gottes.
2. Die ewige Liebe und die unausgesetzte Arbeit Gottes für das Heil der Kinder der heiligen Kirche.

II. Einleitung in das Studium der vorliegenden Frage:
1. Diese Wahrheit ist eine immer in Gott verborgene.
2. Das Vergessen unserer creatürlichen Lage erschwert ihre Lösung.
3. Das Gebet ist das große Licht.

III. Erwägungen zu Gunsten der großen Zahl der Auserwählten unter den erwachsenen Katholiken. — Unsere Urtheile über den Nächsten sind im Allgemeinen falsch. Wir neigen dazu, falsch auszulegen, was wir sehen. — Wie wenig Gott an wirklichen Anstrengungen für unser Heil verlangt. — Das Böse ist leichter zu bemerken, als das Gute. — Wenn die Thätigkeit des Satans eine ruheloſe ist, so ist die Gottes es weit mehr. — Vor den unbemessenen Schätzen der Gnade wird der Satan zuletzt immer müde. — Die Hochherzigkeit Gottes in der Schöpfung spricht zu Gunsten der großen Zahl der Auserwählten, — so auch die Ehre des kostbaren Blutes, — und die ausgedehnte Wirksamkeit der Sacramente. — Das Geheimniß dessen, was in der Todesstunde vorgeht. — Die Häufung der den Sterbenden gespendeten Gnaden. — Die Abgründe der unbesiegbaren Unwissenheit. — Der oft zufällige Charakter der Sünde. — Die Handlungen der Menschen sind oft schlechter, als ihr Herz. — Die Liebe Jesu zu den Sündern. — Die Hoffnungen der Heiligen in Bezug auf die Sünder. — Ein Unterschied, der zu machen ist zwischen der Corruption der Sünde und ihrer sichtlichen Häßlichkeit. — Die äußerste Strenge der Strafen des Fegfeuers, die Gott einen Entgelt für die unvollkommene Liebe bieten. — Die Ewigkeit der Strafen der Hölle ist nur eine Folge für die absolute Zurückweisung des Erbarmens. — Die Vorsehung Gottes und ihre Aufmerksam-

keit gerade in der Stunde des Todes. — Die kostbare und doch Allen so gemeinsame Gabe des Glaubens. — Die Auszeichnung, ein Kind der Kirche zu sein, oft an sich allein eine Bürgschaft des Heils. — Endlich unser Vorzug, von Gott und nicht von den Menschen gerichtet zu werden, ist ohne die Leichtigkeit des Heils unerklärlich.

Schlußfolgerung. Alle diese Erwägungen sind durchaus in Harmonie mit dem unendlichen Mitleid des Erlösers mit unseren Seelen.

Drittes Kapitel.

Die Welt.

Dritte These. Obwohl der Geist der Welt die größte Gott feindliche Macht ist, so hat er doch nicht Kraft genug, das Heil im Allgemeinen in wirksamer Weise zu erschweren.

Diese These schließt drei Schlußfolgerungen in sich:

1. Die Christen weigern sich nur unter dem Einflusse des Weltgeistes, dessen Falschheit sein Wesen ausmacht, die wahren Ideen über Gott anzunehmen.
2. Darum ist der Weltgeist das größte Hinderniß des Heils.
3. Die persönliche Liebe Gottes allein kann uns den Gefahren der Welt entreißen.

I. Die Ideen der Welt und ihrer Macht.

1. Ihre Entwickelung und ihre Wirksamkeit im Laufe der Jahrhunderte: a) Ihre verschiedenen Umbildungen. — b) Ihre Wirksamkeit verglichen mit dem Magnetismus. — c) Ihre Erstarkung mit der Zeit und der Civilisation. — d) Wechsel ihres Charakters nach Zeit und Ort. — e) Ihre periodischen Epidemien. — f) Ihr Unterschied von dem Geiste Satans; ihre unbeugsame Logik. — g) Ihr Widerstreit gegen die Kirche Gottes bis zum Ende. — Das ist die heute so erbitterte und doch so wenig gefürchtete Welt.
2. Das Wesen des Weltgeistes. Dasselbe besteht darin, daß wir vergessen, daß wir Geschöpfe sind. — a) Der Weltgeist erzeugt einen Gewohnheitszustand in den Sünden der Unterlassung, — einen wahren Pharisäismus; — b) darum ein Leben voll von geheimen Sünden: ein Leben ohne

Gott unter der Herrſchaft des Ich; — einen Zuſtand des gelähmten, abſterbenden Gewiſſens, welches den Sinn der Sittlichkeit verliert.

Alle dieſe Erſcheinungen ſind in der Vergeſſenheit unſerer Lage als Geſchöpfe eingeſchloſſen. Verſchiedene Beiſpiele.

II. Die Mittel, den Weltgeiſt zu bekämpfen.

1. Eine zweifache Weiſe ſeiner Betrachtung: Einige ſehen Alles in der Welt nur in ſchwarzem Lichte an, gleich dem hl. Bernhard; — Andere ſehen nur göttliche Segnungen, gleich dem hl. Franz von Sales. — Die letzte Anſchauungsweiſe paßt für die, die in der Welt leben.
2. Gegen einen ſo feinen, verſchlagenen Geiſt gibt es keine Sicherheit, als in einer unermüdlichen Wachſamkeit. — Seine unglaubliche Verführungskraft in der Geſellſchaft, — ſelbſt bei frommen Perſonen. — Dieß ſpricht nicht gegen die Annahme der großen Zahl der Auserwählten bei den Katholiken. — Man kann nur annehmen, daß nicht die große Mehrzahl der Reichen gerettet wird.
3. Drei Grundſätze gegen den Weltgeiſt: a) ihn für ſehr gefährlich halten; — b) beſtimmte und klare Principien ihm entgegenſtellen; — c) nachhaltig die Kenntniſſe der Religion und ſelbſt der Theologie in ſich befeſtigen und vertiefen.

Aber dieſe Grundſätze ſind nur eine Waffe. — Das große Bewahrungsmittel gegen die Verweltlichung iſt die perſönliche Liebe zu Gott, die heiße Sehnſucht, Gott zu beſitzen.

Viertes Kapitel.

O mein Schöpfer, meine ewige Liebe!

Vierte Theſe. Die perſönliche Liebe Gottes allein gibt unſerem Weſen die Vollendung, macht das Heil leicht und mehrt die Zahl der Auserwählten.

I. Geſchichte der Schöpferliebe.

1. Gott als Schöpfer unſer Anfang und Ziel.
2. Weil Gott die Schöpfung gewollt hat, war er genöthigt, uns zu ſeiner Ehre zu ſchaffen. — a) Wie der Act der *Schöpfung* die drei Ordnungen der Natur, der Gnade

und der Glorie umfaßt. — Gott iſt weſentlich mittheilſam, — in natürlicher und nothwendiger, — und in freier zeitlicher Weiſe. — Seine Herrlichkeit an ſich und nach außen.

3. Gott war indeſſen nicht genöthigt, die Creatur zur beſonderen Glorie des Gottſchauens zu erheben, welche die Ordnung der Gnade vorausſetzt.
4. Wie die vernünftige Creatur Gott verherrlicht durch die drei Acte der Erkenntniß, der Liebe und der Seligkeit ſeines Beſitzes.

Die Geſchichte der Schöpfung lehrt: Gott hat uns aus Liebe geſchaffen.

II. Unſere Pflichten gegen die Schöpferliebe.

1. Die Religion muß ein Gottesdienſt aus und durch die Liebe ſein. — Zuſammenfaſſung der ſchöpferiſchen Wirkſamkeit.
2. Zwei Schulen des geiſtlichen Lebens: die eine legt alles Gewicht auf das Pflichtbewußtſein, die andere auf die perſönliche Liebe Gottes. — Dieſelben bilden gleichſam zwei verſchiedene Religionen.
3. Die Ueberzeugung, daß Gott uns liebt, bildet neue Menſchen, eröffnet neue Himmel. — Die Vortheile des Beweggrundes der Liebe.
4. Das Vorwiegen des Pflichtbewußtſeins in ſeinen Wirkungen: das geiſtliche Leben iſt ſchwerfällig; — der Beweggrund der Pflicht fordert eine große intellectuelle Arbeit; — er concentrirt uns in uns ſelbſt und ſchwächt die Nächſtenliebe; — hat nur eine ſchwache Neigung, in uns die Aehnlichkeit mit Jeſus Chriſtus zu erzeugen; — zeigt uns nicht den Abglanz des Himmels; — hat nicht die Gabe der vollkommenen Reue; — und iſt nicht der Beharrlichkeit günſtig.
5. Und doch ſind beide Principien nicht von einander zu trennen.

Allgemeine Schlußfolgerung.

I. Die ganze Religion beſteht darin, Gott um ſeiner ſelbſt willen zu lieben. Dieſe Liebe entſpricht allen Regungen unſerer Natur und macht das Heil leicht.

II. Das Leben iſt alſo nichts Anderes, als der Beſitz Gottes

durch die Liebe; es fängt hienieden an und vollendet ſich dort oben.

1. Allerheiligen im Himmel iſt der Eintritt der Schöpfung in die Herrlichkeit Gottes, ihres letzten Zieles.
2. Wie Gott ſeine Heiligen hienieden bildet. — In welche Seelen ein Strahl der Schönheit Gottes hineinfällt. — Bis zu welchem Punkte Gott auf dieſelben einwirkt. — Und dazu hat das ſchwache Licht genügt, welches wir von Gott hienieden haben! — Was wird erſt das Licht des Himmels bringen!
3. Obſchon auf dieſer Welt, iſt Gott dennoch unſer. — Reichthum der Andacht zu den Eigenſchaften Gottes.
4. Wenn ſo die Erde eine Vorhalle des Himmels wird, was wird dann erſt der Himmel ſelbſt ſein!

III. Das Entzücken der beſeligten Liebe. — Alle Schwierigkeiten, die uns hienieden noch bleiben, ſind nur Schwierigkeiten der Liebe. — O mein Schöpfer! Meine ewige Liebe!

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

IX

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.

Der

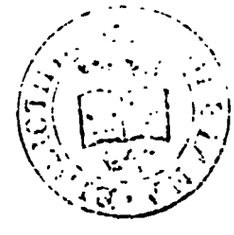
heilige Thomas Becket

Erzbiſchof von Canterbury.

Ein Martyrer für die Freiheit der Kirche in England

von

O. Schütz.



Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei von H. Straß in Säckingen.

Vorbemerkung.

Bereits haben drei um die Kirche Englands hochverdiente Männer, Kardinal Reginald Pole, der „Befreier“ O'Connel und der Oratorianer William Faber, in der „Sammlung hiſtoriſcher Bildniſſe“ eine Stelle gefunden; wir wollen ihnen in dem heiligen Thomas Becket einen vierten Kämpfer beigeſellen, der „für die Gerechtigkeit in der Kirche erſchlagen wurde und glorreich die Freiheit nicht bloß der Kirche in England mit ſeinem Blute beſiegelte“.

Eine Biographie dieſes unerſchrockenen Martyrers der kirchlichen Freiheit, an ſich ein höchſt lehrreiches Bild der Zuſtände in der Kirche in der Feudalzeit, dürfte in unſerer Zeit dem katholiſchen Volke um ſo willkommener ſein, als die allerorts entbrannten Kämpfe um die Freiheit der Kirche in unſern Tagen das Verſtändniß für ein ſolches „Leben“ geſchärft und befruchtet haben. Der Verfaſſer war bemüht, dem Programm der „hiſtoriſchen Bildniſſe“ gemäß ſowohl aus den ſchon vorhandenen Werken von Lingard, Buß, Stolberg-Brifchur, Darboy u. A. die Hauptzüge aus dem Leben des Hei-

ligen zu einem anſchaulichen Bilde herauszugreifen, als auch an der Hand der uns von ſeinen Zeitgenoſſen über ihn hinterlaſſenen Biographieen die Augenzeugen ſeines Lebens und Todes möglichſt ſelbſt ſprechen zu laſſen. Möge ſeinem Bilde eine wohlwollende Aufnahme geſichert ſein.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	V
Einleitung	1
I. Die Kirche in England unter britiſcher, ſächſiſcher und normanniſcher Herrſchaft	14
II. Die Kirche in England bis auf Heinrich II. . .	19
III. Die Jugendjahre des hl. Thomas	30
IV. Thomas Becket als Kanzler von England . . .	35
V. Thomas Becket wird zum Erzbiſchofe von Canterbury gewählt. Seine biſchöfliche Wirkſamkeit . . .	43
VI. Ausbruch des Kirchenſtreites. Spannung zwiſchen Heinrich II. und Thomas Becket	53
VII. Der Reichstag zu Clarendon. Die ſog. hergebrachten Gewohnheiten. Weiterer Verlauf des Kirchenconflictes	65
VIII. Das Exil des Erzbiſchofs. Rache des Königs. Verſöhnungsverſuche	82
IX. Friedensunterhandlungen. Zuſammenkunft zwiſchen dem König und Thomas Becket. Nutzloſer Ausgang derſelben. Endlicher Abſchluß des Friedens . . .	93
X. Rückkehr des Erzbiſchofs nach Canterbury. Sein Martyrtod	107

Einleitung.

Die von Jesus, dem Sohne Gottes, in dieser Welt gegründete Kirche, die Seine Erlösung sichtbar und wirksam unter uns fortsetzen soll, bis daß Er Selbst wiederkehrt, schöpft ihre Autorität aus dem ewigen Willen Gottes selbst. Damit sie ihre Aufgabe, alle Menschen zu Gott zu führen, erfüllen könne, hat sie der Erlöser mit übernatürlichen Gaben reich ausgestattet, welche bewirken, daß sie in allen Stücken sich selbst genügt, ohne von irgend einer Macht außer ihr abhängig zu werden. Die Kirche besitzt ein übernatürliches und darum unzerstörbares Leben, eine unwandelbare äußere Form und Organisation, eine unfehlbare Lehre und eine unauflösbare Einheit, der aller Abfall einzelner Bruchtheile von ihr keinen Eintrag zu thun vermag.

Mit solchen Vorrechten von Gott geschmückt, herrscht sie im Namen Gottes über die Vernunft und den Willen der Menschen; sie ist eine von allem menschlichen Willen und aller menschlichen Autorität unabhängige, in sich vollkommene Gesellschaft. Darum kommt der Kirche als ihr unveräußerliches Eigenthum eine vollkommene Freiheit zu, eine Freiheit der Gesetzgebung, eine Freiheit der Leitung und Regierung, eine Freiheit der ausführenden Gewalt. Ihre Glieder sind ihr unterworfen nicht allein in Sachen des Glaubens, sondern auch der Sitten, in ihren Beziehungen zum künftigen wie auch zum gegenwärtigen Leben: sie hat sowohl eine geistliche, wie eine

bürgerliche Sendung für alle Zeiten und für das ganze Geschlecht. Trotz aller Kämpfe der irdischen Reiche und der bürgerlichen Gewalten gegen sie blieb sie nicht nur bestehen, sondern dehnte ihr Reich immer mehr aus. Sie unterwarf nach und nach dem Willen Jesu Christi die ganze Welt. Die christliche Gesellschaft war und ist eine Schöpfung, ein Kind der Kirche. Die Christenheit, d. h. die weltumfassende Familie der christlichen Nationen und Völker und Reiche unter der Leitung des gemeinsamen Hauptes der Christen war ihr Werk.

So ist die Kirche ein zwar auf Erden bestehendes, aber nicht irdisches, sondern das in der Zeit existirende ewige Reich Gottes. Als solches ist sie frei, sowohl wegen der Freiheit des ihr gewordenen göttlichen Auftrages und ihrer Gerichtsbarkeit, ihrer Lehre und ihrer Zucht innerhalb der Sphäre ihres übernatürlichen Amtes, als auch wegen der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Hauptes und wegen der höchsten Leitung der menschlichen, auf das Seelenheil sich beziehenden Dinge. Das ist die Freiheit der Kirche, das die Quelle ihrer Immunitäten oder ihrer Freiheiten von manchen Gesetzen, welche die natürliche Ordnung der Welt regieren.

Für diese ihre erhabene Bestimmung, ihr Wesen, ihre Aufgabe und ihr Ziel hat die Kirche vom ersten Augenblicke ihres Bestehens an zu leiden gehabt, besonders hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Staate, welches von den ersten Zeiten der europäischen Staatenbildung an ein sehr schwieriges gewesen und bis heute geblieben ist.

Als das neue Europa sich aus den Trümmern der römischen Weltherrschaft erhob, war die Kirche bereits im Besitz ihrer göttlich angeordneten und schon ausgebildeten Organisation. Sie leistete zur Gründung der Staaten den nachdrücklichsten und heilsamsten Beistand, ward aber auch, als die weltliche Macht ihre Uebermacht über die Kirche mehr geltend machen wollte, mit derselben in Streitigkeiten verwickelt, welche sich vom zehnten Jahrhundert an fast über ganz Europa verbreiteten.

Verſchiedene Urſachen trugen zu den oft blutigen Konflikten bei. Die erſte derſelben liegt in der zarten Natur der Beziehungen zwiſchen Kirche und Staat ſelbſt. Beide Autoritäten berühren ſich in manchen geſellſchaftlichen Intereſſen, die gleich allen irdiſchen Meinungen und Zuſtänden der Veränderung unterworfen ſind. Die Menſchen ſchaffen ſich gern eine große Anzahl von Rechten, aber ſie zeigen nicht das gleiche Intereſſe zur Erfüllung der nothwendig aus jedem Rechte ſich ergebenden Pflichten; die nachfolgenden Generationen verrücken darum gern die Grenzſteine, welche die vorhergehende Generation für Recht und Pflicht geſetzt hat. So wird das Räderwerk des Staates oft in Unordnung gebracht durch neue Meinungen und Beſtrebungen, und die Kirche hierdurch in Mitleidenſchaft gezogen, indem ſie die Rückwirkung der im Staate vorgegangenen Umwälzungen verſpürt. Die Kirche hat zwar die wunderbare Eigenſchaft, in allen Zeiten und an allen Orten und unter allen Umſtänden die ihr von Gott gewordene Sendung zu erfüllen; allein ſie bleibt dabei ſtets in ihren Principien, in allem, was ihrer göttlichen Einrichtung weſentlich iſt, unwandelbar, wenngleich ihre disciplinariſchen Anordnungen geändert werden können.

Wie Großes, Wunderbares hat die Kirche inmitten endloſer Kämpfe in der menſchlichen Geſellſchaft vollbracht mit ihren göttlichen, erhabenen Lehren, mit den ihr anvertrauten Gütern der zukünftigen Welt, mit den in ihr geübten Pflichten und Tugenden, mit ihren unbeſchreiblichen Tröſtungen und Freuden, die ſie über das ganze Leben in allen ſeinen Lagen gießt, und mit der lebendigen Hoffnung, die über das Grab hinausreicht! Sie hat die heidniſche Gewalt und die rohe Unterdrückung oft in Mißachtung und Vergeſſenheit, immer und überall in Milderung gebracht durch die Gerechtigkeit; ſie hat das Gleichgewicht zwiſchen der Materie und dem Geiſte wiederhergeſtellt, nachdem es in dem ganzen heidniſchen Alterthum ſo ſehr und unter allen Völkern verletzt worden war; ſie hat die Völker zu einer vorher unbekannten Sittlichkeit erhoben. Sie

heiligt die Arbeit, die Armuth und das Leiden durch das Wort und Beispiel Christi. Sie ist die Beschützerin der Schwachen, der Zügel der Mächtigen, der Wall und das Bollwerk der Gesellschaft, das Licht des Verstandes, die unfehlbare Lenkerin des Willens, die Mutter und Lehrmeisterin der Seelen. Sie bemächtigt sich des ganzen Menschen, um seiner Thätigkeit eine edle und heilsame Richtung einzuprägen, und um ihn sicher durch die Prüfungen dieses Lebens bis zum Hafen der ewigen Ruhe zu geleiten.

Alles das hat die Kirche nur erringen und vollenden können dadurch, daß sie dem großen Gesetze des Leidens, welches ihr der Erlöser mit der Verpflichtung seiner Nachfolge auferlegte, unverwandt treu blieb. Wie ohne das Leiden des Heilandes das Reich Gottes auf Erden nicht errichtet werden konnte, so kann es nicht fortbestehen ohne das Leiden der Kirche und ihrer Diener. Ihre Leiden sind nothwendig für die Heiligung und Vollendung der Kirche. Nirgends zeigt sich das mehr als an den Schicksalen des apostolischen Stuhles, wo die Freiheit und die Herrschaft, die Reinheit und die Gerichtsbarkeit der Kirche ihren letzten Halt und ihre unüberwindliche göttliche Kraft haben. Es gibt aber auch kein Volk, welches nicht in der Vertheidigung des Glaubens und seiner Güter und seiner Freiheit einen großen Helden aufzuweisen hätte, der Gott und die Güter der übernatürlichen Welt nicht in heiliger Treue verherrlicht hätte bis zur Vergießung des Blutes (Hebr. 9, 22). Die Römer haben in den heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus die glorreichsten Blutzeugen für die Einheit und Allgemeinheit der Kirche, in dem hl. Laurentius ferner den Zeugen für die Heiligkeit ihres Eigenthums und ihrer Besitzungen. So haben die Deutschen in ihrem Apostel, dem hl. Bonifacius, einen erhabenen Zeugen für die heilige Liebe zu den Seelen; die Böhmen in dem hl. Johannes Nepomuk einen Blutzeugen für die Unverletzbarkeit des Beichtsiegels; so auch die Engländer in dem hl. Thomas Becket einen Kämpfer ohne

Gleichen für die Freiheiten der Kirche, die großen, übernatürlichen Immunitäten, welche die Kirche von der Herrschaft der Welt und ihrer Gewalten befreien.

Aus der langen und glorreichen Reihe dieser Streiter für Christum und sein ewiges Reich möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf Thomas Becket hinlenken, auf die Hauptthatsachen seines Lebens und die Ursachen seines Martyriums. Um dieselben in ihrer ganzen Bedeutung nicht nur für die Geschichte der Kirche Englands, sondern der ganzen katholischen Kirche zu verstehen, ist es nothwendig, hier schon sowohl die allgemeinen Ursachen des von Heinrich II. gegen Thomas Becket erregten Streites zu besprechen, als auch aus der Geschichte der Entwickelung der Kirche in England bis auf die Zeiten des hl. Thomas das Nothwendigste mitzutheilen. Hier handelt es sich zunächst um die Beantwortung der Frage: um was drehte sich der principielle Streit der englischen Krone gegen Thomas Becket?

Als der hl. Thomas mit der erzbischöflichen Würde von Canterbury die Obsorge für die Leitung der Kirche in England übernahm, empfing er diese Kirche mit allen ihren Freiheiten und Rechten und er band sich in unwiderruflicher Weise vor Gott zu deren Aufrechthaltung und Vertheidigung vor dem Antritt seines Amtes. Welches waren diese Freiheiten und Rechte?

Die Kirche in England verwaltete von Anfang an ihre Besitzungen oder ihr Erbgut als ihr Eigenthum völlig frei und unabhängig. Als eine von Gott organisirte Gesellschaft besitzt die Kirche an sich ihr Eigenthum kraft göttlichen Rechtes; dieses ihr Eigenthumsrecht ist ein ihr als vollkommener Gesellschaft wesentliches Recht; es ist ihr vorzüglichstes Recht und das Vorbild aller anderen Rechte. Die Kirche bildete in England zur Zeit des hl. Thomas gerade so wie in allen anderen christlichen Ländern nicht allein eine moralische Person, eine Corporation, sondern auch eine gesetzliche, vom Staatsgesetze feierlich und förmlich anerkannte Gesellschaft. Sie besaß ihre eige-

nen Ländereien, Einkünfte, Häuſer und Güter, unabhängig von aller menſchlichen und ſtaatlichen Autorität.

Mit einer ſeltenen und wahrhaft großartigen Freigebigkeit hatten beſonders die ſächſiſchen Könige und Großen die Kirche beſchenkt und für ihren erhabenen Beruf im ſächſiſchen England zunächſt ausgerüſtet. Die Gläubigen aller Stände waren dieſem Beiſpiele bald gefolgt, und ganz England ſah ſich ſchnell in ſelbſtſtändige Diöceſen und Pfarreien behufs einer wirkſamen Seelſorge eingetheilt. Jede dieſer Pfarreien und Diöceſen, ſowie die zahlreichen Klöſter und ſonſtigen kirchlichen Stiftungen beſaßen ihre eigenen Güter, die, wenn auch in andern Händen, heute noch da ſind und für den kirchlichen Sinn des alten ſächſiſchen Englands Zeugniß ablegen. Canterbury, Rocheſter, Wincheſter, Salisbury, York und Lichfield, Weſtminſter, Glaſtonbury, Ripon, Whitby, Croyland und viele andere Namen ſind ebenſo viele Mittelpunkte und ebenſo viele Repräſentanten des kirchlichen Beſitzthums, welches ſich über das ganze Land erſtreckte.

Die kirchlichen Güter ſind geheiligte, vom Dienſte der Welt ausgeſchiedene Gaben, Weihegeſchenke, Stiftungen, Vermächtniſſe der Gläubigen, welche von der Kirche für Gott in Beſitz genommen wurden. Dargereicht und Gott geweiht durch den letzten Willen der Abgeſchiedenen, beſchützte ſie eine ganz beſondere Heiligkeit. Es waren Gaben, die auf den Altar waren niedergelegt worden, oder Sühnegaben, Reſtitutionen für Frevel gegen das Geſetz Gottes und der Kirche, oder Löſegaben für Gelübde, die man in Zeiten der Gefahr oder im Augenblicke des Todes abgelegt hatte. Sie waren als ſolche aus der Hand der Schenkgeber und der Welt für immer geſchieden und in den Dienſt Gottes übergegangen, für immer geheiligt. Es ruhten aus dieſem Grunde auf ihnen auch nicht die gewöhnlichen Laſten, welche auf den Beſitzungen des Staates laſteten. Sie dienten zu verſchiedenen Zwecken der kirchlichen Ordnung, zur Unterhaltung des Epiſkopates, des Klerus, der Armen und der Kirchen und wurden daher, wie es in einer alten Bio-

graphie des hl. Thomas heißt, schlechthin als „Gelübde der Gläubigen, als Restitutionen der Sünder und als das Erbtheil der Armen“ (vota fidelium, pretia peccatorum, patrimonia pauperum) bezeichnet.

Die Verwaltung dieser kirchlichen Besitzungen stand unbedingt der kirchlichen Hierarchie zu und die Immunität oder die Exemption dieser kirchlichen Besitzungen fand ihre vollste Anerkennung im damaligen öffentlichen Rechte, zumal Englands. Sie war ferner beschützt durch die Canones zahlreicher Concilien aller Länder, auch hier wiederum Englands insbesondere, wo die Concilien von Becanceld und Berghamstead im siebenten und die Concilien von London und Wincheſter im eilften Jahrhunderte anordneten, daß alle Verletzer des Eigenthums der Kirche als des Gottesraubes schuldig der Excommunication verfallen sein sollten. — Eine andere Freiheit der Kirche bildete die persönliche Exemption der Geistlichen von aller Gerichtsbarkeit, ausgenommen der der Kirche. Daß in Sachen der geistlichen Ordnung, in Sachen des Seelenheils nicht allein die Geistlichen, sondern auch alle Laien nicht der Civilgewalt, sondern dem Gerichte und Urtheile der Kirche unterstehen, versteht sich nach dem Rechte der Kirche von selbst. Denn es gibt keine anderen Erklärer des Glaubens, keine anderen Ausleger des Sittengesetzes, keine anderen Gesetzgeber der geistlichen und übernatürlichen Ordnung, keinen anderen Richter der Seelen sowohl im inneren Richterstuhle des Bußsakramentes, als in dem äußeren der kirchlichen Strafgewalt. Der Kirche sind alle Menschen hinsichtlich der Angelegenheiten ihrer Seelen unterworfen.

Als die Welt anfing, christlich zu werden, mieden die Gläubigen die Gerichte der Ungläubigen und riefen zur Schlichtung der Rechtsstreitigkeiten unter den Christen selbst den Schiedsspruch ihrer eigenen Brüder an. Der Kaiser selbst, zum Christenthum bekehrt, stattete die Bischöfe bald für bürgerliche Processe mit richterlicher Gewalt aus. Was anfangs nur eine frei gesuchte und frei angenommene Entscheidung war, wurde

ſpäter eine regelrechte Gerichtsbarkeit, welche ſich auch auf Criminalangelegenheiten ausdehnte und welche die Laien in geiſtlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, die Geiſtlichen aber in allen ſtreitigen Angelegenheiten ſchlechthin der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe unterwarf, ſo daß der Klerus von keinem anderen, als ſeinem eigenen geiſtlichen Obern gerichtet werden konnte.

Dieß blieb und wurde auch nach dem Untergange des römiſchen Reiches Sitte und geltendes Recht in allen Ländern. Die bereits erwähnten engliſchen Concilien von Becanceld und Berghamſtead im ſiebenten Jahrhundert ſtellten ſchon dieſe Exemptionen als geltendes engliſches Recht hin, während die Geſetze der ſächſiſchen und däniſchen Könige, beſonders das Geſetz des heiligen Bekenners Eduard, dieſe Exemptionen ausdrücklich anordneten und einſchärften. Auch Wilhelm der Eroberer, der erſte Normannenkönig in England, beſtätigte dieſelben, und Heinrich II., der erſte Plantagenet, anerkannte und beſchwor ſie feierlich. So bildeten alſo die Exemptionen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit in England ein öffentliches, vom Staat und der Kirche in gleicher Weiſe anerkanntes, durch das Gewohnheitsrecht, die Canones, die Staatsgeſetze und die königlichen Krönungseide bekräftigtes Recht, deſſen Aufrechthaltung und Vertheidigung dem jeweiligen Erzbiſchofe von Canterbury, als ſeinem geborenen Beſchützer vor Gott und den Menſchen, oblag.

Eine weitere Immunität der Kirche beſteht ferner in der freien Wahl ihrer Seelenhirten. Die Einheit der Kirche, die Beſchützung der Wahrheit und der Geſetze Jeſu Chriſti, die Wahrhaftigkeit und Wirkſamkeit der erlöſenden Thätigkeit der Kirche an den ihr vom guten Hirten anvertrauten Seelen, kurz das ewige Wohl und Wehe der Seelen hängt auf's Innigſte mit der Wachſamkeit der Kirche über die Geſetze hinſichtlich der heiligen Weihen, über die Wahl, die Prüfung und die Ausbildung der Geiſtlichen zuſammen; eine Wachſamkeit, die um ſo mehr ſich ſteigert, je größer die Gewalt wird, die dem geweihten Diener der Kirche ſowohl über den wahren als

den myſtiſchen Leib Chriſti in der Kirche zugeſtanden werden ſoll. Nie und nirgends kann und wird die Kirche geſtatten, daß eine andere Macht auf Erden, als ſie ſelbſt, ihre Diener ſchaffe und bilde, erziehe und in Betreff ihrer Tauglichkeit für den göttlichen Beruf der Seelſorge prüfe.

Hinſichtlich der Wahl der Biſchöfe insbeſondere mußte die Kirche ihr Recht mit den größten Opfern und mit unerſchütterlichem Muthe ſtets vertheidigen. Wegen der erhabenen Privilegien des Epiſkopates, der Verwaltung der großen Beſitzungen, des Verkehrs mit den bürgerlichen Gewalten, ſuchte ſich ſtets gerade bei den Biſchofswahlen am eheſten der Einfluß der Welt geltend zu machen. Das war auch in England ſowohl durch die letzten ſächſiſchen, als beſonders und in ausgeſprochen feindſeliger Geſinnung gegen die Gewalt der Kirche durch die normaniſchen Könige von Anfang an geſchehen. Der ſog. Inveſtiturſtreit, welcher die geſammte Kirche zur Zeit des hl. Gregor VII. in ſo gewaltige Aufregung verſetzte und zwei Jahrhunderte lang andauerte, war in England vom hl. Anſelm mit unerſchrockener Ausdauer geführt und beendet worden.

Die Unbeugſamkeit der Kirche in der Vertheidigung der Freiheit ihrer Verfaſſung erſieht man am beſten aus dem Verfahren bei der Creation der Biſchöfe. Hier ſind drei verſchiedene Handlungen zu unterſcheiden: die Wahl, in welcher der Candidat frei gewählt wird; die Inſtitution, in welcher der Gewählte mit der Jurisdiction ausgeſtattet wird; und die Inveſtitur mit den Symbolen der Jurisdiction, mit Ring und Stab. In Bezug auf die Inveſtitur machten die Fürſten den Verſuch, dieſelbe ſich vorzubehalten wegen der bürgerlichen, landesherrlichen Stellung der Kirche. Allein die Kirche wollte lieber zwei Jahrhunderte des troſtloſeſten Kampfes durchleben, als daß hier der weltlichen Gewalt der Mißbrauch ihres Einfluſſes zum Schaden der Seelen ermöglicht würde. Die Concilien der Kirche, und zwar beſonders die von Bari und Rom, denen der hl. Anſelm beiwohnte, verfügten die Excommunication über

Alle, ſowohl den Verleiher als den Empfänger, welche die Freiheit der Inveſtitur verletzen ſollten. Auch dieſe Freiheit hatte der Erzbiſchof von Canterbury zu ſchützen und zu bewahren.

Unter den übrigen Rechten und Freiheiten der Kirche ſei hier nur noch der Ausſchließungsgewalt der Kirche und ihres Rechtes der freien Verbindung mit dem Statthalter Jeſu Chriſti in Rom gedacht.

Die Offenbarung und das kirchliche Geſetz nicht weniger als die geſunde Vernunft erkennen der Kirche, als einer vollkommenen Geſellſchaft, das Recht der Excommunication, d. h. der Gewalt zu, richterlich zu erklären, wer zu ihrer Gemeinſchaft gehört und wer nicht. Dieſes Recht iſt der Kirche weſentlich nothwendig; denn ſie könnte ſonſt die Reinheit ihres Glaubens und ihrer Sitten nicht erhalten, ſie müßte durch die Anſchläge der Böſen bald in Anarchie und Auflöſung verfallen, und das allmächtige Wort des Heilandes von der oberſten Binde- und Löſegewalt (Matth. 16, 19) wäre nicht in der Kirche verwirklicht. In der Ausübung ihrer oberſten Schlüſſelgewalt ſchuldet die Kirche nur Gott Rechenſchaft. Von ihrer Gerichtsbarkeit iſt Niemand ausgenommen. Völker, Fürſten nebſt ihrer ganzen Umgebung, die Völker wie die Einzelnen, ſind dem Urtheile und dem Spruche der Kirche in Sachen des Seelenheils unterworfen. In England hatte der Erzbiſchof von Canterbury in erſter Linie darüber zu wachen, daß hier kein anderer Wille, kein anderes Geſetz ſich geltend machte, damit er nicht an dem Willen Chriſti zum Verräther würde.

Jedes Glied der Kirche endlich hat das unveräußerliche Recht der freien, ungehinderten Verbindung mit Rom, mit dem Statthalter Jeſu Chriſti, der die Perſon und die Autorität des Gottmenſchen ſelbſt in ganzer Fülle auf Erden vertritt. Das iſt das Recht jedes Laien, um wie viel mehr das Recht Jener, welche ein Amt der Kirche bekleiden und durch ein beſonderes Band der Abhängigkeit und der Verantwortung dem Statthalter Jeſu Chriſti unterworfen ſind. Das Recht der

freien Berufung an den Richterstuhl Petri in Rom ist ein von Christus der Kirche verliehenes, durch die Concilien angeordnetes und dem öffentlichen Rechte der Kirche einverleibtes Gesetz: die durchaus freie Verbindung aller Gläubigen und ihrer Hirten auf der ganzen Welt mit dem Mittelpunkte der Kirche in Rom kann ohne direkte Verletzung der göttlichen Verfassung der Kirche niemals gehindert oder verboten werden. Die Entscheidung über die Nothwendigkeit derartiger Berufungen nach Rom steht in gleicher Weise bei der Kirche, die allein urtheilen kann, wenn eines ihrer Gesetze verletzt, wenn ihre Principien bestritten werden. Wollte Jemand dieses höchste Vorrecht der richterlichen Gewalt von einem anderen, als dem Willen Christi und der Kirche selbst abhängig machen, so hieße dieß nichts Anderes, als den göttlichen Auftrag zur Erklärung der Wahrheit und zur Auslegung des Gesetzes Jesu Christi preisgeben und auf ihre Anwendung auf die Handlungen der Welt und der Menschen verzichten. Ganz besonders muß dieß einleuchten, wenn es sich um die Ausübung des Hirtenamtes der Bischöfe in einem Lande handelt. Hier kann Niemand ein Urtheil fällen, als die eigenen Amtsbrüder im Episkopate und der höchste Hirte in Rom.

Die fünf genannten Freiheiten oder Immunitäten der Kirche Gottes, nämlich die Freiheit des Eigenthums, der persönlichen Exemption, der Bischofswahlen, der Excommunicationsgewalt und der Appellationen nach Rom wurden Jahrhunderte lang mit voller Freiheit in England anerkannt und geübt. Von Zeit zu Zeit mußte freilich die Kirche unter dem unberechtigten Zwange und den gewaltthätigen Eingriffen der Fürsten leiden; aber alle diese Rechte und Freiheiten waren und blieben der öffentlichen Ordnung Englands einverleibt und fanden selbst Seitens der gewaltthätigsten normannischen Könige Anerkennung. Der hl. Thomas hatte sie mit Ring und Stab von der Kirche erhalten und mußte sie vertheidigen, wollte er einst im Gerichte Jesu Christi bestehen.

Um zu erkennen, in welcher Lage der hl. Thomas gezwungen wurde, den glorreichen Kampf für die Rechte und die Freiheiten der engliſchen Kirche aufzunehmen, iſt es nothwendig, die Geſchichte dieſer Kirche und ihre Entwickelung bis auf die Zeiten des Plantagenets in allgemeinen Zügen kurz kennen zu lernen. Hier haben wir nur noch daran zu erinnern, daß die Lage der Kirche zu jener Zeit nicht bloß in England eine bedrohte war. Auch das römiſche Kaiſerreich deutſcher Nation lag in ſchwerem Kriege gegen das Papſtthum. Vorerſt galt es zwar, die Legitimität der Wahl Alexanders III. anzugreifen; allein das Hauptziel Friedrich Barbaroſſa's war und blieb die Wiederherſtellung der römiſch-heidniſchen Univerſalmonarchie; ein Ziel, das nie angeſtrebt worden, ohne gegen die Grundſätze der Moral und gegen die Rechte des heiligen Stuhles und der Völker zu freveln. Friedrich glaubte, geſtützt auf ſeine kaiſerliche Macht, ſich Alles unterwerfen zu können, wofern nur der Papſt mit dem geiſtlichen Schwerte Jene träfe, die Friedrich ſelbſt mit dem weltlichen Schwerte geſchlagen. Er hatte von der Macht und Würde des Kaiſerthums jene antik-cäſariſtiſche Vorſtellung, welche in der Kaiſergewalt die Quelle und den Inbegriff alles Rechtes und aller Gewalt auf Erden ſah.

In Alexander III. hatte der Kaiſer indeß einen unüberwindlichen gottgeſandten Gegner gefunden. Das 22jährige Pontificat dieſes Papſtes war ein beſtändiges Ringen gegen den kaiſerlichen Abſolutismus. Raſtlos mußte Alexander von einem Orte zum andern in der Verbannung wandern; trotzdem ſorgte er auch in der Verbannung für die ganze Chriſtenheit, mochten auch noch ſo große Schwierigkeiten einer geordneten Kirchenregierung ſich entgegenſtellen. Der Papſt machte ſich gleichſam allgegenwärtig durch Ausſendung ſeiner Legaten; er ſammelte die Biſchöfe um ſich auf großen Synoden; er wahrte die Rechte des Klerus, eiferte aber auch gegen Simonie und Verletzung des Cölibats.

Thomas Becket, der Zeitgenoſſe Alexanders III., erfaßte

mit klarem Blicke die ganze Größe der traurigen Lage der Kirche, beſonders in England. Die Kämpfe eines hl. Anſelmus, eines hl. Gregor VII. und Paſchalis II. gegen die Könige Englands und die deutſchen Kaiſer waren dem Gedächtniß des tiefblickenden Erzbiſchofes gegenwärtig, und er bemühte ſich, dieſen erhabenen Vorbildern nachzufolgen.

I.

Die Kirche in England unter britiſcher, ſächſiſcher und normanniſcher Herrſchaft.

Die Phaſen, welche England in religiöſer Hinſicht bis auf die Zeiten des hl. Thomas unter der britiſchen, ſächſiſchen und normanniſchen Herrſchaft durchzumachen hatte, waren wechſelvoller Art.

Das England der heidniſchen Briten empfing unzweifelhaft ſeine chriſtliche Wiedergeburt von Rom, ſeit den Tagen Julius Cäſars die Quelle ſeines bürgerlichen Lebens, ſeiner ſtaatlichen Ordnung. Chriſtliche Militär- und Civilbeamte brachten wohl die erſte Kunde von der Botſchaft des Heils dahin. Papſt Eleutherius (nach 177) ordnete, wie Beda Venerabilis ſagt, die kirchliche Hierarchie im Britenlande durch Aufrichtung von drei erzbiſchöflichen und 28 biſchöflichen Sitzen. Die Treue der Briten gegen den chriſtlichen Glauben und gegen die chriſtliche Kirche wird ſowohl durch ihre Martyrer zur Zeit der Diokletian'ſchen Chriſtenverfolgung (die heiligen Alban, Julius, Aaron), als ſpäter durch die Anweſenheit ihrer Biſchöfe auf den Concilien von Arles und Sardica laut genug bezeugt. Als ſpäter das chriſtliche Leben in ſeinem Wachsthum durch den Pelagianismus aufgehalten wurde, war es die Hirtenſorge der römiſchen Päpſte, die durch eifrige Glaubensboten (hh. Germanus und Lupus) dem Umſichgreifen der Irrlehre entgegenwirken ließ. Während dieſer ganzen Periode der britiſchen Kirche treten uns überall die Spuren der innigſten Beziehungen zum apoſtoliſchen Stuhle, namentlich auch in den häufigen Wall-

fahrten nach Rom, entgegen. Doch dieſe glückliche Erſtlingszeit des chriſtlichen Glaubens ging mit der Völkerwanderung zu Ende.

Die Briten ahnten nicht, daß ſie Religion und Freiheit würden zum Opfer bringen müſſen, als ſie die Angeln und Sachſen gegen die feindlichen Einfälle der Picten und Scoten zu Hilfe riefen (449). Die Picten wurden zwar aus England vertrieben; aber die durch neue Schaaren verſtärkten heidniſchen Horden überſchwemmten die ganze Inſel, fielen plündernd über die Kirchen her und drängten die Eingeborenen bis in die Gebirge von Wales zurück, wo ſich die Kirche mit dem Reſte der hier ſich befeſtigenden Briten erhielt. Unter der Herrſchaft der neuen wildheidniſchen Eroberer war Britannien bald wieder in den Zuſtand zurückgefallen, in welchem es die Römer gefunden hatten; denn die an Mord und Plünderung gewöhnten Sieger zerſtörten Städte und Dörfer und mordeten deren Bewohner. Aber auch jetzt offenbarte ſich wieder die wachſame Liebe der römiſchen Päpſte im hellſten Glanze. Die Chriſtianiſirung der in Britannien von den Angelſachſen gegründeten Heptarchie iſt das Werk des Papſtes Gregor des Großen, der gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts den römiſchen Abt Auguſtin mit 40 Gefährten an den Hof des kentiſchen Bretwalda (Oberkönig) Ethelbert ſandte und, unterſtützt von der Gemahlin Ethelberts, der fränkiſchen Prinzeſſin Bertha, ſeine Bekehrung bewirkte. Schon um Pfingſten 597 empfing der König mit 10,000 ſeiner Unterthanen die Taufe. Von Kent, wo Auguſtin erſter Erzbiſchof von Canterbury (Dorovernum) geworden, gelangte das Evangelium nach Eſſex, wo in London das zweite engliſche Bisthum gegründet wurde. Doch kam es in Folge eines Regierungswechſels hier zu einer Reaktion des Heidenthums, während die kentiſche Kirche, namentlich unter dem Erzbiſchofe Theodor von Canterbury (ſeit 669), raſch aufblühte und geordnete Zuſtände ſah. Das dritte der ſieben Königreiche, welches das Chriſtenthum annahm, war Northumberland, deſſen König

Edwin mit Ethelberga, Bertha's Tochter, vermählt war. Eboracum (York) war hier der Sitz des dritten Bischofs. Vorübergehend durch die Siege des heidnischen Königs Penda von Mercien unterdrückt, gewann die Kirche hier unter Edwins Sohn, König Oswald, und dessen Bruder Otwy wieder neuen Boden. Um 660 waren alle Reiche der Heptarchie bekehrt; um das Jahr 700 betrug die in engster Gemeinschaft mit Rom stehende Zahl der Bisthümer siebenzehn; und auf die nun grundgelegte kirchliche Ordnung gestützt, konnte die Kirche an die Lösung der großen Aufgabe gehen, Einheit, Ordnung, Zucht und Gesittung in den wild sich befehdenden Sachsenstämmen herzustellen. Wie einen hellleuchtenden Pharus sehen wir sie die folgenden zwei Jahrhunderte in dem Chaos der sich endlos befehdenden Fürstengeschlechter und Reiche an dem Werke der Versöhnung zwischen Fürst und Fürst, Volk und Volk, an ihrer Annäherung, Vereinigung, Heiligung arbeiten, um die große sächsische Volkseinheit zu retten und zu neuer Größe zu erheben. Diese Aufgabe war unter unbeschreiblichen Arbeiten, Leiden und Kämpfen gegen 800 vollendet und in einer einzig in der Geschichte dastehenden Weise gelöst. Und nun begann für England die herrlichste Glanzperiode seiner Geschichte. „Nie waren," so ruft Beda Venerabilis, der diese Zeiten sah, „nie waren so glückliche Zeiten, seitdem die Angeln Britannien eroberten; die Könige waren christliche Helden, den Feinden ein Schrecken; die ganze Nation strebte nach einem hohen Ziele."

Zu keiner Zeit zeigte sich England so rein christlich und katholisch, so kindlich im Glauben, so gehorsam gegen den heiligen Stuhl, so treu folgsam dem Zuge der Gnade. Von dem angelsächsischen Volke schreibt Beda: „Wo ein Geistlicher hinkam, da strömten die Leute alsbald zusammen, beugten ihr Haupt, baten um seinen Segen, lauschten freudig und aufmerksam seiner Predigt. Am Sonntag zogen sie zur Kirche der Hauptstadt oder zu den Klöstern, um das Wort Gottes zu hören. Kam ein Priester in ein Dorf, so baten sie ihn Alle um einen Vortrag."

Kein Wunder, wenn das Licht des Glaubens und der unermeßlich segensvolle Einfluß der kirchlichen Gesetzgebung bald das ganze Land eroberte und durchdrang. Das gesammte bürgerliche Leben des Volkes, die ganze Eintheilung des Landes, Alles sah sich vom Glauben beherrscht. Die Privilegien der Fürsten, die Dekrete der Gesetzgebung wurden von der Kirche in Uebereinstimmung mit dem geoffenbarten Gesetze geordnet. Die Bischöfe saßen friedlich und einmüthig neben den Baronen und schufen Gesetze. In den Gerichtshöfen der Grafschaften bildete der Meß-Than und der Welt-Than nur ein Tribunal; beide wachten über die Gesetze und ihre Beobachtung mit gleicher Jurisdictionsgewalt. Das Christenthum war die Grundlage und das Wesen des englischen Gesetzes, die katholische Kirche die Form und das Vorbild der bürgerlichen Herrschaft geworden. Wie fruchtbar tritt uns diese Zeit an Heiligen jedes Alters, jedes Standes und zwar ganz besonders des höchsten Standes entgegen. Eine überaus seltene und hohe Gnade ruhte auf den sächsischen Königsgeschlechtern. Nicht weniger als 23 Könige und 60 Königinnen und Glieder königlicher Familien werden als Heilige verehrt. Einige 30 sächsische Prinzen unternahmen die Pilgerfahrt nach Rom; und ungefähr 14 Personen beiderlei Geschlechtes aus den Königsfamilien traten in religiöse Orden. Das sächsische England war es, welches zuerst zu den Füßen des Nachfolgers der Apostelfürsten den Tribut des Petrespfennigs niederlegte, und es ist ein Triumph dieser Zeit und dieses Volkes, wenn heute die ganze katholische Welt diese Gabe der kindlichen Liebe in der Gegenwart erneuert.

Während dieser Periode (d. i. zwischen den Jahren 800 bis 1000), welche trotz aller, in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts eintretenden Prüfungen innerer und äußerer Art in hervorragendster Weise als die katholische Periode der englischen Geschichte bezeichnet werden muß, wurden die Grundzüge der noch bis zur Stunde geltenden Civilverfassung Englands entworfen und ausgebildet. Die solide Grundlage und alle

festen Elemente seiner Größe sind das Erbstück jener Zeiten, in denen England noch den Titel „Insel der Heiligen" trug. Als Typus dieses katholischen Englands schaute das Land noch lange auf jenen Bekenner-König Eduard, mit dessen Tod (1066) Englands reinste katholische Liebe erlosch, dem das Volk indeß noch lange, lange unter dem eisernen und blutigen Scepter der normannischen Despoten nachtrauerte. „Die Gesetze des guten Königs Eduard" sollten nach erfolgter Eroberung des Landes durch die Normannen der Ausdruck für das goldene Zeitalter der englischen Geschichte werden. Trotz aller Leiden, die seit 832, d. h. seit dem Beginn der Einfälle der Dänen und Normannen, über die Insel kamen, die von nun an zu einem stehenden Heerlager wurde, trotz der Verwilderung der Sitten, des Verfalls der bestehenden Einrichtungen, erholte sich das Land immer wieder schnell zu neuer Blüthe, und es wäre seine Zukunft wahrlich eine andere geworden, wenn nicht mit dem Antritt der Normannenherrschaft nach der Schlacht von Hastings (13. Oktober 1066) ein der bisherigen socialen Entwickelung des sächsischen Volkes durchaus fremdes und feindseliges Princip in der obersten Regierung des Landes maßgebend geworden wäre: wir meinen die Veränderung der Beziehungen Englands zum apostolischen Stuhle.

Eifersucht und Unbotmäßigkeit der normannischen Fürsten gegen den Stellvertreter Jesu Christi, der stolze Trotz nationaler Unabhängigkeit, maßlose Herrschsucht, ein weltlicher und antikirchlicher, darum antichristlicher Geist beherrschen die Politik der Normannen in England und füllen die ganze dritte Periode der englischen Geschichte bis zur sog. Reformation aus; sie bilden recht eigentlich die ersten Keime jenes Abfalls der sächsischen Race in England vor, welche sich in der sog. Reformation, d. h. nach Ablauf der fünf Jahrhunderte, von dem Regierungsantritt Wilhelms des Eroberers bis auf Heinrich VIII. vollzieht.

Unläugbar erhebt sich im normannischen England die Mo-

narchie zu hoher Größe und Macht in allen jenen Dingen, welche zur Verherrlichung des weltlichen Stolzes und zur Befestigung der absolutistischen Herrschbegier beitrugen. Aber mit dem äußeren Wachsthum Englands und seiner weltlichen Größe steigerte sich auch dessen Unfruchtbarkeit in geistlicher Hinsicht. So zahlreiche Heilige uns vor der Eroberung begegnen, so wenige nach ihr. Von Wilhelm I. bis zu Heinrich VIII. lagen fast sämmtliche Könige Englands im Streite mit den römischen Päpsten, und die Heiligen dieser Zeiten fanden ihre Kronen als Martyrer oder Bekenner im unbeugsamen Widerstande gegen den antichristlichen Absolutismus ihrer Souveräne, so ein hl. Eduard, ein hl. Anselm, ein hl. Richard von Chicheſter und hoch über allen ein hl. Thomas von Canterbury. Wie die sächsische Periode mit dem heiligen Könige und Bekenner Eduard schloß, so die normannische mit Heinrich VIII. Er drückte gleichsam das Siegel jenem antichristlichen und schismatischen Nationalismus auf, welchen von Wilhelm dem Eroberer an die ganze Reihe der normannischen Könige in ihrer Gesetzgebung niedergelegt und durch ihr Leben und ihre Thaten vertheidigt hatten. Verfolgen wir kurz diese Politik bis auf Heinrich II.

II.

Die Kirche in England bis auf Heinrich II.

Wilhelm der Eroberer (1066—1087) blieb seiner gewaltthätigen Politik, durch eine vollständige Veränderung der englischen Macht- und Besitzverhältnisse zu Gunsten seiner Normannen sich die Herrschaft zu sichern, auch in Bezug auf die Kirche getreu: er besetzte alle hohen Kirchenämter mit hervorragenden normannischen Klerikern. Damit erwies er nun zunächst dem Lande eine große Wohlthat; denn schon seit geraumer Zeit war in Folge der endlosen innern und äußern Wirren eine

Erſchlaffung der Zucht unter dem angelſächſiſchen Klerus eingeriſſen. Mit dem Ueberhandnehmen der Simonie war die frühere Reinheit des Wandels mehr und mehr geſchwunden und das wiſſenſchaftliche Streben erloſchen. Auf Wilhelms Bitten ſandte Papſt Alexander II. drei Legaten nach England, um den Klerus zu reformiren. Dieß geſchah durch Entfernung der unwürdigen Prälaten, deren Aemter würdigen normanniſchen Geiſtlichen übertragen wurden. Auch in die Klöſter war die Verweltlichung eingedrungen: religiöſe und wiſſenſchaftliche Dinge hatten dem Buhlen um die Gunſt des zuchtloſen und üppigen Adels Platz gemacht. Wilhelm verwies die nicht ſtrenge nach der Regel lebenden Mönche des Landes, um die verödeten Klöſter, treu ſeiner Politik, alsbald an die in Schaaren nach England ſtrömenden normanniſchen Mönche geben zu können. Den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury, den erſten des Landes, mit dem die Primatialwürde über England verbunden war, verlieh er dem durch Frömmigkeit und tiefſinnige Gelehrſamkeit gleich ausgezeichneten Abte des normanniſchen Kloſters Bec, dem Lombarden Lanfrank, unter deſſen eifrigem apoſtoliſchem Wirken das religiöſe Leben unter Geiſtlichen und Laien gar bald wieder einen erfreulichen Aufſchwung nahm. Auch über den König ſelbſt vermochte Lanfrank ſo viel, daß er ihn zu manchem Guten bewog und manches Schlimme verhinderte. Wilhelm erfüllte genau ſeine kirchlichen Pflichten; auch blieb er frei vom Laſter der Simonie, womit ſo viele ſeiner fürſtlichen Zeitgenoſſen behaftet waren, und ſtand auf Seiten Gregors VII. gegen den Eindringling Guibert von Ravenna. Ebenſo war er bei Beſetzung vacanter kirchlicher Stellen bedacht, nach dem Rathe Lanfranks die Würdigſten auszuwählen.

Allein das hinderte nicht, daß der König vielfach die Rechte des Klerus und deſſen Beſitzungen wenig achtete und der despotiſchen Willkür ſeiner normanniſchen Barone auch in kirchlichen Dingen Vorſchub leiſtete. So beſchränkte er, obwohl *nach althergebrachtem* Rechte die weltlichen und geiſtlichen Ge-

richtshöfe vollständig getrennt und selbstständig waren, die geistliche Gerichtsbarkeit, so daß das Gericht des Bischofs jene Vasallen, welche Lehensträger der Krone waren, trotz der größten Zügellosigkeit nicht mehr belangen konnte. Ferner verbot er dem Klerus, ohne seine Zustimmung die Insel zu verlassen, um nach Rom zu reisen. Auch untersagte er demselben, dem neugewählten Papste Gehorsam zu leisten, ehe der König denselben anerkannt habe. Dieß waren schwere Verletzungen der kirchlichen Principien, deren schlimme Folgen Lanfrank voraussah; er bat den Papst inständig, ihn in sein Kloster zurückkehren zu lassen, das er nur mit Widerstreben verlassen hatte; aber Gregor VII. befahl ihm, auf seinem Posten auszuharren.

Wilhelm II., Rufus oder der Rothe genannt (1087 bis 1100), hatte nur die schlimmen, nicht aber die guten Eigenschaften seines Vaters geerbt; er verband mit dem Ehrgeiz, der Thatkraft und Klugheit desselben weder dessen Sittenstrenge, noch dessen Selbstbeherrschung. Wild, genußsüchtig, verschlagen, wußte er sich nur so lange zu mäßigen, bis er der Erreichung seines Zieles gewiß war; dann offenbarte sich stets die böse Seite seiner Natur. Obschon er dem Erzbischof Lanfrank bei der Krönung eidlich versprochen hatte, die Freiheiten und Rechte der Kirche aufrecht zu erhalten, so hatte doch kaum derselbe in banger Ahnung für die Zukunft der Kirche in England die Augen geschlossen, als unerhörte Unterdrückungen der Kirche begannen. Um seine nie gebändigte Habsucht besser befriedigen zu können, beanspruchte der auf die schlechtesten Rathgeber hörende Monarch die Einkünfte der Prälaturen nach dem Ableben des jeweiligen Inhabers bis zur Ernennung des Nachfolgers für seine Schatzkammer; er ließ nach Willkür Bisthümer und Abteien unbesetzt gegen das Kirchengesetz und die Bestimmung Wilhelms I. Nicht zufrieden damit, schmälerte er das regelrechte Einkommen der Prälaten und Canoniker; auch besetzte er die erledigten Bisthümer und Abteien simonistisch. So kamen die meisten Bisthümer und Abteien an Unwürdige und die kirchliche Zucht

erſchlaffte auf's Neue. Auch in den von den Räubereien des Königs und ſeiner Vaſallen ſchwer heimgeſuchten Klöſtern erloſch das kaum angefachte religiöſe und wiſſenſchaftliche Leben wieder.

Nach dem Tode Lanfranks (1089) zog Wilhelm, der entſchloſſen war, das Erzbisthum nicht wieder zu beſetzen, die reichen Beſitzungen desſelben ein, um ſie zum Theil ſeinen Günſtlingen als Lehen zu übertragen, zum Theil für die eigene Schatzkammer verwalten zu laſſen. Fünf Jahre lang blieb der erſte Biſchofsſtuhl des Landes unbeſetzt, bis im Jahre 1093 eine ſchwere Krankheit das Gewiſſen des Despoten weckte. Er ließ den hl. Anſelm, Abt des Kloſters Bec, der ſich gerade in England befand, zu ſich kommen, nahm alle ſeine harten und ungerechten Maßregeln zurück und bot dem heiligen Abte das Erzbisthum Canterbury an. Dieſer, gleichberühmt als ordenseifriger Mönch, als unermüdlicher Kämpfer für die Freiheit der Kirche, als tiefſinniger und größter Gelehrter der damaligen Zeit, eine der hervorragendſten Zierden der Kirche, mußte trotz ſeines Widerſtrebens den dringenden Bitten des Königs nachgeben und die ſchwere Bürde auf ſeine Schulter nehmen. Vorerſt aber verlangte er von Wilhelm II. die Anerkennung des rechtmäßigen Papſtes Urban II., für welchen der König ſich noch nicht entſchieden hatte, die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter und die Wiederherſtellung der kirchlichen Gerechtſame. Wilhelm verſprach, daß „die gerechten Erwartungen des Erzbiſchofs nicht getäuſcht werden ſollten“. Nun erſt ließ der hl. Anſelm ſich die biſchöfliche Weihe ertheilen.

Wilhelm hatte es indeſſen mit ſeinem Verſprechen nicht aufrichtig gemeint; nach der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit erkannte er weder Urban II. noch den Gegenpapſt an, um nach Willkür in der Kirche Englands ſchalten und walten zu können; und da er in dieſem Streben bei Anſelm auf den entſchiedenſten Widerſtand ſtieß, ſuchte er alsbald ſich ſeiner zu entledigen. Kaum hatte Anſelm von ſeinem biſchöflichen Stuhle

Beſitz genommen, als der König ſchon eine Gelegenheit zum Streite mit dem Erzbiſchofe erfand. Wilhelm II. erwartete vom neuen Erzbiſchofe ein großes Geſchenk; Anſelm weigerte ſich nicht, dieſe Sitte ſeiner Vorfahren zu beobachten, konnte aber, weil ihm die Güter ſeines Erzbisthums noch nicht zurückgegeben waren, nur mit Mühe 500 Pfund aufbringen. Der König wies dieſe Summe als ungenügend zurück, worauf der Erzbiſchof dieſelbe unter die Armen vertheilte. Ein Verſuch, Anſelm durch ſimoniſtiſche Biſchöfe abſetzen zu laſſen, um ihn aus England zu verbannen, ſcheiterte an dem Widerſtande der Großen und des Volkes. Als Anſelm den König um Erlaubniß bat, ſich beim Papſte Urban II. in Rom das Pallium zu holen, verweigerte es dieſer, indem er hierin eine Verletzung der Lehenstreue ſehen wollte, und erklärte, er habe Urban II. nicht anerkannt und es ſei ein Treuebruch, einen Biſchof als Papſt anzuerkennen, ehe derſelbe von dem Souverän anerkannt werde. Dieß ſei das beſondere Vorrecht der Könige von England. Die ſimoniſtiſchen Biſchöfe drangen in Anſelm, dem Könige doch nachzugeben; allein der Erzbiſchof erklärte mit heiligem Ernſte, die Regierung der Kirche gehöre den Nachfolgern der Apoſtel, beſonders dem Nachfolger Petri; ſie hätten den Auftrag erhalten, die Kirche zu leiten, nicht aber die Kaiſer und Könige, denen nur in weltlichen Dingen Gehorſam gebühre.

Unterdeſſen war der König durch den von Rom entſandten Cardinal Walter zur Anerkennung Urbans II. gebracht worden. Die Ausſöhnung mit dem Erzbiſchofe Anſelm kam jedoch nicht vollſtändig zu Stande. Der päpſtliche Legat hatte für den Primas das Pallium mitgebracht. Wilhelm wollte dasſelbe dem Erzbiſchof überreichen; aber Letzterer weigerte ſich entſchieden, dasſelbe aus der Hand des Königs zu empfangen, weil es nicht eine vom Könige, ſondern vom Nachfolger Petri verliehene Auszeichnung ſei. Zuletzt fand man einen Ausweg. Der Legat legte das Pallium auf den Altar, von welchem es dann der Erzbiſchof mit eigener Hand nahm.

Eine zeitlang ſchien der König den Gedanken an Anſelms Entfernung aufgegeben zu haben; allein dieß war nur Schein. Denn nicht nur trat er allen vom Primas beabſichtigten kirchlichen Reformen hemmend in den Weg, ſondern begünſtigte auf jede Weiſe die immer größer werdende Unordnung. An der Möglichkeit verzweifelnd, den verantwortungsſchweren Pflichten ſeiner Stellung ferner genügen zu können, und tief bekümmert über den troſtloſen Zuſtand der engliſchen Kirche und des Volkes, bat Anſelm den König auf einer im Oktober 1097 gehaltenen Reichsverſammlung, ihm die Reiſe nach Rom zu geſtatten, um ſich mit dem Papſte berathen zu können. Wilhelm überhäufte ihn mit Schmähungen, und es wurde ihm bedeutet, er möge immerhin nach Rom gehen, aber der König werde, wenn er das wage, ſofort Beſitz von den Einkünften des Erzbiſchofes ergreifen, ſobald dieſer das Land verlaſſe. Auf dieſe Botſchaft hin erhob ſich Anſelm und trat unerſchrocken in das königliche Gemach und ſprach: „Herr, ich gehe; da dieß aber wahrſcheinlich das letzte Mal iſt, daß wir uns begegnen, ſo komme ich als euer Vater und Erzbiſchof, euch meinen Segen anzubieten.“ Der überraſchte König erwiderte kein Wort und neigte ſein Haupt. Anſelm machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und trat ſofort ſeine Reiſe an, die durch ganz Frankreich und Italien ſich für den muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche zu einem wahren Triumphzuge geſtaltete.

Die Vorherſagung des Erzbiſchofes traf zu. Er ſah den König nicht wieder. Mit unerhörter Grauſamkeit und wachſender Habgier und Härte wüthete Wilhelm gegen die Kirche und ihre Diener; er hatte damals ein Erzbisthum, vier Bisthümer und eilf Abteien zum Vortheil der Krone in Beſitz genommen. Die auf der Synode von Bari (1098) gegen ihn beantragte Excommunication wandte Anſelm noch ab. Am 2. Auguſt 1100 traf den König auf der Jagd im Walde von Wincheſter ein von unbekannter Hand abgeſandter Pfeil. Keine Thräne wurde ihm

nachgeweint; er war, wie die Sachſenchronik ſagt, dem Himmel ein Greuel und dem ganzen Volke ein Abſcheu.

Auf die Nachricht von ſeinem Tode eilte ſein jüngſter Bruder Heinrich I., wegen ſeiner Gelehrſamkeit Beauclerc genannt (1100—1135), herbei und ließ ſich zu Ungunſten ſeines älteſten Bruders Robert in York krönen (11. Auguſt 1100). Um die Nation alsbald auf ſeine Seite zu ziehen, erließ er einen Freiheitsbrief, in welchem er der Kirche die Rückgabe ihrer alten Freiheiten und Rechte zuſicherte und verſprach, die erledigten Pfründen weder zu verkaufen noch zu verpachten, noch zum Vortheil der Krone in Händen zu behalten, und auch die von Wilhelm dem Eroberer verbeſſerten Geſetze Eduards des Bekenners wieder in Kraft zu ſetzen.

Dem lauten und allgemeinen Verlangen des Volkes entſprechend, rief der König den hl. Anſelm aus ſeinem Exil zurück und ſtellte alle Rechte des Primats wieder her; doch dem Streiter für die Freiheit und Reinheit der Kirche ſollten noch keine ruhigen Tage beſchieden ſein.

Heinrich, der die Verleihung der Inveſtitur als ein Vorrecht ſeiner Krone betrachtete, verlangte, daß er ſich von ihm inveſtiren laſſen und den Lehenseid leiſten ſollte. Anſelm verweigerte Beides, dem Gebote der Kirche treu, und ſchon ſchien der Bruch zwiſchen ihm und dem Könige unvermeidlich, als die Landung Herzog Roberts in England zum Kampfe um die Königskrone Heinrich einſchüchterte. Für den Augenblick ſtand Heinrich von ſeinen Forderungen ab, dagegen ließ er, um Zeit zu gewinnen, den Papſt Paſchal II. um Milderung der Kirchengeſetze zu Gunſten der engliſchen Krone bitten. Angeſichts der immer drohender für ſeine Krone ſich ſteigernden Gefahren legte Heinrich, als er ſah, daß ſich Viele auf Roberts Seite ſtellten, in Anſelms Hände das Gelübde ab, gerecht und milde zu regieren, und Anſelm bewies dem Könige ſeine Unterthanentreue in der glänzendſten Weiſe dadurch, daß er nicht nur die Biſchöfe und Reichsbarone an ihren Unterthaneneid erinnerte und

die Soldaten in ihrer Treue befeſtigte, ſondern auch ei
lich bald von Heinrich mißachteten Vergleich zwiſchen
dern zu Stande brachte.

Aber alle dieſe Dienſte waren von dem herrſchſücht
narchen nur zu ſchnell vergeſſen. Die Antwort Pa
lautete abſchlägig. Der König ſuchte nun den ſt
Primas durch Drohungen zur Nachgiebigkeit in der
frage zu zwingen; vergeblich. Auch eine neue Ge
nach Rom, die dem Papſte für den Fall fortgeſetzter
den Abfall Englands in Ausſicht ſtellen ſollte, hat
beſſeren Erfolg. Da befahl Heinrich, der um jeden
Primas, als das Haupthinderniß ſeiner Pläne, aus d
zu entfernen wünſchte, dieſem, ſelbſt nach Rom zu g
eine Abänderung der päpſtlichen Dekrete zu erwirke
werde gehen," entgegnete Anſelm, „aber Ihr ſollt wi
ich dem Papſte nicht rathen und ihn nicht bitten wer
zu geſtatten, was der Freiheit der Kirche und meine
zuwider iſt."

Als der dem königlichen Befehle gemäß nach Ro
1103) abreiſende Anſelm daſelbſt eintraf, fand er ſ
Geſandten Heinrichs vor, der ihm des Königs Befehl
nicht mehr nach England zurückzukehren, wofern er
ſchloſſen ſei, dem Könige zu Willen zu ſein. Währen
zu ſeinem Freunde, dem Erzbiſchof Hugo von Lyon, in
bannung ging, zog Heinrich die Einkünfte des Er
Canterbury ein und erſchwerte die Lage noch dadurch,
die geiſtliche Gerichtsbarkeit eingriff und die Geiſtlichen
lich der Strafgerichtsbarkeit der weltlichen Gerichte u

Um einen ſpäteren, durch den zerrütteten Zuſtand
des dringend gebotenen Ausgleich nicht zu erſchweren, h
ſich der Papſt auf der Lateranſynode (März 1105)
Excommunication der Räthe und der von Heinrich
Prälaten. Bald darauf kam gelegentlich einer Ar
Heinrichs in der Normandie eine Zuſammenkunft mi

im Kloſter Bec zu Stande, bei welcher ein durch die päpſtliche Zuſtimmung ſanctionirter Ausgleich das von der ganzen Nation heiß erſehnte Ende des Inveſtiturſtreites herbeiführte. Der König geſtattete die freie Wahl der Biſchöfe und Aebte und entſagte ſeinen Anſprüchen auf die Inveſtitur; dagegen ſollten die Gewählten ihm den Lehenseid vor der Conſecration leiſten. Zugleich wurde durch die Verzichtleiſtung des Königs auf die Einkünfte der erledigten Kirchen das Hinderniß beſeitigt, welches ſo oft bisher der ſofortigen Wiederbeſetzung im Wege geſtanden hatte. Anſelm kehrte 1106 in ſein Erzbisthum zurück, und im Auguſt 1107 wurde der Ausgleich auf dem Reichstage zu London als Reichsgeſetz verkündet.

Erzbiſchof Anſelm hatte ohne Zweifel einen großen Sieg errungen; aber der Erfolg entſprach demſelben nicht. Heinrich ernannte wie ehedem die Biſchöfe und Aebte und zog die Einkünfte der erledigten Pfründen ein. Unter ſchwerem Leid für die Zukunft der Kirche in England ſtarb der große Erzbiſchof (26. April 1109). Der König überlebte ihn faſt um ein Menſchenalter († 1135); über den Zuſtand des Landes aber hat die Sachſenchronik die inhaltsſchweren Worte: „Es iſt nicht leicht, den Jammer des Landes zu ſchildern, verurſacht durch manchfaches und ohne Unterlaß verübtes Unrecht. Wohin der König zog, da war ſeinen Geſellen volle Freiheit geſtattet, das Volk zu peinigen, oft mit Sengen, Brennen und Morden.“ Doch der Jammer des Landes hatte noch lange nicht ſeinen Höhepunkt erreicht; die allein zur Herbeiführung beſſerer Zuſtände befähigte Macht, die freie und im Frieden waltende Kirche wurde fort und fort von dieſen Normannen in ihren heiligſten Rechten und Freiheiten gekränkt.

Heinrich I. hatte ſich getäuſcht, als er glaubte, die Thronfolge ſei ſeiner Tochter Mathilde — von ihrer erſten Ehe mit Kaiſer Heinrich V. noch immer „die Kaiſerin“ genannt — geſichert; denn ſein Neffe, der ebenſo kluge wie gewaltthätige Enkel des Eroberers *Wilhelm, Stephan von Blois* (1135—1154), bemächtigte

ſich der Krone. Die Krönung wurde unverweilt ohne Förmlichkeit vollzogen, und auch der neue König verſprach eidlich, weder die erledigten Pfründen zu eigenem Genuſſe zu behalten, noch Laien oder Geiſtliche im Beſitze ihrer Wälder und Forſte zu ſtören. Dieſer Eid ſollte Stephan jedoch nur als Brücke dienen, um die Königskrone zu erlangen. Wie wenig er denſelben zu halten gedachte, zeigte er alsbald, indem er ſich die willkürlichſten Eingriffe in das Kirchenvermögen erlaubte, die Einkünfte der Pfründen an Laien verſchenkte, die Biſchöfe einkerkerte und ſie zwang, ihm ihre Ländereien abzutreten. Als daher die Kaiſerin Mathilde mit einem Heere in England erſchien, wandten ſich ihr Viele und auch des Königs eigener Bruder, Biſchof Heinrich von Wincheſter, zu. Die Sache Stephans würde verloren geweſen ſein, hätte nicht Mathilde ſich durch Stolz und Uebermuth die Herzen entfremdet.

Vierzehn Jahre dauerte der Thronſtreit; ein furchtbarer Bürgerkrieg durchwogte das Land. Die Verfolgungen Heinrichs gegen die Biſchöfe von Salisbury, Lincoln und Ely, die nach angelſächſiſchem Rechte dem Könige nur einen bedingungsweiſen Treueeid geleiſtet, nahmen kein Ende, ſelbſt nicht, als der Erzbiſchof Theobald von Canterbury, begleitet von dem päpſtlichen Legaten Heinrich von Wincheſter, ſich dem Könige zu Füßen warfen und ihn beſchworen, Mitleid mit der Kirche und dem Lande zu haben. Alle Rechte und Freiheiten der Kirche wurden fort und fort mißachtet. Als Papſt Eugen III. im Jahre 1148 die engliſchen Biſchöfe auf das Concil zu Rheims lud, verbot der König denſelben, dem Rufe des Papſtes zu folgen. Erzbiſchof Theobald, der unterdeſſen mit der Würde eines Legaten bekleidet worden, achtete das Verbot nicht, wurde aber bei ſeiner Heimkehr in die Verbannung geſchickt. Erſt nachdem 1153 ein Ausgleich zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu Stande gekommen war, ſchienen beſſere Zeiten anzubrechen. Stephan überließ dem Sohne Mathildens, Heinrich von Anjou oder Plantagenet (von der im Wappen desſelben befindlichen

Ginsterpflanze), nicht nur die Normandie, sondern sicherte ihm auch die Nachfolge in England zu. Nach diesem Friedensschlusse besuchten Stephan und Heinrich miteinander die Städte Wincheſter, London und Oxford und wurden überall in feierlicher Weise mit lautem Jubelruf empfangen. Heinrich kehrte alsdann in die Normandie zurück; Stephan starb schon im folgenden Jahre (1154) zu Canterbury.

Als der noch jugendliche Heinrich II. (1154—1189) die Regierung seines englischen Reiches antrat, war er unstreitig einer der mächtigsten Fürsten Europa's, denn seine Herrschaft umfaßte nicht nur England, sondern auch einen Dritttheil Frankreichs, beinahe die ganze westliche Küste von den Grenzen der Picardie bis zu den Gebirgen von Navarra. Von seiner Gemahlin Eleonora, der geschiedenen Ehefrau Ludwigs VII. von Frankreich, hatte er Poitou, Gascogne und Guyenne erhalten. Der Vasall des Königs von Frankreich besaß also ein Gebiet, das jenes seines Lehensherrn an Ausdehnung übertraf. Es gebrach Heinrich II. nicht an Eigenschaften, die ihn zu einem großen Herrscher befähigten, hätte er nur seine eigenen wilden Leidenschaften beherrschen können. In ihm war ein seltsames Gemisch von Tugenden und groben Fehlern, die ihn bald in gewinnender Liebenswürdigkeit, bald als ungestümen Krieger, bald als kaltberechnenden Diplomaten, bald als grausamen Barbar in toller Wuth erscheinen ließen; doch die Haupttriebfeder all' seines Handelns, das Streben nach unumschränkter Herrschaft, trat gleich anfangs noch nicht zu Tage.

Kaum hatte Heinrich II. mit seiner Gemahlin Eleonora aus den Händen des Erzbischofs Theobald von Canterbury zu Westminster die englische Krone erhalten und feierlich den Rechten und Freiheiten der Kirche seinen königlichen Schutz gelobt, als er mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriff, um Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen. Er ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, deren Bau Stephan seinen Vasallen gestattet hatte; er zog die von Stephan ver-

ſchleuderten Krongüter ein, verbeſſerte die von demſelben gefälſchten Münzen, vertrieb die räuberiſchen brabantiſchen Söldner aus dem Lande und ſorgte für eine ſtrenge Gerechtigkeitspflege, neben dem kirchlichen Frieden das ſicherſte Mittel, den ſocialen Wohlſtand und die allgemeine Ruhe, ſowie das Anſehen der Krone zu ſchützen. Bei allen dieſen Maßnahmen ſtand dem Könige der Erzbiſchof von Canterbury zur Seite; derſelbe zog ſich jedoch ſchon nach zwei Jahren (1156) wegen ſeines hohen Alters vom Hofe zurück. An ſeine Stelle trat als Kanzler des Reiches ſein von ihm dem Könige warm empfohlener Archidiakon Thomas Becket. Daß gerade er von der Hand der Vorſehung berufen ſein werde, nicht nur der glorreichſte Streiter für die Freiheit der Kirche, ſondern auch einer ihrer größten Martyrer zu werden, ahnte damals wohl Niemand. Doch ſehen wir vorab, welche Wege Gott ihn führte bis zum Antritt ſeines Kanzleramtes, und wie Er ihn vorbereitete, ein auserleſenes Werkzeug Seiner Gnade zu werden.

III.

Die Jugendjahre des hl. Thomas.

Aus den mit wunderbarer Phantaſie ausgeſchmückten Legenden, mit denen die damaligen Chroniſten die Geburt und die Jugend des hl. Thomas entſprechend dem kindlich-gläubigen Sinn der Zeit umgaben, dürfte das Folgende wohl das Thatſächliche enthalten.

Thomas Becket wurde am 21. Dezember 1117 zu London geboren. Sein Vater, Gilbert Becket, von edler, wahrſcheinlich normanniſcher Abkunft, gehörte dem Mittelſtande an und war unter ſeinen Mitbürgern ſehr angeſehen. Wichtiger als dieß war, daß er das unſchätzbare Gut des lebendigen und wirkſamen Glaubens beſaß. Als Jüngling nahm Gilbert ſchon das Kreuz und pilgerte in Begleitung eines Dieners — Richard

wird derſelbe genannt — nach Jeruſalem; allein Beide geriethen auf der Rückreiſe von dort in die Gefangenſchaft eines ſarazeniſchen Fürſten, Amurath mit Namen, und wurden mit Ketten beladen in den Kerker geworfen. Die Gefangenſchaft Gilberts geſtaltete ſich jedoch bald weniger hart als die ſeiner übrigen Kerkergenoſſen, indem es ihm gelang, die Aufmerkſamkeit ſeines Gebieters auf ſich zu ziehen, der ihn zuweilen vor ſich kommen ließ und gerne ſeinen Erzählungen über die abendländiſchen Sitten, Länder und Völker zuhörte. Gilbert konnte Dank dem Einfluſſe der einzigen Tochter des ſarazeniſchen Fürſten auf ihren Vater, die öfters dieſe Erzählungen mit anhörte, das harte Schickſal ſeiner Kerkergenoſſen mildern. Die Tochter des Sarazenen fand Gelegenheit, den Gefangenen nach ſeiner Heimath, ſeinem Glauben, den religiöſen Gewohnheiten der Chriſten und nach dem zukünftigen Leben zu befragen. Gilbert erklärte ihr die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion ſo gut er es vermochte. Eines Tages fragte die Sarazenin: „Wäreſt du bereit, um deines Glaubens willen den Tod zu erdulden?“ „Mit Freuden würde ich für meinen Gott ſterben!“ lautete die Antwort. Solcher Muth und ſolche Liebe zum Glauben machten einen tiefen Eindruck auf die Fürſtentochter und ein höheres Licht erleuchtete ihre Seele. Sie bekannte alsbald ihren Entſchluß, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, wenn er ihr verſpreche, ſie zur Gattin zu nehmen. Gilbert, eine Liſt des Mädchens befürchtend, zögerte von Tag zu Tag mit der Antwort.

Kurze Zeit nach dieſem Geſpräche gelang es Gilbert, mit mehreren andern chriſtlichen Gefangenen nach England zu entfliehen. Ein ungenannter alter Chroniſt berichtet, die Tochter des Fürſten habe bald nach Gilberts Flucht das väterliche Haus und alles mit ihm verlaſſen, ſei unter unſäglichen Mühen durch Paläſtina und Syrien gewandert und habe ſich mit heimkehrenden Kaufleuten nach England eingeſchifft. Ganz allein im fremden Lande, ohne Kenntniß der Sprache — denn ſie wußte *aus den Antworten Gilberts* nur die beiden Namen „Gilbert“ und

„London“ — irrte sie zum Gespötte der Straßenjungen in London umher. Zufällig kam sie in die Nähe von Beckets Hause in einem der schönsten und verkehrreichsten Theile der Stadt, „dort,“ sagt der Chronist, „wo man später ein Hospital zu Ehren des hl. Thomas errichtete“. Richard, welcher mit seinem Herrn der Gefangenschaft entkommen war, eilte auf den Lärm hin herbei und erkannte die Tochter Amuraths. Er meldete das sonderbare Begegnen seinem Herrn, und dieser ließ das Mädchen vorerst in das Haus einer benachbarten Wittwe bringen. Hierauf ging Gilbert zu seinem Bischofe nach Saint-Paul, um ihm die ganze Angelegenheit auseinanderzusetzen. Er traf dort eine Versammlung von sechs damals in London anwesenden Bischöfen und berieth mit ihnen, welchen Entschluß er fassen solle. Der Erzbischof von Chicheſter erklärte dieses wunderbare Zusammentreffen für einen Fingerzeig Gottes, dem man folgen müsse: Gott habe nicht umsonst diese Frau aus einem so fernen Lande herbeigeführt; gewiß werde ein großes Werk geschehen zum Heile der ganzen Kirche. Die Fürstentochter wurde alsdann den Bischöfen vorgestellt, und nachdem sie ihren Entschluß, das Christenthum anzunehmen, in deren Gegenwart erklärt hatte, empfing sie Unterricht im katholischen Glauben. In der heiligen Taufe nahm sie den Namen Mathilde an und vermählte sich dann mit Gilbert Becket. Das Kind dieser Ehe war der große heilige Thomas; er wurde zwischen 1117 und 1118 geboren und am St. Thomastage (21. Dezember) getauft.

Den Vater zog ein noch nicht gelöstes Gelübde wieder in's heilige Land, wo er drei und ein halbes Jahr verweilte (bis 1121). Unterdessen übernahm die fromme Mutter die erste Erziehung ihres Kindes. Schon früh offenbarte sich der lebhafte und ernste Charakter des Kindes. Johann von Salisbury berichtet, der hl. Thomas, sein Freund, habe ihm oft erzählt, „wie er von seiner Mutter in frühester Jugend gelernt, Gott zu fürchten, mit Liebe die heilige Jungfrau Maria anzurufen als seine Führerin und Schützerin und nächst Gott auf sie

ſein ganzes Vertrauen zu ſetzen". Roger von Pontigny erzählt ferner, wie ſie früh die Liebe zu den Armen und Leidenden ihm einprägte.

Thomas beſaß dieſe treffliche Mutter bis in ſein einundzwanzigſtes Jahr. Von dem heranwachſenden Knaben ſchreibt Wilhelm von Canterbury: „Seine Geſpräche waren voll von Einfalt und Anmuth, ſein Wuchs ſchlank, ſein Anſehen lieblich; die guten Beiſpiele fanden ihn gelehrig; er zeigte eine frühreife Klugheit und verband mit dem Liebreiz der Jugend den Ernſt des reiferen Alters." „Er hatte," ſchreibt Johann von Salisbury, „einen ſo lebendigen und ſo umfaſſenden Geiſt, daß er ohne lange Vorbereitung an den Geſprächen über ſchwierige Gegenſtände Theil nehmen konnte. Sein Gedächtniß war ſo ſtark, daß er alles, was er nur einmal geleſen oder gehört hatte, mit ſeltener Treue wiedergeben konnte; das machte ihn ſelbſt gelehrteren Leuten überlegen, die ein ſolches Gedächtniß bei einem durch tauſend Dinge ſo leicht zerſtreuten Jünglinge nicht begreifen konnten." Für die Wahrheit dieſer Berichte legt das ganze ſpätere Leben des hl. Thomas das beredteſte Zeugniß ab.

Ueber den Unterrichtsgang des Knaben liegen nur ſpärliche Nachrichten vor. Nach dem Beſuche der Schulen der Stadt (London) wurde er zur Erziehung dem in hohem Anſehen als Erziehungsanſtalt ſtehenden Kloſter der Kanoniker zu Merton übergeben. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Paris trat Thomas in die Dienſte der Londoner Stadtverwaltung, wo er ſich namentlich im Kaſſenweſen eine anerkannte Geſchäftskenntniß erwarb.

Die Chroniſten berichten eingehend über einen dieſer Zeit angehörenden Zufall auf der Jagd, wo Thomas während eines Aufenthaltes bei einem angeſehenen Ritter, Richard mit Namen, einem Freunde ſeines Vaters, beinahe ertrunken wäre, als er ſeinen mit einer wilden Ente untertauchenden Lieblingsfalken retten wollte. Unter ſeinen angeſehenen Freunden wird ferner

ein gewiſſer Osbern, genannt Octo numini, erwähnt, der an den Sitten und an dem Umgang des jungen Thomas ſolches Wohlgefallen fand, daß er ihm die Verwaltung ſeines großen Vermögens für mehrere Jahre übertrug. Von großem Einfluß für ſein ſpäteres Leben wurde die Freundſchaft zweier gleichfalls im Hauſe ſeines Vaters verkehrenden angeſehenen Normannen, des Archidiakons Balduin und ſeines Bruders Euſtach von Boulogne, auf deren Empfehlung an den Erzbiſchof Theobald von Canterbury er an den Hof des Letzteren kam. Obwohl Thomas ſich anfangs hiegegen ſträubte, ſo erkannten die Freunde doch, daß für einen ſo begabten, geſchäftskundigen und liebenswürdigen jungen Mann zu ſeiner Ausbildung keine beſſere Stätte gefunden werden könne.

Erzbiſchof Theobald, neben dem König die erſte Perſon des Königreichs, früher, wie alle ſeine Vorgänger auf dem Stuhle von Canterbury, Abt von Bec, war ein frommer, einfacher, durch ebenſo großes Talent als Mäßigung in der Führung der zahlloſen ihm obliegenden geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten ſich auszeichnender Prälat. Während der 22 Jahre, die er auf dem Primatialſtuhle ſaß, war ſein Palaſt der Sammelpunkt für die ausgezeichnetſten Talente, beſonders des geiſtlichen Standes, die hier ihre Vorſtudien für die Bekleidung der höheren kirchlichen Aemter machten. Thomas erkannte bald, daß ihm die Kleriker des Biſchofs an Gelehrſamkeit überlegen ſeien. An Eifer in der Ausführung der ihm übertragenen Arbeiten, an Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit in ſeinem ganzen Verhalten übertraf ihn Niemand; deßhalb wollten ihm Alle wohl mit Ausnahme eines gewiſſen Roger, des Archidiakons von Canterbury, der ihn zweimal vom Hofe des Erzbiſchofs Theobald auf kurze Zeit entfernte. Immerhin gelang es Thomas, durch eifriges Studium des kanoniſchen Rechtes und der bürgerlichen Geſetze ſich in der Behandlung von mancherlei Angelegenheiten, deren Entſcheidung damals bei den geiſtlichen Gerichten lag, ſo hervorzuthun, daß er in der Gunſt des Erzbiſchofs ſtieg

und dieſer ihm nach der Erhebung Rogers zum Erzbiſchofe von York ſelbſt das Archidiakonat von Canterbury übertrug. Als ſolchen ſandte ihn Erzbiſchof Theobald in einer ſehr wichtigen Sache mehrmals nach Rom, wo es ihm gelang, dieſelbe zur vollſten Zufriedenheit des Papſtes und des Erzbiſchofs zu erledigen. War Thomas Becket ſchon durch ſeine Erhebung zum Archidiakon von Canterbury nach den Biſchöfen und Aebten des Reiches der erſte kirchliche Würdenträger desſelben geworden, ſo zeigte ſich nach Empfang der Diakonatsweihe und nach der Rückkehr von den römiſchen Geſandtſchaften die ihm ſich mehr und mehr zuwendende Gunſt in der Verleihung von zahlreichen Beneficien. Auch reiste er um dieſe Zeit mit Erlaubniß des Erzbiſchofs nochmals auf ein Jahr nach Bologna und dann nach Auxerre, um an den dortigen Rechtsſchulen, den berühmteſten jener Zeit, das bürgerliche Recht zu ſtudiren. Unter den vielen Beneficien, die Thomas beſaß, werden erwähnt eines zu Oxford, eine Präbende zu St. Paul in London und zu Haſtings, ein Canonikat zu Lincoln und die Probſtei zu Beverley. Aber trotz dieſes Ueberfluſſes werden ſeine Sitten als muſterhaft geſchildert: beſcheiden, herablaſſend gegen ſeine Untergebenen, mildthätig gegen die Armen, gewiſſenhaft, nie ſeinen Urſprung vergeſſend und von ſolcher Reinheit, daß ſelbſt, als er bald an den nicht im beſten Rufe ſtehenden Hof des Königs kam, nie ein Verdacht oder Tadel gegen ihn laut wurde. Es kann darum nicht Wunder nehmen, daß die Wahl des Erzbiſchofs Theobald, als es galt, den beſten Mann an ſeine Stelle in den höchſten Rath des Königs zu ſenden, auf Thomas Becket fiel.

IV.

Thomas Becket als Kanzler von England.

Heinrichs II. herrſchſüchtiger und gewaltthätiger Charakter war dem Erzbiſchofe Theobald von Canterbury nicht unbe-

kannt und flößte ihm die lebhafteſte Beſorgniß ein, der König werde dem Princip ſeines Hauſes: Bedrückung der Kirche, völlige Geltung zu verſchaffen ſuchen. Es mußte dem beſorgten Prälaten daher wünſchenswerth erſcheinen, einen Mann in der Nähe des Königs zu ſehen, der deſſen Vertrauen vollkommen beſäße und ſeinen Einfluß auf den Monarchen zum Wohle der Kirche anwendete. Erzbiſchof Theobald empfahl deßhalb, wie bereits geſagt worden, als Kanzler ſeinen Archidiakon Thomas Becket, in welchem er alle erforderlichen Eigenſchaften vereinigt glaubte. Der König ſeinerſeits war bereit, die Kanzlerwürde einem Manne zu übertragen, von welchem er hoffte, derſelbe werde ſeine Intereſſen um ſo eher fördern, als er in die Verhältniſſe und Beſtrebungen der Hierarchie vermöge ſeiner bisherigen Stellung eingeweiht ſei.

Die Würde eines Kanzlers von England war ſehr groß. Derſelbe nahm nächſt dem Erzbiſchofe von Canterbury den höchſten Rang nach dem Könige im Reiche ein; er hatte ſtets freien Zutritt beim Könige, verwahrte deſſen Siegel, verwaltete die königliche Kapelle, ſowie die erledigten geiſtlichen und weltlichen Lehen und hatte das Recht, im Rathe zu ſitzen, ohne vorher geladen worden zu ſein. Außerdem war die Anwartſchaft auf ein Erzbisthum oder Bisthum mit der Kanzlerwürde verbunden.

Thomas trat das Kanzleramt im Jahre 1115 an; er war damals ungefähr 38 Jahre alt. Er hatte das Amt des Archidiakons der Kirche von Canterbury niedergelegt, aber er war Diakon, d. h. Glied des geiſtlichen Standes geblieben. Das muß ihn alsbald den übelwollenden Spöttereien der Höflinge ausgeſetzt haben; denn Roger von Pontigny ſchreibt: „Es iſt nicht leicht zu erklären, wie er in ſich den Kleriker und den Hofmann in Einklang bringen konnte. Vom erſten Augenblick ſah er ſich in roher Weiſe durch die Eiferſucht ſeiner Nebenbuhler und durch die ſkandalöſe Anmaßung ſeiner Gegner angegriffen, ſo daß er ſich hierüber bei dem Erzbiſchofe und ſeinen vertrauten Freunden beklagte und ihnen die Verſicherung gab, daß wenn er

nicht befürchten müßte, das in ihn geſetzte Vertrauen zu täuſchen, er entſchloſſen wäre, den Hof zu verlaſſen.“ Allein die Ermunterung ſeiner Freunde und die klare Einſicht, wie viel Gutes er in der gefährlichen Umgebung des Königs der bedrohten Kirche leiſten, wie viel Böſes er verhindern könne, mag ihn mit ſeiner neuen Stellung ausgeſöhnt haben.

An all' den guten Maßnahmen, die in den erſten Jahren der Regierung Heinrichs II. zur Unterdrückung des Söldner- und Raubritterweſens, beſonders in der Grafſchaft Kent, zur Beſſerung der Gerechtigkeitspflege und zur Herſtellung des königlichen Anſehens getroffen wurden, hatte Thomas ſeinen Antheil. Das Land und alle Stände lebten nach den entſetzlichen Verwüſtungen der langen Bürgerkriege wie neu auf. „Es war,“ ſchreibt der Sekretär des Kanzlers, ſein ſpäterer Biograph Wilhelm, des Stephan Sohn genannt, dem wir in der Darſtellung des dermaligen Lebens des Kanzlers folgen, „es war, als ob ein neuer Frühling für England zu blühen beginne. Die heilige Kirche war umgeben von Achtung und Ehren; die Abteien und Bisthümer wurden an untadelhafte Leute ohne Simonie vergeben; dem Könige gelang, Dank dem Schutze deſſen, der der König der Könige iſt, jedes Unternehmen; das Reich ſah ſeinen Wohlſtand von Tag zu Tag wachſen und die Ueberfülle von allen Seiten wie durch ein Wunder hereinſtrömen.“

Die Geſchichte kennt wenige Beiſpiele ſolcher wechſelſeitigen Anhänglichkeit, wie ſie Heinrich II. und ſein Kanzler in dieſen erſten Jahren gemeinſamen Wirkens ſich bezeigten, und wenn dieſe Anhänglichkeit ſpäter in den bitterſten Haß auf Seiten des Königs umſchlug, ſo erklärt ſich dieſes nur, weil die Religion, die Freiheit der Kirche und des Gewiſſens, ſich nicht beugen laſſen. Auf Seiten des Kanzlers war die Anhänglichkeit des jungen, damals noch beſſerer Leitung zugänglichen Königs eine wohlverdiente. Mehr noch als die erfolgreiche Wirkſamkeit des Kanzlers und ſeine außerordentliche Beliebtheit beim Klerus, in der Armee und beim Volke war es die Macht ſeiner Perſönlich-

keit, welche ihm das Herz des Königs gewann. „Thomas," ſchreibt ſein Sekretär Wilhelm, „war von hohem Wuchſe, von einnehmender und anmuthiger Geſtalt; in ſeinem Geſichtsausdruck paarten ſich Milde und Energie, ſeine Sprache war elegant und beredt, ſeine Einſicht ſcharf, ſein Geiſt edel und erhaben. Strenge gegen ſich ſelbſt und immerdar auf den Fortſchritt in der Tugend bedacht, war er nachſichtig gegen Alle und voll von Mitleiden mit den Armen und den Unterdrückten, während er den Stolzen widerſtand. Treu in ſeiner Freundſchaft, begünſtigte er das Fortkommen ſeiner Freunde, ohne hierdurch irgendwie ſeiner Hochherzigkeit gegen Jedermann Eintrag zu thun. Höflich, entgegenkommend und mittheilſam, war er doch klug und ſchweigſam, ebenſo wenig fähig, ſelbſt zu täuſchen, als ſich täuſchen zu laſſen. Der große Ernſt und die Zurückhaltung, deren er ſich von früher Jugend an befliſſen hatte, prägten ſeiner ganzen Haltung die Weisheit der Kinder der Welt auf und befähigten ihn, ſpäter für die der Kinder des Lichtes Zeugniß abzulegen."

Um einen ſeiner hohen Stellung entſprechenden Glanz entfalten zu können, erhielt er zu den früheren geiſtlichen Präbenden das Gouvernement des Towers und des Schloſſes zu Berkhamſtead, die Grafſchaft Eye ſammt 120 Rittern. Der neue Kanzler widmete ſich mit ganzer Kraft ſeinem Amte. Er ſchien völlig in einen Staatsmann verwandelt, der ſich mit Sicherheit auf den ſchlüpferigen Pfaden der Diplomatie und des Hofes bewegte. Nicht nur betheiligte er ſich an allen Hoffeſten, ſondern er ſchien ſeinen Herrn noch an äußerem Glanz übertreffen zu wollen. In ſeinem Palaſte prangten goldene und ſilberne Geſchirre; ſeine Tafel beugte ſich unter der Laſt koſtbarer Gerichte und Getränke; ſein gaſtliches Haus ſtand Allen offen, den Reichen wie den Armen. Täglich ſpeiste er mit einer großen Anzahl vornehmer Gäſte, die, wie ſein Biograph Wilhelm erzählt, auf friſchen Binſen oder grünen Kräutern ſich lagerten, womit ſein Speiſeſaal beſtreut war.

Thomas lebte für seine Person sehr mäßig; auch als Kanzler ließ er in den strengen Bußübungen nicht nach. „Ich habe von seinem Beichtvater Robert, dem ehrwürdigen Canonikus von Merton, gehört," schreibt Wilhelm, des Stephan Sohn, „wie untadelhaft alle Zeit die Sitten des Kanzlers gewesen, nicht etwa aus Mangel an Versuchungen, denn der König scheute sich keineswegs, ihn zu allen Unordnungen aufzufordern. Der muthige und von Gott zu Großem vorherbestimmte Diener Gottes wachte ebenso mit einer löblichen Strenge über seine Sinne. Als ein weiser Verwalter entfaltete er allen Eifer in der Erfüllung seiner wichtigen Aemter und lebte ganz für die Interessen des Volkes und der Einzelnen, so daß schlechte Leidenschaften in seiner Seele keinen Raum fanden; denn der Müßiggang, sagt ein Alter, ist der Laster Anfang. Aufrichtig der Tugend ergeben, verstand er, ihr in seiner Umgebung Achtung zu verschaffen." An einer Reihe von Beispielen zeigt der Chronist die hohe Achtung, die Thomas deßhalb allenthalben im Lande genoß. „Der Adel des Reiches und der benachbarten Königreiche stritt sich um die Ehre, seine Söhne in das Haus und den Dienst des Kanzlers aufgenommen zu sehen. Wenn dieselben hinreichend unterrichtet und in dieser Schule gestählt waren, stattete er sie als Ritter aus und entließ sie mit Wohlthaten überhäuft zu ihren Eltern; einige derselben hielt er auch in der Umgebung seiner Person. Auch war er vom Könige zum Erzieher des jüngern Prinzen, des Thronerben, ernannt worden; er erzog ihn in Gesellschaft von Kindern des hohen Adels, die von seinem Alter waren, ließ ihn dienen, unterrichten und mit Sorgfalt und Hingebung erziehen."

Das Streben der weltlichen Regierung nach Erwerb von Besitzthümern verletzte das religiöse Gefühl des Kanzlers, welcher oftmals die Rechte der Kirche gegen unbefugte Eingriffe vertheidigen mußte. In allen seinen Amtsverrichtungen ließ sich der kirchliche Geist nicht verkennen, obwohl unter seinem Kanzleramte *Manches* gegen die Rechte der Kirche geschah, was jedoch

mehr dem herrſchſüchtigen Willen des Königs und den Einflüſterungen der Höflinge zuzuſchreiben iſt. Unermüdlich ſuchte Thomas Ruhe und Sicherheit im Lande herzuſtellen und den Geſetzen Achtung zu verſchaffen. Die Zeit des Friedens benützte er zu ſchönen Bauwerken; namentlich ließ er das faſt ganz zerfallene Königsſchloß zu London mit erſtaunlicher Schnelligkeit wieder herſtellen. Auf ſeinen Vorſchlag verlieh der König die lange verwaisten Bisthümer nur den würdigſten Prieſtern. Auch berief er fromme und durch Wiſſenſchaft ausgezeichnete Mönche nach England und wies ihnen angemeſſene Stellungen an.

Wie in London, ſo entfaltete Thomas Becket auch auf ſeinen Reiſen einen großen Prachtaufwand. Mit ganz beſonderem Glanze trat er in Frankreich auf. Heinrich II. hatte ihn an König Ludwig VII. von Frankreich geſchickt, um deſſen Tochter Margaretha für den Prinzen von Wales zu freien. Der Kanzler war von mehr als 200 Begleitern in prachtvollſter Ausrüſtung umgeben. So oft er in eine Stadt kam, eröffneten ſeinen Einzug 50 ſingende Edelknaben, dann folgten die Jagdhunde und dieſen acht Wagen, jeder mit fünf Pferden beſpannt, für die Vorräthe, das Silbergeſchirr und die Garderobe. Hierauf kamen die Schildknappen mit den Streitroſſen, Junker, Falkner, Hausbeamte, Ritter, Geiſtliche und zuletzt der Kanzler in Begleitung einiger Freunde. Wo er vorüberzog, hörte man die Leute ſagen: „Wie reich muß der König von England ſein, wenn ſchon ſein Kanzler mit ſolchem Glanze reist!“

Als Heinrich die zweifelhaften Rechte ſeiner Gemahlin Eleonora auf die Grafſchaft Toulouſe mit dem Schwerte erzwingen wollte, gab ihm ſein Kanzler den vortrefflichen Rath, die perſönliche Dienſtleiſtung ſeiner Vaſallen in eine Geldhilfe zu verwandeln. Von jedem Ritterlehen in England erhob er drei Pfund und von jenen auf dem Continente je 40 anjouiſche Schillinge. Mit dieſem Gelde warb der König ein Heer von Soldtruppen, dem ſich mehrere engliſche und fremde Barone, ſelbſt König Malcolm von Schottland und König Raimund

von Aragonien anſchloſſen und an deſſen Spitze Heinrich II. vor Toulouſe zog. Thomas Becket hatte auf eigene Koſten 700 Ritter angeworben und zeichnete ſich vor Allen durch ſeinen Muth und Unternehmungsgeiſt aus. Da in der Stadt Toulouſe nur eine ſchwache Beſatzung lag, rieth der Kanzler, unverzüglich einen Sturm zu wagen, um ſich des in der Stadt befindlichen Königs von Frankreich zu bemächtigen; Heinrich wagte jedoch nicht, gegen ſeinen Lehensherrn zu kämpfen. Er zog mit ſeinem Heere in die Normandie zurück; nur der Kanzler blieb, um die gemachten Eroberungen zu ſichern. Er befeſtigte Cahors, eroberte drei für unbezwinglich gehaltene feſte Schlöſſer und brach auch eine Lanze mit einem franzöſiſchen Ritter, deſſen Roß er als Preis ſeines Sieges gewann. Der kriegeriſche Kanzler überſchritt mit ſeinen Soldaten ſogar die Garonne und ſicherte die ganze Landſchaft ſeinem Könige und kehrte endlich auf deſſen Aufforderung in die Normandie zurück, geſchmückt mit dem Ruhme der Tapferkeit, welcher freilich mehr einem Kriegsmanne, als einem hochgeſtellten Geiſtlichen entſprach. Wenn Thomas hierin dem Geiſte und den Sitten ſeiner Zeit entgegen kam, ſo hinderte das nicht den außerordentlichen Mann, auch unter den Waffen den Glanz ſeiner ſeltenen und edlen Tugenden ſich zu wahren. „Als geſchickter Politiker," ſagt mit Recht der engliſche Geſchichtsſchreiber Froude, „verſtand er ſo trefflich den König und den Adel Frankreichs zu gewinnen, daß er trotz aller Verluſte, die er dieſem Lande im Kriege beigebracht, trotz der Conceſſionen, die ſeine geiſtige Ueberlegenheit ihm abgerungen hatte, dort mit Ehren aufgenommen wurde und ein geſichertes Aſyl fand während der ſechs Jahre, die ſein Exil dauerte.... Man kann ſagen, daß er eine Art von bezaubernder Gewalt auf alle ausübte, die ihm nahten, derart, daß ſie ſchnell vergaßen, ſowohl was ihres Intereſſes war, als was nicht."

Dieß zeigt ſich beſonders bei einer zweifachen, für Heinrich II. gleich wichtigen Angelegenheit, ſowohl bei den Unterhandlungen für die Vermählung des jungen Prinzen Heinrich

mit Margaretha, der Tochter des franzöſiſchen Königs, als bei der Sicherung der Thronfolge des Prinzen in England ſelbſt. An der Spitze der feierlichen Geſandtſchaft, welche zur Ordnung der erſten Angelegenheit 1159—1160 meiſt in Paris weilte und welche Frankreich durch ihren Aufzug, ihre Pracht und ihre Größe in Erſtaunen ſetzte, gelang es Thomas, alles von Ludwig VII. zu erreichen, was ſein König wünſchte. Schon vorher hatte er den Adel und die Stände des Königreichs vermocht, dem jungen Heinrich den Treueeid zu leiſten: er fand, ſchreibt Roger von Pontigny, weder Widerſtand, noch ſelbſt Widerſpruch, und Alle ſtaunten, daß dieſer Mann ohne Geräuſch erreicht hatte, was man vielleicht dem Könige in eigener Perſon verſagt haben würde. Mag es nun die Furcht vor der militäriſchen Tüchtigkeit des Kanzlers geweſen ſein, oder die Einſicht in das eigene Intereſſe, jedenfalls trat in der Ordnung einer nach der Auffaſſung und Sitte der Zeit ſo gefährlichen Angelegenheit, wie die Thronfolge, die Größe des Kanzlers ſo recht zu Tage und verpflichtete den König zur größten Dankbarkeit.

Dieſe Dankbarkeit mußte ſich noch ſteigern im Hinblick auf den raſtloſen Eifer, mit dem Thomas den Intereſſen des Königs in England ſelbſt diente. Während derſelbe ſich leidenſchaftlich ſeinen Zerſtreuungen hingab, regierte der Kanzler mit Weisheit, Kraft und Milde. Es gelang ihm, eine Anzahl Burgen, die Sitze von Räubereien und Gewaltthätigkeiten, zu zerſtören, Ordnung und Sicherheit im Lande herzuſtellen. Friedlich konnte der Handelsmann auf den Landſtraßen ſeinen Waarentransport leiten, ungeſtört lebte der Gutsbeſitzer auf ſeinem Eigenthum; die Gläubiger erhielten Gerechtigkeit; Handel und Kultur hoben ſich. Schöner noch als dieſes Zeugniß ſeiner ſtarken Gerechtigkeitspflege, welches ihm alle Zeitgenoſſen geben, iſt das andere, welches Roger von Pontigny ihm gibt. Anknüpfend an die Freigebigkeit des Kanzlers und die Anmuth und Güte rühmend, mit der er alle Akte ſeiner Freigebigkeit umkleidet, ſagt er: „Thomas war die Liebe und die Freude

Aller geworden. Zum Kanzler fanden die Unterdrückten und Schwachen immer Zutritt; die Sache der Wittwen kam immer leicht zu seinen Ohren; die Waisen und die Verlassenen flehten niemals umsonst seine Gerechtigkeit und seinen Schutz an."

Obwohl sich dergestalt in der ganzen Führung seines Amtes der kirchliche Geist des Kanzlers nicht verkennen läßt, so gab es doch einzelne Fälle, in welchen er sich dem Könige willfährig zeigte. Als nämlich 1157 der Bischof von Chicheſter die kirchliche Suprematie des Papstes vertheidigte, erklärte der König in Beckets Gegenwart die päpstliche Autorität als etwas von den Menschen Angenommenes und tadelte den Bischof, daß er sich der von Gott angeordneten Autorität des Königs widersetze. Thomas gab dem Könige wenigstens insofern indirect Recht, als er den Bischof an den seinem Herrn geschworenen Eid der Treue erinnerte.

Aus diesem Vorfall ist ersichtlich, daß schon damals Heinrich II. seine königliche Gewalt den Gerechtsamen der Kirche als unbedingt übergeordnet erklärte. Der Kanzler ging auch von unrichtigen Grundsätzen aus, obwohl seine schonende Behandlung der Kirche darauf hindeutet, daß ihm bereits eine Ahnung des Richtigen innewohne. Die treue Verwaltung des Kirchenvermögens, die schützende Abwehr gegen alle Angriffe der weltlichen Gewalt, die rasche Besetzung vacanter Pfründen mit frommen und gelehrten Männern, die Frömmigkeit und Reinheit seines Wandels bildeten immerhin eine würdige Vorbereitung für die spätere hohe Lebensstellung des Kanzlers als Erzbischof von Canterbury und Primas von England.

V.

Thomas Becket wird zum Erzbischofe von Canterbury gewählt. Seine bischöfliche Wirksamkeit.

Nach einer 22jährigen Regierung der Kirche von Canterbury *starb Erzbischof* Theobald, hochbetagt und reich an Ver-

dienſten, am 18. April 1161. In ſeiner letzten Krankheit dictirte er noch ſeinem Geheimſchreiber einen rührenden Brief an König Heinrich II., worin er denſelben um Schutz für ſeine Kirche zu Canterbury anflehte und ihm die Wahl eines würdigen Nachfolgers, ſowie die Beſtätigung aller Freiheiten und Gewohnheitsrechte der Geiſtlichkeit ſeines Erzbisthums empfahl. Die höchſte Würde der Kirche in England ſtand nun zur Verfügung des Königs.

Die allgemeine Meinung bezeichnete alsbald Thomas Becket als Nachfolger Theobalds; die Hofleute nannten ihn ſchon den zukünftigen Erzbiſchof. Thomas befand ſich damals ſchwer erkrankt zu St. Gervais in Rouen, wo ihn die beiden Könige von Frankreich und England durch ihren Beſuch auszeichneten. Nach ſeiner Geneſung ſaß er eines Tages in einem Gewande mit weiten Aermeln am Schachbrett, als der Prior von Leiceſter in das Gemach trat und fragte: „Wozu ein ſolches Kleid? Es paßt beſſer für einen Falkner, als für einen Geiſtlichen. Ihr vereinigt in einer Perſon die Würde eines Archidiakons von Canterbury, Dekans von Haſtings, Probſtes von Beverley, Erzbisthumsverweſers, und — wie das Gerücht geht — werdet ihr bald Erzbiſchof.“ Thomas erwiderte ernſt: „Ich kenne drei arme Prieſter in England, die ich lieber zu dieſer Würde erhoben ſähe, als mich; denn würde ich je dazu befördert, dann müßte ich — wie ich meinen Herrn von Innen und Außen kenne — entweder ſeine Gnade verlieren oder, was ferne ſei, den Dienſt Gottes und die Pflicht meines Gewiſſens hintanſetzen!“ Er täuſchte ſich nicht. Aus vielen Zeugniſſen der Zeitgenoſſen geht hervor, daß Heinrich II. wirklich mit dem Gedanken umging, in der Perſon des Thomas Becket die Würde des Kanzlers mit jener des Erzbiſchofs zu vereinigen; denn er glaubte in ihm ein gefügiges Werkzeug zu beſitzen zur Ausführung ſeines lang gehegten Planes: die Unterwerfung der *Kirche unter* die Willkür des Königs. Zur Rechtfertigung *ſeines Entſchluſſes* berief ſich Heinrich auf den Erzbiſchof von

Mainz, welcher unter dem deutſchen Könige, und auf den Erzbiſchof von Köln, der in Italien unter dem Kaiſer Erzkanzler ſei. Dreizehn Monate verſchloß Heinrich dieſen Plan in reiflicher Ueberlegung in ſeiner Bruſt; unterdeſſen zog er die Einkünfte des Erzbisthums für ſeine Schatzkammer ein. Sollte ihm jetzt nicht mit einem Schlage gelingen, durch einen Mann von der Geiſtesgröße, dem unbeſtrittenen Anſehen, der Geſchäfts- und Rechtskenntniß und der Energie des Kanzlers das Ziel, wonach ſeine königlichen Vorfahren vergeblich geſtrebt, zu erreichen? Niemand am Hofe ahnte wohl, wenn Heinrich gelegentlich wie aus Scherz von der Erhebung des Kanzlers auf den Primatialſtuhl von Canterbury ſprach, wie weit die Pläne des Königs ſchon zur Reife gediehen waren.

Thomas Becket, welcher mit ſeinem Herrn in der Normandie verweilte (zu Anfang des Jahres 1162), war gerade im Begriff, im Auftrag des Königs nach England überzuſetzen, als ihn dieſer in der Nacht, die ſeiner Abreiſe vorherging, zu einer geheimen Unterredung nach dem Schloſſe Falaiſe berief. Während die Höflinge nicht anders wußten, als daß die Sendung des Kanzlers nach England die Unterdrückung einiger Unruhen in Wales und die Vorbereitungen zur Krönung des jungen Heinrich beträfen, ſagte jetzt der König beim Abſchied dem Kanzler: „Du kennſt noch nicht ganz die Urſachen deiner Entſendung. Es iſt mein Wille, daß du Erzbiſchof von Canterbury werdeſt.“ Thomas zeigte lächelnd auf ſein weltliches Kleid und ſprach: „Welchen Ordensmann, welchen Heiligen wollt ihr auf den heiligen Stuhl über einen ſo heiligen Convent von Mönchen ſetzen? Wenn Gott es ſo fügte, daß ich Erzbiſchof von Canterbury würde, müßte ich bald eure Gunſt verlieren, und die innige Freundſchaft würde ſich ſchnell in Haß verwandeln; denn ihr würdet Manches verlangen und auf Vieles in kirchlichen Dingen Anſpruch machen, was ich nicht gleichmüthig hinnehmen könnte. Dann würden Neider dieſen Anlaß benützen und den Groll *zwiſchen uns* gegenſeitig aufregen.“ Der König erachtete dieſe

ahnungsvollen Worte als Scherz, da ihn das seitherige Benehmen des Kanzlers an ihren furchtbaren Ernst nicht glauben ließ.

Thomas reiste in Erfüllung seiner Mission nach England ab und erfuhr bald, wie ernst es dem Könige mit seinem Plane war. Im Monate Mai des Jahres langten zu Canterbury die Bischöfe von Chicheſter, Exeter und Rocheſter in Begleitung des königlichen Großjuſtitiars Richard von Lucy bei den Mönchen der Kathedrale mit dem Befehl des Königs an, zur Wahl eines neuen Erzbiſchofs zu ſchreiten.

Die Abgeſandten begrüßten den Convent von Canterbury im Namen des Königs und machten ſeine Wahlbegehr nur als Empfehlung geltend; denn es war ein althergebrachtes Recht, daß der Mönchsconvent von Canterbury in freier Wahl den Erzbiſchof ernannte.

Die Wähler waren in ihren Anſichten getheilt. Die Einen ſahen in dem Wunſche des Königs eine Gunſt und meinten, Heinrich wolle durch Aufſtellung eines ſo glorreichen Vermittlers zwiſchen Thron und Altar der Kirche dauernden Frieden und Wohlfahrt zuwenden. Die Andern erklärten hingegen, eine ſolche Gunſt könne nur zum Nachtheil der Kirche gereichen, weil die königlichen Beamten nur um ſo kühner und rückſichtsloſer ſich an den Kirchengütern vergreifen würden, wenn der Erzbiſchof nicht aus der Kirche, ſondern vom Hofe genommen werde. Es widerſtreite ohnedieß dem göttlichen Rechte, einen Mann, für den mehr der Soldatenrock als die Stola paſſe, der Jagdhunde und Vögel halte, zum Hirten einer faſt über das ganze Königreich ſich ausbreitenden geiſtlichen Heerde zu machen. Eher ſei zu erwarten, er werde als gefräßiger Wolf die Heerde zerſtreuen und zerfleiſchen, denn als guter Hirt ſie auf die Weide führen. Doch die Geiſtlichkeit war ſeit Wilhelm dem Eroberer gewohnt, den Wünſchen des Landesherrn zu willfahren; ſie wagte es daher nicht, ſich dem Willen des *jähzornigen und* herrſchſüchtigen Königs zu widerſetzen. Sämmtliche Stimmen, ſowohl der Biſchöfe als der Mönche, fielen auf

den königlichen Candidaten. Die Geſandten ſtellten die Zuſtimmung des Königs in ſichere Ausſicht und ſchrieben eine feierliche Verſammlung nach London aus, wozu auch die Großen des Reiches und die Beamten berufen wurden. Der Prior von Canterbury verkündete die ſtattgehabte Wahl und die Biſchöfe beſtätigten, daß auch dabei die kanoniſche Form beobachtet worden ſei. Alle gaben ihre Zuſtimmung. Nur Biſchof Gilbert Foliot von Hereford bemerkte ſpöttiſch, der König habe ein Wunder gewirkt, indem er einen Soldaten in einen Prieſter und einen Laien in einen Erzbiſchof verwandelt habe. Es wurde ſchon damals angenommen, dieſe Bemerkung ſei aus dem Aerger des getäuſchten Ehrgeizes hervorgegangen, eine Vermuthung, welche durch das ſpätere Benehmen dieſes Biſchofs nur zu ſehr beſtätigt wird.

Vom erſten Augenblicke an, wo Thomas ſelbſt von ſeiner Wahl ſprechen hörte, hatte er alle Mittel in Bewegung geſetzt, wie Roger von Pontigny bemerkt, um dieſelbe zu verhindern, da er wohl wußte, daß er bald zwiſchen dem Willen des Königs und der Pflicht des biſchöflichen Amtes zu wählen haben würde. Aber Gott hatte es anders beſchloſſen. Der Kardinal Heinrich von Piſa, der apoſtoliſche Legat, drang ſo ſehr in Thomas, daß er endlich die Wahl annahm.

Die feierliche Verkündigung der Wahl geſchah durch Heinrich von Wincheſter in der Weſtminſterkapelle am 30. Mai 1162. Thomas Becket ſtand im vierundvierzigſten Lebensjahre; fünf Jahre hatte er das Amt eines Kanzlers bekleidet. Die königliche Beſtätigung erfolgte raſch. Auf Befehl Heinrichs II. wurde Thomas von dem Thronerben und von Richard de Lucy, als Stellvertreter des Königs, von allen Verbindlichkeiten bürgerlicher Art, von jedem Dienſte bei Hofe, von aller Klage, Verfolgung und jeder ſonſtigen Abhängigkeit ſchlechthin, welche aus ſeiner früheren Verwaltung öffentlicher Aemter noch beſtehen mochten, für jetzt und alle Zukunft freigeſprochen und ſo als *Freier der Kirche von* Canterbury übergeben. Der Biſchof von

Rocheſter weihte Thomas am 3. Juni 1162, am heiligen Pfingſttage, zum Prieſter; dann zog Letzterer mit großem Geleite in die Metropole zu Canterbury, um dort die biſchöfliche Conſecration zu empfangen. Sie wurde unter dem Jubel des Volkes, „einer Freude, die Niemand beſchreiben kann“, durch den Biſchof von Wincheſter ertheilt, da der biſchöfliche Stuhl von London, deſſen Inhaber das Recht zuſtand, den Primas zu conſecriren, damals unbeſetzt war. Eine große Anzahl von Geiſtlichen und Laien, insbeſondere auch der geſammte hohe Adel, hatte ſich zur Feier eingefunden. Thomas empfing die Biſchofsweihe, wie Roger von Pontigny ſchreibt, „nicht achtend auf die Zeichen der allgemeinen Freude, ſondern das Herz gerührt in Demuth und Salbung, die Augen ſtrömend von Thränen, mehr beſchäftigt mit der Laſt, die ihm auferlegt, als mit der Ehre, die ihm erwieſen wurde.“

Der neue Erzbiſchof ordnete alsbald eine Geſandtſchaft, an deren Spitze Johann von Salisbury ſtand, an Papſt Alexander III. ab, welchen ſie zu Montpellier trafen. Sie brachten das Pallium, das Zeichen der ihm vom oberſten Hirten übertragenen Jurisdiktion, für den Erzbiſchof nach Hauſe. Damals ahnte wohl der Papſt nicht, welch glorreichen Streiter für ſeine Sache und für die Freiheit der Kirche er mit der Ueberſendung des Palliums beſtätigt habe. Feierlich nahm Thomas, angethan mit ſeinen Pontifikalkleidern und nach Leiſtung des vorgeſchriebenen Eides, vom Hochaltar der Kirche zu Canterbury das Symbol ſeiner geiſtlichen Gewalt.

Mit ſeiner Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl erſchien Thomas Becket gänzlich verändert. Seine Zeitgenoſſen und neuere Geſchichtsſchreiber beurtheilen dieſe geiſtige Umänderung je nach ihrer religiöſen Anſchauung verſchieden; aber alle ſind mit ſeltener Uebereinſtimmung einmüthig in der Conſtatirung und Darlegung der veränderten Lebensweiſe des Erzbiſchofs. Ihren näheren Grund legt Wilhelm, des Stephan Sohn, in folgenden Worten ſchon dar: „In ſeiner Biſchofs-

weihe empfing Thomas unter den sichtbaren Zeichen des Sakramentes die unsichtbare Salbung der göttlichen Gnade, und indem er den Weltmenschen auszog, zog er Jesum Christum an und dachte nur noch an die religiösen Pflichten eines heiligen Erzbischofs."

Thomas erwachte nach seiner Wahl wie aus einem tiefen Schlafe, begann über seine dem Weltdienste gewidmete Vergangenheit ernstlich nachzudenken und daraus Entschlüsse für die Zukunft zu fassen. Es ist für ihn nicht der geringste Titel seines Ruhmes, daß er nach dem Empfang der Bischofsweihe das Bedürfniß anerkannte, an seiner bisherigen nicht sündhaften und skandalösen, aber weltlichen Lebensweise Manches zu ändern. Schon auf dem Weg nach Canterbury bat er einen seiner Begleiter und späteren Biographen, Herbert von Boseham, er möge ihm die Fehler entdecken, welche er selbst und Andere an ihm bemerkten; „denn," fügte er hinzu, „vier Augen sehen heller als zwei."

Der Erzbischof und sein Haushalt zeichneten sich durch große Einfachheit aus. Obwohl seine Tafel mit Speisen reichlich versehen war, so genoß er doch nur wenig davon. Zur Stärkung seiner schwächlichen Gesundheit trank er etwas Wein. Seine strenge Lebensweise war bald so bekannt, daß es schon auffiel, wenn er einmal eine etwas bessere Speise zu sich nahm. Der Chronist berichtet ausdrücklich, daß, als Jemand eines Tages hieran Aergerniß nahm, der Erzbischof ihn mit Sanftmuth belehrte, man könne auch grobe Speisen mit Unmäßigkeit zu sich nehmen, und beim Genusse einer feinen Speise könne man sich ebenso wohl dieses Lasters enthalten. Bei seinen Mahlzeiten versammelte Thomas gerne Gelehrte, Welt- und Klostergeistliche, auch Große des Reiches um sich; jedoch befolgte er den alten Grundsatz seiner Vorfahren: in sein Haus und in seinen Rath keinen Kleriker aufzunehmen, der zu dem Könige in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse stehe. Die Lebensweise des Erzbischofs war sehr streng. Schon um 3 Uhr er-

hob ſich der Erzbiſchof vom Lager, feierte noch vor Tagesanbruch das heilige Meßopfer und wuſch nach demſelben 13 Armen die Füße, beſchenkte ſie auch mit Almoſen. Unter ſeinen Gewändern trug er ſtets ein rauhes Bußkleid. Die Stola als Zeichen ſeiner prieſterlichen Würde legte er weder bei Tag noch bei Nacht ab. Durch eifriges Gebet ſtrebte er nach immer größerer Läuterung ſeiner Seele und nach Vereinigung mit Gott. Er las eifrig in der heiligen Schrift und pflegte dieſelbe zum Gegenſtand der Unterhaltung mit vertrauten Freunden zu machen, wobei er ſtets ſeiner eigenen Anſicht mißtraute. Ebenſo erörterte er häufig mit Gelehrten das kanoniſche Recht, um deſſen Satzungen mit aller Genauigkeit befolgen zu können. Oft zog er ſich in das Kloſter zu Canterbury zurück, wo er ſich in ſtiller Zelle frommen Betrachtungen hingab. Wenn er die heilige Meſſe las, verſenkte er ſich ſo tief in die heiligen Geheimniſſe, daß ſich das Leiden unſeres Herrn und Heilandes ſichtbar ſeinen Augen darzuſtellen ſchien. Allen Leidenden war Thomas ein milder Vater; gerne beſuchte und tröſtete er die kranken Mönche im Kloſter zu Canterbury; täglich ſpeiste er eine große Menge Dürftiger und ließ den Kranken und Schwachen durch ſeine Diakonen Almoſen in's Haus bringen. Die üblichen Liebesgaben ſeines Vorgängers Theobald verdoppelte er noch; überhaupt betrachtete er ſeine Einkünfte mehr als das Eigenthum der Armen, als das ſeinige, und ſtrenge ahndete er die Großen, wenn ſie ſich Bedrückungen erlaubten. Eifrig wachte Thomas über die unparteiiſche Führung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit; deßhalb durfte kein Beamter irgend ein Geſchenk annehmen. Auch er ſchlug jedes Geſchenk aus, um den Schein der Beſtechlichkeit zu vermeiden.

Von der größten Wichtigkeit hielt der Erzbiſchof die Ertheilung der geiſtlichen Weihen. Eingedenk der Worte des Apoſtels: „Lege Niemanden vorſchnell die Hände auf, und mache dich fremder Sünden nicht theilhaftig," war er ſtets bedacht, bei den zu Ordinirenden genau nachzuforſchen, ob die kanoniſchen

Erforderniſſe vorhanden ſeien; denn er ſah eine große Anzahl Prieſter in ſeiner und anderen Diözeſen, welche ihre Würde nicht einem frommen Lebenswandel, ihrer Wiſſenſchaft oder ihren Verdienſten verdankten, ſondern dem Adel ihrer Abkunft, dem Gelde oder der Gunſt des Fürſten.

Das war die Lebensweiſe Thomas Beckets von dem Tage an, wo er die biſchöfliche Weihe erhalten. „Er beſtrebte ſich," ſchreibt Wilhelm, des Stephan Sohn, „alle Dinge mit Ausdauer, Größe, Adel und Würde zu thun; ſein Verhalten gemäß der Klugheit einzurichten, über ſich ſelbſt zu herrſchen, die Regeln der Weisheit und nicht der Meinung zu befolgen; den Schlingen des Glückes zu entgehen; ſich muthig, feſt und unbeugſam im Unglück zu zeigen; ſich als einen Mann zu betrachten, der nicht bloß um ſeinetwillen, ſondern für jeden da ſei, der ſeines Beiſtandes bedürfe, vor allem aber für die Kirche, deren Intereſſen ihm anvertraut ſeien; ſchon auf dieſer Welt nur die Dinge des Himmels zu betrachten; Jeſum Chriſtum nachzuahmen, der zum Leiden auf dieſe Welt gekommen, ihn zu lieben und ſeinen Geboten nachzukommen; endlich ſeine Seele zu retten und alle die Seelen, die ſeiner wachſamen Hut anvertraut waren . . . Entgegen der Erwartung des Monarchen und aller Welt, trennte ſich der glorreiche Erzbiſchof von der Welt in Folge einer jener Umwandelungen, welche die Hand des Allerhöchſten bewirkt, und ſein Entſchluß verurſachte allgemeines Erſtaunen."

Heinrich II. verweilte unterdeſſen auf ſeinen continentalen Beſitzungen. Die bisher ſtummen Neider des Erzbiſchofes und Schmeichler des Königs überbrachten Letzterem verſchiedene befremdende Nachrichten über deſſen „Anmaßung und Herrſchſucht". Es ſcheint, daß die Geltendmachung der Rechte des Stuhles von Canterbury auf verſchiedene Güter und Lehen, die unter den früheren Erzbiſchöfen dem Primatialſtuhle waren widerrechtlich entzogen worden, ſeine Feinde in Aufregung gebracht hatte. *Immerhin wollte* Heinrich Letzteren noch keinen Glauben ſchenken;

er unterdrückte seinen Argwohn und verwies die Ankläger auf sein baldiges Erscheinen in England; dort wolle er an Ort und Stelle ihre Beschwerden untersuchen. Am meisten jedoch muß den König die Nachricht aufgebracht haben, Thomas habe sein Kanzleramt niedergelegt, weil diese Würde unvereinbar mit der eines Erzbischofs sei; denn Heinrich wünschte gerade die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Würde seines Königreichs in der Person seines Günstlings. Kurz nach Weihnachten, sieben Monate nach der Erhebung seines Günstlings zur erzbischöflichen Würde, landete der König bei Southampton, wo Thomas mit dem königlichen Prinzen seiner Ankunft harrte. Der König umarmte seinen ehemaligen Kanzler, den er hier zum ersten Male als Erzbischof sah, und verbrachte mit ihm mehrere Tage in gewohnter Vertraulichkeit. Die alte Freundschaft schien wieder befestigt zu sein, als sie von einander schieden. „Die Ohrenbläser aber zogen sich zurück und verstummten," wie Herbert von Boseham berichtet.

Doch nicht lange dauerte dieses Verstummen. Die Beschwerdeführer wußten dem Könige neuerdings einzuflüstern, der Erzbischof gehe damit um, seine Macht zu erweitern und die kirchlichen Satzungen der Beachtung der königlichen Würde vorzuziehen. Heinrich, dessen Verdacht bereits rege war, suchte den Erzbischof durch vermehrte Güte und Ehrerbietung zu gewinnen. Er bat ihn inständig, sich auch an der Leitung der weltlichen Angelegenheiten zu betheiligen, da seine, des Königs, Anwesenheit in den französischen Besitzungen erforderlich sei; auch möge er die Aufsicht über den künftigen König führen, damit diesem Nichts ermangele, was zur würdigen Uebernahme der Regierung nothwendig sei. Der schlaue Normanne hoffte auf diese Weise den Erzbischof an seine Person und sein Haus zu fesseln und dadurch den Einfluß des heiligen Stuhles auf England zu schwächen. Aber der Erzbischof verhehlte sich nicht, daß die Geschäfte des Reiches sich nicht wohl mit der Sorge für die Kirche vereinigen lassen; denn zwei Herren zugleich

dienen, ist nicht möglich. Er durfte weder den früheren Zustand der Kirche Englands herbeiführen, noch seinen Eid, der römischen Kirche treu zu sein, um des Königs willen brechen. Deßhalb ertheilte er nur eine ausweichende Antwort. Die Würden und Gerechtsame des Königs versprach er zu beobachten; auch seinen Rath nach Vermögen in Regierungssachen abzugeben. Dabei aber war er fest entschlossen, vorzüglich die Pflichten seines erzbischöflichen Amtes genau zu erfüllen. Und so oft er auch gedrängt wurde, unwandelbar beharrte er bei derselben Antwort.

Immerhin verlief das erste Jahr (1163), welches Thomas auf dem altehrwürdigen Stuhle zu Canterbury zubrachte, verhältnißmäßig ruhig. Bei zwei feierlichen Gelegenheiten kamen der König und der Primas zusammen. Die erste war die Weihe der Abtei Reading, in deren Kirche die Reste des Ahnherrn des Königs ruhten; die andere war die große Feier der Erhebung der Gebeine des Bekenners Eduard, den eine Bulle Alexanders III. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hatte. Jedermann freute sich ihrer über die Freundschaft, die zwischen dem Erzbischof und dem Könige noch herrschte, eine Freundschaft, die durch einen mehrtägigen Besuch Beckets beim Könige vor seiner Abreise zum Concil von Tours, wohin ihn Papst Alexander III. beschieden, besiegelt schien und vor dessen Besuch er dem Könige den jungen Heinrich, dessen Erziehung ihm anvertraut war, persönlich zuführen wollte. Allein dieß freundliche Zusammensein sollte das letzte sein.

VI.

Ausbruch des Kirchenstreites. Spannung zwischen Heinrich II. und Thomas Becket.

Papst Alexander III. hatte auf den Monat Mai 1163 eine Kirchenversammlung nach Tours ausgeschrieben, auf welcher die schismatischen Pläne des deutschen Kaisers Friedrich I. Bar-

baroſſa und ſeines Afterpapſtes vereitelt und durch den rechtmäßigen Papſt, den England und Frankreich anerkannten, die geeigneten Mittel zur Wiederherſtellung der durch das deutſche Schisma ſehr gelockerten kirchlichen Disciplin ergriffen werden ſollten. Thomas Becket ſollte auf dem Concil die Kirche von England vertreten. In Begleitung ſeines treuen Sekretärs Herbert von Boſeham landete er, nachdem er nach ſeiner Verabſchiedung vom Könige mehrere Tage auf günſtigen Wind gewartet, endlich in Gravelines, wo die Großen des Landes, an der Spitze Graf Philipp von Flandern, ihn in allen Ehren empfingen. Seine Reiſe durch die Normandie und Maine und den der engliſchen Krone gehörenden Ländern glich einem förmlichen Triumphzuge; denn Städte und Dörfer wetteiferten in dem Empfang des Erzbiſchofs, dem der Ruf ſeiner Weisheit und ſeiner Tugenden vorangeeilt war. Drei Tage vor Eröffnung des Concils langte Thomas in Tours an. Bei ſeiner Annäherung gerieth die ganze Stadt in Aufregung. Nicht bloß Bürger und Einheimiſche, ſondern auch fremde Geiſtliche und alle Kardinäle bis auf zwei, wie der Chroniſt ſagt, die in der Nähe des Papſtes bleiben mußten, gingen ihm entgegen. Der Papſt bewies ebenfalls, in welch' hoher Bedeutung er den Primas von England halte, indem er aus ſeinem Gemache heraustrat, den Erzbiſchof begrüßte und, als er ihn ermüdet fand, bald mit den Worten entließ: „Gehe, Bruder, ruhe aus; nach der Anſtrengung iſt Ruhe nothwendig."

Das Concil wurde am 19. Mai in der Kathedrale eröffnet, und Arnulph, Biſchof von Liſieux, erhielt vom Papſte den ehrenvollen Auftrag, den verſammelten Vätern — es waren zugegen 17 Cardinäle, 124 Biſchöfe und 114 Aebte — die Lage der Kirche auseinanderzuſetzen. In der noch vorhandenen Rede wies Arnulph mit großer Beredtſamkeit auf die Freiheit der Kirche als das einzige Mittel hin, den Uebelſtänden der Zeit abzuhelfen. Das Concil faßte eine Reihe von Beſchlüſſen über die Verwaltung des Kirchengutes, die Ordnung des Kloſter-

weſens, die kirchliche Gerichtsbarkeit und die Gewalt der Biſchöfe. In Folge des Concils erhielt Papſt Alexander von den Monarchen Frankreichs und Englands die Einladung, eine Stadt ihrer Länder zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte zu wählen, und der Papſt beſtimmte hierzu Sens, wo er vom 1. Oktober 1163 bis Oſtern 1165 weilte.

Es war nicht einzig die Theilnahme am Concil, was Thomas bewog, die Reiſe nach Frankreich zu unternehmen. Es beunruhigte ihn auch der Gedanke, daß er ſeine Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl mehr dem Könige als den Wahlberechtigten verdanke; denn ſeine Wahl in der Weſtminſterkapelle war der Geiſtlichkeit mehr durch den entſchiedenen Willen Heinrichs abgenöthigt worden und konnte deßhalb nicht als freie Ausübung des auf die Kirchengeſetze ſich gründenden Rechtes gelten. Thomas Becket wollte ſeine Würde aus den Händen des Papſtes empfangen. Er legte daher dieſelbe zu den Füßen des Stellvertreters Jeſu Chriſti nieder. Dieſer aber hieß ihn die Bürde des Hirtenamtes wieder auf ſeine Schultern nehmen. Sodann erneuerte Papſt Alexander noch der Kirche von Canterbury einige ihrer Vorrechte und entließ den Erzbiſchof mit dem Friedenskuſſe und mit ſeinem Segen.

Neu geſtärkt in ſeinem kirchlichen Bewußtſein, kehrte Thomas nach England zurück, wo er von dem Könige anſcheinend mit der alten Hochachtung empfangen wurde. Allein das Jahr ſeiner Reiſe nach Tours war noch nicht zu Ende, als der Sturm gegen die Kirche in England entbrannte.

Welches der erſte Anlaß zum engliſchen Kirchenſtreite war, iſt aus den Berichten der Zeitgenoſſen nicht klar zu erkennen. War ſchon der Unwille des herrſchſüchtigen engliſchen Monarchen durch die nachdrückliche Geltendmachung der Rechte der Kirche von Canterbury auf die ihr gehörenden Güter erregt worden, ſo war derſelbe zweifelsohne durch die großartigen, dem Erzbiſchofe auf dem Continente dargebrachten Huldigungen geſteigert worden. Ferner erzählt Roger von Pontigny: In einer Pre-

digt an Klerus und Volk ſprach der Erzbiſchof vom Reiche Chriſti, das heißt der Kirche, und den weltlichen Reichen; von den beiden Kronen, der geiſtlichen und der weltlichen; ſowie vom geiſtlichen und weltlichen Schwert. Heinrich war auch zugegen und fühlte ſich tief verletzt, weil Thomas der geiſtlichen Würde vor jeder weltlichen den Vorzug gab. Er ſah nun klar ein, wie ſehr er ſich in ihm getäuſcht hatte, und daß er den Erzbiſchof nie zu ſeiner Ueberzeugung hinüberziehen könne, nämlich: die Kirche dürfe nur ſo viel Macht und Vermögen beſitzen, als der König bewillige.

Lebhafter brach ſchon der Zorn des Königs auf einer Verſammlung zu Woodſtock (1163) aus, wo Heinrich das ſogenannte Dänengeld für ſeinen Schatz beanſpruchte. Es war das eine kleine jährliche Abgabe von jeder Hufe Landes, die den Sherifs der Grafſchaften als Erkenntlichkeit für die der Bevölkerung im Intereſſe ihrer Sicherheit geleiſteten Dienſte gezahlt wurde. Die Forderung dieſer durchaus freiwilligen Abgabe für den Fiscus verſetzte die Verſammlung in die größte Aufregung, und Thomas Becket ſprach nur den Willen der Verſammlung aus, als er in Vertheidigung eines überaus werthvollen engliſchen Volksrechtes dem Könige erklärte: „Wenn deine Beamten (die Sherifs) ſich gegen das Volk benehmen, wie es ihre Pflicht iſt, ſo werden wir auch fernerhin die hergebrachte Sitte beobachten; wenn nicht, werden wir die Abgabe verweigern und Niemand kann uns dazu zwingen.“

Um dieſelbe Zeit kam es wegen der Beſetzung der vom Erzſtuhle Canterbury abhängigen Kirche von Eynesford zu einem neuen Zerwürfniß. Der Herr des Edelgutes gleichen Namens weigerte ſich, den von Thomas ernannten Kleriker in ſein Beneficium eintreten zu laſſen; der Erzbiſchof zwang ihn mit Kirchenſtrafen dazu. Heinrich, der für den Edelmann Partei genommen, erkannte hierin eine Verletzung des königlichen Anſehens. Als die Sache endlich geordnet war und man dem Könige Nachricht davon gab, erklärte derſelbe: „Das iſt zu ſpät, als daß ich dem

Erzbischof noch Dank dafür wüßte.“ Man erkennt aus dieser Antwort, daß der Entschluß des Königs gefaßt war. Zum Vorgehen gegen den Erzbischof wählte er die Privilegien der geistlichen Gerichtsbarkeit.

Unter der Herrschaft der Angelsachsen übten, wie bereits im Allgemeinen bemerkt, die Bischöfe gemeinschaftlich mit den Edlen das Amt der peinlichen Gerichtsbarkeit über die Laien aus. Die Geistlichen aber hatten im Bischof ihren einzigen Richter, welcher auch noch über gewisse Vergehen gegen die Rechte der Kirche und die Gebote der Religion bei den Laien entschied. Trotzdem aber wurden in England viele in andern Ländern dem geistlichen Richter vorbehaltene Fälle von dem Bischof und Sherif gemeinschaftlich entschieden. Wilhelm der Eroberer hatte beide Gerichtsbarkeiten gänzlich von einander getrennt und sogenannte Christengerichte eingesetzt, welche aus dem Bischofe und dessen Archidiakon bestanden. Während aber die weltlichen Gerichte in Folge der Willkür und Gewaltthätigkeiten der Richter das Vertrauen des Volkes immer mehr einbüßten, gewannen die geistlichen Gerichte um so mehr an Ansehen, als die geistlichen Richter durch ihre Rechtsstudien und Rechtskenntniß sich auszeichneten. Die hierdurch hervorgerufene Spannung wurde noch durch den Umstand vergrößert, daß die geistlichen Gerichte auch die Streitigkeiten über den Zehnten, die Patronatsrechte, Testamente, Meineide u. dgl. in ihren Wirkungskreis zogen.

Erzbischof Theobald hatte bereits bei dieser Lage der Dinge den unvermeidlichen Ausbruch des Conflikes vorausgesehen. Nicht ohne Besorgniß hatte er noch auf dem Sterbebette dem Schutze des Königs die Freiheiten der Kirche anempfohlen und ihn vor den Umtrieben seiner Feinde gewarnt; er wußte, daß die gegen die geistliche Gerichtsbarkeit sich erhebende Opposition ihre Hauptwurzel in des Königs herrschsüchtigem Willen hatte und daß derselbe, einmal zu einem festen Entschlusse gelangt, *kein Mittel* scheuen werde, seinen Willen durchzusetzen.

Der liſtige Monarch begann daher den Kampf an jenem Punkte des kirchlichen Rechtes, welcher der beſtrittenſte war. Die kanoniſchen Satzungen unterſagten nämlich den Geiſtlichen, Todesurtheile zu erlaſſen; die ſchwerſten Strafen, die ſie verhängen konnten, waren Geldbußen, Geißelung, Gefängniß und Degradation. In jener rohen und gewaltthätigen Zeit geſchah es jedoch nicht ſelten, daß auch Geiſtliche ſchwere Verbrechen verübten; denn Jeder, der nur die Tonſur empfangen hatte, wenn er auch in der Folge keine höhere Weihe erhielt, nahm ſchon Theil an dem Privilegium der geiſtlichen Gerichtsbarkeit.

Die Biographen des Thomas Becket berichten mehrere Fälle, an denen ſich der eigentliche Streit des Königs mit dem Erzbiſchofe entzündete, weil Heinrich behauptete, die Strafen der geiſtlichen Gerichte reichten nicht hin zur Unterdrückung ſchwerer Verbrechen.

So war ein Kanonikus von Bedford, Philipp von Brois, ſchon zur Zeit Theobalds von dem geiſtlichen Gerichte des Todſchlags überwieſen und verurtheilt worden, die Verwandten des Erſchlagenen durch Geld ſchadlos zu halten. Später lud ihn der königliche Richter nochmals wegen der nämlichen Sache vor ſein Tribunal; Philipp wollte ſich nicht wiederholt verantworten, und als der Richter in ihn drang, ließ er ſich zu Schmähworten hinreißen. Der König, hiervon benachrichtigt, hielt ſich in der Perſon ſeines Richters für beſchimpft und befahl, Philipp von Brois wegen dieſes neuen Vergehens vor das geiſtliche Gericht zu laden. Eine neue Unterſuchung begann, und das Urtheil lautete auf öffentliche Züchtigung und Verluſt der Pfründe.

Aber auch dieſes ſtrenge Urtheil vermochte den Zorn des Königs nicht zu beſänftigen. Zwei Fälle ähnlicher Art mit Klerikern der Grafſchaft Worceſter machten die Lage noch geſpannter. Ja, der König hielt es jetzt ſchon nicht mehr unter ſeiner Würde, den neugewählten Abt von St. Auguſtin, Clarembault, in ſeinen Schutz zu nehmen, trotzdem derſelbe offen er-

klärte, die Jurisdiktion seines Erzbischofes nicht anerkennen zu wollen. Die Nachrichten über das Vorgehen der königlichen Beamten gegen die Bischöfe und Geistlichen in den englischen Provinzen in Frankreich lauteten immer beunruhigender, und Thomas erhielt bald von dem Bischofe Johann von Poitiers Nachricht von den gegen seine Person und die Kirche in der Provinz Touraine ergriffenen Maßregeln. Diese authentische Darlegung der Lage der Dinge auf dem Continente kam früh genug in die Hände des Erzbischofs, um ihn auf das aufmerksam zu machen, was bald in England geschehen sollte; denn acht oder zehn Tage nachher wurden die Barone und die Bischöfe auf Befehl des Königs auf den 1. Oktober 1163 zu einer Versammlung nach Westminster beschieden, anscheinend um einen schon lange obschwebenden Rangstreit zwischen den Erzbischöfen von York und Canterbury zu schlichten.

In Westminster erschienen der Primas Thomas, der Erzbischof Roger von York und alle anderen Bischöfe nebst den Baronen. Heinrich hielt eine Rede, in welcher er vorgab, der Grund der Berufung sei die Vorstellung des Erzbischofs von Canterbury als Primas von England. Dann ging er aber zu seinem eigentlichen Zwecke über. Er wies nämlich darauf hin, wie die geringe Strafe für die von den Geistlichen begangenen schweren Verbrechen die Verwilderung der Sitten im Reiche befördere, und daß nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche selbst in ihrem wahren Interesse benachtheiligt werde. Außerdem beklagte er sich über die Bestechlichkeit der Archidiakonen, welche die ohnedieß schon geringen Strafen noch aus unlauteren Beweggründen milderten. Er stellte daher den Antrag, die Geistlichen sollten nach ihrer Degradation wegen eines öffentlichen Verbrechens sofort der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben werden.

Da der König für die Beantwortung dieser Frage, entgegen der an ihn gerichteten Bitte des Erzbischofs, keinen Aufschub auf den morgigen Tag gestatten wollte, zog sich Thomas

mit den übrigen Biſchöfen zu einer Berathung zurück. Thomas Becket konnte ſich bald überzeugen, welch' ſchwache Unterſtützung er an ſeinen Mitbiſchöfen habe; ſie waren eingeſchüchtert durch die Worte des Herrſchers und nicht abgeneigt, ſeinem Verlangen zu willfahren. Allein der Erzbiſchof erklärte ihnen, daß es gegen die kirchliche Ordnung ſei, Jemanden wegen eines und desſelben Verbrechens vor zwei Gerichte zu ſtellen; nicht einmal Gott ſelbſt fälle über den nämlichen Gegenſtand ein zweimaliges Urtheil. „Wir müſſen uns hüten," fügte er bei, „damit nicht durch unſere Zuſtimmung die Freiheit der Kirche unterdrückt werde und zu Grunde gehe; jene Freiheit, für welche wir nach dem Vorbilde unſeres oberſten Prieſters, gemäß unſeres Amtes, bis zum Tode kämpfen müſſen. Bis jetzt haben wir noch nicht bis zum Tode Widerſtand geleiſtet!" Die Biſchöfe meinten aber im Hinblick auf das Schisma in der Kirche, es ſei beſſer, dem Könige jetzt nachzugeben, als bald ſich ſelbſt opfern zu müſſen. Doch voll heiligen Eifers erwiderte ihnen Thomas nach dem Zeugniſſe Herbert von Boſehams: „Ich ſehe wohl, daß euere Furchtſamkeit ſich unter dem Namen der Duldung verbirgt und daß ihr dazu neigt, die Freiheit der Kirche zu opfern. Ich weiß, daß man Vieles zulaſſen muß in den Zeiten, die ſchlecht ſind; aber ich gebe nicht zu, daß man deßwegen Unrecht auf Unrecht häufen darf. Gott kann die Kirche retten, ohne daß unſer Untergang nothwendig iſt; und wird denn die Kirche dann ſtärker wegen der Sünden ihrer Hirten? Gott ſtellt uns heute auf die Probe; welches iſt denn der Augenblick für die Biſchöfe, der Gefahr zu widerſtehen? Etwa die Zeit des Friedens? Ich erkläre und nehme Gott dafür zum Zeugen: es iſt nicht gut, auf die Regierungsweiſe zu verzichten, welche uns unſere Väter im Glauben hinterlaſſen haben. Nichts kann es übrigens rechtfertigen, das Leben des Geringſten unter unſern Klerikern preiszugeben, weil wir ſelbſt eine Todes*ſtrafe nicht* ausſprechen können."

Dieſe Worte ſcheinen den Prälaten den Muth wieder ge-

geben zu haben; denn ſie begaben ſich zum Könige und erklärten ihm, ſie könnten um ihrer Verpflichtungen gegen die Kirche halber ſeinen Forderungen nicht ohne Rückhalt zuſtimmen. Als der König wahrnahm, daß er mit ſeinen Forderungen nicht durchdringe, verließ er plötzlich dieſen Gegenſtand und fragte raſch die Biſchöfe, ob ſie die von ſeinem Großvater Heinrich I. und anderen ſeiner Vorfahren ererbten Gewohnheiten beobachten wollten. Das war eine verfängliche Frage, da weder angegeben war, was zu dieſen Gewohnheiten gehörte, noch wohin ſie zielten. Der Erzbiſchof gab die Antwort: Wir werden die Gewohnheiten beobachten, „unbeſchadet der Privilegien unſeres Standes“ (salvo ordine). Heinrich fragte dann jeden Biſchof einzeln und erhielt von jedem die nämliche Antwort. Nur der Biſchof von Chicheſter erwiderte, um den König zu beruhigen, er wolle jene Rechte „aufrichtig“ (bona fide) anerkennen. Allein dieſe Nachgiebigkeit beſchwichtigte des Königs Unmuth nicht; er vergalt dem Biſchofe mit Schmähworten und wandte ſich dann an den Primas und die übrigen Biſchöfe, behauptend, dieſelben hätten ſich gegen ihn verſchworen, jenen giftigen und verfänglichen Beiſatz „salvo ordine“ zu gebrauchen. Nochmals fragte er den Erzbiſchof, ob er verſprechen wolle, ſeine königlichen Gewohnheiten unbedingt und ohne Beifügung des Vorbehaltes zu befolgen. Thomas bewies umſonſt, daß die von ihm angewandte Klauſel von den heiligen Vätern in der ganzen Chriſtenheit eingeführt worden ſei, und daß der Klerus dieſe Formel immer gebrauche, wenn er dem weltlichen Herrſcher Treue gelobe. Als nun Heinrich gewahrte, wie ſein klug angelegter Plan an der unbeugſamen Feſtigkeit jenes Mannes ſcheiterte, den er als Werkzeug ſeines herrſchſüchtigen Willens gebrauchen wollte, kannte ſein Zorn keine Grenzen mehr. Gleich einem Raſenden eilte er aus der Verſammlung und verließ noch in derſelben Nacht London, nachdem er den Befehl ertheilt, der Erzbiſchof müſſe die Herrſchaft Eye und das Schloß Berkhamſtead, das er als Kanzler erhalten hatte, wieder zurückgeben.

Wie ſchnell und wie ernſt hatte ſich die Lage der Dinge in England geändert. Im Juni 1162 wird Thomas Erzbiſchof. Ein Jahr ſpäter, im April 1163, wo er ſich mit dem Könige über die Berufung Gilbert Foliots, ſeines damals noch geheimen Gegners, auf den Stuhl von London verſtändigt, beſteht noch zwiſchen ihnen die alte Freundſchaft. Es folgen eine Menge von kleinen Zwiſtigkeiten, und auf der Verſammlung von Weſtminſter ſehen wir ſchon den König im Begriffe, den folgenſchwerſten Angriff auf die Verfaſſung des Landes zu machen, der ſeit dem Urſprung der Monarchie je darauf verſucht wurde. Die Kirche war älter in England als die Monarchie, und ihre Macht war ſo groß, daß es niemals bis dahin zu einem ſo ernſten Conflicte zwiſchen der Krone und der Kirche gekommen war, wie er durch das Benehmen des Königs jetzt formell eingeleitet war. Kein Wunder, daß die Vorgänge in Weſtminſter in ganz Europa und beſonders am päpſtlichen Hofe zu Sens ungeheueres Aufſehen erregten, wie aus den noch vorhandenen Briefen aus dem Jahre 1163, namentlich aus denen des berühmten Johann von Salisbury, hervorgeht, den der König als den hervorragendſten Freund Thomas Beckets alsbald aus England vertrieben hatte.

Die hohe Geiſtlichkeit in England war ſeither nur durch die Willensſtärke ihres Primas im Widerſtande gegen die unberechtigten Forderungen des Königs erhalten worden. Das erkannte Heinrich ſehr gut; er ergriff daher ein anderes Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Der engliſche Epiſkopat mußte von Thomas Becket getrennt werden, damit dieſer nur noch als Haupt einer Partei oder ganz iſolirt ihm gegenüber ſtehe.

Als der König mit dieſem Plane umging, kam Biſchof Arnulph von Liſieux zum Beſuche an das königliche Hoflager. Dieſer Kirchenfürſt, von Geburt ein Normanne, war ausgezeichnet durch ſeine Kenntniſſe und ſein Anſehen bei Fürſten und Prälaten. Er war es beſonders, der Heinrich II. bewogen hatte, ungeachtet der Bemühungen Kaiſer Friedrichs I. ſeinen

Gegenpapſt anzuerkennen, ſich zu Gunſten des Papſtes Alexander III. zu erklären. Als Beweis ſeines Wohlwollens ernannte ihn Papſt Alexander zum apoſtoliſchen Legaten für England, und auf dem Concil von Tours, wie bemerkt, ertheilte er ihm den ehrenvollen Auftrag, die Verhandlungen mit einer Anſprache an die ehrwürdige Verſammlung zu eröffnen.

Nach einer ſo ruhmvollen Vergangenheit ſcheint es unbegreiflich, daß Arnulph von Liſieux in dem Streite zwiſchen Thomas Becket und Heinrich II. als offener Gegner des Erzbiſchofs und ſpäter als zweideutiger Vermittler auftritt. Allein bei der Schwäche der menſchlichen Natur iſt es nicht ſelten, daß auch edlere Charaktere in ſchwierigen Verhältniſſen einen augenblicklichen Privatvortheil einem rechtmäßigen Prinzip aufopfern. Arnulph hatte aus einem unbekannten Grunde die Ungnade des Königs von England ſich zugezogen, und es lag ihm nun Alles daran, die Gunſt ſeines Herrn wieder zu gewinnen. Zuerſt verſuchte er eine Ausſöhnung zwiſchen dem Primas und dem Könige anzubahnen; als dieß jedoch fehlſchlug, rieth er Heinrich II., die Geiſtlichkeit von dem Primas zu trennen und dadurch deſſen Macht zu brechen. Der verderbliche Plan gelang; ohne Schwierigkeit brachte der König drei einflußreiche Biſchöfe, Roger von York, Gilbert von London und Hilarius von Chicheſter, auf ſeine Seite. Sie beſchönigten ihren Abfall mit dem Vorwande, ſie folgten nur dem Rathe eines anerkannten Vorfechters der kirchlichen Freiheiten, des Biſchofs Arnulph von Liſieux, der angeblich ſein ganzes Beginnen mit dem Beſtreben deckte, den König und England bei der Obedienz des rechtmäßigen Papſtes zu erhalten. Thomas Becket kannte wohl die Zweideutigkeit Arnulphs, der ſich nicht entblödete, ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Erzbiſchofe fortzuſetzen. Durch die Umſtände gezwungen, mußte Letzterer zwar augenblicklich ſchweigen, aber ſpäter machte er ihm die verdienten Vorwürfe.

Die Seele der Gegenpartei aber war Biſchof Gilbert von

London. Seiner Handlungsweiſe werden mehrere unedle Motive unterſchoben; es läßt ſich indeß annehmen, verletzte Eitelkeit ſei die Haupturſache geweſen, indem Gilbert nach dem Primatialſtuhle ſtrebte.

Thomas ſah ſich jetzt von wenigen Getreuen umgeben, und auch dieſe hielten nur im Geheimen zu ihm. Trotzdem blieb er feſt und unerſchrocken, immer hoffend, der König werde endlich ſeine Geſinnung ändern. Unterdeſſen verſuchten verſchiedene Große, den Erzbiſchof zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie ſtellten ihm vor, wie thöricht es ſei, wegen eines einzigen Wörtchens ſo große Güter zu verlieren und den Vorwurf des Undankes auf ſich zu ziehen. Es handle ſich ja nur darum, daß Thomas jenes Wort: „unbeſchadet des Standes“ in der Verpflichtung auf die königlichen Gewohnheitsrechte auslaſſe oder abändere. Der König ſuchte ſelbſt den Primas durch die Erinnerung an ſeine vielen ihm erzeigten Wohlthaten umzuſtimmen und beſchied ihn zu einer Unterredung nach Northampton. Allein Alles vergebens — Thomas Becket beharrte unabänderlich bei ſeiner Ueberzeugung: man dürfe die Ehre und den Dienſt Gottes nicht weltlichen Rückſichten nachſetzen. Grollend ſchied Heinrich vom Erzbiſchofe.

Arnulph von Liſieux und der Archidiakon von Poitiers begaben ſich, vom Könige beauftragt, zu Papſt Alexander III., um von ihm die Anerkennung der Gewohnheiten zu erlangen; ſie wurde natürlich verweigert. Alsdann verſuchten der Biſchof von Hereford und der Abt von Eleemoſyna ihre Ueberredungskunſt bei dem Primas von England. Der Abt gab ſogar vor, er ſei von dem Papſte geſandt worden, um den Erzbiſchof zum Gehorſam gegen den Willen des Königs aufzufordern. Die geringſte Zuſtimmung zu ſeinen Forderungen reiche hin zur Erneuerung des Friedens.

Da begab ſich Thomas, irre geleitet von dieſen falſchen *Vorſpiegelungen*, nach Woodſtock zum Könige und verſprach, *jene ſtreitige* Klauſel wegzulaſſen. Heinrich nahm ihn äußerlich

nicht ungnädig auf, verlangte jedoch, er möge seine unbedingte Unterwerfung feierlich vor den geistlichen und weltlichen Großen aussprechen. „Du hast öffentlich," sagte der König, „meinem Willen widerstanden; öffentlich mußt du auf deine Opposition verzichten. Ich werde eine Versammlung auf einen bestimmten Tag berufen; ich werde dich sammt meinen Baronen, den Bischöfen und dem Klerus hinbescheiden, damit eine entscheidende Maßregel getroffen wird und in Zukunft Niemand mehr meinen Gesetzen entgegentrete."

Auf den Rath einiger Feinde des Erzbischofs erklärte Heinrich, er werde durch einige Große und ältere Leute die königlichen Gewohnheiten urkundlich aufnehmen lassen, damit künftig jeder Streitigkeit zwischen Kirche und Staat vorgebeugt sei. Dieß sollte eine förmliche Recognition sein, d. h. ein beschworenes Weisthum. Das scheinbar gute Vorhaben fand vollen Beifall bei den anwesenden Bischöfen und Großen. Auch der Erzbischof ließ sich täuschen durch das Wort Recognition, unter welchem er nur die formlose Anerkennung der schon bisher rechtsgiltig im Reich bestandenen königlichen Gewohnheiten erkannte. Heinrich dagegen wollte solche Gewohnheiten, die bisher nur von der Krone und nicht von der Kirche als rechtsgiltig erkannt worden, von beiden Seiten erst rechtsgiltig machen. Zur Erreichung seiner Absicht berief der König eine Reichsversammlung nach Clarendon.

VII.

Der Reichstag zu Clarendon. Die sog. hergebrachten Gewohnheiten. Weiterer Verlauf des Kirchenconflictes.

Am 30. Januar 1164 wurde der Reichstag zu Clarendon, einem der Hofsitze des Königs, durch den Hofkaplan Johann von Oxford, welchen der König zum Vorsitzenden der Versammlung *ernannt hatte*, feierlich eröffnet. Heinrich II. beeilte sich,

den Erzbischof aufzufordern, das in Woodstock abgelegte Versprechen zu erfüllen und seine unbedingte Unterwerfung unter die „hergebrachten Gewohnheiten“ auszusprechen. Da erkannte der Erzbischof zu seiner Betrübniß, daß es dem Könige nicht so sehr um aufrichtige Aussöhnung, sondern um einen Triumph über ihn und die streng kirchliche Partei zu thun sei. Er suchte daher geschickt der Forderung des Königs auszuweichen. Aber die Entrüstung des Letzteren war unbeschreiblich groß, als er den Erzbischof unbeugsam ihm gegenüberstehen sah. Er bedrohte ihn mit Verbannung oder Tod; die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich, und man erblickte eine Schaar Ritter mit gezückten Schwertern. Furcht und Zagen bemächtigten sich der Geistlichkeit; aber Thomas blieb unerschüttert, tröstete Alle und sagte, die Furcht gezieme sich nicht für den wahren Priester Gottes. Die Bischöfe von Salisbury und Worcester baten ihn unter Thränen, er möge sich ihrer als Freunde erbarmen. Der Erzbischof erwiderte ruhig: „Nichts Großes und Unerhörtes ist es, wenn wir um der kirchlichen Satzungen willen unterliegen: eine unzählige Schaar von Heiligen hat uns dieß durch Wort und Beispiel gelehrt. Nur der Wille des Herrn geschehe!“ Die Grafen von Leicester und Cornwallis erschienen mit der Erklärung, der König werde bis zum Aeußersten vorgehen. „Nicht zum ersten Male,“ erwiderte der Erzbischof, „würde man für die Kirche sein Blut hingeben.“ Zuletzt umfaßten zwei Tempelritter weinend und schluchzend seine Kniee und versicherten, der König denke nichts Arges. Er möge demselben nur durch ein Wort vor der Versammlung die Ehre geben, dann werde der Friede wieder hergestellt sein und Nichts zum Nachtheile der Kirche verlangt werden. Der Erzbischof vermochte diesen flehentlichen Bitten nicht länger zu widerstehen; verwirrt in seinem Urtheil und erschöpft durch die Bedrängnisse des Tages, trat er vor den König und erklärte seine Unterwerfung unter die „Gewohnheiten“ im Vertrauen auf die Einsicht und Mäßigung des Königs. Dasselbe thaten alle übrigen

Biſchöfe. Die bittere Frucht der Enttäuſchung ſollten ſie aber ſchon im nächſten Augenblicke verkoſten; denn der König wandte ſich an die weltlichen Großen und ſprach: „Da wir jetzt das Gelöbniß der Biſchöfe über die Befolgung der Geſetze des Königreichs beſitzen, ſo wollen wir mit vorſichtiger Prüfung die Sache behandeln, damit es ſpäter nicht wieder nöthig werde, über die Geſetze neuerdings zu reden. Mit größtem Fleiße ſollen daher die Geſetze meines Großvaters Heinrich I., welche öffentlich eingetragen und aufgeſchrieben wurden, vor Allen verleſen werden, damit mir Niemand vorwerfen könne, als habe ich etwas Neues vorgetragen.“ Die Anſprüche König Heinrichs II., welche er unter dem Titel „angeſtammte Rechte“ legitimiren wollte, formulirten die Biſchöfe Gilbert von London und Johannes von Sarum und Erzbiſchof Roger von York in ſechszehn Sätze, welche unter dem Namen „Gewohnheiten von Clarendon“ eine traurige Berühmtheit erlangten.

Was Heinrich II. mit ſeiner ganzen Kirchenpolitik bezweckte, wurde durch die der Verſammlung von Clarendon vorgeleſenen und zur geſetzlichen Annahme unterbreiteten Forderungen des Königs klar. Es waren derſelben ſechszehn, welche nicht nur die unerhörteſten Verletzungen althergebrachter Privilegien der Kirche in England enthielten, ſondern geradezu ihre Autonomie und Freiheit vernichteten. Gegen ſechs dieſer Forderungen legte Thomas, ſchon während ſie discutirt wurden, Proteſt ein. Dieſelben lauten:

Alle, das kirchliche Patronat und die kirchliche Präſentation betreffenden Fragen werden von königlichen Gerichten entſchieden. (Art. 1.)

Der Klerus iſt den königlichen Gerichten unterworfen. (Art. 3.)

Kein Erzbiſchof, Biſchof oder anderer Würdenträger darf das Reich verlaſſen, d. i. zum Papſte reiſen, ohne die Erlaubniß des Königs. (Art. 4.)

Kein Beamter oder Officier des Königs darf excommunicirt *werden, ohne daß vorher* dem Könige oder in deſſen Abweſen-

heit deſſen Beamten Kunde davon gegeben iſt, d. i. um die Erlaubniß des Königs zu erhalten. (Art. 7.)

Alle Appellationen müſſen dem Könige vorgelegt werden und dürfen ohne die Erkenntniß des Königs in Rom nicht vorgebracht werden. (Art. 8.)

Während der Vacanz der Erzbisthümer, der Bisthümer, der Abteien und der Priorate fallen alle Einkünfte dem Könige zu. „Sollte es nothwendig erſcheinen," ſo lauten die betreffenden Worte weiter, „eine vacante Stelle zu beſetzen, ſo wird der König gewiſſe hervorragende Perſönlichkeiten zu ſich beſcheiden. Die Wahl wird in ſeiner Kapelle durch ſeine Zuſtimmung und auf ſeinen Rath durch die von ihm beauftragten Perſonen ſtattfinden. Der Erwählte ſoll dann vor der Conſekration dem Könige den Eid der Treue leiſten und das Verſprechen ablegen, in deſſen Dienſte ſein Leben, ſeine Kräfte und ſeine zeitliche Würde, ſeine Weihe ausgenommen, zu verwenden."

Bedarf es zur Charakteriſirung dieſer „Gewohnheiten" noch langer Worte? Die zuletzt erwähnte Forderung allein mußte dem König einen dreifachen Vortheil gewähren, und zwar zunächſt einen unbegrenzten Genuß der Einkünfte der vacanten kirchlichen Stellen. So hatte ſchon Wilhelm Rufus zu einer Zeit zwei erzbiſchöfliche, vier biſchöfliche Stühle und eilf Abteien unbeſetzt gelaſſen; und von Heinrich ſelbſt iſt conſtatirt, daß er in dem ſechszehnten Jahre ſeiner Regierung ein Erzbisthum, fünf Bisthümer und ſechs Abteien, in ſeinem einunddreißigſten ein Erzbisthum, ſechs Bisthümer und ſieben Abteien unbeſetzt ließ und deren Einkünfte einzog. Ferner erlangte der König durch die zuletzt erwähnte Gewohnheit eine uneingeſchränkte Macht für die Verlängerung der Vacanzen und die volle Gewalt, die Wahl, Conſekration und Inveſtitur der Biſchöfe nach ſeinem alleinigen Willen zu beſtimmen. Aus dem von dem Könige unterzeichneten Dokumente geht weiterhin deutlich hervor, daß *ihm das* Recht ſollte zugeſtanden werden, alle früher von uns *erwähnten* nothwendigen Freiheiten der Kirche zu verletzen und

die Krone zum höchſten und letzten Richter in allen Fragen zu machen, welche die Beſitzungen, die Privilegien, die Aemter, die Jurisdiction der Kirche betrafen. Niemand erkannte beſſer die Ungerechtigkeit dieſer widerrechtlichen Eingriffe in die Rechte und die Freiheiten der Kirche, als derjenige, der als Lordkanzler von England der oberſte Richter an Stelle des Königs im Lande geweſen. Von einer Conceſſion konnte hier keine Rede mehr ſein.

Thomas bekämpfte jede dieſer Gewohnheiten gleich bei deren Vorleſen, und als Heinrich alsdann von ihm und ſeinen Mitbiſchöfen verlangte, ſie ſollten ihre Siegel auf die Urkunde drücken, erklärte er mit heiliger Entrüſtung: „Bei dem allmächtigen Gott, mein Siegel wird, ſo lange ich lebe, dieſe Conſtitutionen nicht berühren.“ Dieſe ernſte Erklärung brachte Beſtürzung über die Verſammelten. Erbittert und haſtig verließ der König die Verſammlung, und die Barone folgten ihm. Immerhin ließ ſich Thomas, vielleicht auf das gleich anfangs ganz allgemein gegebene Verſprechen, „die Gewohnheiten“ zu beobachten, bewegen, vom Könige, um Zeit zu gewinnen, eine kleine Friſt zur ferneren Berathung mit dem Episcopate zu erbitten. Es wurden drei Abſchriften der Gewohnheiten vertheilt: der König legte die ſeinige in das Archiv, die zweite erhielt Erzbiſchof Thomas, und die dritte nahm der Erzbiſchof von York.

Beunruhigt und tief betrübt brach Thomas alsbald von Clarendon nach Wincheſter auf. Gewiſſensangſt folterte ihn; er fürchtete, die Freiheit der Kirche Englands geknechtet zu haben, jene Freiheit, für welche ſeine Vorgänger mit glühendem Eifer und Muth gekämpft und ſo glorreich geſiegt hatten. Als er ſtillſchweigend dahinritt, ſprachen ſeine Begleiter — Herbert von Boſeham, der unter ihnen war, erzählt es — über die Ereigniſſe der letzten Tage. „Während der Thorheit der Hirten,“ ſagte der Kreuzträger, „hat der Wolf die Schafe zerſtreut.“ „Auf wen,“ fragte ſofort Thomas, „bezieht ſich dieſes Wort?“ „*Auf dich, Herr,*“ lautete die Antwort, „der du heute die Ge-

noſſen und die guten Namen in der Vernichtung der Freiheit der Kirche verrathen haſt.“ In großer Herzensangſt erkannte der Erzbiſchof ſeine Schwäche, indem er verſprochen, die „Gewohnheiten zu beobachten“, nicht wiſſend, was darauf folgen würde. Zu ſeinen Begleitern gewandt, ſagte alsdann Thomas: „Das darf Niemanden wundern; denn ich glaube ſchon zu ſehen, daß durch mich, weil meine Sünden ſo es erfordern, die engliſche Kirche als Magd dienen muß, die doch meine Vorgänger unter ſo vielen und ſo großen Gefahren, welche die Welt kennt, ſo einſichtsvoll regiert; für welche ſelbſt unter ihren Feinden ſie ſo tapfer gekämpft und ſo mächtig geſiegt haben, und welche vor mir als Herrin beſtanden, jetzt aber durch mich Elenden als Magd dienen zu müſſen ſcheint; o daß ich untergegangen wäre, damit kein Auge mich mehr ſähe; und zwar wird die Kirche mit Recht dieſes durch mich leiden, und zu meiner Zeit, der ich nicht, wie meine Vorgänger, von der Kirche, ſondern vom Hof zu dieſem Amt genommen worden bin: nicht aus einem Kloſter, nicht aus irgend einer Stätte des Kloſterlebens, nicht aus der Schule des Erlöſers, ſondern vielmehr aus der Rotte des Cäſars; hoffärtig und eitel, bin ich aus einem Heger von Vögeln ein Hirte der Schaafe geworden; vordem war ich ein Gönner der Gaukler und ein Heger von Hunden, ich ſo vieler Seelen Oberhirte; denn ſie ſetzten mich gegen mein Wiſſen zum Wächter in die Weinberge, der ich nicht einmal meinen eigenen gehütet, ſondern vernachläſſigt habe; wahrlich weit entfernt iſt vom Heil der Kirche mein früheres Leben; und das ſind nun meine Werke; daher ſehe ich offenbar mich ſchon von Gott verlaſſen und von dem heiligen Stuhl, auf welchen ich geſetzt worden, als unwürdig herabgeſtürzt.“

Kaum war Thomas einige Tage zu Canterbury, als er ſchon einen umfaſſenden Bericht über das Vorgefallene an Papſt Alexander III. ſandte und um ſeine Abſolution bat. Die vierzig Tage bis zur Rückkehr des Boten brachte der Erzbiſchof in Bußübungen zu und enthielt ſich zugleich der gottesdienſtlichen

Functionen, weil er ſein Gewiſſen zu ſehr beſchwert fühlte. Die Antwort Alexanders III. brachte dem kummervollen Herzen des Primas vielen Troſt und Stärkung; derſelbe ſchrieb unter Anderm: Die Schuld ſei nicht die nämliche, wenn Jemand aus Abſicht und kalter Berechnung, oder aber aus Uebereilung oder Unkenntniß fehle. Gott ſehe nicht auf die That, ſondern auf die Abſicht des Thäters. Thomas möge daher einem vertrauten Prieſter ſeine Sünden beichten und dann ſicher ſein, daß der barmherzige Gott ſie ihm verzeihen werde. Zugleich gebot ihm der Papſt aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit, das heilige Meßopfer wieder zu feiern.

Nach einiger Zeit verſuchte der Biſchof von Evreux, den Frieden zwiſchen dem König von England und dem Erzbiſchof anzubahnen. Er begab ſich demgemäß zu Heinrich II., der ihm jedoch zu verſtehen gab, der Friede ſei nur dann möglich, wenn der Erzbiſchof den Papſt bewege, in einer beſonderen Bulle die Geſetze ſeines Reiches und die Gewohnheiten zu beſtätigen. Um ſeine Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, ſchrieb Thomas an den Papſt, war aber überzeugt, daß derſelbe einer ſolchen Bitte nicht willfahren könne. Und ſo war es auch. Die Abgeſandten kehrten unverrichteter Dinge wieder nach England zurück. Dieß erbitterte den König noch mehr, weil er die abſchlägige Antwort des heiligen Stuhles dem Einfluſſe des Erzbiſchofes zuſchrieb. Er ſann jetzt mit ſeinen Rathgebern auf ein neues Mittel, dem Primas zu ſchaden. Zu dieſem Zwecke glaubte er, die Würde eines päpſtlichen Legaten für den Erzbiſchof von York beanſpruchen zu ſollen. Heinrich ſandte zwei Geiſtliche, Johann von Oxford und Gaufried Ridel, nach Sens an den päpſtlichen Hof. Ihre Bemühungen waren anfangs erfolglos; Alexander erklärte, daß es bei dem Herkommen, nach welchem der Erzbiſchof von Canterbury dem Erzbiſchofe von York an Würde und Autorität vorangehe, verbleiben müſſe. Erſt als Johannes fußfällig mit einem Eide verſicherte, das Leben des Primas ſtehe in Gefahr, wenn des Königs Wille

unberückſichtigt bliebe, gab Alexander nach und verlieh dem Könige die Legation, ohne jedoch, wie er ausdrücklich erklärte, die Rechte des Primas dadurch ſchädigen oder den Erzbiſchof von York über denſelben erheben zu wollen. Zugleich ſchickte der Papſt ein anderes Schreiben nach England, welchem zufolge die Legation alsbald erlöſchen ſollte, wenn der König die Legatengewalt ausüben oder durch dieſelbe irgend Jemanden bedrücken würde.

Der leere Titel hatte freilich keinen Werth für Heinrich; er gab auch die Legation wieder an den Papſt zurück, konnte ſich aber vorher nicht verſagen, bei verſchiedenen Perſonen, unter Vorzeigung des päpſtlichen Schreibens, ſich als Legaten vorzuſtellen, um den Primas dadurch zu erſchrecken.

Alexander III. hatte dem Erzbiſchofe den weiſen Rath ertheilt, er möge ſich mit wenigen Vertrauten nach Canterbury zurückziehen und ſo wenig als möglich das Land bereiſen; dadurch werde jedem Anlaß zum Streite mit dem Könige vorgebeugt. Weil dieſer aber den Erzbiſchof perſönlich nicht erreichen konnte, ſo verfolgte er deſſen Unterthanen. Seine Beamten warfen mehrere Geiſtliche, die ſchwerer Vergehen angeklagt waren, in das Gefängniß. Thomas betrachtete die Angelegenheit dieſer Geiſtlichen wie ſeine eigene; er duldete nicht, daß ſie dem weltlichen Gerichte übergeben wurden, um gefoltert, verſtümmelt oder mit dem Tode beſtraft zu werden, und verbot bei Strafe der Excommunication den weltlichen Richtern, die Proceſſe vor ihr Forum zu ziehen.

Der König beſchwerte ſich hierüber bei den Großen des Reiches, in Gegenwart des Erzbiſchofes, und führte an, ſein Großvater habe ebenfalls ſeiner Zeit die Geiſtlichen nach den gemeinen Geſetzen des Reiches geſtraft, und damals hätten doch auch heilige Erzbiſchöfe und Biſchöfe regiert. Thomas Becket entgegnete, er wolle keineswegs die Mörder und Räuber ſchützen; *allein* der Unterſchied der Stände müſſe beachtet werden. Ein *Verbrechen* verdiene nur eine Strafe, und es ſei wohl härter,

degradirt zu werden, als eines ſeiner Glieder zu verlieren. Wenn der Großvater des Königs gegen die Satzungen der Kirche gehandelt habe, ſo ſei das ein Eingriff in ihre Rechte geweſen, der nicht zur Nachahmung autoriſire. Zornig drohte ihm der König, er werde ihn erniedrigen und wieder an den Ort bringen laſſen, an dem er ihn gefunden habe. So ſchien denn jede Hoffnung auf Wiederherſtellung des Friedens geſchwunden!

Von den täglich ſich erneuernden Quälereien ermüdet, faßte Thomas den Entſchluß, ſich zu dem Papſte nach Sens zu begeben, um ſich bei ihm in dieſer hochwichtigen Angelegenheit Rath zu holen. Dann begab er ſich mit einem kleinen Gefolge zu Schiff. Als das Fahrzeug bereits die hohe See gewonnen, erinnerten ſich die Schiffer, es werde ihnen wohl nimmermehr geſtattet ſein, in ihr Vaterland heimzukehren, wenn ſie dem Feinde des Königs zur Flucht verholfen hätten. Sie gaben deßhalb vor, die ungünſtige Witterung geſtatte nicht, weiterzufahren. Der Erzbiſchof erlaubte ruhig die Umkehr und ſagte ſpäter zu den Seinigen, er habe noch durch ſchwereren Streit geläutert werden müſſen.

Den König erbitterte die Nachricht von der Einſchiffung des Erzbiſchofs, indem er durch dieſen Schritt die „Gewohnheiten“ von Clarendon mißachtet ſah; zugleich fürchtete er, der heilige Stuhl werde über ihn den Bann und über England das Interdict ausſprechen. Um den Zorn des Königs zu beſänftigen, beſuchte ihn Thomas in Woodſtock. Heinrich empfing ihn mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen und gab ſich den Anſchein, als wiſſe er nichts von dem Fluchtverſuche. Erſt beim Abſchiede fragte er wie im Scherz, warum der Erzbiſchof das Land habe verlaſſen wollen, ob das Reich für ſie Beide zu klein ſei? Thomas durchſchaute den König; es entging ihm nicht, daß derſelbe ihm vollſtändig abgeneigt ſei; er verließ daher eilig das Hoflager mit dem Entſchluſſe, von jetzt an mit *aller Entſchiedenheit* für die Sache Gottes aufzutreten. Dieſer

Entſchluß wurde durch die tröſtliche Nachricht belebt, daß auf die Aufforderung des Papſtes in Clairvaux, Citeaux und Pontigny unaufhörlich für ihn gebetet werde.

Die vorhin erwähnten Unterhandlungen hatten einige Monate gedauert; der bald nach Oſtern erfolgte Tod des Gegenpapſtes Octavian, die Vorbereitungen zur Rückkehr nach Rom und andere wichtige kirchliche Angelegenheiten lenkten die Aufmerkſamkeit des Papſtes für den Augenblick von England ab. Heinrich ſelbſt mochte wohl aus den bisherigen Unterhandlungen mit Rom die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er auf dieſem Wege nicht zu ſeinem Ziele gelangen werde. Er beſchloß, ſich des Erzbiſchofs auf andere Weiſe zu entledigen, die ſich von vorneherein eher als ein niedriger Racheakt, denn als irgend etwas Anderes ankündigte. Wenn man das Vorgehen des Königs recht würdigen will, muß man ſich erinnern, daß Thomas zur Zeit, wo er Kanzler war, faſt alle Einkünfte der Krone unter ſeiner Obhut hatte, daß er in edelſter und uneigennützigſter Weiſe ſelbſt mit ſeinen eigenen Einkünften dem König ſtets zu Dienſten geweſen, daß er nach ſeiner Wahl zum Erzbiſchofe von allen Verpflichtungen bürgerlicher Art freigeſprochen worden war, daß dieſe Maßregel nach den Geſetzen des Landes und der Kirche gerade deßhalb ergriffen worden war, um nie den höchſten kirchlichen Würdenträger des Landes in eine ſo erniedrigende Lage zu bringen, wie die war, worin Thomas nun durch ſeine Feinde um jeden Preis gebracht werden ſollte. Von allen Seiten waren dem Primas neue Feinde erſtanden. Die Einen verklagten ihn beim König, er beobachte nicht die „Gewohnheiten“, denen ſich zu unterwerfen er doch gelobt habe. Andere verleumdeten ihn, er habe ſie von ihrem Erbe verſtoßen, und die Höflinge ſtellten dem Monarchen vor, mit welchem Undank der Primas die Güte ſeines Herrn vergelte. Auf dieſe Weiſe wurde der Zorn des Königs immer wieder angefacht, bis er, ſich ſtützend auf das *Feudalrecht*, angeblich um die Klage eines ſeiner Vaſallen, John *Marſhall* mit Namen, zu entſcheiden, der Recht auf ein er-

biſchöfliches Gut zu haben glaubte, einen großen Gerichtstag nach Northampton auf den 6. Oktober 1164 ausſchrieb; der wirkliche Zweck aber war, durch ein beiſpiellos ungerechtes Gerichtsverfahren den Erzbiſchof zu verderben. Der Erzbiſchof wurde vor dieſes Feudalgericht citirt, und zwar nicht durch den König, ſondern gleich einem Verbrecher durch den Sherif von Kent.

Die Stimmung Heinrichs II. äußerte ſich ſchon beim Erſcheinen des Erzbiſchofs, welchem er den üblichen Friedenskuß verweigerte. Er trat ſogar in Perſon als Kläger auf. Der erſte Klagepunkt betraf eine vermeintliche Geringſchätzung des Königs, die Thomas in ſeiner Eigenſchaft als Richter ſich habe zu Schulden kommen laſſen. Der Erzbiſchof vertheidigte ſich mit Würde; aber Heinrich ſchwur, es ſolle ihm ſein Recht geſchehen, und der gefügige Gerichtshof verurtheilte ihn zum Verluſte all' ſeines beweglichen Vermögens. Auf den Proteſt des Erzbiſchofs wurde jedoch dieſe Strafe ſogleich in eine Geldbuße von 500 Pfund verwandelt. Am folgenden Tage verlangte der König die Rückzahlung von 300 Pfund Renten, die der Erzbiſchof als Verwalter von Eye und Berkhamſtead empfangen habe. Thomas erwiderte, er ſei nicht verpflichtet, auf dieſe Anklage zu antworten, da er ihrethalben nicht vorgeladen ſei; er wolle das Geld aber bezahlen, obwohl er mehr für die Reparaturen der königlichen Schlöſſer und den Schloßbau zu London verwendet habe; allein Geld ſolle nie ein Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinem Herrn ſein. Darauf folgte eine andere Forderung von 500 Pfund, die der Kanzler vor den Mauern von Toulouſe empfangen hatte. Thomas erklärte, dieß ſei ein Geſchenk geweſen. Heinrich behauptete im Gegentheil, es als Darlehen gegeben zu haben. Der Gerichtshof ſprach unverweilt auch hier ſein „Schuldig" aus, weil das Wort des Souveräns mehr gelte, als das des Unterthans, und zwang den Erzbiſchof, für die Wiedererſtattung des Geldes Bürgſchaft zu leiſten. Am dritten Tage forderte der König Rechnungs-

ablage über alle Einkünfte der erledigten Abteien und Bisthümer, die während der Zeit, als Thomas Kanzler war, in deſſen Hände kamen, und ſchlug die rückſtändige Summe zu 30,000 Mark an. Bei dieſer ungeheueren Forderung ſtand der Erzbiſchof beſtürzt da, gewann jedoch ſchnell ſeine Faſſung und entgegnete, er ſei nicht verpflichtet, hierauf zu antworten, denn bei ſeiner Wahl hätten ihn Prinz Heinrich und der Graf von Leiceſter von aller Verantwortlichkeit öffentlich losgeſprochen. Vergebens bot Heinrich von Wincheſter dem König alsbald die große Summe von 2000 Mark, wenn er von dieſer Klage abſtehen wolle; allein dieſer forderte den Erzbiſchof auf, ſich zu verantworten. Da zog ſich Thomas mit den Prälaten in einen benachbarten Saal zurück und der König ließ alsbald die Eingänge durch Soldaten beſetzen und gebot, ohne ſeinen beſonderen Befehl keinem Prälaten mehr den Ausgang zu geſtatten. Da begriffen Alle, daß dem Erzbiſchofe vielleicht noch Schlimmeres als das Gefängniß bevorſtehe. Thomas erfuhr in der Berathung, daß er auf die Biſchöfe nicht mehr rechnen könne; nur Heinrich von Wincheſter zeigte ſich muthig und edel. Die Berathung führte zu keinem Reſultate und der König verſchob die Fortſetzung des Gerichtes auf den folgenden Tag.

Am ſechsten Tage begannen die weiteren Verhandlungen. Thomas war aber in Folge der großen Gemüthsaufregung von einer Krankheit befallen worden und konnte nicht perſönlich erſcheinen. Der König hielt es für Verſtellung und ſchickte Abgeordnete zu dem Primas, um zu fragen, ob er die verlangte Bürgſchaft ſtellen und vor des Königs Gerichtshof erſcheinen wolle. Der Erzbiſchof gab den Beſcheid: „Heute kann ich, wie ihr ſehet, nicht kommen, weil Gott mich mit einer Krankheit heimſuchte; aber morgen werde ich erſcheinen, wenn Gott mir das Leben friſtet, und ſollte man mich in einer Sänfte hintragen müſſen.“ An demſelben Tage kamen die Biſchöfe bei *ihm zuſammen* und riethen ihm zur Abdankung; nur Heinrich, *Biſchof von* Wincheſter, tadelte dieſen eigennützigen Rath. Der

Erzbiſchof ließ ſich aber nicht beugen und ſprach mit Feſtigkeit und apoſtoliſchem Freimuthe: „Meine Brüder, ihr ſehet, wie die Welt gegen mich knirſcht und der Feind gegen mich ſich erhebt. Aber was ich noch ſchmerzlicher beweine, weil es verabſcheuungswürdiger iſt, — die Söhne meiner Mutter kämpfen gegen mich! Wenn ich auch ſchweige, die künftigen Jahrhunderte werden erzählen, wie ihr mich im Kampfe allein gelaſſen, wie ihr mich, euern Erzbiſchof und Vater — ein ſo großer Sünder ich auch bin — zweimal an zwei Tagen gerichtet, wie ihr mir zu Nägeln in dem Auge und zu einer Lanze in der Seite geworden, ihr, die ihr mit mir gegen die Böswilligen euch erheben und auf meiner Seite hättet ſtehen ſollen! Außerdem vermuthe ich nach dem von euch Geſagten, daß ihr nicht bloß in dem bürgerlichen, ſondern auch in dem ſtrafrechtlichen Streit im weltlichen Gericht mich zu richten bereit ſeid; aber bei dem Gehorſame, den ihr mir ſchuldet und unter Androhung der Gefahr für euere Weihe, verbiete ich euch Allen, fernerhin dem Gerichte beizuwohnen, in welchem über meine Perſon abgeurtheilt wird. Wenn ihr es dennoch thut, ſo appellire ich an unſere Mutter, die Beſchützerin aller Unterdrückten, die römiſche Kirche. Und wenn auch, wie das Gerücht ſchon geht, die weltliche Gewalt Hand an mich legt, ſo gebiete ich euch, daß ihr kraft eueres Gehorſams für eueren Vater und Erzbiſchof die geziemenden Kirchenſtrafen ausſprechet. Eines aber wiſſet: wenn auch die Welt knirſcht, der Feind ſich erhebt, der Leib zittert, weil das Fleiſch ſchwach iſt, ich werde mit der Gnade Gottes nicht ſchimpflich weichen und die mir anvertraute Heerde nicht feig verlaſſen.“

Gegen dieſen Befehl des Erzbiſchofs, unverzüglich die Kirchenſtrafen zu verhängen, wenn die weltliche Gewalt ſich ſeiner bemächtigen würde, legte ſogleich Biſchof Gilbert Foliot von London Appellation ein. Die übrigen Prälaten verließen einer nach dem andern ihren Primas, bis auf zwei: Heinrich von Winchester, Bruder des Königs Stephan, und Joscelin von Salisbury.

So sah sich denn Thomas von Allen verlassen: die Bischöfe hatten schnöde ihrer Pflicht vergessen; alle seine Soldaten und Waffenträger hatten feige die Flucht ergriffen. Gerüchte, daß man gewaltthätig gegen ihn vorgehen wolle, wurden ausgesprengt. Umgeben von wenigen Treuen und den armen Mönchen, in deren Kloster er wohnte, rüstete sich Thomas zum Kampfe. Man brachte jetzt die Nachricht in's Kloster, daß er ergriffen und mit ausgestochenen Augen oder ausgerissener Zunge in den Kerker geworfen oder gar hingerichtet werden solle. Andächtig kniete Thomas an den Stufen des Altares nieder und flehte in heißem Gebete um Kraft von Oben. Dann rief er einen frommen Ordensmann zu sich und berieth mit ihm über seine schwierige Lage. Bevor er sich zum Gerichte begab, las er unter vielen Thränen die Messe zu Ehren des heiligen Erzmartyrers Stephanus. Die Feier der heiligen Geheimnisse erhob seinen Geist; er legte, wie Herbert von Boseham, der treu bei ihm ausharrte, erzählt, das Aussehen der Demuth ab und nahm den Ausdruck eines Löwen an. In seinen Pontifikalgewändern, mit dem Pallium geziert, wollte der Primas in die Versammlung eintreten; aber einige fromme Tempelherren, seine vertrauten Freunde, bewogen ihn, die bischöfliche Kleidung abzulegen. Als er an den königlichen Hof kam, nahm er seinem Kreuzträger das Kreuz ab und trug dasselbe als Fahne in der Schlacht des Herrn und zum Zeichen, daß er, von aller menschlichen Hilfe verlassen, nur noch auf Gott seine Hoffnung setze.

Der König befand sich in einem andern Zimmer, gerieth aber außer sich, als er erfuhr, der Erzbischof trage selbst sein Kreuz. Der Bischof von Hereford wollte dem Primas das Kreuz entreißen, und Gilbert Foliot schmähte ihn: „Wenn der König sein Schwert ziehen wollte, wie du das deinige, was könnte man fernerhin für eine Hoffnung des Friedens hegen? *Aber* du warst immer ein Thor, und heute wird deine Thorheit *offen* an den Tag treten.“ Thomas setzte sich unerschrocken

auf ſeinen Platz, „das Kreuz feſt in den Händen haltend“. Er, den ſonſt Alle umdrängten, als ihm noch der Sonnenſtrahl des Glückes lächelte, ſaß nun einſam und verlaſſen. Die Biſchöfe und Barone eilten in das Rathszimmer des Königs, wo ſich dieſer bitter beſchwerte über die unerhörte Beleidigung, welche der Primas ihm und dem Hofe durch ſein Benehmen zugefügt habe. Die Höflinge wetteiferten in Schmähungen und Anklagen des Erzbiſchofs: er ſei von jeher eitel und hochfahrend geweſen; er ſei ein Verräther, der ſich durch dieſe That ein ewiges Brandmal des Hochverraths aufgedrückt habe und daher als Hochverräther und Meineidiger beſtraft werden müſſe. Lang anhaltende Scenen wilden, leidenſchaftlichen Aufruhrs folgten. Das Toben und Schreien wurde immer heftiger und verbreitete im ganzen Palaſte großen Schrecken. Der Erzbiſchof und ſeine Kleriker ſtärkten ſich durch das heilige Kreuzzeichen. Einige Höflinge gingen in ihrer Aufregung ſo weit, daß ſie mit Stöcken und Ruthen in den Saal ſtürmten und mit drohender Geberde auf den Erzbiſchof hinwieſen.

Als die Biſchöfe ſahen, daß die Sache eine ſo bedenkliche Wendung nahm, wurden ſie mit Angſt erfüllt und beſprachen ſich untereinander, wie ſie am beſten der Gefahr, die auch ihnen drohe, entrinnen möchten. Sie kamen überein, den Erzbiſchof beim Papſte als des Meineides ſchuldig zu verklagen und dem Könige gegenüber ſich zu verpflichten, die Abſetzung des Primas zu bewirken, vorausgeſetzt, daß der König ſie der Theilnahme an dem Gerichte über ihn enthebe. Nur mit Mühe konnten die Biſchöfe dieſe Erlaubniß von Heinrich erlangen. Hierauf begaben ſie ſich zu Thomas in den Saal; ſie weinten und beſchworen ihn, ſich ſeiner und des biſchöflichen Standes zu erbarmen; denn der König habe dem Erſten, der für den Primas ſprechen würde, den Tod gedroht. „So fliehe denn,“ erwiderte Thomas, zum Biſchofe von Exeter gewendet, „du kannſt die Dinge nicht begreifen, die von Gott kommen.“ Endlich vollzog der Biſchof von Chicheſter den Auftrag der übrigen Biſchöfe

und ſprach: „Ihr waret unſer Primas; aber durch Euere Widerſetzlichkeit gegen die königlichen „Gewohnheiten“ habt Ihr dem Könige die Treue gebrochen. Ein meineidiger Erzbiſchof hat kein Recht auf unſern Gehorſam. Wir appelliren alſo von Euch an den Papſt und fordern Euch auf, uns vor ihm zu antworten.“ „Ich höre,“ war die Erwiederung des Erzbiſchofs. Hierauf nahmen Alle ihre Plätze ein; tiefes Schweigen herrſchte in der Verſammlung, als ſich plötzlich die Thüre öffnete und der Graf von Leiceſter an der Spitze der Barone erſchien, um dem Erzbiſchofe das Urtheil zu verkünden. „Mein Urtheil!“ unterbrach ihn Thomas, ſich vom Sitze erhebend, — „Sohn und Graf, höre du mich zuerſt! Ihr wißt, mit welcher Treue ich dem Könige diente, wie ungern ich ihm zu gefallen mein gegenwärtiges Amt annahm und wie ich von allen weltlichen Verbindlichkeiten losgeſprochen wurde. Ueber dasjenige, was vor meiner Weihe geſchah, bin ich nicht ſchuldig, mich zu verantworten und will es nicht thun. Wiſſet überdieß, daß ihr meine Kinder in Gott ſeid. Weder Recht, noch Vernunft erlauben euch, eueren Vater zu richten. Deßhalb verwerfe ich euer Gericht und ſtelle die Entſcheidung des Zwiſtes dem Papſte anheim. An ihn appellire ich und werde mich jetzt unter dem Schutze der katholiſchen Kirche und des apoſtoliſchen Stuhles hinwegbegeben.“

Als Thomas nach dieſer Rede durch den Saal ſchritt, warfen ihm einige Höflinge Büſchel Stroh nach, die ſie vom Boden aufrafften. Eine Stimme nannte ihn Verräther. Bei dieſem Worte blieb der Erzbiſchof ſtehen, ſchaute feſten Blickes umher und rief: „Wenn es mein Stand nicht verböte, dieſe Memme ſollte ihre Unverſchämtheit bereuen!“ Am Thore fand er eine zahlreiche Menſchenmenge verſammelt, die ihn knieend um den Segen bat und ihn mit freudigem Zuruf im Triumphe in ſeine Wohnung geleitete. „Sehet,“ ſprach Thomas zu ſeinen Geiſtlichen, „welch' glorreiche Prozeſſion begleitet uns vom Tribunal zum Kloſter! Die Armen Chriſti nehmen Theil an meinem Unglücke; laſſet ſie zu mir kommen; ſie ſollen mit

uns ſpeiſen.“ Der Erzbiſchof ſandte drei Biſchöfe zum Könige, um ſich die Erlaubniß zu einer Reiſe auf das Feſtland zu erwirken. Er erhielt den Beſcheid, am folgenden Tag möge er die Antwort erwarten. Dieſe Nachricht vermehrte ſeine Beſorgniſſe und rief in ihm den Entſchluß hervor, in aller Eile über das Meer zu ſchiffen. Als über dem Abendeſſen im Refektorium aus der unter den Quellen der Kirchengeſchichte ſtets aufgeführten ſog. „dreitheiligen Geſchichte“ des Sokrates, Sozomenus und Theodoret die dem Papſte Liberius angethane Verfolgung vorgeleſen wurde und der Vorleſer zu den Worten des Evangeliums kam: „Wenn ihr in einer Stadt verfolgt werdet, fliehet in eine andere“, richteten ſich aller Augen unwillkürlich auf den in ſich gekehrt daſitzenden Erzbiſchof. Um die Wachſamkeit der ihn umgebenden Spione zu täuſchen, befahl er, ein Bett in der Kirche zu bereiten, und entwich, von zwei Klerikern und einem Diener begleitet, in der Abenddämmerung durch das nördliche Thor. Raſtlos über Graham, Lincoln, Huverbot und die Grafſchaft Kent dem Meere zueilend, zuletzt nur bei Nacht reiſend, gelangte Thomas mit vier Begleitern acht Tage nach ſeiner Flucht aus Northampton an's Meer. Er hielt ſich verborgen, bis ſich eine günſtige Gelegenheit zur Ueberfahrt fand, und 20 Tage nach ſeiner Flucht landete er als Bruder Chriſtian zu Gravelingen in Flandern am 2. November 1164. Von dort mußte er bei rauher Witterung und unter den größten Beſchwerden, da er leidend war und der Graf von Boulogne auf ihn fahnden ließ, zu Fuß nach dem ziemlich entfernten Kloſter Charamais bei St. Omer gehen, wo er mit ſeinem treuen Herbert zuſammentraf und von dieſem über die von Heinrich II. auf die Nachricht von ſeiner Flucht hin ergriffenen Maßregeln Nachricht erhielt.

VIII.

Das Exil des Erzbiſchofs. Rache des Königs. Verſöhnungsverſuche.

Als am Morgen nach der Flucht des Primas der Biſchof von Wincheſter ihn in ſeiner Wohnung beſuchen wollte, erfuhr er von deſſen Kämmerer, ſein Herr ſei abgereist, man wiſſe nicht wohin. „Gott ſei Preis und Dank!“ rief der Biſchof weinend aus. Mit ungemeiner Schnelligkeit verbreitete ſich die Kunde von des Erzbiſchofs Flucht. Seine Anhänger verbargen ſich aus Furcht vor des Königs Rache. Dieſer, anfangs ſtill vor Wuth, brach dann leidenſchaftlich in die Drohworte aus: „Wir ſind mit ihm noch nicht fertig.“ Er verſammelte die Biſchöfe und Barone um ſich, und man kam überein, eine Geſandtſchaft an den Papſt zu ſchicken, um Thomas des Meineides und der Friedensſtörung anzuklagen. Um ſich den Schein der Gerechtigkeit zu geben, ließ Heinrich öffentlich verkünden, es ſolle Niemand die Untergebenen und Beſitzungen des Erzbiſchofs beläſtigen oder berauben, ſondern gegen dieſelben den Frieden beobachten. Der Graf von Arundel, der Erzbiſchof von York, Biſchof Gilbert von London und noch drei andere Biſchöfe traten ſofort die Reiſe zum Papſte an. Sie gelangten an demſelben Tage mit Thomas nach St. Omer; Letzterer verbarg ſich aber den ganzen Tag, bis die engliſchen Geſandten abgereist waren. Beim Könige von Frankreich in Compiegne angekommen, überreichten ſie ein Schreiben ihres Monarchen, worin derſelbe Ludwig VII., genannt der Jüngere, erſuchte, den „ehemaligen“ Erzbiſchof von Canterbury, der als Hochverräther aus England entflohen, nicht in ſein Reich aufzunehmen. Ludwig verwunderte ſich über eine ſolche Ausdrucksweiſe: „der ehemalige Erzbiſchof“, und fragte unzufrieden, wer ihn denn abgeſetzt habe? Die Geſandten konnten hierauf keine genügende Antwort geben, und Ludwig fuhr fort: „Auch ich bin König, wie Heinrich von England; deſſen-

ungeachtet lege ich mir nicht das Recht bei, auch nur den geringsten Kleriker meines Königreiches seiner Stelle zu entsetzen." — Dann sagte der König: „Ich kenne den Erzbischof von Canterbury wohl; er ist ehedem als Gesandter des Königs von England nach Frankreich gekommen. Er ist ein Mann von Charakter und erhabenem Geiste; wenn ich wüßte, wo er wäre, ginge ich ihm freudigst entgegen." Auf die Entgegnung, daß Thomas Frankreich doch vielen Schaden zugefügt, erwiderte der König: „Er hat seine Pflicht gethan; wäre er damals mein Unterthan gewesen, er hätte mir dieselben Dienste geleistet." — Die Gesandten baten dann, der König wolle doch den Papst ersuchen, dem Erzbischof keinen Zutritt zu gestatten und seinen Lügen keinen Glauben zu schenken. Entrüstet über eine solche Zumuthung, berief Ludwig den Kämmerer des Papstes, der sich gerade in Compiegne aufhielt, und beauftragte ihn: „Saget meinem Herrn, dem Papste Alexander, wenn ich bei Seiner Heiligkeit so viel gelte, daß er mir eine Gnade erweisen wolle, so möge er den Erzbischof von Canterbury gnädig aufnehmen und keine ungerechte Klage gegen ihn anhören." Hiermit wurden die Gesandten entlassen; sie schlugen den Weg nach Sens ein. Die Boten, welche der Erzbischof, da er sich in den Gegenden des Grafen Philipp von Flandern nicht mehr sicher hielt, absandte, waren den englischen Bischöfen auf dem Fuße gefolgt. Dieselben hatten sich bei Ludwig VII. eines ganz anderen Empfanges zu erfreuen. Tief gerührt durch ihre Erzählung von den Leiden und Gefahren des Primas, entließ er sie mit dem ihn für alle Zeit hoch ehrenden Königsworte, welches uns Roger von Pontigny aufbewahrt hat: „Es ist ein althergebrachtes Privileg der fränkischen Könige, daß die Verbannten, und besonders die dem geistlichen Stande angehörenden, in diesem Reiche Asyl und Schutz finden." Auch die beiden Gesandten des Erzbischofs, unter ihnen Herbert von Boseham, begaben sich sofort nach Sens. Beim Papste in Sens trafen die erzbischöflichen Gesandten mit denen des Königs von England zusammen.

Alexander empfing die Ersteren noch am Abende nach ihrer Ankunft und war sehr ergriffen bei dem Berichte aller Bedrückungen und Leiden, denen der Primas ausgesetzt war. „Euer Herr," sagte Alexander, „lebt zwar noch im Fleische, aber er strebt doch schon mehr nach dem Vorrechte des Martyrthums." Er schrieb auch dem Erzbischofe, derselbe möge sich in der Einsamkeit etwas erholen, bis er ihn zu sich bescheide.

In einem feierlichen Consistorium am folgenden Morgen vor dem Papste und den Kardinälen traten die Abgeordneten des Königs von England als Ankläger des Erzbischofs Thomas auf. Gilbert von London brachte in ihrem Namen folgende Klagen vor: Thomas habe den Frieden zwischen Kirche und Staat gestört, mit eigener Hand das Kreuz im Hofe des Königs zu Northampton getragen, die Messe des heiligen Erzmartyrers Stephanus gelesen und gleich einem feigen Miethling seine Kirche verlassen. Alexander hatte jedoch schon im Geheimen mehrere getreue Berichte über die Vorgänge in England erhalten und schenkte deßhalb den Anklagen der beiden Bischöfe von London und Chicheſter wenig Glauben; er ermahnte sie im Gegentheil, mit mehr Schonung von ihrem Primas zu reden. Und als die Gesandten im Namen des Königs verlangten, der Papst möge Thomas in Begleitung zweier Legaten nach England zurückschicken, wollte Herbert von Boseham, der zugegen war, die gegen seinen Herrn vorgebrachten Verleumdungen widerlegen, allein der Papst legte ihm Schweigen auf mit den Worten; „Friede, mein Sohn; es ist nicht nothwendig, daß du deinen Erzbischof vertheidigst; denn es liegt keine Klage gegen ihn vor." Trotz des Zuredens einiger Kardinäle, erklärte sodann Alexander, daß er in dieser Streitfrage nicht eher vorgehen könne, bis er mit dem Erzbischof persönlich verhandelt habe. Die Gesandten hielten es für gerathen, die Ankunft ihres Feindes nicht abzuwarten, sondern eilig den Rückzug anzutreten, besonders da mehrere französische Ritter in ihrem Eifer für die Sache des verfolgten Erzbischofs sie ernstlich bedrohten.

Thomas war unterdeſſen nach Soiſſons gekommen; ſein Einzug glich eher einem Triumphe, als einer Flucht. Am folgenden Tage erſchien der König von Frankreich in Soiſſons und begab ſich alsbald zur Herberge des Erzbiſchofs, um ihm ſeine Theilnahme zu bezeugen. Er gewährte ihm auch vollſtändige Sicherheit und nöthigte ihn mit königlicher Freigebigkeit, alle Koſten ſeines Unterhaltes während ſeiner Verbannung von ihm anzunehmen. Der König und der Erzbiſchof brachten einige Tage mit einander zu, dann verabſchiedete ſich Thomas, um ſich nach Sens zum Papſte zu begeben. Ein glänzender Zug von dreihundert Reitern bildete das Gefolge, mit dem er vier Tage nach der Abreiſe der engliſchen Geſandten in Sens einzog.

Der Papſt empfing den Erzbiſchof mit väterlicher Güte. Er ſchloß ihn mit Thränen erfüllten Augen in die Arme, hieß ihn zu ſeiner Rechten niederſitzen, ermunterte und tröſtete ihn. Als Thomas in ſeiner Anſprache die Conſtitutionen von Clarendon verlas, geriethen Alle in tiefe Bewegung; ſie erkannten in ihnen die vollſtändigſte Knechtung der Kirche. Thomas warf ſich zum Schluſſe dem heiligen Vater zu Füßen, und legte ſeine Würde in die Hände Alexanders nieder, mit der Bitte, dieſelbe einem Würdigeren zu verleihen. Der Papſt beſchloß jedoch, ihm, wenn auch gegen ſeinen Willen, die Würde zurückzugeben, da er für dieſe Bürde keinen Stärkeren kenne.

Es entſtand jetzt in der Verſammlung eine lange und lebhafte Discuſſion. Mehrere Cardinäle, die es mit Heinrich II. hielten, bekämpften die Anſichten des Erzbiſchofs, beſonders Wilhelm von Pavia, der ihn in ſeiner Rede zu verwirren ſuchte; allein er fand in Thomas einen überlegenen Gegner, welcher ihn mit ſeinen Beweisgründen ſo in die Enge trieb, daß es allen Anweſenden klar wurde, es ſei dem Primas eine unbeſiegbare Geiſteskraft und ungewöhnliche Rednergabe eigen. Alexander III. verwarf zehn der Gewohnheiten von Clarendon als durchaus den heiligen Satzungen widerſtreitend; die übrigen *ſeien, obwohl nicht* gut, doch zu dulden. Zum Erzbiſchof ſich

wendend, ſprach er: „Bruder, obwohl dein und deiner Mitbiſchöfe Ausſchreitung groß geweſen, ſo muß man mit dir doch ſchonend verfahren; denn obwohl du, wie du ſelber bekennſt, gefallen biſt, ſo haſt du dich doch ermannt, nach dem Falle wieder aufzuſtehen, und haſt wegen des Falles ſchon viel Hartes und Bitteres erduldet; auch haſt du, ſobald du gefallen, während du noch in England warſt, bei uns die Wohlthat der Losſprechung nachgeſucht und ſie von unſerer Milde durch unſer Schreiben auch verdient, und als wenn dieſe noch nicht genügte, eben weil das Bekenntniß nicht durch einen Geſandten oder ſchriftlich zu geſchehen pflegt, haſt du jetzt den apoſtoliſchen Stuhl, deinen Fall ergeben und demüthig bekennend, in ſchwerſter Mühſal und unter verſchiedenen Gefahren aufgeſucht. Daher iſt es auch würdig, daß du in deinem Unglück den Troſt und die Gnade unſerer Milde vor andern kirchlichen Perſonen um ſo voller und liebreicher erfahreſt, als du für die Freiheit der Kirche, für den Glauben und aus Anhänglichkeit an uns Größeres verlaſſen und Schwereres erduldet haſt.“ Dann ließ Alexander den Abt Guichard von Pontigny rufen und beauftragte ihn, für den verbannten Prälaten Sorge zu tragen.

Thomas betrachtete das Kloſter zu Pontigny nicht wie einen Verbannungsort, ſondern wie eine vortreffliche Zufluchtsſtätte und eine Schule der Buße, welche ihm die Mittel darbieten werde, ſeine Sünden auszutilgen. Er begnügte ſich nicht mit ſeinem gewöhnlichen Cilicium, ſondern er übte noch verſchiedene andere Strengheiten. Er unterwarf ſich ganz der Regel der Genoſſenſchaft, kleidete ſich wie die Mönche und verrichtete die niedrigſten Arbeiten. Zu ſeiner Bedienung wurde der Bruder Roger beſtimmt, derſelbe, der uns eine kurze Biographie des Erzbiſchofs hinterlaſſen. Gegen Ende des Jahres 1164 traf Thomas zu Pontigny ein; zwei Jahre gewährte ihm das Kloſter eine heilige Zufluchtsſtätte, und er fand hier endlich einmal *jenen Frieden*, den er ſchon als Kanzler erſehnt hatte.

Gleich nach ſeiner Flucht aus England hatte der Erzbiſchof

die Vermittlung der Kaiserin Mathilde durch den Prior Nikolaus vom Hospitale zu Rouen nachgesucht, um durch dieselbe eine Versöhnung mit Heinrich II. anzubahnen. Dem Prior kostete es viele Mühe, die Kaiserin für den Erzbischof zu gewinnen wegen ihrer Zuneigung zu ihrem Sohne und weil sie durch einen der Hauptrathgeber Heinrichs, Johann von Oxford, gegen Thomas eingenommen war. Auch den Bischof Arnulph von Lisieux rief Prior Nikolaus um Vermittlung an; dieser sprach sich jetzt entschieden für den Erzbischof aus. Er erklärte, nur äußerlich sein Gegner gewesen zu sein; denn er habe insgeheim immer auf seiner Seite gestanden und seine Sache dem Papste empfohlen. Sehr interessant ist das Schreiben Arnulphs an Thomas, indem es uns einen tiefen Einblick in die damalige Lage der Dinge gewährt. Zuerst spricht er seine Freude über des Erzbischofs Zuschrift aus, in welcher der Geist der Demuth mit dem der Stärke und Standhaftigkeit so harmonisch vereinigt sei. Dann tadelt er Beckets Verleumder, die sich nicht scheuten, ihn einer unbegrenzten Herrschsucht zu beschuldigen und sogar behaupteten, Thomas habe einst im vertraulichen Gespräche geäußert, man dürfe an dem Fürsten die Unarten einer aufgeblasenen Jugend nicht dulden, sondern man müsse männlich seinen ungeordneten Neigungen Widerstand leisten. Diese Aeußerung sei dem Könige hinterbracht worden, und er habe sehr gezürnt. Die Standhaftigkeit des Erzbischofs, seine Geringschätzung irdischer Ehre, Macht und Reichthums dränge Jedermann die Ueberzeugung auf, daß er aus reinem Eifer gehandelt habe. Seine Flucht sei deßhalb zu loben, und in der öffentlichen Meinung sei dadurch sein Ansehen nicht wenig gehoben worden. Er möge sich dessenungeachtet die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verhehlen; er kämpfe allerdings für eine gerechte Sache, für die Freiheit der Kirche, die mit dem Glauben die Einheit gemein habe; allein sein Gegner, der König, sei schlau, mächtig, streng und lasse sich mit Gewalt nichts ertrotzen.

Auf seine Mitbischöfe, fährt Arnulph fort, dürfe Thomas

nicht die geringste Hoffnung setzen: sie hätten ihn nicht nur in der Stunde der Gefahr verlassen, sondern, wenn es auf sie angekommen, würden sie auch die Freiheit der Kirche zu Grunde gerichtet haben. Der niedere Klerus sei zwar der Sache des Erzbischofs zugethan, wage jedoch nicht, dieß zu offenbaren, aus Furcht vor des Königs Zorn. Noch weniger dürfe er von den weltlichen Großen hoffen. Jeden Gewinn der Kirche an Ehre und Macht hielten sie für eine Einbuße ihrer eigenen Macht; sie drängten den König mit Gewalt auf abschüssige Bahnen und suchten dessen Macht bei jeder Gelegenheit zu schwächen, um sich selbst die alte Strafloſigkeit der Verbrechen und neue Freiheit zu Excessen zu verschaffen. Die Unterstützung der Ausländer würde dem Erzbischof anfangs reichlich zufließen; sie versiege aber in der Länge; deßhalb möge er seine Geldmittel zu Rathe ziehen. Wenn sich eine Gelegenheit zur Wiederherstellung des Friedens darbiete, solle er sie begierig ergreifen und bei Unterhandlungen nicht zu hartnäckig auf einzelnen Punkten bestehen.

Armulph bot Thomas seine Dienste an zur Förderung des Friedenswerkes; doch glaubte er, äußerlich nicht als dessen Freund auftreten zu sollen, weil ihm sonst kein Zutritt beim Könige gestattet wäre. Dieser sei übrigens zum Ausgleich geneigt; denn er sei von allen Seiten bedrängt durch die Eifersucht der Franzosen, die Verleumdung der Flamänder, die Ruchlosigkeit der Walliser, die Hinterlist der Schotten, die Unzuverlässigkeit der Gascogner und was das Wichtigste sei: durch die Feindschaft aller seiner Herrschaft untergebenen Völker. Er fürchte daher nachtheilige Folgen von einer Beleidigung des apostolischen Stuhles. Die Zustände des Königreiches seien auch seit der Entfernung des Erzbischofs in solcher Verwirrung, daß Alles aus seinem Geleise gewichen und Niemand mehr wisse, was der geistlichen und was der weltlichen Macht angehöre.

Thomas führte unterdessen das strengste Mönchsleben in Pontigny; er verbat sich jede Auszeichnung und wollte nur die

arme Koſt der Ciſterzienſer annehmen; allein ſeine Geſundheit wurde bald ſo ſehr gefährdet, daß die Aerzte ihm eine andere Lebensweiſe vorſchrieben. Sein ruhiges Leben in Pontigny wurde indeß ſchon bald durch die Nachricht von den Gewaltmaßregeln Heinrichs II. geſtört, der auf den Bericht der Geſandten, die er am 24. Dezember 1164 zu Scarborough empfing, in entſetzliche Wuth gerieth. Sofort ſprach er die Strafe des Hochverraths über Jeden aus, der es wagen würde, Exkommunikations- oder Interdiktsbullen des Papſtes oder des Erzbiſchofs nach England zu bringen. Auch confiscirte er die Güter des Letzteren und verbot, im Kirchengebete ſeiner zu erwähnen. Doch dieß genügte ſeiner Rache noch nicht. Er confiscirte auch die Güter der Freunde, Verwandten und Untergebenen des Erzbiſchofs und verbannte ſie aus dem Lande. Kein Alter, kein Geſchlecht blieb verſchont. Die Verbannten mußten — und hierin zeigt ſich der Gipfel einer nichtswürdigen Bosheit — ſchwören, ſich dem Erzbiſchof zu zeigen, damit der Anblick und die Thränen ſo vieler Unglücklichen ihn vor Schmerz niederbeugten. Der Schwur wurde zu Lambeth geleiſtet in Gegenwart eines gewiſſen Ranulph de Broc, des ſchlechteſten Menſchen in ganz England, des geſchworenen Feindes von Thomas Becket, der vom Könige beauftragt war, die zeitlichen Beſitzthümer des Erzbiſchofs in Beſchlag zu nehmen. Tag für Tag umlagerten die Verbannten die Zelle ihres Oberhirten. Ihr Wehklagen brach ihm das Herz; er flehte für ſie das Mitleid ſeiner Freunde an und hatte endlich die Freude, zu erfahren, daß den Bedürfniſſen dieſer ſchuldloſen Opfer durch die Wohlthaten des Königs von Frankreich, der Königin von Sicilien, des Biſchofs Richard von Syrakus und des Papſtes reichlich abgeholfen worden ſei.

In ſeiner Einſamkeit zu Pontigny erfreute ſich der tiefgebeugte Erzbiſchof des Umganges mit mehreren treuen Freunden, welche ihm ſtets mit Rath und That zur Seite ſtanden. Zu dieſen gehörte namentlich Johann von Salisbury, einer

der größten Gelehrten seiner Zeit, welcher sowohl beim Papste als auch bei König Ludwig VII. für die Sache des Erzbischofs thätig war. Er ermahnte den Erzbischof, das eifrige Studium der Scholastik, des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte aufzugeben. Er bemerkte unter Anderem: „Die scholastische Uebung steigert zuweilen die Wissenschaft zur Aufgeblasenheit, selten aber oder nie entflammt sie zur Frömmigkeit. Ich möchte lieber, daß Ihr die Psalmen betetet und des heiligen Gregor Moraltheologie studirtet, als daß Ihr auf scholastische Weise philosophirt. Es ist besser, sich mit einem Spiritualen über die Sitten zu besprechen und durch dessen Beispiel sich aneifern zu lassen, als Streitfragen der Scholastik zu erörtern.“ Diese Sprache aus dem Munde eines so großen Freundes und Kenners der Wissenschaften würde uns in Erstaunen setzen, wenn wir nicht annehmen müßten, derselbe habe gefürchtet, der übergroße Eifer zu den Studien möchte den Erzbischof zu sehr seinen Pflichten gegen die Kirche und die Welt entfremden. Um diese Zeit erfuhr Thomas in der Kirche zu Pontigny, was ihm bevorstehen würde. Eines Tages vernahm er nämlich, während der Danksagung nach der heiligen Messe vor dem Altare des hl. Stephanus knieend, eine Stimme, welche rief: „Thomas, Thomas!“ „Wer bist du, Herr?“ antwortete dieser. Und der Heiland sprach zu ihm: „Ich bin Jesus Christus, dein Meister und Bruder. Meine Kirche wird in deinem Blute verherrlicht und du sollst in Mir verherrlicht werden.“ Der Abt des Hauses, welcher an einer der Säulen der Kirche stand, war Ohrenzeuge dieses Vorfalles, aber der Erzbischof verpflichtete ihn zum tiefsten Stillschweigen. Zur nämlichen Zeit hatte der Erzbischof eine Vision, in welcher er sich selbst erblickte, wie er in einer Kirche seine Angelegenheit vor dem Papste vertheidigte, als vier bewaffnete Männer auf ihn losstürzten und ihn mit ihren Schwertern tödteten.

In der Lage des Erzbischofs sollte noch im Laufe des sonst für ihn so ruhigen Jahres 1165 eine ernste Wendung eintreten.

So lange Papſt Alexander III. in Frankreich verweilte, hatte Heinrich II. gehofft, aus dieſer Lage der Dinge Vortheil zu ziehen und Alexander zur Aufgebung des Primas beſtimmen zu können. Allein nach dem Tode des Gegenpapſtes Victor IV. (1164) kehrte Alexander III. trotz der Wahl eines anderen Gegenpapſtes nach Rom zurück, wo er von dem Volke mit Jubel empfangen wurde. Der Papſt war gleich nach Oſtern 1165 von Sens aufgebrochen, hatte Paris beſucht und war dann über Bourges nach dem Süden gereist. In Bourges nahm Thomas, der ihn bis dahin begleitet hatte, Abſchied von ihm; er ſollte ihn hienieden nicht mehr wiederſehen. Während noch bis zuletzt der Papſt auf eine Verſöhnung zwiſchen Heinrich und dem Erzbiſchof bedacht war, betrat der König immer mehr die Bahn des Verderbens. Er beſchloß, Alexander durch Drohungen zum Nachgeben zu bewegen und trat mit Kaiſer Friedrich I. in Unterhandlungen und ſchickte Johann von Oxford und Richard von Wincheſter als Geſandte im Jahre 1165 auf den Reichstag zu Würzburg. Dort wurde die Wahl des Gegenpapſtes Paſchalis III. anerkannt.

An dieſem Schritte erkannte Thomas, daß weder die Geſinnung des Königs noch die ſeiner Anhänger ſich ändern werde, und er beſchloß, von ſeiner geiſtlichen Richtergewalt Gebrauch zu machen. Er forderte deßhalb zuerſt mit ſanft bittenden Worten, dann in ernſter, eindringlicher Sprache den König auf, von der Verfolgung der Kirche abzuſtehen. Um ſeinen Aufforderungen mehr Nachdruck zu geben, ſuspendirte der Erzbiſchof den Biſchof Joscelin von Salisbury, weil er dem gefügigen Werkzeuge in der Verfolgung, Johann von Oxford, das Dekanat der Domkirche zu Salisbury übertragen habe, derſelbe aber im Banne ſich befinde wegen ſeiner Unterhandlungen mit den Schismatikern auf dem Reichstage zu Würzburg. Ebenſo befahl er dem Biſchof Gilbert Foliot von London unter Androhung der Excommunikation, die den Klerikern von Canterbury entzogenen Güter innerhalb zweier Monate zurückzugeben.

Biſchof Gilbert ſuchte der Strafe auszuweichen; er bat den

König inständig, ihn der Aufsicht über die Kirchen, welche den mit dem Erzbischofe verbannten Geistlichen gehörten, zu entheben. Zugleich machte er Heinrich aufmerksam, daß die englischen Priester gar zu hart behandelt würden; sie genössen weder die Freiheit der Laien, noch dürften sie vor die geistlichen Gerichtshöfe gestellt werden.

Am 25. April 1166 hatte Alexander III. dem Erzbischof Thomas die Legatenwürde über ganz England verliehen, mit Ausnahme des Erzbisthums York. An demselben Tage zeigte der Papst diese Ernennung der Kirchenprovinz von Canterbury an, mit dem Befehle, die Geistlichkeit solle dem Legaten des heiligen Stuhles in Allem, ohne jeden Widerspruch, gehorchen. Thomas ließ alsbald der Kaiserin Mathilde durch den Prior Nikolaus melden, daß er im Begriff stehe, über den König von England und dessen Reich die kanonischen Strafen zu verhängen. Heinrich II. berief nun seinerseits den Adel und die Bischöfe zu einer Versammlung nach Chinon bei Tours, um sich über die Mittel zu berathen, wie die gefürchtete Strafe von ihm abgewendet werden könne. Auf derselben beklagte sich der König unter Thränen, daß der Erzbischof ihm Leib und Seele raube und nannte Jeden einen Verräther, der ihn nicht von den Nachstellungen dieses Einen Menschen befreien würde. Arnulph von Lisieux schlug vor, der König möge den drohenden Kirchenstrafen durch Appellation an den Papst zuvorkommen. Heinrich war damit einverstanden und sandte sogleich Arnulph von Lisieux und zwei andere Bischöfe nach Pontigny, um den Erzbischof von dem Beschlusse der Appellation an den Papst in Kenntniß zu setzen.

Sie trafen Thomas nicht in seiner stillen Zurückgezogenheit; denn er war unterdessen nach Soissons gewallfahrtet, um an diesem Gnadenorte sich zu dem bevorstehenden Kampfe im dreitägigen Gebete zu stärken. Von da begab er sich bald nach Pfingsten nach Vezelay, wo er gegen den König und dessen Anhänger den Bann auszusprechen gedachte. Als er jedoch er-

fuhr, der König sei auf den Tod krank, da verschob er die Excommunikation desselben. In Vezelay bestieg Thomas am Feste Maria Magdalena nach dem Hochamte die Kanzel und erklärte dem Volke die Veranlassung des Kirchenstreites, seine Verfolgung, seine vergeblichen Bitten an den König und dessen Verhärtung; er forderte dann denselben öffentlich zur Buße auf und drohte ihm mit dem Banne, wenn er nicht bald der Kirche Genugthuung leiste. Er empfahl die Kirche, sich und die Seinigen dem Gebete des Volkes und sprach mit fester Stimme den Bann aus gegen Johann von Oxford wegen seiner Theilnahme an dem Reichstage zu Würzburg und seines widerrechtlichen Eindringens in das Dekanat von Salisbury; ferner gegen Richard von Wincheſter wegen des Umgangs mit Schismatikern; gegen Hugo von St. Clara, Thomas Fitz-Bernhard und Ranulph de Broc, weil sie sich der Besitzungen der Kirche zu Canterbury bemächtigt hatten; endlich gegen Richard de Lucy und Joscelin de Baliol als Begünstiger der Tyrannei Heinrichs II. und als Hauptanstifter zur Aufstellung der schlechten „Gewohnheiten". Schließlich verwarf er die sogenannten hergebrachten „königlichen Gewohnheiten" und entband die Bischöfe ihres dem Könige abgelegten Versprechens, dieselben zu beobachten.

IX.

Friedensunterhandlungen. Zusammenkunft zwischen dem König und Thomas Becket. Nutzloser Ausgang derselben. Endlicher Abschluß des Friedens.

Die Furcht vor Bann und Interdikt veranlaßte Heinrich II., einen weiteren Druck auf den Papst zu seinen Gunsten auszuüben. Mit Recht nahm er an, daß der König von Frankreich und die mit seiner Tyrannei unzufriedenen Vasallen die Gelegenheit begierig ergreifen würden, sich von einem excommunicirten Monarchen loszusagen. Deßhalb that er scheinbar Schritte, dem

Papſte Alexander III., der die Gerechtigkeit der erzbiſchöflichen Angelegenheit verfocht, die Obedienz aufzukündigen. Er bat den ſchismatiſchen Erzbiſchof Reinald von Köln um freies Geleite für ſeine Abgeordneten, welche er nach Rom ſenden wolle, um dort anzukündigen, die Sache Alexanders werde von ihm aufgegeben werden, wenn derſelbe nicht die Handlungen des Erzbiſchofs Thomas als nichtig erkläre und ihn öffentlich beſchwören laſſe, daß die hergebrachten königlichen Gewohnheiten von ihm und ſeinen Nachfolgern unverſehrt beobachtet werden ſollen. Doch es blieb nur bei der leeren Drohung.

Zu London verſammelten ſich indeſſen viele Biſchöfe und Geiſtliche und verfaßten auf Befehl des Königs eine Appellation an den Papſt, wovon ſie Thomas in Kenntniß ſetzten. Die Biſchöfe von Exeter, Rocheſter und Wincheſter weigerten ſich jedoch, das Aktenſtück zu unterzeichnen. In demſelben wurde der König von jeder Schuld reingewaſchen, der Erzbiſchof hingegen als alleiniger Friedensſtörer hingeſtellt. „Beſſer ſei es für ſie," ſchrieben die Biſchöfe, „ſich ſelbſt dem demüthigendſten Urtheile des Papſtes zu unterwerfen, als von Tag zu Tag durch die Leidenſchaftlichkeit ihres Primas bis zum äußerſten Ueberdruſſe gequält zu werden." Auf ähnliche Weiſe war das Schreiben an Thomas Becket abgefaßt. Dieſer entgegnete in einer klaren, entſchiedenen Erwiderung, in welcher er die Lage der Dinge in's rechte Licht ſtellte. Zuerſt ſagte er, daß das Schreiben der Biſchöfe mehr Feindſeligkeit als Troſt enthalte, und er wünſchte, es wäre mehr dem Drange der Liebe entquollen, als dem Gehorſam gegen einen fremden Willen. Denn „die Liebe ſucht nicht, was das ihrige, ſondern was Chriſti iſt". Es wäre ihre Pflicht geweſen, fuhr er fort, mehr denjenigen zu fürchten, der Leib und Seele in die Hölle ſtürzen, als den, der nur den Leib tödten kann. Dann erinnert Thomas an alle ihm und der Kirche zugefügten Ungerechtigkeiten und Unbilden, welche er nicht ohne Verletzung ſeines Gewiſſens dulden, noch ohne

Gefahr für ſein Leben abſtellen, noch ohne Gefahr für ſeine Seele überſehen konnte. Deßhalb habe er es vorgezogen, ſich eine Zeit lang zu entfernen, es ſei dabei aber Rückſicht genommen worden auf die Ehre des Königs und der Seinigen, damit Nichts geſchehe zur Schmach für ihn und ſein Geſchlecht. Wenn durch ſeine Entfernung Verwirrung entſtanden ſei, ſo trage er nicht die Schuld daran. Er habe ſich dem Papſte vorgeſtellt und die Gründe ſeiner Ankunft in Frankreich und ſeiner Appellation auseinandergeſetzt; aber es ſei Niemand erſchienen, um ihm auch nur in Einem Punkte Rede zu ſtehen. Dann ſei auf das Geheiß der Biſchöfe von London und York den Beamten des Erzbiſchofs verboten worden, ihm oder den Seinigen zu gehorchen oder etwas zu verabfolgen. Ohne Urtheilsſpruch ſeien die Kirchen beraubt, Güter confiscirt, Männer, Frauen und Kinder in die Verbannung getrieben worden. Er gebiete dem Biſchof von London hiermit, binnen vierzig Tagen nach Empfang des Schreibens Alles, was derſelbe hinweggenommen oder für ſeine Kirche verwendet habe, ohne Verzug zurückzuerſtatten. — Hierauf vertheidigte ſich Thomas gegen den Vorwurf, als ſei er widerrechtlich auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben worden. Er erinnert die Biſchöfe an die Form ſeiner Wahl, an die Zuſtimmung Aller, auch des Königs, ſeines Sohnes und der Großen des Reiches. Die Bemerkung, daß er aus niederem Stande zur Glorie erhoben worden ſei, widerlegte der Erzbiſchof mit folgenden Worten: „Ich bin allerdings kein Nachkömmling von Königen. Ich will jedoch lieber zu denen gehören, in welchen der Adel der Seele ſich ein Geſchlecht erzeugt, als zu denen, bei welchen der Adel des Geſchlechts entartet. Bin ich etwa in einer ärmlichen Hütte geboren? Nein, ehe ich in den Dienſt des Königs trat, habe ich in Ueberfluß und Ehren ſo reichlich wie Einer unter meinen Nachbarn und Bekannten gelebt.“ Nachdem Thomas noch die Kirchenſtrafen als begründet und rechtmäßig dargeſtellt hatte, ſchloß er mit *einer feierlichen Mahnung* an den König zur Umkehr und Buße

und mit den väterlichen Worten an die Biſchöfe: „Was euch betrifft, meine Brüder, ſo habe ich euch dieſes nicht geſchrieben, um euch zu beſchämen, ſondern damit ihr nach Einſichtnahme und Beherzigung meines Briefes die unumſtößlichen Pflichten eures Standes mit mehr Muth und Standhaftigkeit zu erfüllen die Kraft und den Willen habet. Im Uebrigen wünſche ich, daß es immer beſſer mit euch werde, damit ihr eher den Frieden erhaltet und die Kirche in reichlichem Maße der Freiheit theilhaftig werde. Bittet für uns, damit nicht in dieſer Trübſal unſer Glaube wanke, ſondern damit wir ſicher mit dem Apoſtel ausrufen können: Weder Tod noch Leben, noch Engel, noch irgend eine Kreatur wird uns von der Liebe Gottes trennen können, welcher uns der Trübſal unterworfen hat. Lebet wohl im Herrn, und es bitte für uns inſtändiger, wir flehen darum, die ganze Kirche Englands.“

Eine ſtrenge Rüge enthielt das Schreiben des Erzbiſchofs gegen den Biſchof Gilbert von London, den er als die Seele der Oppoſition erkannte.

Unterdeſſen ſetzte Heinrich II. ſeine Verfolgungen des im Exil weilenden Primas ungeſtört fort. Schon früher hatte er den Aebten der Ciſterzienſerklöſter in ſeinem Reiche auf dem Generalkapitel im September 1166 eröffnen laſſen, wie unlieb es ihm ſei, daß der Orden ſeinen Erzfeind in Pontigny beherberge; wenn ſie ihre Beſitzungen in England behalten wollten, müßten ſie ſich anders gegen ihn benehmen. Nun aber neuerdings gegen Thomas aufgebracht, weil dieſer ihn öffentlich zur Buße aufgefordert hatte, erließ Heinrich ein Schreiben an das Generalkapitel der Ciſterzienſer, worin er die Ausweiſung des Erzbiſchofs aus ſeinem Zufluchtsorte verlangte, ſonſt werde der Orden ſeine Beſitzungen diesſeits und jenſeits des Meeres verlieren. Einige Aebte begaben ſich daher nach Pontigny zum Erzbiſchofe und theilten ihm das Vorgefallene ſchonend mit. Thomas beſaß zu viel Zartgefühl, um das Gaſtrecht noch länger anzuſprechen, wenn daraus dem Orden irgend ein Schaden er-

wachſen könnte. Er beſchloß, die angebotene Gaſtfreundſchaft Ludwigs VII. anzunehmen. Als König Ludwig dieſe Nachricht erhielt, rief er, entrüſtet über die Feigheit der Ciſterzienſer, aus: „O Religion, o Religion, wo biſt du? Denn ſiehe, Jene, welche wir der Welt abgeſtorben glaubten, fürchten die Drohungen der Welt und wenden ſich wegen vergänglicher und hinfälliger Dinge von Gottes Werk ab, das ſie begonnen, und verlaſſen Gottes Sache und den wegen der Sache Gottes Verbannten.“ Dann ſprach er zu den Abgeordneten: „Grüßet den Erzbiſchof in meinem Namen und entbietet ihm, daß ich ihn nicht verlaſſen werde, wenn auch die Welt und Jene, welche der Welt abgeſtorben ſcheinen, ihn verlaſſen. So ſehr auch der König von England gegen ihn arbeitet, werde ich ihn doch aufnehmen um Gottes und der leidenden Gerechtigkeit willen.“

Thomas verließ alſo nach einem faſt zweijährigen Aufenthalt die ihm liebgewordene Zufluchtsſtätte zu Pontigny. Zum Abſchiede von den Mönchen und dem Abte ſprach er nur die einfachen Worte: „Gott, der die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes kleidet, wird für mich und die Genoſſen meines Exils ſorgen.“ Bis zuletzt widerſetzten ſich unter Thränen die guten Mönche ſeiner Abreiſe, und erſt die Mahnung des Erzbiſchofs, an das Schickſal ihrer Ordensbrüder in England zu denken, brachte ſie zur Ruhe. In Begleitung des Abtes von Pontigny, Guérin de Gulard, reiste Thomas nach Sens, welches er zu ſeinem einſtweiligen Wohnorte wählte. Der Erzbiſchof, der Klerus und die Bürger von Sens empfingen den frommen Dulder mit aufrichtiger Freude und unterhielten ihn auf Koſten der Stadt. Thomas blieb auch hier in ſtetem Verkehr mit England trotz der Wachſamkeit des Königs. Die Briefe wurden oft mit Gefahr und Aufopferung auf geheimen Wegen beſtellt. Trotz der neuen ihm bereiteten Nachſtellungen und der öffentlich erneuten Drohungen des Königs gegen Thomas und ſeine Anhänger verlor der Erzbiſchof den Muth nicht. „Wenn er“ (der König), ſchrieb Thomas um dieſe Zeit an

Sylveſter, den Schatzmeiſter der Kirche von Liſieux, „eine Sprache voll Anmaßung und Stolz führt, er, der ſo hohen Werth auf einen Eid legt, ſo darf man weder überraſcht noch entmuthigt werden. Es geziemt uns, eher durch das Verbrechen eines Dritten, als durch unſere Schwäche zu Grunde zu gehen. Aber was auch die vollendete Verſchlagenheit des Verräthers erfinde, welches auch die Drohungen des launenhaften Tyrannen ſeien, ſei verſichert, daß mit der Gnade Gottes weder der Tod noch das Leben, weder die Engel noch irgend eine Creatur uns werden trennen können von der Liebe Gottes, der uns dieſen Prüfungen unterworfen hat.“

Obwohl Heinrich II. ſich den Anſchein gegeben hatte, als wollte er zu den Feinden Alexanders III. übergehen, ſo lenkte er doch wieder auf die alte Bahn ein, indem er ſich mit ſeiner Geiſtlichkeit nicht entzweien wollte. Seine Abgeordneten hatten zwar in Würzburg feierlich im Namen ihres Herrn geſchworen, dem Gegenpapſte Obedienz zu leiſten, aber nachher läugnete Heinrich dieſe Thatſache und legte ſeinen Geſandten zur Laſt, daß ſie eigenmächtig gehandelt hätten. Johann von Oxford erdreiſtete ſich ſogar vor dem Papſte zu ſchwören, er habe zu Würzburg Nichts gegen den Glauben der Kirche, noch gegen die Ehre und den Dienſt des Papſtes gethan! Derſelbe wußte auch die Sache ſeines Herrn ſo geſchickt in Rom zu vertreten, daß Alexander in der Hoffnung, der Friede werde endlich zu Stande kommen, auf den Vorſchlag einging, zwei Legaten abzuſenden, nämlich Kardinal Wilhelm von Pavia und Kardinal Otto, einen Mann von großer Unbeſcholtenheit. Während der Verhandlungen der ſtreitenden Parteien ſollte die Jurisdiction des Primas über den König und deſſen Reich ruhen. Dieſe verſchiedenen Unterhandlungen fallen in die letzte Hälfte des Jahres 1166.

Heinrich rühmte ſich jetzt öffentlich, er habe den Papſt und die Kardinäle in der Taſche und habe alle Privilegien erlangt, die ſein Großvater genoſſen. Derſelbe ſei in ſeinem Reiche zugleich

König, apostolischer Legat, Patriarch, Kaiser und Alles, was er nur wollte, gewesen.

Die päpstlichen Legaten fanden bei ihrer Ankunft in Frankreich das ganze Land durch den Krieg zwischen Ludwig VII. und Heinrich II. in Verwirrung und mußten vor Allem den Frieden vermitteln, ehe sie die Verhandlungen zwischen dem Primas und dem Könige beginnen konnten. Mittlerweile wurde eine Versammlung nach Gisors auf der Grenzscheide zwischen Frankreich und der Normandie berufen und Thomas aufgefordert, sich dort zu verantworten. Der Erzbischof begab sich mit einigen Freunden dorthin; aber er gewahrte bald, daß es dem Kardinal Wilhelm von Pavia nur darum zu thun war, ihm listiger Weise eine Schlinge zu legen; denn Letzterer hatte sich gleich auf die Seite des Königs gestellt. Der Erzbischof ging nicht in die ihm gelegte Falle. Er wies das Ansinnen des Kardinallegaten, nach Canterbury zurückzukehren, ohne der Gewohnheiten zu erwähnen, als verderblich für die Kirche Englands zurück und weigerte sich, die Legaten als Schiedsrichter zwischen ihm und den englischen Bischöfen, welche gegen den Primas appellirt hätten, anzuerkennen. Auf die Frage derselben, ob er in der Streitsache mit König Heinrich II. sich ihrem Urtheile unterwerfen wolle, gab Thomas keine bestimmte Antwort, sondern verlangte, zuerst in sein Erzbisthum und dessen Güter wieder eingesetzt zu werden. Hierauf kehrten die Legaten zum König von England zurück.

Diese Zusammenkunft in Gisors endete also ohne den geringsten Erfolg. Zehn Monate des Jahres 1167 waren somit wiederum in nutzlosen Unterhandlungen verlaufen. Die englischen Bischöfe appellirten wieder an den Papst, während die Legaten dem Primas jegliche Ausübung der Jurisdiction über England untersagten, bis die Aussöhnung mit dem Könige erfolgt sei. Alexander III. bestätigte diesen Urtheilsspruch in der Hoffnung, bei günstigeren Zeitverhältnissen den Erzbischof kräftiger unterstützen zu können. Wirklich gestalteten sich auch bald

für ihn die Verhältniſſe wieder beſſer, indem die kaiſerliche Heeresmacht in Italien vernichtet wurde. Alexander nahm daher die Friedensunterhandlungen wieder auf. Im Dezember 1168 ertheilte er drei franzöſiſchen Karthäuſern den Auftrag, die Vermittlerrolle zu übernehmen; den König Heinrich aber machte er auf die Mißgeſchicke aufmerkſam, die den Feind der Kirche, Friedrich I., ſoeben betroffen hatten und bedeutete ihm dann, wenn er nicht nachgebe, werde der römiſche Stuhl den Erzbiſchof an der Geltendmachung der ihm verliehenen Rechte nicht hindern können.

Dieſe letzte Mahnung bewirkte, das Heinrich ſich bereit erklärte, den Erzbiſchof zu empfangen. Auf das Feſt der Erſcheinung des Herrn 1169 war eine Zuſammenkunft der Könige von Frankreich und England auf dem Schloſſe Montmirail anberaumt, um den gegenſeitigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Dorthin wurde auch Thomas eingeladen. Ueber den Erfolg ſeiner Verhandlungen mit dem König berichtet Herbert von Boſeham, der Leidensgefährte des Primas, Folgendes: Heinrich II. gedachte den ſtandhaften Prälaten durch Liſt zu fangen. Zu dieſem Zwecke ließ er den Freunden desſelben mittheilen, daß er ſehnlichſt eine Ausſöhnung mit Thomas wünſche, nach deren Zuſtandekommen er entſchloſſen ſei, als Kreuzfahrer in's heilige Land zu ziehen. Doch müſſe der Friede zu ſeiner Ehre geſchloſſen werden, denn er müſſe in Gegenwart des Königs von Frankreich ſeine Ehre wenigſtens dem Worte nach wahren. Dieſen trügeriſchen Worten Glauben ſchenkend, forderten die Vermittler den Erzbiſchof auf, ſich ganz dem Mitleide des Königs anheimzuſtellen, und ließen, um ihn dazu zu bewegen, obige Aeußerung des Königs durchblicken. Thomas war bereit, ihren Rath zu befolgen und ſich dem Willen des Königs hinzugeben, jedoch „unbeſchadet der Ehre Gottes“. Als nun die Vermittler die Unterlaſſung dieſes Zuſatzes verlangten, berieth ſich der Erzbiſchof mit ſeinen Theologen, von welchen er jedoch keine beſtimmte Antwort erhielt. Auf der einen Seite er-

kannten ſie die Gefahren einer ſolch' unbedingten Unterwerfung, auf der andern Seite fürchteten ſie, durch den Beiſatz „unbeſchadet der Ehre Gottes" die Friedensbeſtrebungen wieder zu vereiteln.

Der Primas ſollte nun vor den beiden Königen erſcheinen. Er warf ſich Heinrich zu Füßen und flehte um die königliche Gnade für die Kirche Englands, welche ihm, einem Unwürdigen und Sünder, anvertraut ſei. Seine Rede ſchloß er mit den Worten: „Ich unterwerfe mich daher jetzt, mein Herr, in Betreff der ganzen Sache, welche zwiſchen Euch und mir heute verhandelt wird, Eurer Milde und Eurem Ermeſſen in Gegenwart unſeres Herrn, des Königs von Frankreich, der Biſchöfe, Fürſten und Anderer, welche hier anwohnen, unbeſchadet der Ehre Gottes."

Vor Zorn glühend, erhob ſich der König von England, überhäufte den Erzbiſchof mit Schmähungen und beſchuldigte ihn, daß er ſchon als Kanzler zum Nachtheil der königlichen Würde nach der Alleinherrſchaft in England geſtrebt habe. Mit Ruhe und Beſcheidenheit führte Thomas ſeine Vertheidigung. Unter Anderm ſagte er: „Mein Herr! was Ihr im Zorn mir jetzt vorwerfet über meine Verwaltung der Kanzlerwürde, das ſucht Ihr, wie es ſcheint, erzürnt mir in Schuld zu verwandeln, während ich doch dadurch auf immer euere Gnade hätte verdient haben ſollen. Es geziemt und gebührt ſich nicht, jetzt das zu jener Zeit von mir im Gehorſam gegen Euch Vollbrachte und die Euch damals bewährte Treue zu meinem Lob wieder vorzubringen. Denn es weiß unſer Herr, der König von Frankreich, der hier iſt, und es wiſſen es auch Jene, welche hier ſtehen, es weiß auch die Welt, und es bezeugen es die Werke, wie ich mich, als ich noch am Hof war, in jenem Hofamt zu Euerem Nutzen und Ruhm erwieſen habe. Es wäre ſchändlich und ungebührend, die Segnungen des geleiſteten Gehorſams rügend wieder vorzubringen, welche die Welt geſehen und anerkannt hat." Um den Eindruck der

Rede des Erzbiſchofs abzuſchwächen, ſchnitt ihm Heinrich das Wort ab und ſprach, zum König von Frankreich gewandt: „Mein Herr! ſehet, wenn es gefällt, wie thöricht, wie hochmüthig Jener ſeine Kirche verlaſſen, er, den weder ich noch ein Anderer aus meinem Königreich vertrieben, ſondern welcher in der Nacht auf die geheime Flucht ging, ohne daß ihn Jemand dazu gedrängt hatte. Nun aber redet er Euch ein, daß er die Sache der Kirche vertrete und wegen der Gerechtigkeit leide, und darum hat er Viele und Große befangen. Ich aber habe immer gewollt und verſtattet und will und geſtatte auch jetzt, daß er die Kirche, welcher er vorſteht, inne habe und leite in aller Freiheit, in welcher irgend einer ſeiner heiligen Vorgänger ſie beſſer und freier gehabt und geleitet hat.“ König Ludwig VII. ließ ſich irre führen und ſprach im Tone des Tadels zu Thomas: „Herr Erzbiſchof! wollt Ihr wohl mehr als heilig ſein?“ Thomas erwiderte mit Würde, er wolle gern ſeine Kirche von Canterbury mit jenen Freiheiten wieder zurücknehmen, wie ſeine heiligen Vorgänger dieſelben beſeſſen, neue Gewohnheiten dagegen, welche zum Nachtheile und Verderben der Kirche eingeführt werden ſollten, könne er nicht annehmen. Als nun der Erzbiſchof ſeine Flucht aus England zu rechtfertigen begann, baten ihn die Vermittler, dieſen Gegenſtand fallen zu laſſen und drangen auf's Neue in denſelben, auf die Clauſel „unbeſchadet der Ehre Gottes“ zu verzichten. Allein Thomas ließ ſich weder durch den Zorn des Königs von England, noch durch das Zureden der Biſchöfe, Barone und anderer Vermittler umſtimmen und erklärte es als ein Verbrechen, in Sachen der kirchlichen Freiheit ſich der Willkür eines Menſchen zu unterwerfen. So zerſchlugen ſich die Verhandlungen. Die Partei des Königs von England ſchimpfte über den ſtarrſinnigen Prälaten, der alle Friedensverſuche vereitle. Auch König Ludwig von Frankreich behandelte ihn mit Kälte und ſelbſt die Mitgenoſſen des Erzbiſchofs waren mit ſeinem Benehmen unzufrieden. Nur die Liebe und Verehrung

des katholiſchen Volkes leiſtete dem ſtandhaften Primas einen Erſatz für die erlittenen Unbilden.

Nach der Zuſammenkunft in Montmirail faßte Heinrich II. den Plan, mit Hilfe des Papſtes den heldenmüthigen Erzbiſchof, dem Ludwig von Frankreich ſeine Gunſt alsbald wieder zuwandte, zu ſtürzen. Um den Papſt zu gewinnen, trat der König mit deſſen Verbündeten, den Lombarden, in Unterhandlungen gegen Kaiſer Friedrich I. und ließ auch demſelben bedeuten, er ſei bereit, den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und dem heiligen Stuhle zu vermitteln und die Römer unter deſſen Obedienz zurückzuführen, wenn der Papſt in die Abſetzung oder Verſetzung des Erzbiſchofs Thomas einwillige. Doch Alexander III. ließ ſich nicht täuſchen. Um den König nicht ganz der Kirche zu entfremden, ordnete er eine Geſandtſchaft nach England ab. Als Geſandte für dieſen dritten Verſuch der Beilegung des Conflikes wählte der Papſt zwei römiſche Rechtsgelehrte, den Subdiakon Gratianus und den Archidiakon Vivianus. Allein auch die von ihnen abgehaltenen Conferenzen in Saint-Denis und Montmartre hatten keinen Erfolg, und Gratianus kehrte nach Ablauf der vom Papſte geſetzten Friſt nach Italien zurück. Heinrich aber, der ſich in der öffentlichen Meinung nicht allzuſehr ſchaden wollte, ſchickte nicht bloß Geſandte nach Rom, ſondern ſuchte auch Vivianus unter dem Vorwande ſeiner Bereitwilligkeit zum Frieden noch länger zurückzuhalten.

Kurz darauf reiste König Heinrich II. nach Saint-Denis, wo er mit dem Könige von Frankreich zuſammentraf und wo ſich auch Thomas Becket auf des Legaten Vivianus Zureden einfand. Dießmal erwähnte derſelbe weder der Abſchaffung der ſchlechten Gewohnheiten, noch der Clauſel „unbeſchadet der Ehre Gottes", weil Heinrich nur von ihm verlangte, er möge ihm als König gehorſam ſein; die übrigen Artikel wurden befriedigend feſtgeſetzt. Als Bürgſchaft von Seiten des Königs verlangte Thomas von demſelben den Friedenskuß; allein Heinrich

entgegnete, er habe einmal geſchworen, dem Erzbiſchof niemals den Friedenskuß zu geben, auch wenn er ſich mit ihm aussöhnen ſollte. Dieſe Aeußerung des wegen ſeiner Zweideutigkeit und Falſchheit bekannten Fürſten hielt Thomas mit Recht für höchſt verdächtig und kehrte nach Sens zurück, ohne daß eine Vereinbarung zu Stande gekommen war.

Ehe der Papſt den letzten entſcheidenden Schritt that, ſchickte er zum vierten Male Bevollmächtigte an den König von England. Die Erzbiſchöfe von Rouen und Sens und der Biſchof von Nevers erhielten den ſchwierigen Auftrag, die rechtmäßigen Forderungen des Erzbiſchofs dem Könige neuerdings bekannt zu machen und ihn zu deren Erfüllung, ſowie zur Ertheilung des Friedenskuſſes innerhalb 40 Tagen anzuhalten unter Androhung des Interdiktes ohne Rückſicht auf Proteſtation oder Appellation. Die Furcht vor der Strafe bewog Heinrich, eine neue Zuſammenkunft in Pontiſère zu bewilligen; allein als Thomas ſich dorthin begab, erſchien der König nicht. Auf Bitten Ludwigs von Frankreich geſtattete er nur einigen Klerikern des Erzbiſchofs, Johann von Salisbury, Herbert von Boſeham und Philipp von Calva, eine Audienz. Der Letztere wurde auf Fürſprache einiger Gönner ohne Eid wieder in Gnaden aufgenommen.

Schon früher hatte Thomas den Bann über Biſchof Gilbert Foliot von London und den Biſchof von Salisbury verhängt. Gilbert erwirkte ſich aber vom Papſte die Losſprechung vom Banne. Dieß kränkte den Erzbiſchof, und er ſprach auch ſeine Unzufriedenheit in einem Briefe an Alexander III. und an den Biſchof von Auxerre unverholen aus. Aber eine noch größere Kränkung ſtand ihm bevor, indem Heinrich II. die Abſicht hegte, ſeinen erſtgeborenen ſechszehnjährigen Prinzen zum Könige krönen zu laſſen, theils um den Primas zu demüthigen, dem das Recht der Krönung unbeſtritten zuſtand, theils um ſeinem Geſchlechte den Thron zu ſichern, wenn er perſönlich gebannt, das Reich mit dem Interdikte belegt und ſeine Unter-

thanen des Eides der Treue entbunden werden ſollten. Der König berief den engliſchen Episcopat nach London und trug demſelben ſeinen Wunſch vor; die Biſchöfe wagten jedoch nicht, in Abweſenheit des Erzbiſchofs von Canterbury die Krönung vorzunehmen. Die Feinde des Letzteren brachten nun ein Schreiben des Papſtes zum Vorſchein, welches den Erzbiſchof von York ermächtigte, den jungen Prinzen zu krönen. Thomas Becket und mehrere Biſchöfe Frankreichs hielten das Schreiben für ächt und beſchwerten ſich darüber bei Alexander III. Dieß hatte zur Folge, daß der Papſt die Abſolution des Biſchofs von London zurücknahm und dem Erzbiſchofe von York die Krönung unterſagte. Aber ehe die Briefe des Papſtes und des Erzbiſchofs nach England gelangten, wurde der junge Heinrich in der Weſtminſter-Abtei feierlich vom Erzbiſchofe von York gekrönt. Bei der Tafel bediente der erfreute König ſeinen Sohn mit eigenen Händen. Die Gemahlin des Prinzen, Margaretha von Frankreich, wurde jedoch nicht mit ihm gekrönt. Dieß betrachtete Ludwig VII. als einen ihm zugefügten Schimpf und ſchritt mit ſeinem Heere über die Grenzen der Normandie. Heinrich eilte zur Vertheidigung ſeiner Länder auf den Continent, wo ihm die Bevollmächtigten den Drohbrief des Papſtes überreichten; er gab die Verſicherung, alle Forderungen des Papſtes zu erfüllen und mit dem Erzbiſchofe Frieden zu ſchließen.

Die beiden Könige veranſtalteten am 20. Juli 1170 eine Zuſammenkunft an der Grenze der Maine zwiſchen den Schlöſſern de la Ferté und Freitval auf einer Ebene, die im Volksmunde „Verrätherwieſe“ hieß, wie man ſpäter conſtatirte. Thomas war auch dazu geladen. Nachdem die Monarchen ihre Streitigkeiten geſchlichtet und übereingekommen waren, daß der junge König Heinrich nochmals mit ſeiner Gemahlin vom Erzbiſchofe von Canterbury gekrönt werden ſolle, wurde Thomas durch den Erzbiſchof von Sens zum Könige geführt. Noch an demſelben Morgen hatte Heinrich vor ſeinen Höflingen geſchworen, er werde dem Primas den Friedenskuß nicht ertheilen; nichtsdeſto-

weniger eilte er ihm auf der Wiese bei Freitval voll Freundlichkeit entgegen, kam seinem Gruße zuvor und unterhielt sich mit ihm, als ob nie die geringste Störung ihrer vertraulichen Freundschaft eingetreten wäre. Im Laufe der Unterredung sagte er: „Was Jene betrifft, die Euch und mich betrogen haben, so will ich ihnen vergelten, wie Verräther es verdienen.“ Bei diesen Worten stieg der Erzbischof vom Pferde und warf sich dem Könige zu Füßen. Dieser aber hob ihn auf, hielt ihm den Steigbügel und nöthigte ihn, wieder aufzusitzen. Mit Thränen in den Augen sprach er dann: „Herr Erzbischof, laßt uns unsere alte Freundschaft erneuern; aber erweiset mir vor Denen, die in der Nähe sind, die Ehre!“ Zu seinen Begleitern gewandt, fügte er hinzu: „Ich finde den Erzbischof in den besten Gesinnungen gegen mich; hegte ich andere gegen ihn, so wäre ich der schlechteste Mensch!“ — Der Erzbischof von Sens trug hierauf dem Könige die Bitte des Primas vor, ihn wieder in Gnaden anzunehmen, ihm und den Seinigen Sicherheit und Frieden und die Kirche von Canterbury nebst deren Gütern zurückzugeben, auch dieser Kirche Genugthuung zu leisten wegen der Kränkung, die sie bei der Krönung von Heinrichs Sohn erlitten. Dagegen versprach Thomas Liebe, Ehrfurcht und jeden Dienst, den ein Erzbischof seinem Könige und Herrn erweisen könne. Heinrich bewilligte alle Forderungen; sie besprachen sich eine geraume Zeit und kamen beim Scheiden überein, sobald der Erzbischof seine Angelegenheiten geordnet habe, solle er wieder an den königlichen Hof kommen und dort einige Tage verweilen, damit alle Welt von der Erneuerung und Festigkeit ihrer Freundschaft überzeugt sei.

Monate verstrichen, ehe die königlichen Versprechungen erfüllt wurden, und als der treulose Monarch endlich, da wieder ein Interdikt drohend über seinem Reiche schwebte, die erzbischöflichen Güter zurückgab, waren die Renten schon zum voraus erhoben, Vieh und Getreide hinweggeschafft und die Gebäude im erbärmlichsten Zustande.

X.

Rückkehr des Erzbiſchofs nach Canterbury. Sein Martyrtod.

Erzbiſchof Thomas war zwar wieder im Vollgenuſſe ſeiner Gewalt; das Unrecht war formell geſühnt; aber in Wirklichkeit waren die Gemüther der zur Genugthuung Verpflichteten nicht redlich entſchloſſen, ſie zu leiſten. Niemand erkannte deutlicher als Thomas Becket, daß der Friede noch keineswegs verbürgt ſei. Eine düſtere Ahnung ſtellte ihm den nahen Tod in Ausſicht; aber dennoch entſchloß er ſich zur Rückkehr in ſein lange verwaistes, nach ſeiner Gegenwart verlangendes Erzbisthum. Wiederholt hatte er nach dem Friedensſchluſſe Gelegenheit geſucht, das alte freundſchaftliche Verhältniß mit dem Könige herzuſtellen; allein es war ihm nicht gelungen. Einmal traf er Heinrich in Tours, doch dieſer und ſeine Höflinge nahmen ihn nur mit Kälte auf. Einige Tage ſpäter machte Thomas ſeine Aufwartung auf dem Schloſſe Chaumont; dort wurde er ehrenvoller und freundlicher empfangen, und der König ſagte in vertraulichem Tone: „O, warum thut Ihr meinen Willen nicht? Wahrlich, ich würde Alles in Eure Hände geben.“ Da gedachte der Erzbiſchof der Worte Satans im Evangelium: „Alles dieſes will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt.“ Die letzte Zuſammenkunft war zu Amboiſe. Hier verabredete der König mit dem Primas, er wolle den Erzbiſchof von Rouen anweiſen, alle Schulden des Exilirten zu bezahlen; dann werde er ihn zum Friedenskuſſe zulaſſen und ihn entweder ſelbſt nach England begleiten oder den Erzbiſchof von Rouen mit ihm zum jungen König ſenden. Als Thomas ſich verabſchiedete, ſprach er im prophetiſchen Geiſte: „Herr, mein Geiſt ſagt mir, daß ich ſo von Euch ſcheide, wie Einer, den Ihr in dieſem Leben nicht mehr ſehen werdet.“

In Rouen angekommen, erhielt Thomas anſtatt des Erz-

bischofs seinen Feind Johann von Oxford zum Reisebegleiter. Es fand sich auch, als er seine Gläubiger bezahlen wollte, daß der Erzbischof von Rouen vom Könige weder das versprochene Geld, noch den Auftrag, ihn nach England zu begleiten, erhalten hatte. Schmerzlich getäuscht rief Thomas aus: „Wo sind jetzt die Verträge zwischen dem Könige und mir? Warum erscheint er nicht in eigener Person? Wie steht es mit dem Friedenskusse? Wie mit dem Gelde? Der König hält sein Wort nicht!“ Thomas war genöthigt, vom Erzbischofe von Rouen dreihundert Mark als Geschenk anzunehmen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Dann wollte er seinen Wohlthätern, den Bischöfen und weltlichen Großen, danken. Diese setzten aber ihre freiwilligen Spenden fort, indem sie den Primas und die Seinigen reichlich mit Pferden, Kleidern und anderm Bedarf zur Reise in die Heimath ausrüsteten. Beim Abschiede vom Könige von Frankreich sprach Thomas die ahnungsvollen Worte: „Wir gehen nach England, um dort um unsern Kopf zu spielen.“ Auch zum Bischofe von Paris sagte er: „Ich gehe nach England, um zu sterben.“ Mit diesen Todesgedanken beschäftigt, aber voll Muth und Vertrauen, eilte er nach Boulogne; vorher schickte er einen Boten mit den päpstlichen Schreiben ab, welche die Suspension des Erzbischofs von York und die Excommunication der Bischöfe von London und Salisbury enthielten, da er vernommen hatte, daß auf Veranlassung jener Bischöfe drei Ritter seine Landung in England erwarteten, um das Reisegepäck zu durchsuchen und die päpstlichen Schreiben hinwegzunehmen.

Die Einschiffung erfolgte am 3. Dezember 1170. Als Thomas sich dem Schiffe näherte, zögerte er, es zu besteigen; aber seine Begleiter, die das siebenjährige Exil mit ihm getheilt hatten, riefen sehnsüchtig aus: „Herr, schon sehen wir England; schon schwellen die Segel vieler Schiffe, die hinüberfahren, warum besteigst du nicht das Schiff? Sind wir etwa wie Moses ausgegangen, der das Land der Verheißung sah, aber

nicht erreichte?“ „Was eilt ihr ſo?“ erwiderte Thomas. „Es werden nicht einmal vierzig Tage vergehen, und ihr werdet wünſchen, lieber anderswo, als in England zu ſein.“ Da der Erzbiſchof erfahren hatte, daß ſich in Dover viele Ritter verſammelten, ſo landete er nicht dort, ſondern in Sandwich, einem Beſitzthum der Kirche von Canterbury. Als ſich ſein Schiff dem Ufer näherte, ließ er die Kreuzesfahne aufhiſſen; das Volk ſtrömte in Schaaren herbei, fiel auf die Kniee und bat um den Segen. Aber auch drei Ritter drängten ſich mit ihren Bewaffneten heran; wahrſcheinlich wollten ſie das Reiſegepäck unterſuchen und die päpſtlichen Schreiben hinwegnehmen; allein bei der drohenden Haltung der Bürger wagten ſie es nicht und fragten nur, ob nicht ein Ausländer mitgekommen ſei, welcher nach dem Geſetze dem Könige den Eid der Treue leiſten müſſe. In der Begleitung des Erzbiſchofs befand ſich ein Archidiakon von Sens, welcher Thomas viele Wohlthaten erwieſen hatte. Letzterer widerſetzte ſich mit Entſchiedenheit dem Anſinnen, von jenem Geiſtlichen einen Eid zu fordern, und ſo ließ man die Sache beruhen. Allein den ungerechten Vorwürfen entging er nicht, als ſei er mit Feuer und Schwert in das Land gekommen und wolle den jungen König vom Throne ſtoßen.

Am folgenden Tage reiste der Erzbiſchof nach Canterbury. Alt und Jung eilte ihm von allen Seiten entgegen. Einige warfen ſich auf den Boden nieder, Andere bedeckten den Weg mit ihren Oberkleidern und ſangen: „Benedictus qui venit in nomine Domini!“ (Geſegnet, der da kommt im Namen des Herrn.) Die Geiſtlichen zogen ihrem Oberhirten mit Kreuz und Fahnen entgegen; es war ein Triumphzug, deſſen würdig, der ſo ſtandhaft für ſeinen Herrn und deſſen Braut, die Kirche, geſtritten hatte. Beim Geläute aller Glocken betrat Thomas ſeine Kathedrale, und als er nun auf ſeinem erzbiſchöflichen Throne ſtand und ſeine Brüder, die Mönche von Canterbury, zum Friedenskuſſe aufnahm, da blieb kein Auge trocken, Alles brach in Schluchzen aus. Dann hielt er an das Volk eine

Ansprache über die Worte: „Wir haben hier keine bleibende Stätte; wir suchen das kommende Vaterland.“ (Hebr. 13, 14.)

Des andern Morgens erschienen einige Beamte und forderten Thomas im Namen des jungen Königs auf, den Erzbischof von York und die Bischöfe von London und Salisbury von den kanonischen Strafen loszusprechen. Thomas entgegnete, daß die drei Bischöfe durch päpstliche Autorität mit den kirchlichen Strafen belegt worden seien, und daß er nicht das Recht habe, ohne höheren Auftrag die Suspension aufzuheben; doch wolle er im Vertrauen auf die Milde des Papstes und in Rücksicht auf den König die Bischöfe von London und Salisbury lossprechen, wenn sie sich durch einen Eid verbindlich machen würden, dem Befehle des Papstes Folge zu leisten. Die beiden Prälaten waren geneigt, die Bedingung zu erfüllen; aber der Erzbischof von York überredete sie, sich zu dem Könige zu begeben und dem jungen Könige die Anzeige zu machen, der Primas habe seine Absetzung im Sinne.

Thomas begab sich unterdessen nach Woodstock, um dem jungen Könige, seinem ehemaligen Zöglinge, aufzuwarten und ihm einige Geschenke, die er für ihn mitgebracht, zu überreichen; bereits war ein Geistlicher vorausgesandt worden, der ihm seine Ehrerbietung bezeigen und seine Rückkehr melden sollte. Doch Thomas kam nur bis London, wo ihn das Volk mit namenlosem Jubel begrüßte und in Sanct Mary (Southwarke) ein Te Deum gesungen wurde. Der junge Heinrich ließ dem Erzbischof alsbald bedeuten, er möge wieder zurückkehren und die Grenze seiner Diöcese nicht überschreiten. Jetzt verübten die Feinde wieder neue Gewaltthaten — schienen sie doch durch das Benehmen des jungen Königs selbst gerechtfertigt —; die erzbischöflichen Güter wurden gepfändet, die Lebensmittel hinweggenommen, die Diener beschimpft und mißhandelt. Thomas schilderte selbst seine Lage in einem Schreiben an Papst Alexander III., worin er einen genauen Bericht über alle stattgefundenen Ereignisse niederlegt. Während seines Exils konnte er

ſich, geſtützt auf den König, die Großen und die Kirche Frankreichs, noch frei bewegen; aber in England war er wie in einem Kerker eingeſchloſſen. Dieſe Erwägung hätte den ſtandhafteſten Muth niederbeugen können; doch den Erzbiſchof erſchütterte ſie nicht. Er hatte während ſeiner Verbannung ſeine erzbiſchöflichen Rechte und die daraus entſpringenden Pflichten durch eifriges Studium genau kennen gelernt und ſich zur Ausübung derſelben durch Gebet und Abtödtung wunderbar geſtärkt. Nur Ein Weg ſtand ihm offen: er mußte für das Heil der Kirche ſein Leben hinopfern. Darum benützte er die kurze Zeit, die ihm noch erübrigte, zur Vorbereitung auf einen heiligen Tod. Am erſten Weihnachtsfeiertage beſtieg er die Kanzel, ſprach von ſeiner baldigen Auflöſung und von dem zweiten Blutzeugen, den die Kirche von Canterbury erhalten werde. Dann erfaßte ihn ein heiliger Ernſt, und er endete mit dem Ausſpruche, daß Jene, die nach ſeinem Blute dürſteten, bald befriedigt würden; vorher aber wolle er das ſeiner Kirche zugefügte Unrecht ſtrafen, indem er Ranulph und Robert de Broc excommunicire, weil ſie ſeit Jahren nicht aufgehört hätten, ihm, ſeinen Klerikern und Mönchen jede in ihrer Macht ſtehende Beleidigung zuzufügen.

Die drei gebannten Biſchöfe waren wirklich auf den Continent zu Heinrich II. geeilt und hatten ihn neuerdings gegen Thomas Becket aufgereizt. Von Wuth erfüllt, ſtieß Heinrich die Worte hervor: „Ich habe feige und erbärmliche Menſchen erzogen und erhoben in meinem Reiche, welche ihrem Herrn die Ehre nicht verſchaffen, da ſie ihn von einem plebejiſchen Prieſter ſo ſchmählich verhöhnen laſſen.“ Dieſe Aeußerung des Königs bewog vier Ritter, Reginald Fitz Urſe, Wilhelm von Tracy, Hugo von Moreville und Richard Brito, ſich zu verſchwören, den Erzbiſchof Thomas zu entführen oder zu ermorden, um ſo ihrem Herrn den erwünſchten Dienſt zu leiſten. Zur ſelben Zeit ſandte Heinrich II. drei Ritter nach England, die den Erzbiſchof als Hochverräther in's Gefängniß werfen ſollten; allein die vier Verſchworenen langten früher an. Mit un-

begreiflicher Schnelligkeit waren dieſe über den Canal gefahren und verbargen ſich zu Saltwood, einem Schloſſe der Familie de Broc, in der Nähe von Canterbury. Sie boten in aller Eile aus allen benachbarten Caſtellen die Dienſtleute des Königs auf und zogen dann nach dem erzbiſchöflichen Palaſte, während ein Theil der Ritter die Bürger zur Bewaffnung überreden wollte. Die Bürgerſchaft legte zwar Proteſt ein, war jedoch feige genug, das Verſprechen zu geben, ſie werde ſich ruhig verhalten, was auch immer vorfallen möge. Den Tag darauf, ungefähr um zwei Uhr des Nachmittags, erſchienen die vier Ritter plötzlich im Gemach des Erzbiſchofs und ſetzten ſich auf den Boden nieder, ohne ihn zu grüßen. Unter dem Vorgeben, ſie ſeien vom Könige beauftragt, befahlen ſie dem Primas, die excommunicirten Biſchöfe loszuſprechen und ſich nach Wincheſter an den Gerichtshof des jungen Königs zu begeben. Thomas erwiderte mit Feſtigkeit und Wärme: Wenn er die päpſtlichen Schreiben bekannt gemacht habe, ſo ſei dieß nur mit Erlaubniß des Königs geſchehen; der Fall des Erzbiſchofs von York ſei dem Papſte vorbehalten; die andern Biſchöfe aber wolle er losſprechen, wenn ſie zuvor den herkömmlichen Eid leiſteten, ſich dem Ausſpruche der Kirche zu unterwerfen. „Vergeblich drohet ihr mir," fügte er hinzu. „Wenn alle Schwerter Englands über meinem Haupte ſchwebten, von der Beobachtung der Gerechtigkeit Gottes und dem Gehorſam gegen den Papſt werden eure Schreckniſſe mich nicht abhalten können." Bezeichnend für den Charakter jener Ritter iſt es, daß drei derſelben dem Erzbiſchofe in den Tagen ſeines Glanzes freiwillig Treue geſchworen hatten. In Bezug hierauf ſprach er: „Nach dem, was früher zwiſchen uns vorgegangen iſt, bin ich erſtaunt, daß ihr kommt und mir in meinem eigenen Hauſe drohet." Lärmend gingen die Ritter hinaus und riefen: „Wir beabſichtigen noch mehr als Drohung!"

Nach ihrer Entfernung kehrte Thomas ruhig auf ſeinen Sitz zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Er beruhigte ſeine

erſchrockenen Gefährten, die ihn mit Gewalt in die Kirche zogen, wo gerade die Veſper geſungen wurde, weil ſie glaubten, er ſei dort mehr in Sicherheit. Als ſie aber die Thüre verſchließen wollten, verbot er es mit den Worten: „Der Tempel Gottes ſoll nicht verſchanzt werden wie eine Burg.“ Anſtatt ſich wie ſeine Begleiter in die Gruft oder hinter die Altäre zu verbergen, ſchritt er feſten Fußes die Stufen des Chores hinan. Schon drangen die Mörder ein und ſchrieen: „Wo iſt Thomas Becket, der Verräther des Königs und des Reiches?“ Keine Antwort erfolgte. Nun rief Fitz Urſe: „Wo iſt der Erzbiſchof?“ „Hier bin ich, der Erzbiſchof,“ ſprach Thomas, ihm entgegentretend, „aber kein Verräther! Ich bin bereit, im Namen deſſen zu leiden, der mich mit Seinem Blute erkauft hat. Ferne ſei es von mir, daß ich vor euern Schwertern fliehe oder von der Gerechtigkeit ablaſſe.“ Hierauf wandte er ſich nach einer Säule, und ſtand ſo zwiſchen den Altären der allerſeligſten Jungfrau und des hl. Benedictus. Da forderten die Meuchelmörder nochmals, er ſolle die Excommunicirten abſolviren. Thomas antwortete: „Es iſt keine Genugthuung vorhergegangen; ich werde ſie nicht abſolviren.“ „Dann mußt du ſterben und den verdienten Lohn empfangen,“ ſchrieen die Mörder. Ruhig erwiederte er: „Ich bin bereit, für meinen Herrn zu ſterben, damit in meinem Blute die Kirche ihre Freiheit und den Frieden erhalte; aber ich unterſage euch im Namen Gottes, Einen meiner Leute anzutaſten.“ Sie wollten ihn hierauf von der Säule hinwegziehen; allein ſie vermochten es nicht. Thomas ſtieß einen der Ritter zurück mit den Worten: „Rühre mich nicht an, Reginald, der du mir von Rechtswegen Treue und Unterwerfung ſchuldeſt; du handelſt unweiſe mit deinen Verſchworenen.“ Da führte Reginald einen Streich auf das Haupt des Erzbiſchofs. Eduard Grim, ſein ſpäterer Lebensbeſchreiber, der ihm treu zur Seite ſtand, hielt den Arm vor und fing den Hieb auf, der Arm war zerbrochen, und die Heftigkeit des Streiches verwundete den Erzbiſchof am Scheitel. Das herabtröpfelnde Blut mit der

Hand von der Stirne wiſchend, neigte er das Haupt und betete mit gedämpfter Stimme: „Ich empfehle mich und meine Kirche Gott und der ſeligſten Jungfrau Maria, allen Schutzheiligen der Kirche von Canterbury, ſowie dem heiligen Dionyſius.“ In dieſer Stellung harrte er unbeweglich des zweiten Streiches, der ihn auf die Kniee ſinken ließ. „Im Namen Jeſu und zur Vertheidigung Seiner Kirche bin ich bereit zu ſterben,“ ſprach er mit brechender Stimme. Ein dritter Hieb zerſchmetterte ihm die Hirnſchale und ſtreckte ihn an den Stufen des Altares des heiligen Benedictus nieder. Der Subdiakon Hugo von Horſea trat ihm auf den Nacken, riß ihm mit der Spitze des Schwertes das Gehirn aus dem Kopfe und ſchleuderte es auf den Boden mit den Worten: „Wir wollen gehen, Soldaten, dieſer wird nicht mehr auferſtehen.“ Im erzbiſchöflichen Palaſte erbrachen die Mörder Kiſten und Schränke, raubten Alles, was ſie an edlen Metallen und koſtbaren Stoffen fanden und ſchickten die päpſtlichen Bullen und Privilegien der Kirche von Canterbury in die Normandie zum Könige.

Sobald ſich die Trauerkunde von der Ermordung des Erzbiſchofs in der Stadt verbreitete, war alles Volk beſtürzt und beweinte laut den Verluſt des theuern Vaters. Die Mönche beeilten ſich, das Blut und Gehirn in Gefäße aufzuſammeln und den Leichnam des Martyrers in die Gruft zu bringen. Erſtaunen ergriff ſie, als ſie den ganzen Leib des Ermordeten mit rauhen Cilicien umgeben ſahen, und Mancher wurde hierdurch in ſeiner Ueberzeugung von dem heiligmäßigen Lebenswandel des Erzbiſchofs noch mehr beſtärkt. Die Leiche bekleideten ſie mit dem Mönchsgewande, darüber den erzbiſchöflichen Ornat, und legten ſie in eine neue Grabſtätte, die in einen Felſen der Krypta gehauen war.

So ſtarb am 29. Dezember 1170 im dreiundfünfzigſten Lebensjahre dieſer außerordentliche Mann als Märtyrer für die Freiheit der Kirche. Der Augenblick ſeines Todes war der Triumph ſeiner Sache, für die er das Leben opferte. Seine

persönlichen Tugenden, sein hoher Rang, die Würde und Ergebung, womit er sein Schicksal trug, die Heiligkeit des Ortes, wo der Mord verübt wurde, Alles trug dazu bei, Abscheu vor seinen Feinden und Hochachtung für seinen Charakter einzuflößen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze Christenheit bei der Nachricht von seinem gewaltsamen Tode. König Ludwig von Frankreich, der Graf von Blois und Erzbischof Wilhelm von Sens forderten den Papst auf, den Tod des Erzbischofs an den Mördern zu rächen.

Heinrich II. erhielt die Todesnachricht zu Argenton. Er schloß sich mehrere Tage in sein Gemach ein; ob aus Schmerz oder aus Klugheit, um seine Mitschuld zu verdecken, ist ungewiß. Er schickte zwei Kapläne an die Mönche von Canterbury und ließ ihnen seinen Abscheu vor dem Frevel kund geben. Eine andere Gesandtschaft schickte der König nach Rom. Der zweideutige Arnulph von Lisieux verfaßte auch ein Schreiben an den Papst, worin er die Unschuld des Königs und dessen innigen Schmerz über die Ermordung des Primas bezeugt.

Alexander III. war ebenfalls von heftigem Schmerz über die Ermordung seines treuen Mitkämpfers erfüllt und weigerte sich, die englischen Gesandten zu sehen. Diese wendeten sich an einige dem Könige von England befreundete Kardinäle, mit deren Hülfe sie endlich Zutritt beim Papste erlangten und ihm erklärten, sie seien vom Könige zu der Versicherung eidlich ermächtigt, daß er sich dem päpstlichen Urtheile unbedingt unterwerfen wolle. Die Bevollmächtigten der englischen Bischöfe stellten gleichfalls die Sache ihrer Herren dem vollen Ermessen des Papstes anheim. In Folge dieser Erklärung sprach Alexander III. nur im Allgemeinen über die Mörder des Erzbischofs von Canterbury, sowie über deren Rathgeber, Helfershelfer, Anstifter und Beschützer die Excommunication aus.

Ungeachtet aller Milde des heiligen Stuhles fühlte sich Heinrich II. doch nicht sicher vor dem apostolischen Strafgerichte. Es schien ihm nur ein Weg der Rettung offen, nämlich

ſich dem päpſtlichen Urtheile perſönlich zu entziehen. Er beſchloß daher, die Häfen an beiden Ufern zu bewachen, Jeden, der eine Interdiktsbulle mitbrächte, einzukerkern und jeden Geiſtlichen vor ſeiner Ueberfahrt ſchwören zu laſſen, daß er dem König und Reich nicht zu ſchaden gedenke. Im Oktober 1171 eilte dann Heinrich nach Irland, um dieſe Inſel ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Auch dort gebrauchte er ähnliche Vorſichtsmaßregeln wie in der Normandie und in England: allen Schiffen wurde die Landung an der iriſchen Küſte verboten. Fünf Monate waren verſtrichen, als der König günſtige Nachrichten erhielt, die ihn veranlaßten, in Eile nach der Normandie zu reiſen. Dort hielt er eine Conferenz mit den päpſtlichen Legaten, worauf alle Schwierigkeiten gehoben wurden. In der Kathedrale zu Avranches ſchwur Heinrich II., die Hand auf das Evangelium gelegt, in Gegenwart der Legaten, Biſchöfe, Barone und des Volkes, er ſei in Wort und That unſchuldig an der Ermordung des Erzbiſchofs. Da er aber nicht läugnen konnte, wenigſtens durch leidenſchaftliche Aeußerungen den Entſchluß der Mörder veranlaßt zu haben, ſo wurde ihm von den Legaten auferlegt, zweihundert Ritter zur Vertheidigung des heiligen Landes zu unterhalten; auf des Papſtes Geheiß, wenn es nöthig wäre, drei Jahre in Paläſtina oder Spanien gegen die Ungläubigen zu dienen; den Freunden des Erzbiſchofs ihre Beſitzthümer zurückzugeben; Appellation zu geſtatten, wobei er von Perſonen, gegen die er Verdacht hege, eine angemeſſene Bürgſchaft nehmen möge; die den Freiheiten der Kirche widerſprechenden Gewohnheiten abzuſchaffen, falls dieſelben ſeit ſeiner Thronbeſteigung eingeführt worden ſeien. Nach vollzogener Eidesleiſtung abſolvirten die Legaten den König feierlich von allen Kirchenſtrafen.

Ein Aktenſtück, das die ausdrückliche Widerrufung der Clarendoner „Gewohnheiten" enthielt, wurde im Namen Heinrichs II. verfaßt und den Händen der Legaten übergeben. Es *lautet* wie folgt:

„Im Namen Gottes, Amen! Im Jahre des Herrn 1173, in Gegenwart unſerer ehrwürdigen Väter in Jeſus Chriſtus, des Herrn Albert, durch die Barmherzigkeit Gottes Kardinal-Prieſter unter dem Titel des heiligen Laurentius in Lucina und des Herrn Theodwin, Kardinal-Prieſter unter dem Titel des heiligen Vitalis, Legaten des apoſtoliſchen Stuhles; in Gegenwart des Priors und der Mönche von Canterbury und zahlreicher Perſönlichkeiten des Königreichs England, die in der Kloſterkirche der heiligſten Dreifaltigkeit zu Canterbury verſammelt ſind: Wir, Heinrich, durch die Gnade Gottes König von England, Herzog der Normandie, wollen demüthig und fromm die Buße vollbringen, welche aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit die Herren Legaten uns auferlegt haben zur Austilgung unſerer Sünden. Wir widerrufen daher, verlaſſen und verabſcheuen aufrichtig und öffentlich durch dieſes Schreiben alle jene verderblichen Gewohnheiten, welche widerrechtlich von uns gegen die alten Freiheiten der Kirche Englands eingeführt wurden, und wir entſagen gänzlich und auf immer für uns und unſere Erben allen und jeder dieſer Gewohnheiten, gegen welche der ſelige Thomas, ehemaliger Erzbiſchof von Canterbury, bis in den Tod gekämpft hat. Außerdem zur Ehre des allmächtigen Gottes, der allerſeligſten Jungfrau Maria und aller Heiligen und zur Vergebung unſerer Sünden wollen wir in unſerm Namen und im Namen unſerer Nachfolger, daß die Kirche von Canterbury und alle andern Kirchen Englands frei ſeien und alle vor unſerer Krönung genoſſenen Freiheiten unverletzt bewahren; daß alle Kirchen, welche in Zukunft von uns und unſern Nachfolgern fundirt werden, gleichfalls alle und jedes dieſer Privilegien beſitzen; daß während der Vacanz der Kirchen ihr zeitliches Gut weder von mir noch von meinen Nachfolgern in Beſchlag genommen werde; oder wenn es unter irgend einem Vorwand in Beſitz genommen worden wäre, ſo wollen und bewilligen wir durch gegenwärtiges Schreiben, daß es ohne Verzug ungeſchmälert zurückerſtattet werde, frei von jeder Laſt und Erpreſſung,

die man behaupten könnte. Wir betheuern auch und verſprechen aufrichtig für uns und unſere Erben, daß wir die günſtigen Beſtimmungen des gegenwärtigen Widerrufungs-Aktes verbeſſern und vermehren und denſelben in eine beſſere Faſſung bringen wollen, ſowie dieſer Akt zur Ehre Gottes und der Kirche uns oder unſern Nachfolgern vom Erzbiſchof von Canterbury oder von einem andern zu dieſem Zwecke bezeichneten Prälaten des Königreichs eingereicht wird."

Dem Erzbiſchof Thomas war hiermit von ſeinem königlichen Feinde gebührende Genugthuung geleiſtet; aber er ſollte eine weit größere Verherrlichung durch die Kirche erhalten. Die Gebetserhörungen und Wunder am Grabe des Martyrers mehrten ſich täglich. Das gläubige Volk nicht nur Englands, ſondern auch der Nachbarländer kam zahlreich zur Leidens- und Grabſtätte Thomas Beckets; überall wurden ihm Altäre, Kirchen und Klöſter geweiht. Das erſte Geſuch um die Heiligſprechung des Erzbiſchofs war abgeſchlagen worden; der heilige Stuhl wollte die authentiſche Beſtätigung der Wunder abwarten. Aber bald ſchon konnte der treue Freund des Verſtorbenen, der gelehrte Johann von Salisbury, ſchreiben: „Je mehr vermeſſene Menſchen ſich anſtrengten, den Ruhm des heiligen Martyrers zu verdunkeln, deſto mehr übernahm Gott die Sorge, ihn durch den Glanz der Wunder zu offenbaren. Alsdann maßten ſich die Böſewichter, welche ihn mit unverſöhnlichem Haſſe verfolgt hatten, an, im Namen der öffentlichen Gewalt zu verbieten, von Wundern zu ſprechen; aber es gelingt nicht das auszulöſchen, was Gott anzündet ... Zur Ehre des Allerhöchſten geſchahen auf die Fürbitte des Erzbiſchofs eine Menge großer Wunder vor den Augen der in Menge herbeiſtrömenden Völker, die an Anderen ſehen, an ſich ſelbſt die Macht und Güte deſſen erfahren wollen, der immer wunderbar und glorreich iſt in ſeinen Heiligen. Denn an dem Orte ſelbſt, wo der Martyrer zuſammenbrach, wo ſein Körper die ganze Nacht vor der Beerdigung hingeſtreckt lag, wo ſeine Gebeine heute ruhen, ſehen

die Blinden, hören die Tauben, ſprechen die Stummen, gehen die Lahmen, werden die Fieberhaften, Gelähmten und Ausſätzigen geheilt; der Teufel verläßt den, welchen er quälte und zum Gotteslästern zwang, endlich ſtehen, wovon man nicht mehr ſeit alter Zeit ſprach, die Todten auf, indem Gott dieſe Wunder wirkt und viele andere, die nicht aufzuzählen ſind."

Endlich zögerte Alexander III. auf den Bericht der nach Rom zurückgekehrten Legaten Albert und Theodwin hin nicht, nach Berathung mit den Kardinälen und nach Erfüllung aller in der römiſchen Kirche über die Canoniſation beſtehenden Vorſchriften, die feierliche Canoniſation vorzunehmen. Nachdem er alle Biſchöfe und Aebte der Campagna zu ſich nach Segni berufen auf den Tag Mariä Lichtmeß 1173, ſprach er dieſelbe in der feierlichen Pontificalmeſſe aus und ſetzte ſein Feſt auf den Todestag, den 29. Dezember, feſt. Einige Wochen ſpäter erließ der Papſt ebenſo feierlich zwei Bullen in Sachen der Canoniſation, die eine an die Mönche von Canterbury, die andere an den Klerus und das engliſche Volk gerichtet, worin er den Triumph des Heiligen verkündete. Aber während dieſer begann, um nie mehr zu enden, begann auch die Strafe der Gerechtigkeit für ſeine Gegner. Am ſchwerſten wurde Heinrich II. heimgeſucht. Der junge König, deſſen Krönung er zur Demüthigung des Primas nicht ſchnell genug bewirken konnte, empörte ſich gegen ſeinen Vater. Beinahe der ganze Adel Englands hing ihm an; ſelbſt der König von Schottland unterſtützte ihn. Da ſah ſich Heinrich von Allen verlaſſen; Reue und Schmerz erfüllten ſeine Seele und er beſchloß, zu dem Grabe des heiligen Martyrers Thomas zu wallfahrten und deſſen Fürbitte in ſeiner Noth anzurufen. Im rauhen Büßergewande und mit bloßen Füßen ging er weinend durch die Stadt Canterbury, warf ſich am Grabe des Heiligen nieder und küßte den Boden. Er verweilte den ganzen Tag und die folgende Nacht in der Gruft, betend und faſtend. Dann machte er der Kirche große Geſchenke. Während Heinrich am

nächsten Morgen der heiligen Messe beiwohnte, wurde zur selben Stunde sein Feind, der König von Schottland, gefangen genommen. Bald darauf versöhnte sich auch der junge König mit seinem Vater. Allgemein schrieb man diese glücklichen Ereignisse der Fürbitte des hl. Thomas zu.

Wenige Jahre später brachte ein anderer mächtiger Monarch seine Huldigung dem heiligen Thomas dar; es war Ludwig VII. von Frankreich, der die Wiedergenesung seines Sohnes Philipp am Grabe des heiligen Martyrers erflehen wollte. Er brachte reiche Geschenke, worunter eine große goldene Schale sich befand. Das vertrauensvolle Gebet des Königs wurde erhört; sein Sohn genaß und wurde bald darnach zum Könige gekrönt. Aus Dankbarkeit errichtete Frankreich dem glorreichen Martyrer, der so lange dort in der Verbannung weilte, prächtige Kirchen und Altäre.

Der englische Episcopat fand seine Strafe in seinem Schuldbewußtsein und in dem unerbittlichen Urtheil der öffentlichen Meinung. Die weltlichen Großen mußten die Kirchengüter wieder herausgeben, die sie in feiler Hingebung an den König erworben hatten. Aber auch die Mörder des Erzbischofs sollten die rächende Hand Gottes kennen lernen. Sie fanden beim Könige nicht den gehofften Dank für ihre Gräuelthat; ihr folterndes Gewissen trieb sie aus der Gesellschaft der Menschen. Eine Zeit lang verbargen sie sich in einer festen Burg Nordenglands; ihre innere Qual ließ ihnen jedoch keine Ruhe, und sie pilgerten nach Rom, um das Erbarmen des Stellvertreters Christi anzuflehen. Alexander III. legte ihnen als Buße eine Wallfahrt nach Jerusalem auf. Schon unterwegs erlag Wilhelm von Tracy einer gräßlichen Krankheit. Die Anderen starben wenige Jahre später reumüthig nach schwerer Buße in Jerusalem.

Die von Alexander III. schon angeordnete Erhebung und Uebertragung des Leibes des heiligen Martyrers konnte erst 50 Jahre später Statt haben. Papst Honorius III. gestattete

unterm 16. Dezember 1219, daß der Cardinal Stephan Langton, Erzbiſchof von Canterbury, den Körper ſeines großen Vorgängers erhebe und der Verehrung der Gläubigen ausſtelle. „Im fünfzigſten Jahr," ſo berichtet ein Augenzeuge, „nach dem Tode des glorreichen Martyrers Thomas, Erzbiſchofs von Canterbury, gedachte unſer ehrwürdiger Vater Stephan Langton, ſein vierter Nachfolger, daran, den Körper des erlauchten Martyrers zu erheben, und die Mönche der Kathedrale bereiteten mit vieler Sorgfalt Alles vor, was ihnen für eine ſo erhabene Feierlichkeit nothwendig ſchien. Nachdem ſie gefaſtet und die üblichen Gebete verrichtet hatten, begaben ſich Erzbiſchof Stephan, Biſchof Richard von Salisbury und die Mönche der Kathedrale gegen Abend des 27. Juni (1220) in die Krypta, wo die koſtbaren Ueberreſte ruhten, verharrten einige Zeit im Gebete und hoben dann den Marmorſtein auf, der das Grab deckte. Da erſchien Allen Derjenige, den der hl. Geiſt einſt geleitet hatte; er trug noch ſeine Pontificalgewänder; ſie waren zum Theil vermodert und hatten noch die andern Zeichen der Ehre bei ſich, mit denen man die Biſchöfe begrub. Inmitten der Freudenthränen und der Gebete erhoben einige dazu beſtimmte Mönche den ehrwürdigen Leib und trugen ihn zur Hand des Erzbiſchofs, der ihn ganz mit ſeinen eigenen Händen in einen Schrein legte, mit Ausnahme einiger kleinen Knochentheilchen, welche man zur Vertheilung an die Kirche und hochangeſehene Perſonen zurückbehielt. Unter dem Geſange der Hymnen wurde ſodann der Schrein feſt mit Eiſen geſchloſſen und von den Mönchen an einen paſſend geſchmückten Ort niedergelegt, wo die Ueberreſte bis zum Tage ihrer feierlichen Uebertragung ruhten.

„Eine unermeßliche Menſchenmenge war an den folgenden Tagen nach Canterbury geeilt, um den heiligen Martyrer zu ehren und ihn um ſeinen Schutz anzuflehen. Man ſah dort den ehrwürdigen Vater Pandulph, den Legaten des apoſtoliſchen Stuhles, Stephan von Canterbury, Wilhelm, Erzbiſchof von Rheims, Heinrich, König von England mit allen ſeinen Baronen,

den Biſchöfen, Aebten, Prioren und Geiſtlichen der verſchiedenen Gegenden, die nicht aufgezählt werden können. Die Menge des Volkes wurde ſo groß, daß die Stadt Canterbury und die benachbarten Städte ſie nicht faſſen konnte. Am 7. Juli um die dritte Stunde kamen der König, die Erzbiſchöfe, die Biſchöfe, die Aebte, die Herren und alle Perſonen, die das Feſt zuſammengeführt hatte, um die Reliquien in der Krypta, wo ſie niedergelegt worden waren, in Empfang zu nehmen und ſie vor den Augen des geſammten Volkes unter dem dem heiligen Martyrer geweihten Altar beizuſetzen, und nachdem man dieſen Schatz verſiegelt hatte, verbrachte man den Reſt des Tages in religiöſen Geſängen und lautem Freudenjubel. So brachte die Frömmigkeit der Gläubigen dem hl. Thomas gerechte und öffentliche Huldigungen dar. Es ſchien ihnen gerecht, dieſen feierlichen Tribut dem muthigen Blutzeugen darzubringen, der ſich nicht gefürchtet hatte, bis zum Tode zu kämpfen und ſein Blut für das Wohl der allgemeinen Kirche zu vergießen."

In der That, der hl. Thomas ſtarb für die Rechte Gottes und die Canones der Kirche, für das Geſetz Englands, für die Gerechtigkeit und für ſein Amt, für die ganze Heerde Jeſu Chriſti und das geiſtige Erbe des engliſchen Volkes. Der hl. Thomas hat mit ſeinem Blute die Rechte aller Nationen vertheidigt, weil er die Freiheiten der allgemeinen Kirche bis in den Tod aufrecht hielt. „Seit der Zeit der Apoſtel," bemerkt ſchon Roger von Croyland von ihm, „gab es keinen Mann, deſſen Tod der Kirche einen glänzenderen und erfolgreicheren Sieg verliehen hätte; denn obgleich er nur für die Kirche in England zu kämpfen ſchien, ſo iſt er doch in Wahrheit, wie die nachfolgenden Ereigniſſe gezeigt, für das Intereſſe der geſammten Kirche in die Schranken getreten." Das Siegel, welches er ſtandhaft den Conſtitutionen von Clarendon anzuhängen ſich weigerte, drückte er in ſeinem blutigen Opfertode unter die Freiheiten der allgemeinen Kirche. Und dieſe Freiheiten leben fort; freilich auf Koſten eines endloſen Kampfes

um den Preis jenes welthiſtoriſchen Geſetzes, deſſen wir zu Anfang unſerer Darſtellung gedachten.

In England unterlag zeitweilig die Sache des hl. Thomas; allein zur Stunde hat ſie ſchon wieder ihre Auferſtehung gefeiert und ſteht die Kirche wieder da in der Fülle der ihr von Chriſtus geſchenkten Freiheit. Die unumſchränkte Tyrannei der Fürſten, die Grauſamkeit der dreihundertjährigen Strafgeſetze vermochte ſie nicht zur Sklavin zu machen. Und die Sache Heinrichs II.? Nach einer Weile fand ſie neues Leben und erſtarkte. Vier Jahrhunderte lang wurde die Kirche mit den „königlichen Gewohnheiten“ bedrängt. Die beiden Arten von Jurisdiktion lagen mit einander in heißem Streite, bis endlich die geiſtliche, das Recht der Kirche, der Tyrannei der engliſchen „Reformatoren“ erlag. Heinrich II. blieb zuletzt in Heinrich VIII. Sieger; und ſein Sieg wurde mit einer ſeines Charakters durchaus würdigen Feier inaugurirt, mit einem königlichen Befehle, zu welchem ſelbſt die Verſammlungen zu Clarendon und Northampton keinen Vergleich bieten.

Vier Jahrhunderte lang hatte der hl. Thomas auf den Altären der Chriſtenheit die innigſte Verehrung und an dem Throne Gottes die höchſte Verherrlichung genoſſen, als an ihn von Seiten des Königs von England, Heinrichs VIII., auf Betrieb des feilſten Werkzeuges ſeiner Plane, Thomas Cromwell, unterm 24. April 1538 von London aus die Aufforderung erging, ſich wegen Hochverraths zu verantworten. In Weſtminſter legte am folgenden 11. Juni der Kronanwalt den Writ des Königs, d. h. den die Unterſuchung gegen ihn anordnenden Gerichtsbefehl, vor, „weil er die Stellung eines Heiligen ſich widerrechtlich angemaßt habe“; und da nun einmal die Heiligen zu den Armen zählen, ſo ſollten die Prozeßkoſten von der engliſchen Krone getragen werden. Dieſer hohe richterliche Prozeß gegen den Martyrer von Canterbury fand ſeinen würdigen Abſchluß in folgendem Urtheilsſpruche: „Thomas, ehedem Erzbiſchof von Canterbury, hat ſich der Widerſetzlichkeit, des Hoch-

verraths und des öffentlichen Aufruhrs ſchuldig gemacht. Seine Gebeine ſollen öffentlich verbrannt und die Lebenden an ihre Pflichten durch die Beſtrafung der Todten erinnert werden.“ Der eigentliche Grund, weßwegen man den Prozeß inſcenirt hatte, bildete die gemeine ſchmutzige Habſucht, die Gier nach ſehr werthvollen, unſerem Heiligen dargebrachten Weihegeſchenken, ein ſchwacher Ausdruck der Liebe und Verehrung Englands und der chriſtlichen Welt. „Die dem Schreine des Heiligen vermachten Geſchenke und Liebesgaben ſollen Eigenthum der Krone ſein,“ ſo lautete der Befehl weiter. Dann wurde ferner angeordnet, daß „der hl. Thomas nicht länger mehr als Heiliger genannt und verehrt werden ſoll“. Ob in England allein, oder ob in der ganzen katholiſchen Welt, oder gar auch im Himmel, verſchweigen die Prozeßakten wohlweislich. „Alle Bildniſſe, alle bildlichen Darſtellungen von ihm ſollen vernichtet, alle zu ſeiner Ehre eingeführten Feſttage abgeſchafft, ſein Namen und ſein Andenken ſollen aus allen Büchern ausgemerzt werden unter Strafe des höchſten Unwillens Sr. Majeſtät und der Einkerkerung nach deren Willen und Gutdünken.“ Man folgerte nämlich ganz natürlich: ſo lange die Verehrung des heiligen Martyrers Thomas auf den Altären dauert, werden die Freiheiten, für welche er ſtarb und das mit ſeinem Blute glorreich beſiegelte Recht des katholiſchen Glaubens nicht vernichtet. Dieſer unterm 11. Juni 1538 ergangene Befehl wurde in aller Form ausgeführt. Am 11. Auguſt d. J. wurde das Gold, das Silber und die Kleinodien, welche das Grab des hl. Thomas überreich ſchmückten, weggenommen und dem königlichen Schatze einverleibt. Heinrich VIII. ließ den koſtbaren Diamant in einen Fingerring für ſich faſſen, den einſt Ludwig VII. von Frankreich im Jahr 1179 als Schmuck an dem Reliquienſchreine hatte anbringen laſſen. Acht Tage ſpäter, am 19. Auguſt, am Feſte des hl. Bernhard, wurden die ehrwürdigen Gebeine des Erzbiſchofs auf öffentlichem Platze verbrannt und die Aſche in den Wind geſtreut. —

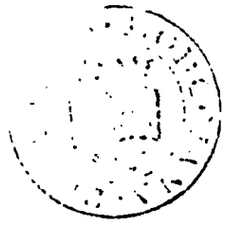
Was hat dieſer namenloſe Frevel dem engliſchen Tyrannen genutzt? Eine doppelte Thatſache belehrt uns zur Stunde darüber, daß das Werk, für welches der hl. Thomas glorreich ſein Blut dahingegeben, unſterblich iſt. Unzerſtörbar lebt die Freiheit der Kirche fort, der hl. Thomas ſteht noch erhaben auf den Altären der Kirche, und der Säkularklerus Englands ruft ihn heute, nachdem vier Jahrhunderte des Kampfes und drei weitere der Verfolgung ſeines Werkes vorüber ſind, als ſeinen mächtigen Patron an. Die Kirche aber, welche Heinrich VIII. gründen wollte, ſehen wir unter der Oberherrſchaft der engliſchen Krone zur Stunde als ein Bild des Jammers, der Knechtſchaft, der Sklaverei und der Auflöſung alles deſſen vor uns, was noch chriſtlich in ihr iſt. So hat die Geſchichte das Wort der Kirche gerechtfertigt: **Est pro iustitia caesus in Ecclesia** — „Für die Gerechtigkeit wurde er getödtet in der Kirche.“

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

X



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.

Wallenstein.

Von

Dr. J. Bumüller.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Jugend; politische und kriegerische Vorschule.

Als Rudolf II. von Habsburg-Oesterreich, traurigen Angedenkens, als römisch-deutscher Kaiser und König von Böhmen und Ungarn functionirte, wurde dem Baron Wilhelm v. Waldstein von seiner Gemahlin Margaretha v. Smiricky am 14. September 1583 ein Sohn, Albrecht Wenzel Eusebius, geboren. Er entstammte dem tschechischen Adelsgeschlechte der Ralsko, das sich in die Linien Waldstein (Waldenstein in den ältesten Familien-Urkunden, im 17. Jahrhundert ist bereits Wallenstein [H. Hallwich I, S. 3] die vorherrschende Form) und Wartenberg theilte. Der Vater Wilhelm gehörte einer wenig begüterten Familie der ersten Linie an und wirthschaftete haushälterisch auf seinem Gute Hermanic im Kreise Königingrätz. Die Kindes- und Jünglingsjahre Albrechts sind mit einem bunten Kranz von Sagen bedeckt, die früher als historische Erzählungen galten, von der nüchternen Kritik der neuesten Zeit aber in das Gebiet der Volkssage verwiesen sind, die jedoch in der Regel als Ausspruch der öffentlichen Meinung über einen großen Mann aufgefaßt werden muß. Es ist urkundlich bezeugt, daß Albrecht von Kindheit ein unbändiges, trotziges Temperament entwickelte und das Kreuz seiner Eltern und Lehrer war. Beide Eltern starben jedoch, ehe er das zwölfte Altersjahr erreichte, worauf er von einem mütterlichen Oheim, Albrecht Slawata, auf Schloß Koschumberg genommen und mit dessen Sohn dem Institut der Brüderunität anvertraut wurde; denn Albrecht gehörte, wie seine Eltern, dem Augsburgischen (lutherischen) Glaubensbekennt-

niſſe an. Die mähriſchen Brüder waren aber nicht die Pädagogen, die einen Jungen zu zügeln vermochten, der ſich ſchon als Kind den Beinamen „der Tolle“ erworben hatte. Ein anderer mütterlicher Oheim brachte ihn nach Olmütz zu den Jeſuiten, unter deren Disciplin ſich der Wildling beugen und zum Lernen bewegen ließ. Namentlich gewann ein Pater auf ihn leitenden Einfluß, ſo daß er ſpäter öfters äußerte, er verdanke Alles dieſem Pater. In Olmütz wurde er katholiſch; tief hat jedoch die Converſion nicht eingewirkt, denn 1599 beſuchte er die lutheriſche Univerſität Altdorf bei Nürnberg, machte aber ſolche Streiche, daß er nur aus Rückſicht auf ſeine vornehmen Verwandten nicht relegirt wurde. Seine jugendliche Sturmperiode ſcheint er damit abgeſchloſſen zu haben, denn ſofort begab er ſich auf Reiſen, beſah Frankreich, Spanien, die Niederlande, hielt ſich längere Zeit in Padua auf und eignete ſich nach dem Zeugniſſe der Italiener ihre feinere Sitte und Lebensart an, bildete ſeinen Kunſtgeſchmack aus und erweiterte ſeinen politiſchen Horizont; denn Oberitalien war der Schauplatz, auf welchem ſich die Politik der Signoria Venedigs, der ſpaniſchen, franzöſiſchen, öſterreichiſchen und ſavoyiſchen Dynaſtie und die der päpſtlichen Curie begegneten und bekämpften.

In Padua ließ er ſich von dem Aſtrologen Argoli in die geheime Wiſſenſchaft einweihen, welche aus dem Stand der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen deſſen Anlagen und Lebensſchickſale erkennen wollte. Die Urheimath der Aſtrologie war der alte Orient, und die Chaldäer (Babylonier) galten als die Meiſter in dieſer geheimen Wiſſenſchaft, mit der meiſtens Magie verbunden war. Die Griechen ergaben ſich ihr frühe, obwohl viele ihrer Philoſophen ſie bekämpften. Die Römer huldigten ihr namentlich zur Zeit der Kaiſer allgemein; obwohl manchmal ſtrenge Geſetze gegen die Chaldäer erlaſſen wurden, ſo z. B. von Tiberius, der ſich ſelbſt einweihen ließ und ſie ſpäter wieder duldete. Der ſtrenge Geſchichtſchreiber Tacitus nennt die Chaldäer „eine Sorte Menſchen, untreu gegen die Mäch-

tigen, trügeriſch gegen die Hoffenden, die in unſerm Staate immer verpönt und immer geduldet ſein wird". Auf den chriſtlichen Boden wurde die Aſtrologie insbeſondere durch die gnoſtiſchen Secten verpflanzt; bei den mohammedaniſchen Arabern fand ſie um ſo leichter Eingang, als der Fatalismus (Glaube an das unabänderliche Schickſal) ihr den Weg bereitet hatte, und von den Hochſchulen der Araber in Spanien, Sicilien und in dem Oriente, in welchen ſo viele abendländiſche wiſſensdurſtige Chriſten Mathematik, Phyſik, Medicin und Aſtronomie ſtudirten, wurde die Aſtrologie in das chriſtliche Europa verpflanzt. So war ihr der Hohenſtaufe Friedrich II. ganz ergeben, auch die Reformatoren durchbrachen dieſen Bann nicht, und der große Kepler, ein gläubiger Anhänger des Augsburger Bekenntniſſes, ſtellte nicht bloß aus Armuth und um des baaren Verdienſtes willen das Horoſkop oder die Nativität, ſondern glaubte ſelbſt aufrichtig, daß die Stellung der Geſtirne im Momente der Geburt eines Menſchen auf deſſen Temperament und Streben beſtimmenden Einfluß übe; die Vorſehung und der Schutzengel des Menſchen walte und wache über das Schickſal des Menſchen, ſein leibliches und geiſtiges Leben bilde ſich aber nach der Stellung der bei ſeiner Geburt herrſchenden Geſtirne. Daß Wallenſtein glaubte, die Geſtirne wirken auf die Anlagen und das Treiben der Menſchen ein, iſt vielfach bezeugt; war ja der Aſtrolog Seni unmittelbar vor ſeinem Tode bei ihm und las mit ihm aus den Sternen den Erfolg ſeines letzten und verhängnißvollen Unternehmens. Dem 26jährigen Wallenſtein divinirte Kepler aus deſſen Nativität: eine ungewöhnliche Begabung befähige ihn zu großen Dingen; er habe ein unruhiges Gemüth, mehr Gedanken, als er äußerlich merken laſſe, trachte nach Neuerungen durch unverſuchte Mittel. Er dürſte nach Ehre und Macht, ſei eigenſinnigen Trotzes und verwegenen Muthes, ſo daß er ſich einmal zum Haupte von Mißvergnügten aufwerfen könne; er werde ſich viele und große Feinde zuziehen, aber ihnen meiſtens obſiegen. Kepler konnte Wallenſtein nichts

ſagen, was nicht mit der Wirklichkeit ſtimmte, ſo daß die Nativität Wallenſteins den Eindruck charakteriſirt, den Wallenſtein in ſeinem 26. Jahre auf Kepler und Andere machte.

Ein ehrgeiziger, aber armer Edelmann wie Wallenſtein konnte nur auf der kriegeriſchen Laufbahn zu Ehre und Macht gelangen. Wallenſtein hatte ſich deßwegen auch von Jugend auf zum Soldaten beſtimmt. Seine erſten Kriegsdienſte that er unter Georg Baſta, einem Feldherrn aus der ſpaniſch-niederländiſchen Kriegsſchule, gegen die Türken und kehrte nach dem Friedensſchluſſe 1606 als Infanteriehauptmann nach Böhmen zurück. Er war ſich ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit vollſtändig bewußt, ſah aber wohl ein, daß das Talent ungleich raſcher vorwärts kommt, wenn es über Geldmittel verfügen kann und von der Gunſt der Fürſten und Fürſtenräthe unterſtützt wird. Darum ehelichte er die bereits alternde Lucrezia Nekyſſowa von Landeck, nach deren baldigem Tode er ihren reichen Güterbeſitz in Mähren erbte. So wurde er böhmiſch-mähriſcher Magnat, trat glänzend am Hofe auf, wenn ſich daſelbſt der Adel verſammelte; auf ſeinen Gütern lebte er aber als einfacher Edelmann und verwaltete ſie muſterhaft. Daher war er im Stande, Soldaten anzuwerben und für den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain in das Feld zu führen, als derſelbe von den Venetianern bedrängt wurde. Die Uskoken, ein illyriſcher Volksſtamm, hatte ſich nämlich aus dem türkiſchen Gebiete über die Grenze geflüchtet und beſonders in Zengg und Cliſſa Aufnahme und Schutz gefunden. Sie befehdeten von da aus nicht bloß die Türken, ſondern trieben auch Seeräuberei auf dem adriatiſchen Meere, wodurch ſie die Venetianer zu furchtbaren Repreſſalien und 1616 zum Kriege gegen den Erzherzog Ferdinand reizten. Im Jahre 1617 belagerten dieſe die Feſtung Gradiska (ſüdweſtlich von Görz) und brachten die Beſatzung in die größte Noth. Ferdinand forderte mit anderen Edelleuten auch Wallenſtein zum Beiſtande auf. Derſelbe traf mit einer Truppe tüchtiger Fußgänger und Reiter

im Lager ein und leiſtete bei der Verproviantirung des Platzes ſo ausgezeichnete Dienſte, daß der Abzug der Belagerer vorzüglich ihm zum Verdienſte angerechnet wurde. Er erwarb ſich den Dank des Erzherzogs, die Zuneigung der Offiziere durch kameradſchaftlichen Umgang und Freigebigkeit, die Anhänglichkeit der Soldaten durch die Energie, mit welcher er für ihre Bedürfniſſe ſorgte.

So hatte ſich Wallenſtein den Ruhm eines tüchtigen Kriegers errungen und über die Schaar der adeligen Höflinge und Offiziere erhoben. Auch ſeine Extravaganzen, wie der fürſtliche Glanz, mit dem er für die Offiziere offene Tafel hielt, ſeine Freigebigkeit, wit welcher er tüchtige Soldaten beſchenkte, die furchtbare Strenge, mit welcher er Feigheit und Inſubordination beſtrafte, ließen ihn als einen Mann von außergewöhnlichem Geiſte erſcheinen. Selbſt auf den Feind, die Venetianer, muß er ſolchen Eindruck gemacht haben, wie aus dem Berichte eines Agenten Obizi zu entnehmen iſt, der mit Wallenſtein zu verhandeln hatte.

Während dieſes Feldzuges ſtand Wallenſtein zum erſten Mal deutſchen proteſtantiſchen Fürſtenſöhnen gegenüber, welche Haß gegen das katholiſche Habsburg-Oeſterreich und niederländiſches Geld in das venetianiſche Lager geführt hatten.

Wallenſtein hatte ſich durch Thatkraft und Gewandtheit ſo empfohlen, daß er, der junge Wittwer, die Hand der Gräfin Iſabella v. Harrach, der Tochter des Grafen Karl v. Harrach, des Geheimraths des Erzherzogs Ferdinand, erhielt; dadurch wurde er auch U. v. Eggenbergs Verwandter, eines vertrauten Rathes des Erzherzogs, ſtand alſo in den intimſten Verhältniſſen mit den Männern, welche Ferdinands volles Vertrauen beſaßen und verdienten. Mit dieſer ſeiner zweiten Frau lebte Wallenſtein bis an ſein Ende in Eintracht und achtungsvoller Liebe. Sie gebar ihm eine Tochter, die aber nicht Thekla hieß (dieſe iſt, wie Max Piccolomini, ein Gebilde von Schillers poetiſchem Genius), ſondern Maria Eliſabeth.

Oesterreichische Wirren.

Nachdem Wallenstein sich im Kriege gegen auswärtige Feinde Ehre erworben und die Gunst seines zukünftigen Souverains Ferdinand gesichert hatte, mußte er sich an den Parteikämpfen betheiligen, welche die Länder der Dynastie der deutschen Habsburger in Unruhe und Verwirrung erhielten. Die damalige österreichische Monarchie begriff das Königreich Ungarn mit dessen Nebenländern, das Königreich Böhmen mit Mähren, Schlesien mit beiden Lausitzen, das Erzherzogthum Oesterreich, das Herzogthum Steiermark mit Kärnthen und Krain, die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg; überdieß trug Rudolf II. von 1576 bis 1612 die Kaiserkrone des römisch-deutschen Reiches, die ihm freilich wohl den Vorrang unter allen Monarchen der Christenheit, aber keine Macht verlieh, indem die Fürsten und die anderen Stände des Reiches nur dann zur Hülfeleistung für den Kaiser verpflichtet waren, wenn der Reichstag den entsprechenden Beschluß gefaßt hatte; hierzu brauchte es jedoch längere Zeit, und noch viel längere, bis etwas gethan wurde. Es war nämlich längst Grundsatz und Uebung der deutschen Fürsten, sich jeder Pflicht und jedes Dienstes für Kaiser und Reich zu entschlagen, und wenn der eine und andere eine Ausnahme machte, so geschah es gegen einen ausbedungenen und recht erklecklichen Vortheil. Ein Kaiser ohne starke Hausmacht, d. h. ohne ererbten großen Besitz von Land und Leuten, war im Vergleiche mit den Königen von Frankreich, England und Spanien eine fast lächerliche Majestät, zumal er mit pomphaften Titulaturen geschmückt war, z. B. Semper Augustus (fehlerhaft verdeutscht „allzeit Mehrer des Reichs"), invictissimus („unüberwindlichster") u. s. w. Der ritterliche Kaiser Max I. (1493 bis 1519) hatte darüber in bitterer Laune gespottet; sein vierter Nachfolger Rudolf II. war aber wohl der armseligste Kaiser, der jemals auf dem Throne saß. Er war Freund der Astronomie oder Astrologie, berief deßwegen den

großen Kepler an seinen Hof, bezahlte ihn aber sehr schlecht, so daß der Astronom oftmals in die peinlichste Noth gerieth und sich später die Sage bildete, er sei Hungers gestorben. Rudolf II. hatte außer zur Astrologie auch besondere Vorliebe für Alchymie, die Geheimwissenschaft, welche aus unedlen Stoffen Gold herstellen und das Lebenselixier entdecken wollte. Als Liebhaber von Antiquitäten, Kunstwerken der Mechanik und dergleichen legte er bei allem Geldmangel eine Sammlung von Raritäten aller Art an, deren Werth auf viele Millionen geschätzt wurde. Die Zeit, die er nicht in seiner Sammlung oder mit seinen alchymistischen und astrologischen Studien und Versuchen hinbrachte, widmete er als Pferdeliebhaber seinem Marstalle, und gerieth in ungebärdigen Zorn, wenn man ihn mit Geschäften der Regierung in Anspruch nehmen wollte. Ein solcher Kaiser ließ die Dinge im Reiche gehen, wie sie mochten, und war ebenso wenig im Stande, in den österreichischen Erblanden Ordnung zu erhalten oder zu schaffen, zumal in der herrschenden Familie, der habsburgischen Dynastie, erbitterter Zwiespalt herrschte, und Rudolf II. gegen seinen jüngeren Bruder Matthias, seinen Statthalter in Ungarn und Oesterreich, mit nicht ungegründetem Mißtrauen erfüllt war, dieser aber zu wissen glaubte, daß der unverheirathete Kaiser seinem Neffen, dem Erzherzog Ferdinand von der steierischen Linie, das österreichische Erbe zuwenden wolle. Ein magyarischer Edelmann, Stephan Botskai, erhob im Vertrauen auf türkische Hülfe die Fahne der Empörung gegen den legitimen König, und der Deutschenhaß der Magyaren, verstärkt durch ihren protestantischen Glaubenshaß gegen die katholische Dynastie, vereinigte den größeren Theil der magyarischen Nation um ihn, worauf Matthias, der ein Aufraffen des verzweifelnden kaiserlichen Bruders fürchtete, in einer Versammlung der habsburgischen Agnaten das Seniorat des Hauses Rudolfen absprechen und sich zuerkennen ließ, „weil es leider zu offenbar wäre, daß Seine kaiserliche Majestät wegen ihrer sich öfters erzeigenden gefähr-

lichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche und des Hauſes nicht tauglich ſei".

Hierauf ſchloß Matthias mit Botskai Frieden und mit den Türken dreijährigen Waffenſtillſtand, und weil Rudolf die Beſtätigung verweigerte und ſich entſchiedener Ferdinanden zuwandte, nahm Matthias die Partei der Proteſtanten in Ungarn und Oeſterreich. Er willigte im Februar 1608 auf einem Reichstage zu Preßburg in alle Forderungen der Proteſtanten, ſelbſt in eine Conföderation der öſterreichiſchen und ungariſchen Stände, und betrieb die Abſetzung Rudolfs. Dieſer erſchrack und wollte unterhandeln, aber Matthias rückte mit einem in Oeſterreich geſammelten Heere in Böhmen ein und zwang ſeinen kaiſerlichen Bruder, ihm Oeſterreich, Mähren und Ungarn abzutreten und ſeine Anwartſchaft auf die böhmiſche Krone urkundlich zu beſtätigen. Als jedoch die öſterreichiſchen Stände von Matthias die verſprochene Herſtellung der Religionsfreiheit, wie ſie unter Kaiſer Max II. beſtanden hatte, verlangten, ſuchte ſich Matthias durch Zuſagen und Ausflüchte zu helfen, aber die Stände griffen zu den Waffen und Matthias mußte in einer ſogenannten Capitulationsreſolution den ganzen Umfang ihrer Forderungen gewähren, und alſo namentlich die Religionsfreiheit für die adeligen Herrſchaften und ihre Grundholden.

Als Matthias Rudolfen auch die böhmiſche Königskrone zu entreißen drohte, berief dieſer einen Landtag nach Prag, verſprach allen Beſchwerden abzuhelfen und die Religionsfreiheit wieder herzuſtellen, worauf die Stände ein Heer zur Vertheidigung Rudolfs aufſtellten. Als die Noth vorüber war, hielt Rudolf nach gewohnter Weiſe ſein Verſprechen nicht, worauf die proteſtantiſchen Stände erklärten, ſie wollen zum Beſten des Kaiſers und des Landes ein Defenſionswerk (Vertheidigungswerk) errichten, damit der übelberathene Kaiſer nicht auch die böhmiſche Königskrone verliere. An ihrer Spitze ſtand Graf Matthias von Thurn, der von da an die Bewegung leitete und zu der verhängnißvollen Kataſtrophe führte. Die böhmiſchen

Stände ernannten 30 Barone zu Landesoberſten und ſchloſſen mit ihren ſchleſiſchen Standes- und Glaubensgenoſſen ein Bündniß zur Vertheidigung der Religion. Der von aller Welt verlaſſene Rudolf mußte ſich fügen und den ſogenannten Majeſtätsbrief unterzeichnen. In dieſer Urkunde vom 11. Juli 1609 wurde den proteſtantiſchen Adeligen und königlichen Städten Glaubensfreiheit zugeſichert; ferner das Recht, Kirchen zu bauen, Schulen und ein Conſiſtorium zu errichten, und aus ihrer Mitte Vertheidiger des Glaubens zu ernennen; auch wurde ihnen die Univerſität Prag übergeben. Der gedemüthigte Kaiſer ſuchte hierauf mit Hülfe ſeines Bruders Leopold, des Biſchofs von Straßburg und Paſſau, ſich des aufgedrungenen Pacts zu entledigen, aber die Stände leiſteten den bis in die Kleinſeite von Prag vorgedrungenen Soldaten des Biſchofs bewaffneten Widerſtand; auf ihren Ruf rückte Matthias herbei, bemächtigte ſich der Altſtadt Prag, ließ Rudolfen abſetzen, der knirſchend ſeine Abdankungsurkunde unterzeichnete (23. Mai 1611), Prag verfluchte und am 10. Januar 1612 ſtarb.

Als erwählter König von Böhmen beſchwor Matthias an dem Altar der Prager Domkirche auf das Evangelium den Majeſtätsbrief und gelobte, die Böhmen, Schleſier und Lauſitzer bei ihren Ordnungen, Gerechtſamen, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Rechten, auch bei allen ihren guten und löblichen Gewohnheiten zu erhalten. Am 10. Juni 1612 wurde Matthias auch zum Kaiſer gewählt, vermochte jedoch ſo wenig Erſprießliches für das Reich zu thun, als ſein ſchwacher, von ihm bedrängter und zuletzt geſtürzter Bruder Rudolf, und das Haus Habsburg, das ein ſo weites Ländergebiet ererbt hatte, war einer faſt beiſpielloſen Schwäche verfallen. Der größere Theil des Königreichs Ungarn war in der Gewalt der osmaniſchen Türken, deren Sultane damals keinen definitiven, ſondern nur zeitweiligen Frieden, demnach Waffenſtillſtände ſchloſſen und ſich dafür einen jährlichen Tribut bezahlen ließen. Deſſenungeachtet wurde im Serail dem Gedanken der Eroberung des ganzen

Königreichs Ungarn erſt nach der vergeblichen Belagerung Wiens und der großen Niederlage (12. Sept. 1683) entſagt. Trotzdem harmonirten der ungariſche Adel, der herrſchende Theil des Volkes, und die Dynaſtie ſo wenig, daß die Türken bei ihren mit Mord, Raub und Brand verbundenen Einfällen in der Regel von ungariſchen Freiſchaaren begleitet und verſtärkt wurden.

Gleiche oder ähnliche Verhältniſſe wie in Ungarn herrſchten in Böhmen und den andern Ländern der Wenzelkrone, in Mähren, Schleſien und den Lauſitzen. Die große Mehrheit der Bevölkerung gehörte der ſlaviſchen Nationalität an, bei welcher ſeit der Zeit der Huſſiten der Haß gegen den katholiſchen Klerus nie ganz erloſchen war. Auf dieſen huſſitiſchen Wurzelſtock ließ ſich die Reformation des 16. Jahrhunderts um ſo leichter propfen, als der ſlaviſche Adel für dieſe reformatoriſche Thätigkeit denſelben Lohn einzog wie der deutſche, nämlich die Beſitzungen der kirchlichen Stifte. Zwar wurde der Katholicismus in Böhmen nicht vollſtändig erdrückt, wie in Sachſen, Brandenburg und in andern Gebieten proteſtantiſcher Landesherren, weil die Dynaſtie Habsburg der katholiſchen Kirche treu blieb, welchem Beiſpiele manche adeligen Familien oder Herren folgten; doch war die proteſtantiſche Partei die beträchtlich ſtärkere, und ſie geſtaltete ſich national-tſchechiſch, indem ſie ſich die Verfaſſung der böhmiſch-mähriſchen Brüder gab, die ſich in den Herrnhutern in unſere Tage herüber erhalten hat. Durch Rudolfs II. Majeſtätsbrief hatte der böhmiſche Proteſtantismus volle Berechtigung erhalten und waren die Privilegien der Stände (des Adels und der königlichen Städte) als böhmiſche Grundrechte anerkannt worden. Die Proteſtanten waren es, welche ſich rühmen durften, den Majeſtätsbrief errungen zu haben, und aus deſſen Inhalt erklärt es ſich, warum Proteſtanten und Stände (die Privilegirten) ihn als die böhmiſche Magna charta hoch hielten; daß ſie einen Rückhalt an den deutſchen Proteſtanten fanden, verſteht ſich von ſelbſt.

Sehr ähnlich entwickelten ſich die Zuſtände in dem Erzherzogthum Oeſterreich, in Steiermark, Kärnthen und Krain. Kaiſer Max II. hatte die Thätigkeit der proteſtantiſchen Propaganda in den genannten Kronländern nicht bloß geduldet, ſondern ſelbſt begünſtigt, und auch da waren es die Privilegirten, die Stände, welche mit dem „Evangelium“ dem Landesfürſten zu Leibe gingen, indem ſie mit der Glaubensfreiheit zugleich die Beſtätigung und Erweiterung der „hergebrachten“ Rechte und Gewohnheiten verlangten. Es handelte ſich dabei namentlich um die Gerichtsbarkeit und Beſteuerung, und wie die deutſchen Territorialherren nicht nachgegeben hatten, bis ſie an die Stelle des kaiſerlichen oder Reichsgerichtes das ihrige aufgeſtellt, dem Kaiſer jedes Einkommen entzogen und ſich angeeignet hatten, ſo verfuhren die Stände in Böhmen und in den andern öſterreichiſchen Kronländern gegen den Landesfürſten, und die Streitigkeiten in Folge der Kirchenſpaltung, ſowie die ſcandalöſe Zwietracht unter den Mitgliedern des Hauſes Habsburg leiſteten den Anſprüchen der Stände trefflichen Vorſchub.

Kaiſer Matthias hatte keine legitimen Erben, ebenſo wenig ſeine Brüder, die übrigen Söhne des Kaiſers Max II.; daher beruhte die Erhaltung der Dynaſtie Habsburg auf der ſteier'ſchen Linie, deren Haupt Erzherzog Ferdinand war. Ihn hatte dem Erzherzog Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain, dem jüngſten Sohne des Kaiſers Max II., die bayeriſche Prinzeſſin Maria am 9. Juli 1578 zu Grätz geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters übergab ihn die Mutter der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, welcher der katholiſchen Kirche treu geblieben war und den jugendlichen Neffen auf der Akademie der Jeſuiten zu Ingolſtadt erziehen ließ. In Bayern lernte er einen wohlgeordneten, blühenden Staat kennen, deſſen Herzog ſich der vollen fürſtlichen Autorität erfreute, während in ſeinen Erblanden Steiermark, Kärnthen und Krain die Stände dem Landesherrn öfter trotzten als nachgaben, das

gemeine Volk ſich in ungebührlichſter Weiſe über den wahren Glauben ſtritt, und die Prädicanten (die proteſtantiſchen Prediger) in kaum glaublicher Weiſe unflätig über Heiligen- und Bilderverehrung, über Papſt, Biſchöfe und Klöſter ſchimpften. Ferdinands Lehrer und Erzieher, auserleſene Mitglieder des Ordens der Jeſuiten, des zur Bekämpfung der neuen Häreſie aufgeſtellten und trefflich ausgerüſteten geiſtlichen Heeres, überzeugten ihn vollſtändig von der Wahrheit der katholiſchen Religion, ſowie von den Irrthümern und der Haltloſigkeit der verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen. Gewiß machten ſie ihn auch aufmerkſam, daß nur die katholiſche Kirche als feſte Schutzwehr vor den Thronen der weltlichen Herrſcher ſtehe, daß noch jede Häreſie, jeder Abfall von der Kirche von einer Empörung oder Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit begleitet worden ſei, wie die Geſchichte Böhmens, Ungarns und anderer Länder beweiſe, wie Ferdinands Vater ſelbſt erfahren habe. Als Ferdinand nach fünf Jahren Bayern verließ, um 1596 die Regierung ſeiner Erblande zu übernehmen, war er an Jahren noch Jüngling, an Charakter aber gediegener Mann. Er war gläubiger Katholik mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe, und auf dieſem Fundamente beruhte die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner Grundſätze und die Standhaftigkeit in allen Lagen ſeines wechſelvollen Lebens, auch ſein feſter Entſchluß, als Regent die Häreſie in ſeinen Landen mit aller Macht auf das Aeußerſte zu bekämpfen und die Herrſchaft der katholiſchen Kirche wieder herzuſtellen. Im Jahre 1597 entwickelte er ſeinem Oheim, dem Kaiſer Rudolf, ſeine Abſicht; deſſen Räthe hatten nichts an des Erzherzogs Plan auszuſetzen, fanden aber das Unternehmen gewagt und deßwegen ſehr bedenklich; Einſpruch erhoben ſie jedoch nicht, denn Rudolf II. hatte mit ſeinen Räthen bei den Ständen ſolche Widerſetzlichkeit gefunden, daß ſie die Beſeitigung des „Evangeliums“ (wie die Proteſtanten ihren Glauben zu nennen pflegten) als eine hochwichtige Errungenſchaft, wenn nicht geradezu als eine rettende That für

die Dynastie Habsburg ansehen mußten. Daß Ferdinand durch die von seinem Vater Karl ausgestellte Urkundung der Gewissensfreiheit für die Herren nicht verpflichtet oder gebunden sei, galt als selbstverständlich, denn Ferdinands Vater hatte nur für sich und nicht für seine Nachfolger den Unterthanen Glaubensfreiheit bewilligen können. War ja im Augsburger Religionsfrieden ausdrücklich festgesetzt, daß der Landesherr auch Religionsherr sei, und duldeten lutherische Herren keine Katholiken in ihrem Gebiete, ebenso wenig einen Calviniſten, und wenn ein Landesherr seinen Glauben änderte, so mußten es auch seine Unterthanen thun. Wo man sich, wie in der schweizerischen Eidgenossenschaft, um das Reich wenig oder nichts kümmerte, da hieß es, es sei die Pflicht einer „christenlichen Obrigkeit", dem Götzendienste (dem katholischen Culte) zu wehren, und auf der anderen Seite vertheidigte man ebenso entschlossen „das alte und wahre Christenthum". Ferdinand wallfahrtete vor seinem Regierungsantritte nach Rom und erhielt den Segen des Papstes Clemens VIII. zu seinem Unternehmen; auf dem Rückwege besuchte er Loretto und legte im dortigen Gotteshause der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria das Gelübde unversöhnlicher Bekämpfung der Häresien ab. Er widmete der Mutter des Heilandes eine besonders ausgezeichnete Verehrung, vertraute auf ihren Schutz und Schirm und nannte sie seine oberste Befehlshaberin („Generalissima").

Als mehrere Prädicanten nach hergebrachter Unsitte von der Kanzel herab auf den Papst schimpften, jagte sie Ferdinand als Friedensbrecher aus dem Lande und erwiederte die Remonstrationen der Stände mit dem Befehle, daß alle Protestanten, welche die Rückkehr in die katholische Kirche verweigern, das Land binnen acht Tagen zu räumen haben. Bei dem Kaiser angebrachte Klagen nützten nichts, Ferdinand ließ im Gegentheil die neuerbauten protestantischen Kirchen niederreißen, Protestanten-Versammlungen durch Soldaten auseinandersprengen, und nach wenigen Jahren war die Gegenreformation durchgeführt und

Steiermark wenigstens äußerlich der katholischen Kirchengemeinschaft zurückgegeben.

Natürlich blickten seitdem alle Katholiken in den österreichischen Erblanden auf den Erzherzog Ferdinand und erwarteten von ihm eine Wendung zum Besseren. Selbstverständlich unterstützten sie dessen Bemühungen, alle Erbländer des Hauses Habsburg unter seiner Herrschaft zu vereinigen, aus allen Kräften, und ohne Zweifel haben ihm dabei seine geistlichen Freunde die ersprießlichsten Dienste geleistet. Die Erzherzoge Albrecht, spanischer Statthalter der Niederlande, und der Deutschmeister Maximilian verzichteten auf ihr Erbfolgerecht zu Gunsten Ferdinands, und somit stand die Vereinigung des großen habsburgischen Ländercomplexes unter einem Herrscher in nächster Aussicht. Vorher mußten jedoch die Stände der verschiedenen Erbländer die Anerkennung der Nachfolge Ferdinands aussprechen, was nicht ohne bedenkliches Zaudern geschah, da die in allen Ländern zahlreiche protestantische Partei von Ferdinand, der in Steiermark den Protestantismus so rasch und unerbittlich erdrückt hatte, nichts Gutes erwartete. Doch huldigten ihm nach einander die Stände von Oesterreich, Schlesien und Ungarn als dem designirten Nachfolger seines Oheims Matthias, und die böhmischen, welche zögerten und das Recht, ihren König zu wählen, in Anspruch zu nehmen Miene machten, folgten dem Beispiele der Stände der anderen Länder, als Ferdinand am Hochaltar des Prager Domes am 29. Juni 1617 den Majestätsbrief in feierlicher Weise beschwor. Er hatte versprochen, bei Lebzeiten des Kaisers Matthias sich nicht in die Regierung der kaiserlichen Lande zu mischen; daher kehrte er nach seiner Krönung zum designirten Böhmenkönig nach Grätz zurück, nachdem er jedoch, wie seine Gegner zu bemerken glaubten, den alten, kränkelnden Matthias zu auffallenden Maßnahmen überredet hatte. Matthias entzog nämlich dem Grafen Matthias von Thurn, dem unruhigsten böhmischen Adeligen und trotzigsten Widersacher der Krone, das einträgliche Burggrafenamt von Karlstein, in

welcher Veſte die Kleinodien des Reiches und auch der Majeſtätsbrief aufbewahrt wurden. Hierauf ſiedelte Matthias im December und bei rauher Witterung von Prag nach Wien über, hinterließ aber eine aus zehn Mitgliedern, ſieben Katholiken und drei Proteſtanten, beſtehende Statthalterſchaft; von den katholiſchen Statthaltern waren aber die Herren Martinitz und Slawata den böhmiſchen Proteſtanten über die Maßen verhaßt.

Der 23. Mai 1618 in Prag. Wallenſtein entſchloſſener Royaliſt.

Seit der huſſitiſchen Sturmperiode war in Böhmen der Geiſt der Oppoſition gegen das katholiſche Kirchenthum nie ganz erloſchen und immer mit der tſchechiſch-nationalen Antipathie gegen die deutſche und katholiſche Dynaſtie der Habsburger verbunden. Die deutſche Reformation des 16. Jahrhunderts fand daher augenblicklichen Anklang und wurde von den „Ständen“ zur Erweiterung und Befeſtigung ihrer Privilegien benutzt; der Majeſtätsbrief Rudolfs II. gab ihnen vollends freie Hand in ihren Beſitzungen, und als Ferdinand II. als König von Böhmen gekrönt wurde, waren wohl bereits zwei Drittheile der Bevölkerung des Königreichs proteſtantiſch geworden. Ferdinands Succeſſion als König hatte die proteſtantiſchen Stände lebhaft beunruhigt, die Abſetzung Thurns als Burggrafen von Karlſtein, die Ernennung der Statthalterſchaft durch Kaiſer Matthias und deſſen Entfernung aus Prag nach Wien hatte das Mißtrauen der Stände geſteigert und ein gewaltſames Vorgehen gegen zwei proteſtantiſche Gemeinden gab das Zeichen zum revolutionären Ausbruch.

Es iſt eine bekannte und leicht erklärliche Thatſache, daß beſonders in der erſten Zeit der Reformation die meiſten Städte, in welchen Biſchöfe und Aebte Herrſchaftsrechte oder großen Grundbeſitz hatten, die neue Lehre, „das Evangelium“, annahmen und ſich durch dieſelbe zu befreien trachteten. So waren auch zwei Städte im nördlichen Böhmen: Braunau, deſſen

Grundherr der dortige Abt, und Kloſtergrab, deſſen Grundherr der Erzbiſchof von Prag war, zum proteſtantiſchen Bekenntniß übergetreten und hatten Kirchen zu bauen angefangen. Die geiſtlichen Grundherren unterſagten den Bau, Kaiſer Matthias gleichfalls, die proteſtantiſchen Stände jedoch ermunterten zum Fortbauen; aber auf kaiſerlichen Befehl vom 19. Februar 1618 wurden die Kirchen zuerſt geſchloſſen, dann niedergeriſſen und eine Anzahl der unruhigſten Städter eingethürmt. Auf die Kunde davon gerieth das ganze Königreich in Bewegung; die Proteſtanten ſchrieen, der Majeſtätsbrief ſei verletzt, denn die geiſtlichen Herrſchaften ſeien als königliche Güter anzuſehen, daher haben dieſelben die gleichen Rechte wie die königlichen Städte; die Katholiken aber entgegneten, Braunau und Kloſtergrab ſeien Unterthanen geiſtlicher Herrſchaften und haben daher nicht das Recht, über die Religion zu entſcheiden. Die Rechtsfrage mochte ſtreitig ſein, und wenigſtens konnten die Proteſtanten behaupten, daß Aehnliches, wie neulich in Braunau und Kloſtergrab, vorher in Böhmen nicht geſchehen ſei. Der Adel, der damals in allen öſterreichiſchen Landen mit ſeinen Privilegien die Rechte, Freiheiten und Satzungen des Landes vertheidigte, übernahm auch die Vertheidigung der Verfaſſung Böhmens, d. h. der Rechte der privilegirten Stände. Auf ſeine Eingaben erfolgte kein ſie befriedigender Beſcheid des Kaiſers; unterdeſſen wurde das Volk von den proteſtantiſchen Predigern von der Kanzel herab bearbeitet, die Stände hielten eine Verſammlung nach der andern, und als am 23. Mai ein Ausſchuß, mit Thurn an der Spitze, auf dem Prager Schloſſe vor den vier Statthaltern v. Sternberg, Lobkowiz, Slawata und Martiniz erſchienen, wurden Slawata und Martiniz nach den heftigſten Beſchuldigungen von den Verſchworenen ergriffen und aus den Fenſtern 60 Fuß hoch in den Burggraben hinabgeſtürzt, ihnen auch zum Ueberfluſſe der Geheimſchreiber Fabricius nachgeſchickt. Alle drei erlitten keine gefährliche Verletzung, was von dem katholiſchen Volke als ein Zeichen angeſehen wurde,

daß die Mutter Gottes die mörderiſche Abſicht der Häretiker durch ein Wunder vereitelt habe.

Obgleich Niemand zweifeln konnte, daß Thurn und Genoſſen mit allem Vorbedacht die Gewaltthat vollbracht hatten und zum Sturze des verhaßten Thronfolgers Ferdinand entſchloſſen waren, fanden dieſelben doch gerathen, einſtweilen noch die getreuen Unterthanen fortzuſpielen und in Manifeſten zu erklären, daß ſie dem Kaiſer treu bleiben und ihr Widerſtand nur dem Thronfolger Ferdinand gelte; zugleich erließen ſie ein wüthenden Haß ſprühendes Verbannungsedict gegen die Jeſuiten, „den giftigen Orden, der alle Kräfte aufbietet, die Fürſten zu entzweien, die Herren gegen ihre Unterthanen und die Unterthanen gegen die Herren aufzureizen, ſowie auch unter den Ständen derjenigen Länder, in welchen verſchiedene Religionen herrſchen, Aufruhr und Feindſchaft zu ſtiften, der ſogar jedem Böſewicht erlaubt, Könige und Geſalbte Gottes zu ermorden". Gleichzeitig erhielten aber auch der Erzbiſchof von Prag, der Abt von Braunau und andere katholiſche Prälaten den Befehl, das Land zu räumen. Auch bemächtigten ſich dieſe getreuen und friedliebenden Stände aller herrſchaftlichen Gefälle, nahmen die Beamten und Soldaten in Pflicht und wählten 30 Directoren zur Verwaltung des Landes. Es wurde die eilige Anwerbung eines Heeres beſchloſſen, Graf Thurn zu deſſen Befehlshaber ernannt, die Mähren, Schleſier, Lauſitzer und Oeſterreicher zum Anſchluſſe an die Böhmen aufgefordert. Die Revolution konnte ſich wohl nicht durch unzweideutigere Thatſachen ausſprechen, und als der ſchwache Kaiſer Matthias, der dem Rathe des auf Ferdinand eiferſüchtigen Cardinals Kleſel zu folgen pflegte, ſich zu Unterhandlungen mit den Aufſtändiſchen entſchloß, ließen die Erzherzoge Maximilian, der Deutſchmeiſter, und Ferdinand, deſſen Neffe, den Cardinal ohne Wiſſen und Willen des Kaiſers feſtnehmen und nach Innsbruck bringen, wo er einige Jahre als Staatsgefangener feſtgehalten wurde. Matthias überlebte dieſe Demüthigung nicht lange, denn er ſtarb am 20. März 1619

an einem Schlaganfalle. Statt zweier geheimer Räthe, in Wien und Grätz, waltete forthin ein einziger, in welchem Eggenberg, Harrach, Trautmannsdorf und die Lichtenstein die gewichtigsten Stimmen führten.

Ferdinand und dieser sein Rath nahmen den Krieg, den Klesel hatte vermeiden wollen, entschlossen an, denn nach allem, was vorausgegangen war, hatten sie keine andere Wahl. Die Regierung hatte zwei kleine Truppencorps zur Verfügung: ein in Oesterreich geworbenes unter dem Lothringer Heinrich Dampierre, das andere unter dem Brabanter Karl Boucquoi, einem im spanisch-niederländischen Kriege geschulten Feldhauptmann. Dagegen war Böhmen in offenem Aufstande, Schlesien und Mähren zur Union mit Böhmen bereit.

Die niederösterreichischen Stände verweigerten die Huldigung, bis Ferdinand ihren Beschwerden abgeholfen und das Kriegsvolk abgedankt hätte; die Bauern in Oberösterreich verbanden sich mit den Böhmen und vertrieben die Soldaten Boucquoi's, und von Ungarn her drohte der Magyare Bethlen Gabor mit einem Einfalle. Während Boucquoi Budweis in Böhmen besetzt hielt, rückte Thurn im Mai 1619, also sogleich nach dem Tode des Kaisers Matthias, mit 6000 Mann in Mähren ein und fand eine so gute Aufnahme, daß er selbst erstaunte. Nur wenige Edelleute blieben Ferdinand treu und wurden dafür eingesperrt oder verjagt. Darauf rückte Thurn vor Wien, in der Hoffnung, sich der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen; denn die Besatzung war klein und litt Mangel. Die zahlreichen Protestanten in Wien wollten die Böhmen einlassen, nur die Studenten und die italienischen Kaufleute hielten zu Ferdinand, der so hülflos schien, daß ihn ein Ausschuß der niederösterreichischen Stände, an ihrer Spitze der Edelmann Andreas Thonradel, in der Burg aufsuchte, in sein Zimmer drang und drohend seine Einwilligung zu einer Conföderation mit den Böhmen verlangte. Aber Ferdinand blieb standhaft; er wußte, daß er durch Nachgiebigkeit Wien, sich und seine Familie in die Gewalt der auf-

ständiſchen Proteſtanten ausliefere und damit deren Sieg in Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain entſcheide; einen ſolchen Schlag wollte er der katholiſchen Sache um keinen Preis verſetzen, und erklärte im Vertrauen auf den göttlichen Stifter der Kirche, der ihr ſeinen Schutz verſprochen, der ungeſtüm auf ihn eindringenden ſtändiſchen Commiſſion, er wolle eher betteln gehen, als in ihre Forderungen willigen. In dieſem Augenblicke widerhallte die Burg von Trompetenſchall; es waren 500 Küraſſiere in dem Burghof aufmarſchirt, welche Dampierre von Krems nach Wien geſchickt hatte. Die Dränger erſchracken und machten ſich davon; die Adeligen und Bürger, welche ſich am ungebärdigſten benommen hatten, flohen in Thurns Lager, die katholiſchen Wiener aber faßten Muth und griffen zu den Waffen.

Der kaiſerliche General Boucquoi hielt unterdeſſen mit 8000 Mann Budweis im Süden Böhmens beſetzt und verſtärkte ſich durch ſpaniſche Truppen, die ihm aus Flandern zuzogen. Außerdem führte ihm Wallenſtein 1000 Küraſſiere zu, welche er in Flandern auf ſeine Koſten geworben hatte. Er war einer der Oberſten der 5000 Mann, welche die mähriſchen Stände aufgeſtellt hatten, und da die gemeinen Soldaten wie die Stände ſich für die Böhmen erklärten und Wallenſtein ſo wenig als die andern Oberſten ſeiner Soldaten ſicher war, führte er mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit einen kühnen Streich aus. Er hatte ſich von dem böhmiſchen Proteſtantismus losgeſagt, und wenn er auch wahrſcheinlich niemals ein glaubensſtarker Katholik war, ſo widerte ihn die kahle proteſtantiſche Kirche und der plebejiſche Charakter ihrer Geiſtlichkeit an. Ebenſo wenig konnte er, der Verwandte und perſönliche Freund der Räthe Ferdinands, ſich für die ſtändiſchen Freiheiten ſeiner böhmiſchen Landsleute begeiſtern; noch weniger wollte er, deſſen Streben auf Ruhm und hohe Ehren gerichtet war, ſich in die Rolle eines Oppoſitionshauptes in der Ständeverſammlung finden. Er nahm deßwegen augenblicklich für Ferdinand Partei,

verließ seine Landsleute, führte aber die ständische Kriegskasse mit, welche etwa 90 000 Thaler enthielt; Ferdinand gab sie zwar wieder heraus, sah aber in Wallensteins Handlung, welche von den Böhmen als ein Schelmenstück verworfen wurde, einen Beweis von Treue und muthiger Ergebenheit und lohnte sie mit seiner vollen Gnade. Wallensteins Küraſſiere waren es auch, an deren Spitze Boucquoi am 10. Juni 1619 bei dem Städtchen Tein die Reiterei des Grafen Ernst von Mansfeld, der ein mit dem Gelde des Herzogs von Savoyen geworbenes Corps den Böhmen zugeführt hatte, auseinandersprengte und demselben eine vollständige Niederlage beibrachte, worauf Thurn am 22. Juni von Wien abließ und nach Böhmen zurückeilte.

Ferdinand II. zum Kaiser gewählt. Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen. Die Union und die Liga.

Kaum war Ferdinand von der drohendsten Gefahr befreit, so reiste er nach Frankfurt zur Bewerbung um die Kaiserkrone. Der Pfälzer Kurfürst hätte zwar die Wahl gerne hinausgeschoben, allein die katholischen Kurfürsten (Mainz, Köln, Trier) drangen auf eine baldige Wahl, und da ihnen Kursachsen zustimmte, wurde die Wahl ausgeschrieben. Zwar versuchte der Kurpfälzer Friedrich seinen Vetter, den Herzog Max von Bayern, zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu bereden, allein der kluge Bayer lehnte unumwunden ab, weil er sich mit seinem österreichischen Vetter, dem einzigen weltlichen neben ihm katholisch gebliebenen Fürsten im deutschen Reiche, nicht verfeinden wollte. Es wurde also gewählt; die drei geistlichen Kurfürsten stimmten begreiflich für Ferdinand; der kurpfälzische Gesandte erklärte, daß sich sein Herr der Wahl Ferdinands nicht widersetze, wenn er die Mehrheit der Stimmen erhalte; Kursachsen und Kurbrandenburg stimmten ebenfalls für Ferdinand, und als Böhmenkönig durch die goldene Bulle zur Wahl berechtigt, gab Ferdinand sich selbst die Stimme und war somit einstimmig

als Ferdinand II. zum Kaiſer gewählt. Er wurde am 9. September 1619 gekrönt. Ranke's Behauptung: „Ferdinand war hauptſächlich durch das Uebergewicht der katholiſchen Partei im Kurfürſtenrath gewählt worden“ (Wallenſtein S. 21) iſt daher entſchieden unrichtig, denn Kurbrandenburg, Kurpfalz und Kurſachſen waren nicht katholiſch, und in der That hatte gerade Kurfürſt Johann Georg von Sachſen den Ausſchlag für Ferdinand gegeben, indem er den drei geiſtlichen Kurfürſten nicht bloß für die Vornahme der Wahl, ſondern auch für die Giltigkeit der ſiebenten Kurſtimme, der böhmiſchen, beiſtimmte.

Faſt in denſelben Tagen (31. Juli) hatten die Stände von Mähren, Schleſien, der Lauſitz, die von Ober- und Niederöſterreich einen ewigen Bund mit den Böhmen zur gemeinſamen Vertheidigung ihrer religiöſen und bürgerlichen Freiheiten geſchloſſen und am 17. Auguſt 1619 Ferdinand II. „als Erbfeind der Gewiſſensfreiheit, als Sklaven Spaniens und der Jeſuiten, als einen Menſchen, der die Drangſale des Kriegs über Böhmen gebracht, der die böhmiſche Krone durch ſchlechte Künſte erſchlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen“, aller Anſprüche auf den böhmiſchen Thron verluſtig erklärt. Am 26. Auguſt wurden in der für die Königswahl anberaumten Verſammlung der Stände vier Thronkandidaten vorgeſchlagen: der König von Dänemark, der Herzog von Savoyen, die Kurfürſten von Sachſen und von der Pfalz. Die zwei erſten hatten geringen Anhang, Kurſachſen antwortete rundweg abſchlägig, ſo daß nur der Pfälzer übrig blieb, der auch mit großer Mehrheit gewählt wurde.

Friedrich V., geboren 1596, Schwiegerſohn des Königs Jakob von England, war ein lebensluſtiger freigebiger Fürſt, aber unkriegeriſch und indolent, ſoll auch nur von ſeiner Gemahlin geſpornt, die als Königstochter ſich unter ihrem Stande verheirathet glaubte, nach der böhmiſchen Königskrone gegriffen haben. Er glaubte jedenfalls kein Wagſtück zu unternehmen;

denn er ſelbſt verfügte über eine beträchtliche Hausmacht und durfte auf die Unterſtützung aller Mächte rechnen, welche von den vielen Beſitzungen der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Dynaſtie der Habsburger ein Stück zu annectiren trachteten. Die große ſpaniſche Monarchie war ſchon unter König Philipp II. tief heruntergekommen und ſank unter Philipp III. noch tiefer. An die Niederländer und Engländer hatte ſie bereits die Herrſchaft zur See verloren und mußte ihre Silberflotten wegnehmen oder zerſtören, ihre reichen Colonien plündern ſehen; der König von Frankreich aber ſpeculirte auf Lothringen, Burgund, Elſaß, Flandern und Navarra, der Herzog von Savoyen auf ein Stück Italien, die Mauren in Nordafrika bedrohten die feſten Küſtenplätze, machten durch Raubſchiffe die See unſicher, plünderten die ſpaniſchen Küſten und ſchleppten viele tauſend Gefangene in die Sklaverei. Und doch waren die Spanier tapfer und kriegsgeübt, wie unter Karl V., aber die Dynaſtie war verkommen: unkriegeriſch, unwirthſchaftlich, unwiſſend, von Höflingen und Intriguanten beherrſcht; daher wurden Land- und Seemacht meiſtens vernachläſſigt, ſo daß oftmals für die Soldaten die Löhnung ſo lange ausblieb, daß dieſelben die eigenen Unterthanen ihres Königs ausplünderten oder brandſchatzten.

Nicht viel beſſer ſtand es um die Monarchie der deutſchen Habsburger. Die Dynaſtie war der katholiſchen Kirche treu geblieben, hatte aber nicht wie die ſpaniſche das Eindringen und die Ausbreitung der proteſtantiſchen Bekenntniſſe in ihren Ländern verhindert, ſondern unter Kaiſer Ferdinand I. geduldet, unter Max I. ſogar begünſtigt, und unter den ſchwachen und uneinigen Nachfolgern Rudolf II. und Matthias hatten der Adel und die privilegirten Städte ſich dem neuen Glauben um ſo eifriger zugewendet, weil ſie vermittelſt desſelben dem Landesherrn weitere Rechte abnöthigen konnten. Daher ſehen wir faſt alle Länder unter dem habsburgiſchen Scepter 1618 im Aufſtande oder zum Aufſtande bereit, und gingen die böhmiſchen

Stände soweit, daß sie den gekrönten König Ferdinand II. absetzten und beschimpften. Der Pfälzer hätte gewiß nach der böhmischen Krone nicht zu greifen gewagt, wenn Ferdinand, dem Namen nach der Beherrscher der österreichischen Erblande und Kaiser des deutschen Reichs, nur mittelmäßige Streitkräfte zur Verfügung gehabt hätte und nicht mehr als die Hälfte seiner Unterthanen im Aufstand begriffen oder zum Aufstande bereit gewesen wäre. Ueberdieß durfte der Pfälzer darauf rechnen, daß der türkische Sultan, dessen Roßschweife auf den Wällen aller Festungen im Donauthale von Belgrad bis Raab wehten, durch seine schrecklichen Schaaren die Grenze durchbrechen lassen werde, und wäre es auch nur, um Sklaven einzufangen und Mord und Brand in die Städte und Dörfer der Ungläubigen zu tragen.

Auf des Sultans Befehl griff Bethlen Gabor das dem Kaiser gebliebene Stück Ungarn und Oesterreich selbst an; mit Erlaubniß des Sultans schlug er auch sonst los, wenn er die Gelegenheit günstig hielt, um dem Kaiser einen Fetzen Ungarn abzunehmen, denn er war wohl ein bibelfester protestantischer Magyar (er hatte die ganze Bibel mehrmals Wort für Wort durchgelesen und selbst ein geistliches Lied gedichtet), fand es aber keineswegs unchristlich, dem Erbfeinde der Christenheit Kriegsdienste zu leisten und die Verwüstungszüge der türkischen Heere mit seinen Schaaren zu begleiten, denn Ferdinand war ein katholischer und deutscher Fürst! Ranke nennt ihn zwar „eines der mächtigen Häupter der Weltbewegungen", allein wenn der Sultan befahl, mußte der protestantische Magyar so demüthig gehorchen und Frieden halten, als sein Nachbar, der Pascha von Ofen.

Den sichersten Rückhalt glaubte der Pfälzer jedenfalls an der Union zu haben, wie die deutschen Protestanten ein 1608 geschlossenes Bündniß nannten. Die schwäbische Reichsstadt Donauwörth, hart an der Grenze des Herzogthums Bayern gelegen, hatte sich mit der großen Mehrheit der Bürgerschaft dem

Augsburgiſchen Bekenntniſſe zugewendet, und der Rath dem Abte des Kloſters zum heiligen Kreuz unterſagt, mit ſeinen Mönchen und den wenigen katholiſch gebliebenen Städtern in Prozeſſion durch die Gaſſen zu wandeln. Allein 1605 führte der Abt die Frohnleichnamsprozeſſion aus den Mauern des Kloſterhofes, worauf der lutheriſche Pöbel über den Zug herfiel, die Fahnen in den Koth trat und die Begleitung in das Kloſter zurückjagte. Eine kaiſerliche Unterſuchungscommiſſion wurde trotzig abgewieſen, worauf die Stadt in die Reichsacht erklärt und der Herzog Max von Bayern mit der Execution beauftragt wurde. Die Stadt ergab ſich dem Bayern ohne Widerſtand und wurde ihm als Pfand für ſeine Kriegskoſtenrechnung überlaſſen, welche die Stadt nicht zu bezahlen im Stande war. Dieſes übermäßig ſtrenge Verfahren gegen eine proteſtantiſche Reichsſtadt erbitterte und ſchreckte die Proteſtanten ſo ſehr, daß am 12. Mai 1608 Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, Fürſt Chriſtian von Anhalt, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Württemberg, die brandenburgiſchen Markgrafen Chriſtian und Joachim Ernſt im Anſpachiſchen Kloſter Ahauſen zuſammentraten und einen Bund, „Union“, ſchloſſen zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der Reichsſtände. Im Frieden ſollte der Kurfürſt von der Pfalz das Directorium führen, im Kriegsfalle den Oberbefehl Markgraf Joachim Ernſt von Brandenburg, und als deſſen Locotenent (Lieutenant, Stellvertreter) Chriſtian von Anhalt. Den Theologen wurden Streitigkeiten verboten, was ſehr nöthig war, aber nichts fruchtete, weil die Anhänger Calvins (der Pfälzer) mit denen Luthers ſich ſo wenig vertrugen, als vor Zeiten die Reformatoren ſelbſt. Indeſſen erweiterte ſich die Union bald ſehr bedeutend durch den Beitritt des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, des Grafen von Oettingen, der Reichsſtädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg, des Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg, des Landgrafen Moritz von

Heſſen, der ſchwäbiſchen Reichsſtädte Hall, Heilbronn, Memmingen und Nördlingen. Dieſes Bündniß umfaßte faſt das ganze proteſtantiſche Deutſchland, jedoch fehlte der wichtigſte Staat, nämlich Kurſachſen, der ſonſt als Chorführer der proteſtantiſchen Reichsſtände functionirt hatte. Aber bekanntlich hatte Moritz, das Haupt der Albertiniſchen Linie, die Erneſtiniſche mit Hülfe des Kaiſers Karl V. des größten Theiles ihres Gebietes und der Kurwürde beraubt, daher hielt ſeitdem Kurſachſen in der Regel zum kaiſerlichen Hauſe Habsburg, während die zahlreichen Erneſtiner als deſſen geſchworene Feinde auftraten.

Die natürliche Folge eines proteſtantiſchen Bundes war ein katholiſcher Gegenbund; derſelbe wurde auf Betreiben des Bayernherzogs Max am 10. Juli 1609 zu München als „heilige Liga“ abgeſchloſſen zur Erhaltung des Religionsfriedens, und damit der alte, wahre und alleinſeligmachende Glaube nicht ausgerottet werde. Sein Charakter war alſo der eines Vertheidigungsbundes. Die erſten Mitglieder desſelben waren außer dem Bayernherzog die Biſchöfe von Augsburg, Würzburg, Regensburg, Straßburg, Konſtanz und Paſſau, der Abt von Kempten und der Propſt von Ellwangen; bald traten die drei geiſtlichen Kurfürſten bei und der Kurmainzer wurde für die rheiniſchen Mitglieder als zweiter Bundesoberſt (neben dem erſten, dem Bayern) beſtellt.

Da ſtarb am 25. März 1609 der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg kinderlos; die Dynaſten von Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg erhoben als Nachkommen von Erbtöchtern Anſprüche auf das Erbe und trafen Anſtalten, ihr Recht mit Waffengewalt geltend zu machen. Jetzt verlangte aber, von dem ſpaniſchen Hofe angetrieben, Kaiſer Rudolf II. die Entſcheidung über das beſtrittene Erbe für ſein Gericht und befahl dem Erzherzog Leopold, dem Biſchof von Straßburg und Paſſau, als ſich die beiden Anſprecher, Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg, unter ſich und mit den Ständen des Herzogthums verglichen, das ganze Erbe unter Sequeſter zu nehmen, was dieſer

auch that und das beſtrittene Land mit Kriegsvolk beſetzte. Wenn das Herzogthum zur Dispoſition des Kaiſers, d. h. des Hauſes Habsburg blieb, ſo mußte es auch katholiſch bleiben; wurden aber die beiden Prätendenten Landesherren, ſo mußte es ebenſo gewiß die Religion der Landesherren annehmen. Es handelte ſich alſo bei dem Jülich'ſchen Erbfolgeſtreit um eine Eroberung für die katholiſche Kirche oder für die Reformation Luthers oder Calvins, und deßwegen riefen Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg die Hülfe der Union, Erzherzog Leopold die der Liga an. Auf einem Tage zu Schwäbiſch-Hall (Januar 1610) beſchloſſen die Uniirten, welchen König Heinrich IV. von Frankreich ſeine Hülfe zuſicherte, die bewaffnete Occupation des Jülich'ſchen Erbes und führten den Bundesbeſchluß auch aus, ſo daß die beiden Prätendenten in den Beſitz des Erbes gelangten. Aber die Ermordung des Königs Heinrich IV. durch Ravaillac entmuthigte die Uniirten, ſo daß ſie ſich mit den bisherigen Erfolgen begnügten, und als 1612 der Pfalz-Neuburger, Wolfgang Wilhelm, bei der Werbung um die Hand der Tochter des Kurbrandenburgers, ſeines Concurrenten um das Jülich'ſche Erbe, in ſcandalöſen Streit gerieth, wandte ſich derſelbe nach Bayern, freite um die jüngere Schweſter des Herzogs Max, erhielt auch deren Hand und wurde katholiſch, wodurch er ſich begreiflich die Hülfe ſeines Schwagers, des Bayernherzogs, und des Hauſes Habsburg ſicherte. Dadurch beunruhigt ſah ſich Kurfürſt Johann Sigismund nach mächtigerer Bundesgenoſſenſchaft um und fand dieſe in der Republik der Niederlande, d. h. in deren Leiter, dem Oranier Moritz, und nahm darum (1613) die Reformation Calvins (confessio Helvetica) an, ohne jedoch ſeine Unterthanen in ihrem Augsburgiſchen oder lutheriſchen Bekenntniſſe zu ſtören. Es kam zwiſchen den beiden Convertiten bald zum Kriege; für den einen rückte der berühmte Feldherr Spinola aus Spaniſch-Flandern, für den andern der Oranier Moritz in das Herzogthum ein (1614), jedoch wurde von Frankreich, England und der Union ein Ver-

gleich vermittelt, dem zufolge das Herzogthum getheilt, die Regierung aber von den beiden Erben gemeinschaftlich geführt werden sollte.

So wurde für diesesmal ein förmlicher Krieg zwischen den beiden confessionellen Bünden der deutschen Reichsstände vermieden, allein das gegenseitige Mißtrauen dauerte fort und war nur zu gegründet. So hatte zum Beispiel bei dem Ausbruche der böhmischen Unruhen der Pfälzer Friedrich V. von dem Herzog von Savoyen das von dem Grafen Ernst von Mansfeld angeworbene Corps übernommen und den Böhmen zu Hülfe geschickt, denen auch ein Graf Friedrich von Hohenlohe eine Schaar Reiter zugeführt hatte, und Wien gerieth im Herbste 1619 abermals in die höchste Gefahr, als Bethlen Gabor mit den Böhmen und Mähren vereinigt anrückte und die österreichischen Stände in einer Versammlung zu Horn ihre Sympathien mit den Feinden Ferdinands ungescheut kundgaben, obwohl Boucquoi und noch nachdrücklicher Wallenstein Einsprache erhoben. Am 24. October bedrängten Thurn und Bethlen mit weit überlegener Macht die kaiserlichen Truppen unter Boucquoi und Dampierre an der Wiener Brücke, und hier war Wallenstein mit seinem Reiterregiment unter denjenigen, welche im Kanonenfeuer des Feindes Stand hielten und einen geordneten Rückzug über die Brücke ermöglichten. Wien wurde abermals durch eine glückliche Schickung befreit; König Sigismund III. von Polen erlaubte nämlich einem ungarischen Magnaten von Ferdinands Partei die Werbung von Truppen, und als dieser einen Vortheil erfocht und durch seine Kosaken Schrecken und Verwüstung in Oberungarn verbreitete, trat Bethlen den Rückzug an.

Der Griff des Pfälzers nach der böhmischen Königskrone schreckte die Liga auf; denn wenn derselbe Böhmen und Mähren behauptete, so war auch Ober- und Nieder-Oesterreich und der Rest von Ungarn unfehlbar für Ferdinand II. verloren und Steiermark schwerlich für ihn zu erhalten, das Haus Habsburg-Oesterreich folglich entthront, bis auf das treue Tirol seines

Besitzes beraubt und die ursprünglich mächtigste katholische Dynastie im Reiche bis zur Unmacht abgeschwächt. Dann war die Suprematie des Protestantismus im Reiche entschieden, und der einzige übrige katholische Dynast, der Herzog von Bayern, jedenfalls nicht im Stande, die geistlichen Herren am Rhein und Main, in Westfalen und Schwaben gegen die Säculari-sationsgelüste ihrer protestantischen Nachbarn zu schützen. Darum mußte die Liga, der Bund der katholischen Reichsstände, für Ferdinand II. zu den Waffen greifen, und ihr Führer, der Bayernherzog Max, verstand es, Alles für das Gelingen des als nothwendig erkannten Unternehmens vorzubereiten. Auf einem Tage zu Würzburg (Anfangs December 1619) wurde von den Verbündeten die Aufstellung eines Heeres von 24 000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern beschlossen und außerordentliche Geld-mittel mit unerhörter Opferfreudigkeit verwilligt; es wurde sogar beschlossen, im Nothfalle bewegliche und unbewegliche Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeräthe zu Geld zu machen.

Dem klugen Bayern gelang noch mehr. Die Union witterte Gefahr, hielt einen Tag zu Ulm und zog 13 000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach zusammen, während Max mit seinem Heere zwischen Günzburg und Lauingen, nur wenige Stunden von Ulm, lagerte, so daß man allgemein eine Schlacht erwartete. Es kam jedoch zu keiner, sondern am 3. Juli 1620 wurde ein Vertrag zwischen Union und Liga ab-geschlossen, demgemäß „völliger Friede zwischen Union und Liga fortbestehen soll, kein Theil dem andern den Durchzug der Truppen verweigert, wenn es nur auf rechtmäßige Weise ge-schieht. Dieser Vertrag betrifft nur die kurpfälzischen Lande, nicht aber Böhmen". Die Uniirten verlangten Anfangs, daß auch der Erzherzog Albrecht, der Statthalter der spanischen Niederlande, dem Vertrage beitrete (sie wollten ihn verhindern, spanische Truppen nach Deutschland heraufzuschicken); sie be-standen jedoch nicht auf ihrer Forderung, als der Bayer geltend machte, der Erzherzog gehöre nicht zur Liga.

So hatte die Liga dem Pfälzer die Unterstützung der Union, auf die er sicher gerechnet hatte, entzogen, es gelang ihr jedoch noch mehr. Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der mit mehreren Häuptern der Liga befreundet war, unterhandelte mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und brachte aus Dresden folgende Botschaft mit: „Dem Kurfürsten gehen die böhmischen Unruhen sehr nahe; er ahne entsetzliches Unglück; des Kaisers Sache sei offenbar gerecht, denn die Böhmen und ihre Verbündeten hätten den Plan, das Haus Oesterreich zu stürzen und dem Erbfeinde des Reiches, dem Sultan, Thor und Riegel zu öffnen, die Verfassung Germaniens umzustoßen und alle ihre Forderungen mit Gewalt zu ertrotzen. Es sei Pflicht der Kurfürsten sowie aller getreuen Stände, das heilige römische Reich und sein Oberhaupt gegen solche Gefahren zu schützen. Gerne würde Johann Georg den sächsischen Kreis zur Unterstützung des Kaisers aufbieten; was ihm aber im Wege stehe, sei die Befürchtung besonders der niedersächsischen Stände, daß die von ihnen in Besitz genommenen Stifte und Kirchengüter zurückgefordert werden möchten. Der Erzkanzler des Reiches (Kurmainz) möchte daher bewirken, daß die Liga wie der Kaiser den erwähnten Ständen den ruhigen Besitz ihrer geistlichen Güter zusichern. Zum Zwecke näherer Verabredung werde das Beste sein, wenn man sich persönlich bespreche.“ Die von Sachsen gewünschte Zusammenkunft fand im thüringischen Mühlhausen statt (März 1620); es erschienen die Kurfürsten von Mainz und Köln persönlich, Max von Bayern war durch Gesandte vertreten, und der persönlich anwesende Kurfürst Johann Georg begnügte sich mit der Zusicherung, „für jetzt und später sollten die Inhaber der geistlichen Güter in den beiden sächsischen Kreisen auf keine Weise bedrängt noch gewaltsam beraubt werden; dafür sollten die Inhaber besagter Güter sowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen als auch bei künftigen Gelegenheiten dem Kaiser unverbrüchliche Treue bewahren und das Eigenthum der den Katholiken gehörigen geistlichen Güter gewissenhaft ehren“.

Der Sachſe verpflichtete ſich nicht bloß, wie die Union, zur Neutralität während des bevorſtehenden Krieges des Kaiſers gegen den Pfälzer und deſſen Verbündete, ſondern verſprach auch, daß er von Norden her in Böhmen einfallen werde, wenn das Heer der Liga von Süden her in Böhmen einrücke. Dazu brachte ihn ohne Zweifel das Verſprechen des Kaiſers, ihm die beiden Lauſitzen pfandweiſe zu überlaſſen, alſo ihm einen Theil des Königreichs Böhmen als Dank für ſeine Hülfeleiſtung abzutreten.

So war der verblendete Pfälzer von der Union verlaſſen und von Kurſachſen, von dem er jedenfalls wenigſtens eine friedliche Neutralität erwartet hatte, ſogar bedroht. Die Theilnahmloſigkeit der ſonſt ſo mißtrauiſchen Union erklärt ſich theils aus der Scheu der fürſtlichen und adeligen Mitglieder vor den großen Koſten einer bewaffneten Demonſtration und den noch größeren einer kriegeriſchen Intervention, theils aus der Meinung, die Liga werde ſich für Ferdinand II. nicht viel mehr anſtrengen, als die Union für den Pfälzer, der höchſtens auf die böhmiſche Königskrone werde verzichten müſſen. Und dieſe Demüthigung gönnten ihm ſogar die meiſten, denn ſie beneideten den eiteln Emporkömmling, und als Calviniſt war er ihnen, den Lutheranern, eine kaum weniger widerwärtige Perſönlichkeit, als der katholiſche Ferdinand. Ohne Zweifel ſchlug auch Manchen das Gewiſſen bei dem Gedanken, daß er zum Sturze des Hauſes Oeſterreich mitwirken ſolle, denn daß mit dem Verluſte Böhmens die öſterreichiſche Monarchie zu einem Kleinſtaat erniedrigt werde, ſah Jedermann ein, nicht bloß Johann Georg von Sachſen. Dann war es auch mit dem Kaiſerthume Ferdinands II. zu Ende, und wo war ein deutſcher Fürſt, der ſich nach ſolcher Revolution wählen ließ, der ſich getraute, eine Krone anzunehmen, welche durch Aufrührer von dem Haupte ihres rechtmäßigen Trägers geriſſen und im Staube herumgewälzt worden? Kurfürſt Johann Georg hatte Recht mit ſeiner Behauptung, daß es ſich darum handle, die Verfaſſung

Germaniens umzustoßen, und dazu wollten die meisten Mitglieder der Union die Hand nicht bieten, wie die Fürsten überhaupt den Triumph der böhmischen Aufständischen über ihren Landesherrn nur perhorresciren konnten, und das protestantische gemeine Volk betrachtete ein Kriegsbündniß mit Bethlen Gabor, dem Vasallen des Sultans, des „türkischen Bluthundes", als Sünde und Schmach.

Auf das Jahr 1620 wurde von der Liga die Befreiung Ferdinands II. aus seinen Bedrängnissen anberaumt; vorher (am 8. October 1619) mußte er sich zu München mit dem Herzoge Max zu einem Vertrage bequemen, der folgende Bedingungen enthielt: Vor Allem müssen die Kriegsrüstungen vollendet sein; der Herzog ist als Haupt des Bundes frei und unbeschränkt; weder der Kaiser noch ein Prinz des österreichischen Hauses darf ihm etwas einwenden oder ihn bei der Ausübung seines Amtes hindern; auch dürfen weder der Kaiser noch die Prinzen zugeben, daß irgend ein Anderer den Rechten des Herzogs Eintrag thue, vielmehr sollen sie seine unbeschränkte Gewalt auf alle Weise fördern. Da diese Verbindung mit dem Hause Oesterreich alle Feinde des Kaisers, namentlich die Union, gegen den Herzog bewaffnen wird, so macht sich Ferdinand für sich und sein Haus verbindlich, ohne Vorwissen und Einwilligung des Herzogs dem Feinde weder einen Waffenstillstand zu gewähren, noch Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, noch Frieden zu schließen. Der Herzog wird seine vertragsmäßigen Beiträge in die Kassen der Liga leisten; da er aber als Bundesoberster viel größeren Aufwand zu machen hat, als ein anderes Mitglied, da er sich überdies großen Gefahren und vielfachem Verluste aussetzt, so verspricht der Kaiser und sein ganzes Haus mit Verpfändung aller ihrer Güter dem Herzoge sowohl jeden Landschaden als auch alle und jede Unkosten, die seinen ordentlichen Beitrag übersteigen, gemäß den von ihm vorgelegten Rechnungen zu erstatten, einstweilen aber und bis die Zahlung erfolgt, den vollen Werth der entrichteten Summen an Land und

Leuten pfandweiſe einzuräumen. Würde der Herzog ſeine Länder oder einen Theil derſelben durch dieſe Verbindung verlieren, ſo muß ihm der Kaiſer das Verlorene wieder erobern; ſollte es einem von Beiden, dem Kaiſer oder dem Herzog, gefallen, noch vor der Wiedergewinnung des Verlorenen Frieden zu ſchließen, oder ſollte der Krieg zwar beendigt, der Friede aber noch nicht vollzogen ſein, ſo gibt der Kaiſer und ſein Haus von der Maſſe der öſterreichiſchen Länder dem Herzoge ſoviel, als dieſer an bayeriſchem Gebiete verloren hat. Alle Theile öſterreichiſchen Gebiets, die der Herzog den Feinden Oeſterreichs entreißt, ſollen ihm mit allen ihren Nutzungen und Rechten ſo lange pfandweiſe überlaſſen bleiben, bis jeder Schaden und alle außerordentlichen Kriegskoſten an Bayern erſtattet ſind. Doch ſind von letzterer Beſtimmung die Salz-, Mauth- und Bergwerks-Gefälle ausgenommen, ſofern nämlich die ſonſtigen Einkünfte zur Entſchädigung des Herzogs hinreichen; dagegen werden der Herzog und ſeine Erben die Oberhoheit Oeſterreichs in den alſo eroberten und beſetzten habsburgiſchen Beſitzungen anerkennen und aufrecht erhalten. Endlich ſollen die Generale des Kaiſers den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Plänen unterrichten, auch mit demſelben über Alles Rückſprache nehmen." Außerdem hatte der Kaiſer verſprechen müſſen, die pfälziſche Kurwürde dem neuen Böhmenkönig zu entziehen und ſie dem Herzog von Bayern zu übertragen.

Ferdinand II. nahm dieſe Bedingungen an, obgleich ſie ihn, den Kaiſer, vor dem Bayernherzog tief erniedrigten. Er hatte eben keine andere Wahl, und der romantiſchen Anwandlungen unzugängliche Bayer beutete die verzweifelte Lage ſeines kaiſerlichen Schwagers und Jugendfreundes ſo gründlich aus, daß er demſelben nur Titel und Rang ließ, ſich ſelbſt aber die Macht vorbehielt.

Während der Pfälzer ſich in Prag im Glanze ſeines Königthums ſonnte, den böhmiſchen Adel aber durch die Begünſtigung ſeiner mitgebrachten deutſchen Räthe, die lutheriſche Geiſtlichkeit

und Bürgerschaft durch das gewaltthätige Eingreifen der Calviniſten in die Kirchenordnung erzürnte, rüſteten ſich der Kaiſer und die Liga mit aller Energie und Vorſicht zum Verderben des Sorgloſen. Wenn ſie auch von dem proteſtantiſchen Bunde, von der Union, keine gemeinſchaftliche Intervention für den Pfälzer zu befürchten hatten, ſo mußten ſie doch auf die Schilderhebung einzelner proteſtantiſchen Fürſten gefaßt ſein, und wie leicht im deutſchen Reich ein Söldnerheer aufgeſtellt werden konnte, hatte ſoeben der Graf von Mansfeld bewieſen. Es galt alſo, einen zerſchmetternden erſten Schlag zu führen, durch Uebermacht von kriegeriſchen Gelüſten abzuſchrecken und Verſuche nach Mansfelds Vorgange raſch zu vereiteln. Der ſpaniſche Hof ließ ſich bewegen, ein Heer unter Spinola gegen die Rheinpfalz, Friedrichs V. Erbland, marſchiren zu laſſen, während Herzog Max von Bayern mit dem ligiſtiſchen Heere in Böhmen eindrang. Es hatte dem kaiſerlichen Geſandten Khevenhiller Mühe gekoſtet, den mattherzigen, von Höflingen beherrſchten König Philipp III. zu dieſem Entſchluſſe zu bewegen, aber die Mahnung, daß es ſich um Lebensintereſſen der Kirche handle, drang endlich doch durch, und ohne Zweifel wirkte auch der Gedanke mit, daß wenn Haus Habsburg in Deutſchland die Macht der Proteſtanten beſiegt habe, es dem ſpaniſchen Habsburger die Unterwerfung der rebelliſchen Niederlande möglich machen werde. Auch der Papſt wurde um Hülfe angegangen; er gab 200 000 Kronen, und verſprach das Doppelte, wenn der Krieg im Gange ſein werde.

Dies geſchah 1620; im Sommer rückte Herzog Max, unter welchem Tilly den Oberbefehl führte, mit 30 000 Mann über den Inn in Oberöſterreich ein, wo der vereinzelte Widerſtand der proteſtantiſchen Bauern in blutigen Gefechten niedergeſchlagen und das ganze Land unterworfen wurde. Die Stände huldigten dem Herzog als dem Stellvertreter des Kaiſers, erhielten jedoch nicht die erbetene Beſtätigung ihrer Privilegien, namentlich nicht bezüglich der Religionsfreiheit, ſondern mußten ſich mit der

Vertröſtung begnügen, daß er für ſeine Perſon wegen der Privilegien nichts entſcheiden könne, ſondern ſie an den Kaiſer verweiſe, der ſicherlich gegen gehorſame Unterthanen bei der künftigen Erbhuldigung mit väterlicher Güte verfahren werde. Der Herzog nahm hierauf Beſitz von Oberöſterreich als ſeinem Pfande und rückte im Auguſt aus Oeſterreich in Böhmen ein. Dort hielt Mansfeld mit ſeinen deutſchen Regimentern das feſte Pilſen, während das böhmiſche Heer ſich nach Mähren wandte, wohin ihm jedoch das ligiſtiſche Heer nicht folgte, ſondern auf Prag, als den Herd des Aufſtandes, losging und die Böhmen nöthigte, ſich eben dahin zu wenden. Dort nahm Fürſt Chriſtian von Anhalt, der Oberbefehlshaber, auf dem weißen Berge eine ſchwer angreifbare Stellung mit etwa 21 000 Mann; ihm gegenüber marſchirte um die Mittagsſtunde des 8. November das katholiſche Heer 30 600 Mann ſtark in Schlachtordnung auf und ſchritt zum Angriffe; in einer Stunde war Alles entſchieden, das böhmiſche Heer vollſtändig geſchlagen mit einem Verluſte von 4000 Todten, 500 Gefangenen, 10 Kanonen und 100 Fahnen, während die Sieger höchſtens 500 Mann verloren. Friedrich V. entfloh am Morgen des folgenden Tages mit ſeiner Gemahlin, dem Fürſten von Anhalt, den Grafen von Hohenlohe und Thurn nach Breslau, wohin er einen ſchleſiſchen Landtag berief, den er zur Wiedereroberung Böhmens und zur Rettung der Religionsfreiheit zu begeiſtern ſuchte. Aber als ein Schreiben Johann Georgs von Sachſen den Ständen kundgab, daß er vom Kaiſer beauftragt ſei, Schleſien zum Gehorſam zurückzubringen, und wenn die Stände ſich gutwillig unterwürfen, ihnen die Beſtätigung ihrer politiſchen und religiöſen Freiheiten verkündigte, ſo kehrten ſie im Februar 1621 zum Gehorſam zurück und überließen den Pfälzer ſeinem Schickſale. Derſelbe fand mit ſeiner Gemahlin eine Zufluchtsſtätte bei dem Kurfürſten von Brandenburg, war dort ein ſehr unwerther Gaſt und wandte ſich ſpäter nach Hamburg, zuletzt nach Holland. Der Unglückliche hatte nicht nur Böhmen, ſondern auch ſein

Erbland, die Pfalz, verloren; aus Brabant war nämlich Spinola mit einem ſpaniſchen Heere den Rhein heraufmarſchirt und hatte ſich der Pfalz mit Ausnahme weniger feſter Plätze bemächtigt, ohne daß die Union ihn hinderte. Dieſe löste ſich im Gegentheile auf, als der Kaiſer am 29. Januar den Kurfürſten der Pfalz, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, den Markgrafen von Jägerndorf, den Grafen Friedrich von Hohenlohe in die Acht erklärt hatte. Die Betroffenen klagten zwar ſtürmiſch über die Ungeſetzlichkeit dieſer Acht, welche in der That ohne die nach der Verfaſſung des Reiches nöthigen Formalitäten geſchleudert war, aber welcher Fürſt kümmerte ſich um die Reichsverfaſſung und den Kaiſer, wenn es ungeſtraft geſchehen konnte? Zudem fürchteten die Unioniſten nach der Schlacht am Weißen Berge wenn nicht den Kaiſer, doch das Heer der Liga und das Spinola's nicht wenig; daher löste ſich die Union im Frühjahr 1621 und gab den Kurpfälzer förmlich preis, obwohl engliſche und holländiſche Geſandte reichliche Geldhilfe verſprachen.

Im Spätherbſt 1620 hatte Bethlen Gabor den Krieg gegen den Kaiſer wieder mit einem vernichtenden Einfall in Niederöſterreich eröffnet, und war Dampierre bei einem mißglückten Verſuche auf Preßburg im October 1620, der andere kaiſerliche Feldherr Boucquoi am 9. Juli 1621 in einem Gefechte vor Neuhäuſel geblieben; als die Ungarn aber auch in Mähren einfielen, ſchlug ſie der Burggraf v. Dohna bei Standſchütz mit den Wallenſtein'ſchen Reitern, und noch viel empfindlicher Wallenſtein ſelbſt bei Kremſier, wo ihrer 4000 todt blieben. Darauf fand Bethlen Gabor gerathen, mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen (zu Nikolsburg, Ende 1621); der Magyar verzichtete auf die Krone von Ungarn zu Gunſten des Kaiſers, erhielt ſieben Comitate auf Lebenszeit und die Würde eines Reichsfürſten, ließ aber durch ſeinen Geſandten in Konſtantinopel, wo der Nikolsburger Frieden Mißfallen erregt hatte, berichten, „daß er nicht im Sinn habe, den Frieden zu halten", und dem Sultan hielt der bibelfeſte Magyar Wort.

An demſelben Tage (9. November), an welchem der Pfälzer aus Prag floh, zog der Herzog Max in die böhmiſche Königsſtadt ein, die am 11. November dem Kaiſer huldigte, was am 13. und 14. auch von den Ständen geſchah, nachdem ſie demüthige Abbitte wegen des Geſchehenen geleiſtet und die Bundesurkunden ausgeliefert hatten. Der Herzog verfuhr milde, hielt möglichſt gute Mannszucht, reiste aber am 17. November nach München ab, nachdem er die Regierung dem kaiſerlichen Statthalter Karl Lichtenſtein und das Commando über die zurückbleibenden Truppen dem erprobten Tilly übergeben hatte. Daß die vertriebenen katholiſchen Prälaten und Jeſuiten zurückgerufen und in ihre Aemter und Güter wieder eingeſetzt wurden, verſtand ſich von ſelbſt; ſonſt wurde einſtweilen keine Aenderung vorgenommen; aber am 28. Februar, zwei volle Monate ſpäter, ließ der kaiſerliche Statthalter während der Nacht 48 der angeſehenſten Anhänger des Pfälzers verhaften, aber erſt am 19. Juni wurde ihnen das Urtheil verkündet, das bei 27 auf Tod, bei Anderen auf lebenslängliches Gefängniß oder auf entehrende Strafen, bei Allen aber auf Confiscation ihrer Güter lautete. Vergeblich flehten die Angehörigen der Verurtheilten um Gnade; am 21. Juni wurde das Todesurtheil vor dem Rathhauſe durch Henkershand vollſtreckt. Da ſtarben Graf A. Schlick, einſt oberſter Landrichter, und 23 andere Notabeln durch das Schwert, drei am Galgen, drei wurden mit Ruthen ausgepeiſcht und auf ewig aus dem Lande verwieſen; Viele wurden mit Gefängniß, zum Theil mit lebenslänglichem beſtraft, und die, welche auf die Ladung des Statthalters nicht erſchienen, ſondern entflohen waren, wurden ehrlos erklärt und verloren ihre Güter; die Namen der Flüchtigen wurden auf ſchwarzen Tafeln an den Galgen geſchlagen. Dieſes fürchterliche Strafgericht erinnert nur zu ſehr an das Verfahren des Herzogs Alba in den Niederlanden und wurde wahrſcheinlich von wälſchen Rathgebern inſpirirt! Ein Jahr ſpäter (Mai 1622) verkündete ein kaiſerliches Edict, daß Alle, die ſich der Betheiligung an dem Aufruhr ſchuldig ge-

macht, ſich vor dem Statthalter ſtellen, ihre Verbrechen bekennen und um Gnade bitten ſollten. Es ſtellten ſich 780, meiſtens Adelige, welche den Beſcheid erhielten, daß der Kaiſer ihnen Leben und Ehren laſſe, aber ſich die Verfügung über ihre Güter vorbehalte, und Mancher verlor die Hälfte, Mancher ein Drittheil ſeines Eigenthums, Andere Alles. Von dem ungeheuren Werthe der confiscirten Güter kam jedoch nur ein geringer Antheil den erſchöpften Finanzen des Kaiſers zu gute, den Löwenantheil zogen die weltlichen und geiſtlichen Höflinge und vor Allen die großen katholiſchen Adelsgeſchlechter Böhmens, denn Ferdinand II. war ſo wenig ein tüchtiger Staatswirth als ſeine Vorfahren ſeit Kaiſer Max I., und der katholiſche Adel machte Anſprüche, die von Ferdinand II. nicht wohl abſchlägig beſchieden werden durften. Namentlich machte Wallenſtein ſich dieſe Gelegenheit zu Nutzen; er hatte mächtige Freunde am Hofe, beſaß baares Geld, hatte große Gegenrechnungen zu ſtellen und kaufte in wenigen Jahren eine Menge herrſchaftlicher Güter zuſammen, wobei er mit rückſichtsloſer Härte ſelbſt Verwandte nicht ſchonte. Seine Beſitzungen erſtreckten ſich bald durch einen großen Theil des nordöſtlichen Böhmen und umfaßten mehr als 60 herrſchaftliche Güter, ſo daß er der reichſte Herr in Böhmen war und im September 1623 zum Herzog von Friedland erhoben wurde. Die Adminiſtration dieſes fürſtlichen Landbeſitzes leitete er mit derſelben Sorgfalt und Kunde, wie früher die Beſtellung ſeines unbedeutenden ererbten Gutes. Er ſetzte den faſt ganz aufgegebenen Bergbau wieder in friſchen Betrieb, legte Waffenfabriken an, berief tüchtige Handwerker in die Städte, förderte die Bauthätigkeit, baute ſelbſt mit Leidenſchaft und wollte ſein Schloß in Gitſchin zu einem Weltwunder machen, wie ſein Palaſt in Prag noch jetzt ſeine Prachtliebe und ſeinen in Italien ausgebildeten Geſchmack beurkundet. Auch für die Verbeſſerung des Ackerbaues und der Viehzucht war er beſorgt, ſowie für die Ausfuhr des überflüſſigen Getreides.

Ein Herr von ſolcher Thätigkeit verlangte begreiflich auch

von ſeinen Beamten die pünktlichſte Vollziehung ſeiner Befehle und drohte bei Zögerung, ihnen die Köpfe vor die Füße legen zu laſſen. Mit gleich unerbittlicher Strenge hielt er auf die Entrichtung der Abgaben, denn er brauchte viel und mit ſeinen Erfolgen wuchſen auch ſeine Entwürfe.

Es iſt bekannt, mit welchem Nachdruck die Gegenreformation (Rekatholiſirung) in Böhmen und nach 1624 auch in Ober- und Nieder-Oeſterreich durchgeführt wurde. Dieſe Maßregel war nothwendig, denn damals ſtand der confeſſionelle Haß in üppigſter Blüthe und jede katholiſche Regierung wußte, daß ſie von ihren proteſtantiſchen Unterthanen als Feind betrachtet werde, und daß ſie bei einem Conflicte mit einer proteſtantiſchen Macht zu derſelben übertreten oder im beſten Falle neutral bleiben würden. Und nicht anders war das Verhältniß katholiſcher Unterthanen zu proteſtantiſchen Landesherren; daher führten proteſtantiſche Mächte, ob monarchiſche oder republikaniſche, in ihrem Gebiete die Reformation mit Güte oder Gewalt durch, und in gleicher Weiſe hielten katholiſche den Glauben und die Inſtitutionen der alten Kirche aufrecht. Dieß bezeugt jedes Blatt der Geſchichte jener Zeit und aller Staaten, von England und Schweden bis Sicilien und vom Tajo bis an die Weichſel und Theiß. Auch Wallenſtein, der in kirchlicher Beziehung eine notoriſche Indifferenz bewies und die Confeſſionen nur vom politiſchen Standpunkte würdigte, fand die Rekatholiſirung Böhmens nothwendig. „Zur Durchführung der Gegenreformation," ſagt Gindely, „ging er mit Eifer an die Neubeſetzung der Pfarreien und an die Gründung mehrerer Klöſter, da dieſe in ſeinem Gebiete fehlten und er deren als Fürſt nicht entbehren zu können glaubte. Er vermied es aber, dieſelben mit Grund und Boden auszuſtatten und wies ihnen lieber Geldzahlungen an; er ſuchte ſogar in dieſer Beziehung auf die Zukunft maßgebend einzuwirken, indem er in der Landesordnung, die er für ſein Herzogthum entwarf, ausdrücklich beſtimmte, daß keiner ſeiner Nachfolger befugt ſein ſollte, die Geiſtlichkeit mit Gütern zu

dotiren; ja er verbot dem Klerus den Ankauf von Grund und Boden, es sei denn, daß die Stände seines Herzogthums einhellig dazu ihre Zustimmung geben würden. Als die Carthäuser ihn ersuchten, daß er ihnen einige Güter anweisen möchte, erwiederte er ihnen, und zwar schon im Jahre 1625, daß das in Ewigkeit nicht geschehen werde, denn er wolle dem Klerus keineswegs zu vielen Gütern verhelfen. In gleicher Weise verfuhr er gegen den mächtigen Jesuitenorden; er berief zwar diese Väter nach Gitschin, allein er vermied es, ihnen einen Fußbreit Landes anzubieten. Sie mußten sich mit einer alten Dotation begnügen und ihr Haupteinkommen aus den fürstlichen Rentenkammern beziehen. Die Jesuiten benützte er dazu, um das Unterrichtswesen in seinem Herzogthum in feste Formen zu gießen. Das von ihnen in Gitschin geleitete Collegium sollte zur Heranbildung adeliger oder ihnen gleichgestellter bürgerlicher Jünglinge dienen. Die jungen Leute bekamen Unterricht in der lateinischen, italienischen und deutschen Sprache; ferner in der Arithmetik, im Tanzen und Schlagen der Laute. Im Jahre 1629 befanden sich in dieser Unterrichtsanstalt nicht weniger als 175 Zöglinge. Ein zweites Collegium, von Wallenstein domus pauperum (Haus der Armen) genannt, gleicherweise den Jesuiten überlassen, war in Prag von ihm gegründet worden und für die Heranbildung von Kindern niedrig stehender Leute bestimmt."

Mit der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes und der Auflösung der Union war der Krieg keineswegs beendigt, denn in der Rheinpfalz hielt Obentraut im Dienste des Pfälzers und der englische General de Vere noch mehrere feste Plätze, Mansfeld stand in der Oberpfalz, Markgraf Georg von Baden-Durlach rüstete mit englischen und holländischen Hülfsgeldern, Christian von Braunschweig in Niedersachsen, und Graf Thurn, der alte Practicus, wie ihn Wallenstein nannte, hatte sich mit Bethlen Gabors Gesandten als Bevollmächtigter sämmtlicher Protestanten der österreichischen Länder in Constantinopel ein-

geſtellt, wo er die Verſicherung abgab, „ſeine Glaubensgenoſſen ſeien geſonnen, trotz des Unglückes, das über ſie gekommen ſei, ihre alte Geſinnung und ihre alten Verbindungen, vor Allem mit Bethlen Gabor und dem Divan, aufrecht zu halten“. Auch der Pfälzer kroch nicht zum Kreuze, ſondern pochte auf mächtigen Beiſtand, auf „Türken und Tataren“, wie er ſich ausdrückte. Der Kaiſer hätte ihn auch nicht wieder in den Beſitz ſeiner Erblande einſetzen können, denn nicht der Kaiſer, ſondern Max von Bayern dirigirte die Liga, und dieſer wollte aus dem Ruin der Linie Wittelsbach-Pfalz möglich großen Gewinn für die Linie Wittelsbach-Bayern ziehen und hatte durchaus keine Luſt, dem Kaiſer die Entſcheidung über das Schickſal des Pfälzers anheim zu ſtellen oder nur einen maßgeblichen Einfluß zu geſtatten. In ſeinem Intereſſe lag daher die Fortſetzung des Krieges bis zur vollſtändigen Niederwerfung der Streitkräfte, welche Mansfeld und andere Partiſane des Pfälzers aufbrachten. Die geiſtlichen Mitglieder der Liga waren zwar des Krieges ſehr müde, weil ſie den größten Theil der Kriegskoſten zu tragen hatten, ſie mußten jedoch aushalten, ſo lange noch proteſtantiſche Heere im Felde ſtanden. Indeſſen ſchlug Tilly den badiſchen Markgrafen am 6. Mai 1622 bei Wimpfen, bei Höchſt Chriſtian von Braunſchweig am 20. Juni, und als derſelbe in Niederſachſen abermals ein Heer geſammelt hatte, brachte er ihm am 6. Auguſt 1623 bei Stadtlohn in Weſtphalen eine vollſtändige Niederlage bei, worauf derſelbe nach Holland entfloh, wohin ihm ſpäter auch Mansfeld folgte, nachdem ſeine Mannſchaft auseinander gelaufen war.

Während Tilly für die Liga eine Reihe Siege erfocht, erntete der Bayernherzog die Frucht derſelben ein, indem der Kaiſer ihm, ſeinem Nothhelfer, auf dem Fürſtentage zu Regensburg die Kurwürde verlieh, deren der Pfälzer wegen ſeiner Verbrechen gegen Kaiſer und Reich verluſtig erklärt war. Der Kaiſer wollte auch das an Max verpfändete Oberöſterreich gegen die Oberpfalz einlöſen, der Abſchluß dieſes Geſchäfts kam jedoch

erſt 1628 zu Stande. Natürlich wurden die deutſchen Proteſtanten durch das Waffenglück der Liga erſchreckt, und die Verleihung der pfälziſchen Kurwürde an den Herzog von Bayern erzürnte die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, denn damit hatten die katholiſchen Kurfürſten im Kurfürſtenrathe die Mehrheit erlangt. Die Gegenreformation, welche von katholiſchen Landesherren neuerdings mit ungewohnter Entſchiedenheit durchgeführt wurde, brachte den ganzen proteſtantiſchen Norden in Aufregung. In das Jahr 1623 fallen die Unterhandlungen des engliſchen Hofes mit dem ſpaniſchen, um eine Vermählung des engliſchen Kronprinzen Karl mit einer Infantin und damit eine Losſagung der ſpaniſchen Politik von der öſterreichiſchen zu Stande zu bringen. Sie mußten erfolglos ſein, weil die damalige politiſche Conſtellation ein Zuſammenwirken Spaniens und Oeſterreichs gebieteriſch forderte; denn Spaniens Feinde waren Frankreich, Holland, Venedig, Savoyen und der Sultan und von denſelben Mächten wurde auch Oeſterreich beſtürmt oder bedroht. Ranke, der Spanien und Oeſterreich die Schuld an der Fortdauer des 1618 begonnenen Krieges zuſchreibt, kann doch nicht umhin, auszuſprechen (S. 35): „Doch war es nicht bloß ein einſeitiger Angriff; die Bedrohungen waren gegenſeitig. In Wien wurde eine Anzahl aufgefangener Briefe eingebracht, die von den Regungen einer weitverzweigten Oppoſition Kunde gaben, welche vom Haag nach Konſtantinopel reichte und die Abſicht verrieth, den in den Erblanden eingerichteten Zuſtänden ein Ende zu machen. Es war die natürliche Folge der Ereigniſſe und erſchien den Betheiligten vor Allem als Vertheidigung der einmal eingelebten Zuſtände; in Wien hielt man es für einen unberechtigten Angriff, den man zurückweiſen müſſe und mit neuen Machterweiterungen erwiedern könne.“ Die Logik der unbeſtreitbaren und unbeſtrittenen Thatſachen lehrt indeſſen einfach: die proteſtantiſche Actionspartei im deutſchen Reiche benutzte den Aufſtand in Böhmen zum Angriffe auf das katholiſche Haus Habsburg-Oeſterreich, und daß dasſelbe nicht unter-

lag, die öſterreichiſche Monarchie nicht zertrümmert und die deutſchen Katholiken nicht der Gnade der proteſtantiſchen Landesherren unterworfen wurden, verhinderte allein die Energie und Klugheit des bayeriſchen Herzogs Maximilian, des Stifters und Leiters des katholiſchen Bundes (Liga). Dieſer benutzte die Hülfe des katholiſchen Spaniens, deſſen Feinde auch die Feinde Oeſterreichs waren, und die Führer der proteſtantiſchen Actionspartei nahmen unbedenklich Holländer, Magyaren, Türken und Tataren, Engländer, Dänen und Schweden als Bundesgenoſſen an.

Schon 1624 bildete ſich eine neue Coalition gegen den Kaiſer; Dänemark, England und Holland ſollten durch Aufſtellung eines ſtattlichen Heeres an der unteren Weſer unter dem Oberbefehl des Dänenkönigs Chriſtian IV. den geſunkenen Muth der proteſtantiſchen Stände des deutſchen Reiches wieder aufrichten und ſie zu einem allgemeinen Bündniſſe vereinigen; die drei Alliirten knüpften andererſeits mit Frankreich, Savoyen, Venedig, Bethlen Gabor und dem Sultan an, und ein Dritter im Norden gedachte ſich gleichfalls gegen den Kaiſer zu wenden. Nämlich der Schwedenkönig Guſtav Adolf, der damals den König von Polen bekriegte und Livland eroberte, glaubte im Stande zu ſein, wenn er Polen zum Frieden genöthigt hätte, den Pfälzer wieder in Böhmen einzuſetzen und Bethlen Gabor die Hand zu reichen. „Der Kaiſer durfte jetzt nicht mehr auf die Hülfe rechnen, die ihm im böhmiſch-deutſchen Kriege von Spanien und der Liga geleiſtet worden war. Denn jene waren ſelbſt in den Niederlanden vollauf beſchäftigt, und das Heer der Liga unter Anführung Tilly's hatte alle Mühe, die mansfeldiſch-braunſchweigiſchen Truppen, die von Weſten, und die däniſchen, die von Oſten heranrückten, auseinander zu halten und ſich ihnen gegenüber zu behaupten. Und bei dem letzten Verſuch, die erbländiſchen Garniſonen einem eindringenden Feinde entgegenzuſtellen, hatte man empfunden, wie wenig, wenn es in der bisherigen Weiſe geſchah, darauf zu bauen ſei.

Wie leicht war es in der That, daß ein glücklicher Anfall von Ungarn her die kaum unterdrückte Empörung wieder in's Leben rief" (Ranke S. 35 f.).

Wallenstein als kaiserlicher Heerführer.

Da erschien Wallenstein in Wien mit dem Anerbieten, eine Armee von 15 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern auf seine Kosten in das Feld zu stellen und dahin zu führen, wohin der Kaiser befehle, nach Italien, Ungarn und das deutsche Reich; so berichtet der bayerische Agent Leuker seinem Herrn, dem Kurfürsten. Wie ein Heer ohne Kosten des Kriegsherrn erhalten werden könne, hatte Wallenstein bereits als Generalquartiermeister in Böhmen gezeigt; er hatte nämlich die fremden Truppen entfernt und ein System von Contribution eingerichtet, bei dem sich die kaiserliche Armee behaupten konnte und das Land nicht zu Grunde gerichtet wurde. Man bedachte sich in Wien, ob man das Anerbieten annehmen wolle, denn es schien abenteuerlich und gefährlich. „Noch schmeichelte man sich, auf einem Deputationstage, der nach Ulm ausgeschrieben war, die Ruhe in Deutschland zu befestigen, so daß das wieder geeinigte Reich keinen fremden Einbruch zu befürchten haben würde. Da liefen Briefe der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ein, aus denen so viel erhellte, daß diese Versammlung nicht zu Stande kommen würde" (Ranke S. 37). Der Kaiser bot also Hand zur Herstellung des Friedens; warum aber die beiden Kurfürsten nicht mitwirken wollten, liegt am Tage: die Liga war ihnen durch Tilly's Siege furchtbar, daher war ihnen ein neuer Krieg gegen dieselbe willkommen; sie gedachten jedoch vorläufig neutral zu bleiben und seiner Zeit durch ihre Intervention eine Entscheidung nach ihrem Sinne herbeizuführen. Nun zögerte der Kaiser nicht länger, ernannte Wallenstein zum Feldhauptmann, ertheilte ihm das Patent zur Werbung und in wenigen Monaten hatte er ein Heer von 20 000 Mann auf-

gebracht. Freilich ſah dieſes Heer recht kunterbunt aus, denn Wallenſtein nahm neben gedienten Soldaten und bewährten Offizieren Mannſchaften jeder Nationalität und jedes religiöſen Bekenntniſſes an; auch machte er nicht ſtattlichen Wuchs und kräftige Muskulatur zur Bedingung, denn Schwächlinge, meinte er, gehen bei einem Feldzuge bald darauf, die aber aushalten, erſtarken und geben die tüchtigſten Soldaten. Auch die Bewaffnung war mangelhaft, es fehlte an guten Pferden und die Artillerie taugte ſehr wenig; indeſſen wußte Wallenſtein dieſen Mängeln auf Koſten von Freund und Feind bald abzuhelfen. Im September rückte er durch Franken und Thüringen nach Halberſtadt vor, um Tilly die Hand zu reichen; doch hoffte der Kaiſer noch immer mit den niederſächſiſchen Ständen ohne Anwendung von Waffengewalt eine Verſtändigung zu erzielen und bevollmächtigte Wallenſtein, nach eigenem Ermeſſen, aber mit Zuziehung Tilly's, die Bedingungen eines Abkommens feſtzuſetzen. Wallenſtein quartierte ſeine Truppen im Halberſtädtiſchen und Magdeburgiſchen ein und verſtand es, dafür zu ſorgen, daß das Land nicht verwüſtet und verbrannt, auch die Leute nicht von Haus und Gut vertrieben, ſondern Alles wohl bebaut und eingeerntet worden. Soldat und Bauer haben zuſammengelebt und alle Kriegsherren dieſe Manier, Krieg zu führen, vom Herzog von Friedland gelernt" (Khevenhiller). Wallenſtein erlaubte wie ſpäter Napoleon I. ſeinen Soldaten ein ruhiges Quartier, ein luſtiges freies Leben, aber eben darum, weil er wußte, was ein gutes Quartier für den erſchöpften Soldaten bedeutet, ſchonte er die occupirten Landſchaften nach Möglichkeit und ließ nur ſchonungslos brennen und ſengen, wenn er durch Schrecken am meiſten auszurichten glaubte. Selbſtverſtändlich war auch die friedliche Einquatierrung ſeiner Soldaten den Bauern und Städtern höchſt unwillkommen, denn die Soldaten zehrten von den Vorräthen des Bauers und dem Erwerbe des Städters und mancherlei Ungebühr konnte nicht ausbleiben. Ueberdieß erhob Wallenſtein im ganzen Bereiche

ſeines Heeres Contributionen in Geld und Naturalien und ſchonte keinen Stand; es iſt daher kein Wunder, daß die von ſeinen Durchzügen und Einquartierungen betroffenen Landſchaften die bitterſten Klagen erhoben und ihren Schaden nach Millionen berechneten. Aber iſt es in den Kriegen unſerer Tage anders geweſen? Man denke an 1866 und laſſe ſich von deutſchen Soldaten berichten, wie 1870—71 in Frankreich requirirt wurde, und man wird zugeſtehen, daß zwiſchen dem c'est la guerre comme à la guerre des 17. und 19. Jahrhunderts kein großer Unterſchied iſt.

Wallenſtein verſtand es, ſeine zuſammengerafften Schaaren zu einem regulären Heere auszubilden, dasſelbe gut zu bewaffnen und ihm ſoldatiſches Ehrgefühl einzuflößen; er verlangte Bravour vor dem Feinde, beſtrafte Feigheit bei Offizieren und Gemeinen mit ſchimpflichem Tode und mit eben ſo furchtbarer Strenge wahrte er die Subordination, ſo daß die Zeitgenoſſen mit Erſtaunen von der eiſernen Disciplin erzählen, die er einzuführen und zu erhalten vermochte.

Vom December 1624 bis Frühjahr 1625 dauerten die Unterhandlungen zwiſchen Tilly und Wallenſtein und dem niederſächſiſchen Kreistage in Braunſchweig; die Stände weigerten ſich nicht bloß, zu entwaffnen, ſondern verlangten die Entfernung der Heere Tilly's und Wallenſteins, Garantirung des Beſitzes der ſäculariſirten Stifte, und die Forderung, das kaiſerliche Heer zu bezahlen, wieſen ſie rundweg als eine Umöglichkeit zurück. „Die Generale repräſentirten die großen Intereſſen des Katholicismus, die mit der Reichsgewalt noch verbunden erſchienen; aber dieſer überhand nehmenden Gewalt freien Lauf zu laſſen, hätten die Stände für eine Gefährdung des zeitlichen und ewigen Heils gehalten; den Reichsconſtitutionen zufolge meinten ſie mit ihrem Widerſtande vollkommen im Rechte zu ſein" (Ranke S. 45). Auch bei einer Allianz mit auswärtigen Feinden des Kaiſers? ſtand ein ſolcher Artikel in den Reichsconſtitutionen?

Die Waffen mußten entscheiden. Der Dänenkönig erschien mit einem stattlichen Heere im Felde, das er mit französischen, holländischen und englischen Hülfsgeldern geworben hatte: Mansfeld, Christian von Braunschweig-Halberstadt und Johann Ernst von Sachsen-Weimar setzten ihre Schaaren in Bewegung, Bethlen Gabor und der Pascha von Ofen drangen in Oberungarn an die Waag vor; die protestantische Bauerschaft in Oberösterreich erhob sich, Schlesien war zum Aufstande vorbereitet, in Hessen, Thüringen und im Magdeburgischen wartete man nur auf die Ankunft des Dänenkönigs, um die Waffen zu ergreifen — ein einziger glücklicher Schlag und Ferdinand II. war in die Lage vor der Schlacht am Weißen Berge zurückgeworfen. Aus dieser Constellation erklärt sich, warum die niedersächsischen Stände sich gegen ein Abkommen mit dem Kaiser und der Liga sperrten und ihre Truppen zu dem Heere des Dänenkönigs stoßen ließen. Dieser entsandte Mansfeld gegen Wallenstein, der ihm jedoch in der Besetzung des Elbpasses bei Dessau zuvorkam und sein Corps am 25. April 1626 zermalmte. Mansfeld und Ernst von Weimar warfen sich mit den Trümmern nach Schlesien, um sich mit dem gegen die österreichischen Erblande heranziehenden Bethlen Gabor zu vereinigen. Wallenstein mußte sie verfolgen und stand endlich an der Gran dem Feinde gegenüber. Er berichtete: „Ich muß mich gefaßt machen, mit Mansfeld, Bethlen und den Türken zugleich zu raufen; es graust mir aber vor ihnen allen nicht.“ Bethlen hatte den Sultan um die Erlaubniß zum Kriege und um eine türkische Hülfsarmee gebeten, auch darauf angetragen, daß die Tataren gleichzeitig in Polen einfallen sollten, um dem Schwedenkönige freie Hand gegen Oesterreich zu verschaffen, und sein Gesuch wurde von den holländischen und englischen Gesandten in Konstantinopel angelegentlich befürwortet. Der Sultan gab Bethlen die Erlaubniß zum Kriege und wies den Pascha von Ofen an, eine drohende Stellung einzunehmen und den Kaiserlichen gelegentlich einen

großen Schlag beizubringen. Es kam jedoch zu keiner Hauptschlacht, denn Wallenstein vermied eine solche, so lange ihm Bethlen mit seinen türkischen Bundesgenossen überlegen war, und die Magyaren aus dem österreichischen Theil Ungarns nicht gegen ihre Landsleute unter Bethlens Fahnen, ja nicht einmal gegen die Türken fechten wollten. Am Demetriustage (8. October) zogen die Türken nach alter Gewohnheit aus dem Felde, Bethlen verlor seine Uebermacht, schloß abermals einen Vertrag und berichtete nach Konstantinopel, daß er den Krieg im nächsten Jahre erneuern wolle. Wallenstein nahm den Waffenstillstand bereitwillig an, denn er hatte durch Krankheiten viele Leute verloren, und der Krieg in Norddeutschland war trotz des Sieges, den Tilly bei Lutter (17. August) mit Hülfe der Reiterei, die ihm Wallenstein zurückgelassen hatte, über den Dänenkönig erfocht, noch keineswegs entschieden.

König Christian stand wieder mit einem schönen Heere in einer Defensivstellung an der unteren Weser mit dem festen Centrum Stade, in Oberschlesien operirte ein dänisch-deutsches Corps, das zur Insurgirung Böhmens bestimmt war und von Bethlen unterstützt werden sollte. Allein der Sultan, der mit den schiitischen Persern wegen Bagdads im Kriege lag, erneuerte trotz der Vorstellungen des englischen Gesandten den Vertrag von Sitvatörök (1606) mit Oesterreich und Bethlen mußte daheim bleiben. Der Graf von Mansfeld, der sich von Bethlen verlassen sah, wollte über Bosnien und Dalmatien nach Venedig gehen, in dessen Dienst er den Kaiser zu bekriegen dachte, allein in dem bosnischen Dorfe Urakowicz erlag er im 46. Lebensjahre der Schwindsucht (30. Nov. 1626). Sein Waffengefährte, Christian von Braunschweig-Halberstadt, ihm gleich an kriegerischem Muthe, Schlauheit, Haß gegen die Dynastie Habsburg und wilder Geschlechtslust, war ihm am 16. Juni zu Wolfenbüttel erst 27jährig im Tode vorangegangen. Ihnen folgte am 29. November 1629 ein dritter Feind des Kaisers, der tückische Bethlen, im Tode nach; in seinem Testa-

ment vermachte er dem Kaiſer und deſſen Sohn je zwei ſchöne Pferde und 40 000 Dukaten.

In den Feldzug von 1627, deſſen Schauplatz Norddeutſchland wurde, griff Wallenſtein perſönlich ein; er vernichtete im Juli und Auguſt das däniſch-deutſche Corps in Schleſien, durch ſeinen tüchtigen General Schlick die Truppen des Durlachers in Heiligenhafen, das ſchottiſche Corps in Breitenburg, ſtäubte bei Kolding die Dänen auseinander, fing den Reſt in Wenſyſſel und war gegen Ende 1627 Herr von Schleswig und Jütland, wo er „eine für beſiegte Länder erträglich gute Ordnung“ einführte. Seit manchem Jahrhundert wehten die kaiſerlichen Fahnen zum erſten Mal wieder an den Geſtaden der Nord- und Oſtſee und beherrſchte der Kaiſer das Küstengebiet von der Mündung der Weſer bis zu den Dünen Hinterpommerns, und ſein oberſter Feldhauptmann Wallenſtein, der ſich auch zum Admiral des Oceans und des baltiſchen Meeres ernennen ließ, entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Er beſetzte alle Plätze an der See, verſtärkte die Feſtungswerke, legte Citadellen in den Städten an, um ſich deren zu verſichern, und wenn er einige Jahre an dem norddeutſchen Meere walten durfte, ſo rüſtete er unfehlbar eine mächtige kaiſerliche Flotte aus. Schon ſein Antrag, daß Spanien den Hanſeaten den directen Verkehr mit ſeinen Häfen geſtatte und ihnen den gewinnreichen Zwiſchenhandel mit den Erzeugniſſen der ſpaniſchen Colonien einhändige, war geeignet, alle nordiſchen Seemächte: Dänemark, Schweden, Holland und England, gewaltig zu alarmiren, denn alle hatten ihr Möglichſtes gethan, um die Hanſa, die norddeutſche Handels- und Kriegsmarine zu ruiniren, und Wallenſteins Unternehmungen und Projecte fanden daher in ihnen erbitterte und entſchloſſene Gegner, vor allen in den Königen von Dänemark und Schweden, welche ſchon Wallenſteins Titel „Admiral des baltiſchen Meeres“ als Affront betrachteten. Beide Könige ſtrebten nach der Herrſchaft über das baltiſche Meer, und ſuchten ſich deßwegen der jenſeitigen (deutſchen) Küſtenplätze

zu bemächtigen und dem Schweden war wirklich die Eroberung Livlands (1625) gelungen. Wallenstein erkannte in Gustav Adolf schon damals den gefährlichsten Gegner, „dem man mehr auf die Faust sehen müsse als auf das Maul", und befahl deßwegen, daß „die schwedischen Schiffe, wo sie immer seind, in's Feuer gesetzt werden". Er schickte dem Polenkönig Sigismund, den Gustav Adolf bekriegte, mehrere Regimenter zu Hülfe und verhinderte eine förmliche Allianz zwischen ihm und Christian IV.

Vor den Seestädten verweigerte das pommer'sche Stralsund die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung und beharrte auf seiner Weigerung, als Wallenstein nur auf der Aufnahme einer herzoglich pommer'schen Garnison bestand. Als er jedoch gegen Ende Juni 1628 mit 20 000 Mann heranrückte und sogleich einen Sturm unternahm, der bei einem Haar gelungen wäre, so vermochten nur die glühenden Predigten der protestantischen Pastoren in den Bürgern eine solche Begeisterung für das „Evangelium" zu entzünden, daß sie Wallensteins Drohungen Trotz boten, und schwedische, dänische, englische und schottische Truppen aufnahmen. Das weltbekannte: er „werde Stralsund einnehmen und wäre es mit Ketten am Himmel gebunden", hat Wallenstein nicht gesprochen, sondern er gab Ende Juli die Belagerung einer Festung auf, die so nachdrücklich unterstützt war, und er an die Sicherung anderer Plätze denken mußte. Was konnte er ohne Flotte gegen die Könige Christian und Gustav Adolf unternehmen? Diese konnten auf der 250 Meilen weit sich erstreckenden Küste vortheilhafte Angriffspunkte wählen, und diese Besorgniß bestimmte den kaiserlichen Feldherrn hauptsächlich zur Aufhebung der Belagerung Stralsunds. Wirklich landete Christian IV. in den ersten Tagen des August auf Usedom, nahm Peenemünde und Wolgast, wurde aber von dem herbeigeeilten Wallenstein durch einen kühnen Angriff aus seiner festen Stellung geworfen und zur eiligen Einschiffung genöthigt. Der kaiser-

liche Feldherr ſah aber ſehr wohl ein, daß er ohne Seemacht Dänemark nicht zu bezwingen vermöge, und da Guſtav Adolf Alles aufbot, um den neidiſchen Chriſtian IV. zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe zu bewegen, ſo betrieb Wallenſtein bei dem Kaiſer einen Friedensſchluß mit Dänemark auf das Eifrigſte, und die kaiſerlichen Räthe unterſtützten ihn ſo nachdrücklich, daß zu Anfang von 1629 ein Friedenscongreß in Lübeck zuſammentrat. Wallenſtein verweigerte den Abgeordneten, welche der Schwedenkönig nach Lübeck ſenden wollte, begreiflich in der Abſicht, die Verhandlungen zu durchkreuzen, die Päſſe und ſchloß ſelbſt die Delegirten der Liga von den entſcheidenden Verhandlungen aus, theils weil er Weiterungen beſorgte, theils weil er der Liga, mit deren fürſtlichen Mitgliedern, namentlich mit Max von Bayern, er gründlich zerfallen war, keinen beſtimmenden Einfluß geſtatten und dem Kaiſer die Entſcheidung ausſchließlich anheimſtellen wollte. Auf ſeinen Rath wurden dem König Chriſtian IV. alle ſeine Gebiete zurückgegeben, wogegen er für ſeinen Sohn auf die Stiftslande Bremen und Verden verzichtete und dem Kaiſer nicht zuwider zu ſein gelobte (12. Mai 1629). So hielt Wallenſtein mit kluger Berechnung die zwei nordiſchen Könige auseinander und entzog den Engländern und Holländern eine Operationsbaſis gegen die norddeutſchen Küſtenländer.

Wallenſtein hatte ſeine böhmiſchen Beſitzungen zu einem Fürſtenthum Friedland vereinigt, das (4. Januar 1627) von dem Kaiſer in ein erbliches Herzogthum erhoben und mit außerordentlichen Rechten ausgeſtattet wurde: Wallenſtein durfte den Adel ertheilen und Münzen ſchlagen, und die von ihm eingeführten Aenderungen oder Verbeſſerungen des Gerichtsweſens und der Verwaltung wurden von dem Kaiſer unbedenklich beſtätigt, der ſich nur für einige Fälle die Appellation vorbehielt. Nach dem glücklichen Feldzug in Schleſien (1. September 1627) erwarb er das Fürſtenthum Sagan für 180 850 Gulden, die er mit einer Gegenrechnung in dieſem Betrage als erlegt quittiren

ließ. Nach dem däniſchen Feldzuge verlangte er die Belehnung mit dem Herzogthum Mecklenburg, das ſeit 1610 im Beſitz der beiden Brüder, der Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht war, die es ſo getheilt hatten, daß Adolf Friedrich der Schwerin'ſche, Johann Albrecht der Güſtrow'ſche Theil zugefallen war. Mecklenburg gehörte zum niederſächſiſchen Kreiſe, und als dieſer ſich 1625 gegen das Heer Tilly's in Kriegsverfaſſung ſetzte und den Dänenkönig Chriſtian als Kreishauptmann berief, hatten ſich beide Herzoge, gegen den Willen der Stände, demſelben angeſchloſſen und ihm Kriegsmunition geliefert. Im Jahre 1628 wurde nun das ganze Herzogthum von den Wallenſtein'ſchen Truppen beſetzt und reifte in dem Gewaltigen der Plan, ſich in den Beſitz desſelben zu ſetzen. Er brachte es wirklich ſo weit, daß ihm das Herzogthum mit allen herrſchaftlichen Rechten übertragen wurde, jedoch nur als Unterpfand für ſeine Geldforderungen, und nur ſo lange, bis ihm ſeine Kriegskoſten erſtattet ſeien; aber nach Abſchluß des Friedens mit dem Dänenkönig (12. Mai 1629) belehnte der Kaiſer ſeinen Feldherrn definitiv mit dem Herzogthum Mecklenburg (16. Juni 1629) und am 1. Februar 1630 fand die förmliche Erbhuldigung der Stände zu Güſtrow ſtatt, nachdem ſie die Verſicherung ihrer Freiheiten und des Religionsbeſtandes erhalten hatten. Daß Wallenſteins Herrſchaft in Mecklenburg in kurzer Zeit feſten Fuß faßte, wird anerkannt und iſt urkundlich bezeugt (Hunziker, Wallenſtein als Landesherr, S. 93 ff.); er brachte keine fremden Beamten in das Land, und ſelbſt Mitglieder der vornehmſten adeligen Familien, denen er hohe Stellen in der Verwaltung anvertraute, traten willig in ſeine Dienſte. Die proteſtantiſche Kirchenordnung wurde durchaus nicht geſtört, und daß er eine calviniſtiſche Kirche, die Herzog Johann Albrecht in Güſtrow erbaut hatte, niederreißen ließ, nahmen ihm die Lutheraner keineswegs übel. Seine Herrſchaft über Mecklenburg dauerte jedoch zu kurze Zeit, als daß er die großen Projecte, mit denen er ſich trug, ausführen konnte,

wie z. B. einen schiffbaren Kanal von der Ostsee in die Elbe, um den dänischen Sundzoll zu umgehen.

Es ist wahr, daß der Kaiser durch die Absetzung der Mecklenburger Herzoge, sowie durch die Belehnung Wallensteins mit ihrem Lande und ihrer Würde die damalige Reichsverfassung verletzte, daher nicht nur die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sondern auch der von Bayern bittere Einsprache erhoben. Ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß Wallenstein die Reichsordnung nach allen Richtungen durchbrach, denn er quartierte seine Truppen ein, wo und wie er wollte, ohne die Landesherren zu fragen, warb in ihren Gebieten und ließ sie protestiren, erhob sogar Contributionen nach seinem Gutdünken. Und welche Sprache erlaubte er sich, welche Absichten gab er kund! Deutschland brauche wie Frankreich und Spanien nur einen Monarchen; es sei Zeit, den Fürsten das „Gasthütl" abzunehmen, den geistlichen Herren die weltliche Herrschaft zu entziehen; es thue kein Gut, bis einmal einem der Kopf vor die Füße gelegt werde ꝛc. Er trug sich in allem Ernste mit dem Plane, die Territorialherrschaften der Fürsten zu brechen und dem Kaiser die Herrschaft über das ganze Reich zu erobern. Wie der Kaiser ihn auf Kosten der Empörer groß und reich gemacht hatte, so sollten es verhältnißmäßig auch die kaiserlichen Generale werden, damit sie im Stande wären, Regimenter zu werben und dem kaiserlichen Generalissimus zuzuführen, und wirklich war bereits Albrecht von Lauenburg auf das Amt Hadersleben, J. v. Merode auf Blankenburg, Graf Thun auf Hohenstein, Max von Waldstein auf Rheinstein, Schlick auf Querfurt angewiesen, und daß Tilly und Pappenheim sich nicht auf diese Weise belohnen ließen, verhinderte Tilly's ascetische Genügsamkeit und ein scharfer Befehl des Bayers. Wallenstein hätte über das protestantische Norddeutschland eine Schaar kriegerischer Lehenträger vertheilt, die nur dem Kaiser verpflichtet und durch ihr Interesse nur an den Kaiser gebunden waren; zehn derselben wären wenigstens 30 000 Mann

werth gewesen, denn jeder hätte in einigen Wochen ein Regiment geworben und dem kaiserlichen Oberbefehlshaber zugeführt.

Den Religionsfrieden gedachte Wallenstein im Reiche wiederherzustellen und zu befestigen. Er ist Katholik wie Macchiavelli; er zieht die katholische Kirche dem protestantischen Bekenntnisse vor, weil sie das Princip der Auctorität am meisten wahrt, und innerhalb der katholischen Kirche fühlt er sich besonders zu der Gesellschaft Jesu hingezogen, weil dieselbe die eifrigste und tüchtigste Vertheidigerin der Kirche ist und er die treffliche Organisation der Gesellschaft versteht und bewundert. Er, der organisatorische Kopf, der zu befehlen gewohnt ist und unbedingten Gehorsam fordert, schätzt an der Kirche ihre Organisation als das Werkzeug für den Regenten, um Gehorsam ohne Anwendung von Gewalt zu bewirken; er ehrt sie und befiehlt sie zu ehren als Auctorität gegenüber der Willkür des Individuums. So rügt er in einem Erlaß an den Magistrat seiner böhmischen Stadt Leipa den nachlässigen Besuch des Gottesdienstes und sagt: „Wir können als Obrigkeit nicht gegen Gott verantworten, solchem muthwilligen Ungehorsam, der wider die göttlichen Gebote und wider alle gute Polizei und Ordnung läuft, und daraus endlich nichts anderes als ein wüstes und wildes Leben und Wesen, sonderlich bei der Jugend erwachsen muß, länger zuzusehen.“ Er schickte allerdings 1624 die Prädicanten aus seinen Herrschaften in Böhmen weg und führte die Gegenreformation durch, doch schritt er nur dann, wenn die Bauern revoltirten und katholische Priester in Lebensgefahr kamen, mit Todesstrafen ein. Blieben die Unterthanen ruhig und fügten sie sich äußerlich dem katholischen Culte, so fragte er nicht nach deren Ueberzeugung und Glauben. So heißt es in einem Rescript von 1627 an seine Beamten im Fürstenthum Friedland: „Weil es jetzt an der Zeit ist, so laßt es euch angelegen sein, die Leute wieder katholisch zu machen.“ Er bevorzugte, wie oben gesagt, vor allen Orden die Jesuiten, aber ihr Bekehrungseifer machte ihm öfters Verdruß, und 1626 schrieb er an den Landeshauptmann Taxis: „Aus

eurem Schreiben vernimm ich, was vor Rumor die Unterthanen mit den Jesuiten angefangen haben. Ein wälsch' Sprichwort sagt, wie mans treibt, so geht es. Derowegen mischt ihr euch nicht drein. Werdens die Jesuiten gut machen, so werdens sie's gut haben; ich begehre ihre Impertinenzen nicht mit dem weltlichen Arm zu unterstützen, denn ihre Exorbitanzen sind unerträglich. Mit den Bürgern zu Friedland dissimulirt, bis dieser Actus ein wenig gestillt worden; sonst gebt auf Alles gut Achtung, und von den Jesuiten laßt euch nicht bei den Nasen führen, denn ihr seht, was sie vor seine Händel itzt im Lande ob der Ens angericht haben; in Summa es geht überall also zu, wo sie einwurzeln. Könnte ich mit 100 000 Gulden der Fundation, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thät ichs gern." So schrieb er jedoch nur in einer augenblicklichen, zornigen Wallung; er war nämlich sehr leidenschaftlich und reizbar, und bei Ausbrüchen seines Jähzornes seiner Umgebung schrecklich. Er blieb den Jesuiten doch gewogen und gab der Disciplin in ihren Instituten und ihrer Methode im Unterricht unbedingten Vorzug; er hatte ja selbst unter ihnen gelebt und gelernt! Daß er in seiner letzten Zeit in den Unterhandlungen mit protestantischen Fürsten und Generalen, z. B. mit dem gläubigen Protestanten Arnim, auf die Jesuiten flucht und schimpft, ist erklärlich; er wollte sie gewinnen und fand deßwegen angemessen, sich als Feind des von ihnen so sehr gehaßten Ordens zu geriren, denn er verstand es auch meisterhaft, sich zu verstellen, und machte sich kein Gewissen daraus, die Einfalt oder das Vertrauen Anderer zu mißbrauchen. Als religiöses Bekenntniß wollte er den Protestantismus nicht verfolgen, aber als eine politische Macht, als eine gegenkaiserliche Partei lahm legen oder entwaffnen. Um auch den Anschein eines Religionskrieges zu verwischen, warb er Tausende von Protestanten für sein Heer, vertraute gutprotestantischen Obersten hohe Befehlshaberstellen an, während Max von Bayern, das Haupt der Liga, für Protestanten keine Offizierspatente hatte. Dagegen war ihm der Calvinismus,

die kriegerische und demokratisirende Confession, durchaus verhaßt, sowie deren Anhänger, die republikanischen Holländer, die ihm „destructores regum et principum“ sind (Verderber der Könige und Fürsten).

Wallensteins Entfernung vom Commando.

Die Ligisten waren schon 1626, bevor die Entscheidung in Norddeutschland gefallen war, gegen Wallenstein so erbittert und durch die wachsende Macht des Kaisers so beunruhigt, daß sie Ferdinand II. mit Klagen und Beschwerden über Wallenstein förmlich bestürmten. Dieser stellte aber bei einer Zusammenkunft in Bruck an der Leitha (25. November 1626) den kaiserlichen Räthen vor: „Gegen den Kaiser sind fast alle Fürsten Europa's; die Erblande liefern nicht die Mittel, um einen Krieg zu bestehen, sie müssen deßwegen aus dem Reiche genommen werden. Der Kaiser muß im Innern des Reiches ein starkes Heer aufstellen, vor dem alle Feinde zurückweichen. Der Kaiser hat das Recht, die Quartiere seines Heeres über das ganze Reich auszudehnen; so kann er 70 000 Mann bereit halten, und in wenigen Jahren alle Feinde zum Frieden nöthigen; die Erblande werden sich erholen und er wird der mächtigste Monarch in der ganzen Christenheit sein.“ Die kaiserlichen Räthe gingen auf diese Ideen ein, aber schon in den ersten Monaten von 1627 erneuerten sich die Klagen gegen Wallenstein so stürmisch, daß der Kaiser Remedur versprach, in der Hauptsache jedoch blieb er fest; im September und October des gleichen Jahres dieselben Klagen, nur etwas schüchterner, da Wallenstein die letzten Schläge gegen den Dänenkönig führte, doch verweigerte ihm die Liga auf den Rath des Mainzers das Geschütz ihrer Armada zur Belagerung Stralsunds. Als aber Wallenstein mit Mecklenburg belehnt wurde und die ligistischen Generale zu verführen suchte, war das Maß übervoll. Der Bayer leitete die Schritte der Liga, vermittelte die Betheiligung

der protestantischen Fürsten an der Opposition gegen den Kaiser und beantragte sogar die Aufstellung einer gemeinschaftlichen Armee gegenüber der kaiserlichen. Es wurde dem Kaiser gesagt, daß „ein neuer, unhergekommener Dominat zur endlichen Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung eingeführt werden wolle".

Ferdinand II. wurde gleichzeitig mit einer anderen Forderung bedrängt: er sollte ein Restitutionsedict erlassen, nämlich den protestantischen Fürsten die Rückgabe aller nach dem Passauer Vertrage (1552) säcularisirten Stifte und Kirchengüter befehlen. Dieß war ein fürchterlicher Schlag gegen alle protestantischen Fürstenhäuser, denn alle hatten mit der Annahme des Evangeliums auf Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien unmittelbar und mittelbar heißhungrig gegriffen und mit der Besitznahme der Herrschaft und Güter zugleich die Bewohner protestantisch gemacht. Durch die Ausführung des Restitutionsedicts wären viele protestantischen Dynasten ihrer einträglichsten Besitzungen verlustig geworden, manche geradezu verarmt, und da die restaurirten Bischöfe und Aebte die Unterthanen wieder katholisch gemacht hätten, so war der Protestantismus allerdings im deutschen Reiche lebensgefährlich bedroht. Daß sich die Herren für ihren Besitz und das protestantische Volk für seinen Glauben zur Wehre setzen und sich jeder hülfebringenden auswärtigen Macht anschließen werden, mußte sich Jedermann sagen, auch der Kaiser; dennoch erließ er am 6. März 1629 das verhängnißvolle Edict. Ob Cardinal Richelieu, der zu jener Zeit als Minister Ludwig XIII. den königlichen Absolutismus und die Uebermacht Frankreichs auf dem Continente gründete, den Gedanken des Restitutionsedicts ausgebrütet und den Ligisten eingegeben habe, um den Kaiser in einen Religionskrieg zu stürzen, wie behauptet wird, lassen wir dahingestellt; denn bei der Uebermacht, welche die Katholiken errungen hatten, brauchte es keinen französischen Cardinal und Minister, um den katholischen Fürsten, namentlich den geistlichen, den Gedanken beizubringen, jetzt oder nie

ſei die Zeit gekommen, um die Rückgabe der ſäculariſirten Stifte zu verlangen und auf der ſtricten Beobachtung der Verträge von Paſſau und Augsburg (1552, 1555) zu beſtehen.

Wie Colalto, der kaiſerliche Hofkriegsraths-Präſident und die einſichtigſten Räthe des Kaiſers, war auch Wallenſtein mit dem Reſtitutionsedicte höchſt unzufrieden, und äußerte in ſeiner derben Weiſe: „Der Kaiſer braucht Rekruten, keine Reformen.“ Schärfer als er überſchaute ſelbſt Richelieu die politiſche Situation nicht, daher bot er Alles auf, um die Folgen des Reſtitutionsedicts möglichſt abzuſchwächen. Es hatte ſich nämlich eine neue Coalition gegen Oeſterreich-Spanien gebildet, die aus England, Holland, Frankreich, Schweden und Venedig beſtand; auch war den Türken keineswegs zu trauen, obwohl Bethlen Gabor 1629 geſtorben war. Wallenſtein conferirte im Januar 1630 zu Halberſtadt mit Tilly, Pappenheim und dem Biſchof von Osnabrück, und hoffte durch deren Vermittlung die katholiſchen Kurfürſten mit Hinweiſung auf die drohenden Gefahren zu verſöhnen; zugleich rieth er den kaiſerlichen Miniſtern auf das Dringendſte, die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg mit der Verſicherung zu beruhigen, daß ſie von dem Reſtitutionsedict nicht betroffen werden ſollen. Gegen die Holländer wurden Tilly und Pappenheim beſtimmt, dem Polenkönig Sigismund ſchickte Wallenſtein 10 000 Mann zu Hülfe gegen Guſtav Adolf; allein die polniſche Ariſtokratie duldete nicht, daß der König ein eigenes Heer habe, und nöthigte ihn zu einem Friedensvertrage, den Richelieu vermittelte. Die Franzoſen entriſſen dem Herzog von Savoyen Pignerol; da rieth Wallenſtein zur ſchleunigen Unterſtützung des Herzogs, denn es lag ihm Alles daran, die Franzoſen in Italien zu beſchäftigen und von Deutſchland abzuhalten.

Im Frühjahr 1630 hielten die Ligiſten einen Convent zu Mergentheim, auf welchem verabredet wurde, der Kaiſer müſſe ſein Heer reduciren und Wallenſtein entlaſſen, und ſollte es darüber zum Kriege kommen. Max von Bayern ſchloß einen Ver-

trag mit Frankreich, in welchem dieſes dem Bayern ſeine Beſitzungen, er Frankreich die Entwaffnung des Kaiſers und die Abberufung der kaiſerlichen Truppen aus Italien verbürgte. Dort war nämlich der mantuaniſche Erbfolgekrieg ausgebrochen, da Spanien das wichtige Mantua nicht an den Herzog von Nevers, einen franzöſiſchen Vaſallen, erben laſſen wollte, und Wallenſtein hatte 10 000 Mann unter Colalto und Aldringer dahin entſandt, welche auch wirklich Mantua erſtürmten und plünderten. Er ſelbſt, der damals im oberſchwäbiſchen Memmingen ſein Hauptquartier hatte, ſchob ein ſtarkes Corps an die Vogeſen vor und ließ ſich vernehmen, er werde demnächſt ſein Hauptquartier nach Paris verlegen.

Gegen Ende Juni 1630 trat endlich der Fürſtentag in Regensburg zuſammen; der Kaiſer mußte ſich arge Bitterkeiten ſagen laſſen, ſelbſt daß man ihm den Franzoſenkönig vorziehen möchte, denn unter dieſem wäre die Reichsordnung geſicherter. Die Reduction ſeines Heeres und die Aenderung des Kriegs-Directoriums, d. h. die Abſetzung Wallenſteins, wurde kategoriſch gefordert, und da der Kaiſer glaubte, die Aſſiſtenz der Kurfürſten nicht entbehren zu können, willigte er ſchweren Herzens ein (13. Aug.), erhielt aber dennoch die gewünſchte Zuſicherung in Betreff der Königswahl ſeines Sohnes Ferdinand nicht; ebenſo übertrugen ſie nicht dieſem das Obercommando über die vereinigten ligiſtiſchen und kaiſerlichen Truppen, ſondern dem alten Tilly. Die Fürſten hatten ihren Willen durchgeſetzt; auch Richelieu's Agent, der Kapuziner Joſeph (Franz Leclerc de Tremblay), war höchlich zufrieden, denn in einem geheimen Vertrage hatte das Haupt der Liga zugeſagt, nichts gegen Frankreich zu unternehmen, wenn dieſes mit Spanien brechen ſollte. Der Kaiſer anerkannte auch den Herzog von Nevers als Erben von Mantua, gegen die Zuſage, daß der König von Frankreich einen Feind des Kaiſers weder mit Truppen noch mit Geld unterſtützen werde, aber Richelieu ratificirte den Vertrag nicht und der Kaiſer war betrogen.

Die Geſandten, welche Wallenſtein ſeine Entlaſſung zu mel-

den hatten, waren von der Gelaſſenheit, mit der er ſie anhörte, ſehr überraſcht, denn es war allgemein bekannt, daß der Generaliſſimus ſonſt, wenn ihm Jemand in die Quere kam, in eine an Wuth grenzende Aufregung gerieth und Flüche und Drohungen ſprühte. Dießmal zeigte er den Geſandten die Nativität des Kaiſers und des bayeriſchen Kurfürſten, aus welcher zu erſehen war, daß der Geiſt des Bayern den des Kaiſers beherrſche. Als er jedoch erfuhr, daß ihm auch Mecklenburg abgeſprochen wurde, verhehlte er das Gefühl tiefer Kränkung nicht und äußerte, er werde dem Hauſe Oeſterreich nicht mehr dienen. Er löste ſeinen prächtigen Hofhalt auf und begab ſich nach Gitſchin.

Hier drängt ſich die Frage auf: Wäre Wallenſtein im Stande geweſen, die alte Kaiſergewalt im deutſchen Reiche wieder herzuſtellen oder Deutſchland im 17. Jahrhundert durch „Blut und Eiſen“ wieder zu einigen? Daß er ſich mit dem Plane trug, iſt unbeſtreitbar, ſo wie er auch die Macht des Widerſtandes und die Mittel, ihn zu brechen, wohl berechnete. Ein Krieg zwiſchen dem Kaiſer und den deutſchen Dynaſten wäre unvermeidlich geweſen, aber dieſer Krieg konnte nicht den Charakter eines Religionskrieges annehmen, weil katholiſche und proteſtantiſche Fürſten dem Kaiſer verbündet entgegengeſtanden wären. Die proteſtantiſchen Fürſten fürchtete Wallenſtein nicht, und das proteſtantiſche Volk war zu keiner maſſenhaften Erhebung zu bewegen, wenn es ſeinen religiöſen Glauben nicht gefährdet ſah; Wallenſtein hätte aber nie ein Reſtitutionsedict oder die gewaltſame Katholiſirung proteſtantiſcher Bevölkerungen geduldet. Dagegen mußte er auf den energiſchen Widerſtand des Kurfürſten Max von Bayern rechnen, der, auf ein treues, kriegeriſches Volk geſtützt, den Umſturz der zu Recht beſtehenden Reichsverfaſſung um jeden Preis zu verhindern entſchloſſen war. Die geiſtlichen Kurfürſten wären ihm jedenfalls beigeſtanden und hätten mit ihm und den proteſtantiſchen Fürſten jeder auswärtigen Macht die Hand gereicht, welche die Gründung

der kaiſerlichen Uebermacht bekämpfte. Dazu war Frankreich bereit; gegen dasſelbe durfte Wallenſtein auf Spanien rechnen, da Richelieu in den Ländern der ſpaniſchen Krone wie im deutſchen Reiche Aufſtände zu erregen und zu benützen bemüht war, chriſtliche und unchriſtliche Feinde gegen ſie hetzte, um bald von dieſem, bald von jenem Stücke abzureißen und dem franzöſiſchen Königreich zu annectiren. Damals hatte aber Frankreich noch nicht die wunderbare nationale Einheit errungen, in welcher es heute ſo einzig in Europa daſteht und gegen eine Zertrümmerung durch auswärtige Uebermacht wie gefeit erſcheint, ſondern damals war ein Theil der Nation noch hugenottiſch, mit dem katholiſchen Theil tief verfeindet, durch Richelieu's Eroberung von La Rochelle (1628) zwar unterworfen, aber keineswegs verſöhnt, während die hohe Ariſtokratie gegen die königliche Allgewalt und deren Schöpfer und Executor Richelieu conſpirirte. Dieſe Partei, mit welcher der ſpaniſche Hof Verbindungen unterhielt, ſollte gegen Richelieu operiren; Wallenſtein aber bereitete einen Einfall in Frankreich vor, um die Hugenotten zu bewaffnen und ſo in Frankreich dasſelbe Feuer anzuzünden, das die franzöſiſche Politik ſeit einem Jahrhundert in Deutſchland geſchürt hatte. Dann war Ludwig XIII. außer Stand geſetzt, die deutſche Fürſtencoalition oder den Schwedenkönig mit Geld oder Truppen zu unterſtützen. Die Holländer erwehrten ſich im Landkriege nur mit Noth der Spanier; ſie hätten aber unterliegen müſſen, oder wären auf eine verzweifelte Vertheidigung ihrer feſten Städte beſchränkt worden, wenn der von Antwerpen vordringende Spinola durch eine Diverſion Wallenſteiniſcher Truppen von Weſtfalen her unterſtützt worden wäre. Der Dänenkönig hatte die Luſt zu einem Kriege in Deutſchland hart gebüßt, und ſchon ſeine neidiſche Eiferſucht auf Guſtav Adolf genügte, ihn von einer Offenſiv-Allianz mit dem Schweden gegen den Kaiſer abzuhalten. Und was hätte der König des armen, durch den Krieg gegen Rußland und Polen ohnedieß erſchöpften Schweden unternehmen können ohne

holländiſche und franzöſiſche Subſidiengelder, ohne die Unterſtützung deutſcher Fürſten und Städte? Der Schwede war bereits (24. Juni 1630) mit 15 000 Mann in Pommern gelandet, Wallenſtein ſtand mit 40 000 Mann in Schwaben, während der Kaiſer in Regensburg mit Klagen und Drohungen um die Entlaſſung Wallenſteins und die Reduction ſeines Heeres beſtürmt wurde. Er war vor die Alternative geſtellt, entweder dem Bayer und den andern Fürſten zu willfahren, oder ſeinem zum Aeußerſten entſchloſſenen Feldherrn den Marſch auf München, die Sprengung des Fürſtentags in Regensburg, die Ueberwältigung des Bayers und der andern Ligiſten zu erlauben. Wallenſtein hatte nach den Angaben der Zeitgenoſſen 100 000 Mann zur Verfügung, es wäre ihm daher leicht geweſen, das ligiſtiſche Heer über den Haufen zu werfen. Ohne Zweifel hätte es ſich aber bis auf Tilly's Kerntruppen von Veteranen aufgelöst und wäre zu Wallenſtein übergegangen, wenn es durch eine kaiſerliche Proclamation wäre eingeladen worden. Der kaiſerliche Name war auch damals noch dem deutſchen Volke ehrwürdig, denn an demſelben haftete das Andenken an die nationale Größe, Einheit und Ehre; der Kaiſer war wieder Kriegsherr im Reiche, jetzt wehte wieder einmal der Reichsadler über gewaltige Heerſchaaren, und Wallenſtein war es, der dieſelben aus dem Boden geſtampft, die Feinde des Kaiſers zu Paaren getrieben hatte und bereit war, jeden neuen Feind niederzuſchlagen.

Aber wenn Ferdinand II. durch Wallenſtein den Gewaltſtreich führte, ſo brach er das Wort, das er den Fürſten der Liga gegeben, den Eid, den er als erwählter Kaiſer geſchworen hatte, und dagegen empörte ſich ſein Gewiſſen. Sollte er den Kurfürſten von Bayern überwältigen, der ihn vor zehn Jahren aus den Klauen der Rebellen gerettet hatte, und die Welt durch ſeinen Undank in Erſtaunen ſetzen? Dagegen ſträubte ſich ſein Ehrgefühl. Zur Liga gehörten die geiſtlichen Fürſten, die ſich dem Kaiſer ſo nützlich gemacht hatten; aber gerade auf dieſe

hatte es Wallenſtein hauptſächlich abgeſehen, nicht etwa zur Säculariſation, denn ſo durfte der katholiſche Kaiſer abſolut nicht verfahren, ſondern zur Ausnutzung durch Contributionen und Requiſitionen, worauf ſich Wallenſtein ſo trefflich verſtand. Die geiſtlichen Herren hätten ſich natürlich nicht ſchweigſam gefügt, ſie hätten ſich an den Papſt gewendet und ihr Hülferuf wäre erhört worden. Der Kaiſer war Katholik mit Herz und Seele, es mußte ihn daher bei dem Gedanken an die Ueberwältigung der deutſchen Kirchenfürſten und einem Bruch mit dem Papſte ſchaudern, und ohne Zweifel haben ihm ſeine geiſtlichen Räthe und ſein Beichtvater dieſe Eventualitäten eindringlich genug vorgeſtellt; er mußte daher Wallenſtein ſchon deßwegen aufgeben, weil er ein katholiſches Gewiſſen hatte. Dieſes hatte ihn ſtandhaften Muthes erhalten, als ihn der Aufruhr in der Hofburg zu Wien bedrohte. Das Bewußtſein, daß er eine gerechte und heilige Sache vertheidige, beſeelte ihn bei allen Wechſelfällen ſeines umſtürmten Lebens mit jener ſelbſt von ſeinen Feinden bewunderten unerſchütterlichen Ruhe, und dieſem hehren Bewußtſein hätte er entſagen müſſen, wenn er Wallenſteins Eingebungen gefolgt wäre. Ohne Zweifel haben auch die Eggenberg, Queſtenberg und andere Räthe mit einem weiten politiſchen Gewiſſen dem Kaiſer abgerathen, ſeinem Feldherrn die Vollmacht zu einem Gewaltſtreiche zu geben, durch welchen nicht nur die Reichsordnung aus den Angeln gehoben, ſondern ganz Europa erſchüttert worden wäre; ſie haben ſicherlich abgerathen, dem Feldherrn ein Spiel zu erlauben, bei dem entweder Alles gewonnen oder Alles verloren wird; ſie mußten um ſo mehr abrathen, als Haus Oeſterreich in ſeinem rechtmäßigen Beſitze vollſtändig geſichert ſchien; denn der Schwedenkönig, der in Pommern einen Platz nach dem andern wegnahm, erregte keine ſolche Beſorgniſſe, daß Wallenſtein mit ſeiner ganzen Armee nothwendig ſchien; man war vielmehr voll Vertrauen, daß der vielerprobte Tilly auch mit dem neuen nordiſchen Feinde bald fertig ſein werde.

Interstitium.

Wallenstein wußte, wie schwer seine Entlassung dem Kaiser angekommen war, aber er verzieh es ihm nicht, und als er die Aeußerung fallen ließ, er werde Haus Oesterreich nicht mehr dienen, war seine Lossagung von dem Kaiser ausgesprochen. Er hatte für ihn Großes gethan und wollte noch Größeres unternehmen, denn er trug sich mit Entwürfen, die weit über die Ziele gewöhnlicher, wenn auch tüchtiger Staatsmänner und Feldherren hinausgingen. Seiner übermüthigen Ruhm- und Herrschbegierde diente eine Phantasie, die ihm Entwürfe eingab, die nur von Männern ausgeführt werden, die gleich Bergriesen über den Horizont der Vergangenheit emporragen: und diese hochgemuthe Phantasie hatte zur Unterlage einen eiskalten, scharf berechnenden Verstand und einen stahlkräftigen Willen. Wenn er dem Kaiser die unerschöpfliche Fülle der deutschen Wehrkraft dienstbar gemacht hatte, so wollte er den Franzosenkönig zurechtsetzen und ihm das Gelüsten nach Ländern und Städten des Reichs gründlich austreiben. Dann sollte Italien, der Zankapfel der christlichen Großmächte, eine feste Staatenordnung erhalten, was nach seiner Ansicht nicht gelingen werde, ohne daß man den Venetianern „eins auf den Kopf gebe". Mit der Vertreibung des Türken, „des Hundsfötters", aus Europa sollte das Gebäude gekrönt werden. Er hielt eine Armee von 100 000 Mann für hinreichend, wollte das Geld für Sold und Unterhalt beischaffen, die Armee in Person bis vor Konstantinopel führen, während der Papst die katholischen Seemächte vermöge, daß eine spanisch-italienische Flotte den Hellespont passire und die Sultanstadt von der Seeseite her verdonnere. Wallenstein entwickelte diesen Kriegsplan einmal dem alten Tilly, der beifällig ausrief, das sei eine schöne und leichte Unternehmung.

Alle diese Pläne fielen durch Wallensteins Entlassung in Schutt; der Kaiser wollte nicht mit den Kurfürsten brechen und

zwiſchen dieſen und Wallenſtein war keine Ausſöhnung möglich. Dieſer hatte in den Sternen geleſen, daß der Geiſt des Bayers den des Kaiſers beherrſche, oder er hatte erkannt, daß Maximilian ſeinen Altersgenoſſen Ferdinand an ſtaatsmänniſcher Klugheit, Entſchloſſenheit und Thatkraft überrage und deßwegen ihn ſo mächtig beeinfluſſe. Gehorſam und Unterordnung war aber gegen Wallenſteins Naturell; das Bewußtſein geiſtiger Ueberlegenheit war durch ſein Glück zum menſchenverachtenden Hochmuth und unbändiger Herrſchſucht angeſchwollen; daher ſchied er von Kaiſer und Hof, anſtatt in die Reihe der Räthe ſeines gnädigen Souveräns einzutreten. Deſſen Religioſität und kirchliche Pietät erſchienen ihm als Schwachheiten, denen er ſelbſt nicht zugänglich war; ihm war nicht wie ſeinem Mitfeldherrn Tilly die Sache der Kirche eine heilige, ihr Sieg ſeine höchſte Aufgabe, und indem er für den Kaiſer gegen die proteſtantiſche Coalition die Waffen führte und in dem Kriege ein mächtiges Heer ſchuf, ſo geſchah dieß wohl im Namen des Kaiſers und unter deſſen Fahnen, aber Alles nach Wallenſteins Gedanken und Willen. Er hatte die kaiſerliche Gewalt in ſeiner Hand und waltete mit derſelben im Reiche. Er trug zwar Rang und Titel von des Kaiſers Gnaden und gerirte ſich als Generaliſſimus im kaiſerlichen Dienſte, aber in Wirklichkeit war er es, der ſich des Kaiſers bediente. Dieß erkannten der Bayer und die andern Kurfürſten und erzwangen deßwegen von dem Kaiſer die Entlaſſung ſeines übermüthigen und übermächtigen Feldherrn: Wallenſtein gab ſeinerſeits den Kaiſer auf, als dieſer ſich nicht entſchließen konnte, ihn zur Umwälzung der Reichsverfaſſung zu autoriſiren. Er zog ſich grollend auf ſeine Beſitzungen zurück, verfolgte aber unverwandten Blicks den Gang der Ereigniſſe, gewiß mit dem feſten Entſchluſſe, mächtig einzugreifen, wenn ſeine Zeit wieder gekommen ſei. Daß ſie wieder kommen werde, ſah er voraus, denn noch immer rollten die eiſernen Würfel des Kriegsſpiels, noch war die Partie weder gewonnen noch verloren, und den

Thatendrang, von welchem seine Seele glühte, hielt er für den Ruf der Schicksalsmächte.

Durch das Restitutionsedict und Wallensteins Entlassung war dem Schwedenkönig trefflich vorgearbeitet worden; derselbe eroberte Pommern und Mecklenburg bis auf einige feste Plätze, ohne daß der ligistische Feldherr Tilly zur Unterstützung der kaiserlichen Truppen etwas that, die, in Besatzungen zersplittert, der Reihe nach zur Ergebung gezwungen wurden und größtentheils schwedische Dienste nahmen. Jetzt ermannten sich auch die protestantischen Fürsten, der sächsische und brandenburgische Kurfürst voran, zu dem Convente in Leipzig (20. Februar bis 13. April 1631), wo sie eine Protestation gegen das Restitutionsedict erließen und eine bewaffnete Neutralität dem Kaiser und Schwedenkönig gegenüber verabredeten, anstatt auf die von Letzterem noch einmal angetragene „Conjunction" einzugehen. Gustav Adolf hatte sich jedoch schon vorher einen andern Bundesgenossen erworben; zu Bärwalde (unweit Küstrin) wurde am 23. Januar 1631 das förmliche Bündniß zwischen Gustav Adolf und Ludwig XIII. abgeschlossen, das schon seit einem Jahre vorher präliminirt war. Die beiden nach ihrer Weise frommen Herren haben laut der Vertragsurkunde nur zu dem Zwecke ein Kriegsbündniß aufgerichtet, „um ihre gemeinschaftlichen Freunde zu schützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten und bedrängten Stände des heiligen römischen Reiches wiederherzustellen, die an beiden Meeren und im Valtellin errichteten Festungen zu zerstören und überhaupt Alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es vor dem Ausbruch des deutschen Kriegs gewesen ist". Welchen Lohn die beiden Könige für die Wiederherstellung der Rechte der unterdrückten und bedrängten Stände des heiligen römischen Reichs sich bezahlen lassen wollten, davon steht kein Wort geschrieben, weil eben jeder soviel deutsches Land zu nehmen gedachte, als ihm fest zu halten möglich sein würde. Einst-

weilen brauchte der Schwede das französische Geld, um den Kaiser zu bekriegen, und der Franzose die schwedischen Waffen zu einem Stoße gegen Oesterreich.

Die Schlacht von Breitenfeld führte eine vollständige Wendung herbei: das ligistisch-kaiserliche Heer war zertrümmert, die Ueberlegenheit des Schwedenkönigs im Felde entschieden, und sein Heer verstärkte sich mit jedem Tage. Dagegen war die Liga gegen den Kaiser erbittert und bereit, sich in die Arme Frankreichs zu werfen. Richelieu's Bevollmächtigter Charnacé befürwortete auch bereits bei dem Schweden die Neutralisirung der Liga, aber Gustav Adolf stellte Bedingungen, auf welche der Bayer unmöglich eingehen konnte, und so gut meinte es der Schwede nicht mit seinem Freunde Cardinal, daß er durch die Neutralisirung der Liga Frankreich zur Schutzmacht des katholischen Deutschlands erheben wollte.

Er rückte auch nicht von Leipzig nach Böhmen und von dort gegen Wien vor, wie er wohl hätte thun können, um dem Kaiser den Frieden zu dictiren, welchen dieser hätte annehmen müssen, weil er kein Heer hatte; denn unterdessen hätte der unverzagte Bayer als Haupt der Liga wieder tüchtige Streitkräfte gesammelt, sich mit dem Sachsen und Brandenburger, die von Argwohn und Neid gegen den gewaltigen Schweden erfüllt waren, in Verbindung gesetzt, Ludwig XIII. oder Richelieu wäre mit Vergnügen beigetreten und hätte einen Frieden vermittelt, in welchem Gustav Adolf seine Rechnung bei der Austheilung des Recompenses (so sagte man damals für Annectirung) nicht gefunden hätte. Er schickte daher die Sachsen unter Arnim nach Böhmen und wandte sich mit seinem Heer an den Main, Rhein und Lech, brach die Widerstandskraft der Ligisten bei Rain am Lech, wo Tilly tödtlich verwundet wurde, zog die süddeutschen Protestanten in der Pfalz, Baden und Württemberg, in den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten an sich, eröffnete sich unerschöpfliche Hülfsquellen als der angebetete Glaubenshelb des protestantischen Volkes, dem kein pro-

teſtantiſcher Fürſt etwas in den Weg werfen durfte. Er hatte bereits einen beträchtlichen Theil des katholiſchen Deutſchland erobert und ſchickte ſich an, mit ſeiner Uebermacht dem ſchwachen Heere des Bayers und dem nicht ſtärkern und obendrein demoraliſirten des Kaiſers den Reſt zu geben. Er kümmerte ſich nicht im geringſten darum, daß Ludwig XIII. auffahrend ſagte, es ſei jetzt Zeit, dem Gothen Einhalt zu gebieten, ganz in derſelben Weiſe, wie 1866 Bismarck den zweiten Napoleon abfertigte, als derſelbe nach Sadowa einen Recompens dafür verlangte, daß er den Königen von Preußen und Italien freie Hand gegen den öſterreichiſchen Kaiſer Franz Joſeph gegeben hatte, aber hintendrein nicht im Stande war, den Worten ſeines Botſchafters Benedetti mit 300 000 Mann Nachdruck zu geben. Guſtav Adolf war nahe daran, das zu werden, zu was Wallenſtein den Kaiſer hatte machen wollen: zum Gebieter des deutſchen Reiches, dem keine andere Macht hätte die Spitze bieten können.

Wallenſtein wieder Generaliſſimus.

Nur ein Mann kann dem Schweden Einhalt thun, der Friedländer, ſprach Held Pappenheim, riefen die Soldaten, mußte der Bayer geſtehen und der Kaiſer mit ſeinen Räthen begreifen; alſo entſchied man ſich einſtimmig für die Berufung Wallenſteins. Derſelbe war ſchon vor der Breitenfelder Schlacht insgeheim mit dem Schwedenkönig in Unterhandlung getreten, wie Jaroslaw Seſyma's Schrift beweist („Gründlicher und wahrhaftiger Bericht von mir Jaroslaw Seſyma Raſin von Rieſenburg, was von Adam Erdmann Terzka, dem Friedländer, Matthias Grafen von Thurn und dem Schwedenkönig tractirt worden", 1635), die nicht, wie von Förſter geſchah, kurzweg als ein Lügengewebe behandelt werden darf, weil ſie mit anderen bekannten Umſtänden und den archivaliſchen Erhebungen ſo genau zuſammentrifft, daß ihre Authenticität angenommen werden muß (Ranke S. 221; die neuern Unterſuchungen be-

ſtätigen das Urtheil des Altmeiſters der Hiſtorie). Eingeleitet wurden die Unterhandlungen durch Terzka und deſſen Weib, gefördert im ſchwediſchen Lager durch den Grafen Thurn. Guſtav Adolf war durch Wallenſteins Antrag, zu ihm überzugehen, überraſcht, und da natürlich von einem förmlichen Pacte noch nicht die Rede ſein konnte, verſprach er Wallenſtein „in Allem zu manuteniren". Als Terzka ſpäter die Niederlage Tilly's berichtete, war Friedland hoch erfreut und vermaß ſich zu der Aeußerung, er wäre im Stande, den Kaiſer nach Italien zu jagen, Oeſterreich und Spanien von Grund aus zu verderben. Es war die Rede davon, daß der König an Wallenſtein 12 000 Mann mit dem nöthigen Geſchütz überlaſſe, damit derſelbe ſich zum König von Böhmen proclamire und den Krieg in die kaiſerlichen Erblande trage; dagegen möge der König die Feinde im Reiche mit der Wurzel ausrotten, ſich aber nicht zu tief mit den Franzoſen einlaſſen. Der König ließ ſich aber nicht zu tief mit Wallenſtein ein und verwies ihn an Sachſen. Er that es wohl nicht aus Rückſicht auf das Bündniß mit Frankreich, ſondern eher, weil er bei ſeiner Ueberlegenheit im Felde des Verräthers nicht zu bedürfen glaubte. Wie hätte er auch einen beträchtlichen Theil ſeiner Kriegsmacht einem Manne überlaſſen können, deſſen Genie, Hochmuth und Verwegenheit er kannte; wie ſich einen Collegen beigeſellen und die entſcheidende Gewalt mit ihm theilen ſollen? Wallenſtein gab den Schweden auf und wandte ſich Sachſen zu; der ſächſiſche Marſchall Arnim, der unter Wallenſtein commandirt hatte, ſtand bereits in Prag und mit ihm conferirte Wallenſtein in Kaunitz, halbwegs zwiſchen Prag und Pardubitz. Wallenſtein erklärte, daß er mit den Schweden nichts mehr zu thun haben wolle, aber bereit ſei, demſelben entgegenzutreten, um das Volk zu beruhigen und dem Reiche den Frieden wieder zu geben.

Ende October 1631 wurde Wallenſtein von dem Freiherrn von Queſtenberg im Namen des Kaiſers erſucht, ein Heer zu werben und den Oberbefehl zu übernehmen. Er lehnte rund ab und ent-

ſchuldigte ſich mit dem Podagra, an dem er wirklich litt. Da unterdeſſen die Sachſen in Prag und Böhmen eingerückt waren, auf Arnims Befehl jedoch in Wallenſteins Beſitzungen ſich keine Exceſſe erlaubten, nahm Wallenſtein ſeinen Aufenthalt näher bei Wien, zu Znaym in Mähren, wo der kaiſerliche Rath Eggenberg eintraf und im Juni 1632 die Zuſage erhielt, daß Wallenſtein binnen drei Monaten für den Dienſt des Kaiſers 40 000 Mann anwerben und dem von dem Kaiſer ernannten Oberbefehlshaber übergeben werde. Am 18. Juni iſt Terzka in Auſſig bei Arnim und verſpricht im Namen Wallenſteins die Zurücknahme des Reſtitutionsedicts; Eggenberg muß demnach in ſeinen nach Znaym mitgebrachten Inſtructionen zu einer durchgreifenden Conceſſion bevollmächtigt geweſen ſein.

In drei Monaten hatte Wallenſtein eine ſtarke Armee auf die Beine gebracht; wenn dieſelbe aber nicht wieder auseinanderlaufen ſollte, mußte der Kaiſer den „Generalcapo der Armaden" um jeden Preis beibehalten, und Wallenſtein hielt den Preis ſehr hoch. Er bedingte ſich nicht nur die unbeſchränkte Leitung des Krieges, ſondern auch Vollmacht aus, mit den deutſchen Reichsfürſten über Friedensbedingungen zu unterhandeln; er beſtand darauf, daß er in den eroberten Gebieten über Confiscation und Begnadigung frei verfügen könne, wodurch er nach Umſtänden zu ſchrecken oder zu locken gedachte. Sich ſelbſt vergaß er am wenigſten: der Kaiſer übernahm 400 000 Thaler, die Wallenſtein für gekaufte Confiscationsgüter ſchuldete, auf die böhmiſche Kammer, ſicherte ihm eine Belohnung in den Erblanden zu, beſtätigte ſein Recht auf Mecklenburg, und wenn ihm Mecklenburg nicht reſtituirt würde, ſo ſolle ihm jedenfalls ein Reichsfürſtenthum von gleichem Werthe (ein „äquipollentes") verliehen werden. Fürſtlichen Rang und fürſtlichen Beſitz wollte er behaupten, und als er ſich mit Guſtav Adolf einließ, konnte er keine andere Abſicht haben, als ſeinen Beſitz zu ſichern. Er bot damals dem nordiſchen Könige auch nicht ſeine Dienſte, ſondern ein Bündniß an, eine Theilung der Kriegsführung, aber

einen derartigen Verbündeten begehrte der ſiegesſtolze König mit nichten. Da wurde Wallenſtein von dem Kaiſer um Hülfe angerufen, welcher in ſeiner Noth ihm mehr anheimgab, als jemals von einem Monarchen geſchah, denn der Kaiſer war im Grunde nicht mehr der Kriegsherr und Wallenſtein nicht mehr der Unterthan. „Es war keineswegs perſönliche Hingabe an den Kaiſer, weder dynaſtiſche noch religiöſe Sympathie für das Haus Habsburg, was Wallenſtein bewog, den Commandoſtab noch einmal zu ergreifen, ſondern die bewußte Abſicht, die Entſcheidung der großen Angelegenheiten in ſeinem Sinn und ſeinem Intereſſe herbeizuführen.“ Er denkt nicht mehr von ferne daran, die kaiſerliche Macht im Reiche wieder herzuſtellen; er hält es auch nicht mehr für möglich, nachdem der Kaiſer ſelbſt ſeine Stellung von 1629 aufgegeben hat, das proteſtantiſche Deutſchland unter Guſtav Adolfs Führung vereinigt iſt, daß Franzoſen, Holländer, Venetianer und Engländer ihn unterſtützen. Er will die proteſtantiſchen Fürſten auch nicht entwaffnen und niederwerfen, denn wäre dieß geſchehen, ſo bekämen der Bayer und die geiſtlichen Fürſten wieder Oberwaſſer, und von ihnen hat Wallenſtein weder Lohn noch Dank zu erwarten; der Kaiſer iſt ihm allerdings geneigt, aber zu ſchwach, um ihren Forderungen, Warnungen und Bitten zu widerſtehen. Wenn er aber die Zurücknahme des Reſtitutionsedicts bewirkt, die Reichsordnung, wie ſie vor dem Kriege war, wieder hergeſtellt iſt, ſind die proteſtantiſchen Stände befriedigt und wären froh, wenn der Schwede heimgeſchickt werden könnte. Wallenſtein verſprach ihnen Wiederherſtellung des Friedens und der Reichsordnung, Sicherung ihres Glaubens und Beſitzes gegen Papſt und Liga, er bot ſoviel an als Guſtav Adolf und forderte weniger hohen Lohn als dieſer, der nur noch zwei Schlachten zu gewinnen brauchte, um im Reiche der allgewaltige Herr zu ſein, auf deſſen Gnade jeder Fürſt angewieſen war.

Wallenſtein war nicht der Mann, der einen Feind wie Guſtav Adolf unterſchätzte, aber er fürchtete ihn nicht, ſondern erklärte:

„ich werde ihn eine andere Kriegsführung lehren", und ein anderes Mal verglich er sich und den Schwedenkönig mit „zwei Hahnen auf einem Miste", die sich nicht vertragen. Das neue Heer führte er nicht nach Bayern, so sehr es Kurfürst Max wünschte, sondern nach Böhmen gegen die Sachsen und zog am 22. Mai in Prag ein, nachdem er am 21. mit Arnim conferirt und ihn versichert hatte: „So lieb mir meiner Seele Seligkeit ist, so lieb wird es mir sein, wenn ich dem allgemeinen Wesen und besonders Kursachsen dienen kann." Ihm lag Alles daran, Kursachsen zu einem Separatfrieden zu bestimmen, daher führte er auch einen diplomatischen Minenkrieg gegen den Schweden, der sich aber auch in diesem Stücke gleich geschickt erwies. Im Sommer schickte derselbe den Pfalzgrafen August von Neuburg (Stifter der Linie Sulzbach) mit dem württembergischen Kanzler Löffler nach Dresden, wo die Ansprüche und Absichten des Schwedenkönigs erörtert werden sollten. Sie gingen von den Ansprüchen aus, welche Gustav Adolf gegenüber den Herzogen von Pommern und Mecklenburg, auch Kurbrandenburg erheben könnte; die geistlichen Fürstenthümer habe er mit dem Schwerte erobert und besitze sie kraft des Kriegsrechts mit derselben Hoheit, wie die geistlichen Herren sie inne gehabt; man werde Sr. Majestät deren Herausgabe nicht zumuthen, ehe Sie anderswo contentirt sei. Der König habe seine Absicht principaliter auf Pommern gerichtet, er werde sich aber wohl mit dem Stücke begnügen, in welchem die Paßörter mit den für Schweden wichtigen Seehäfen befindlich seien; er wolle es jedoch nicht von dem Reiche losreißen, sondern es von demselben zu Lehen tragen, wie der Dänenkönig das Herzogthum Holstein. Brandenburg soll für seine Ansprüche auf Pommern von den Katholiken entschädigt werden, die überhaupt einen Theil der Stifte, „ein Stück vom Rock" werden opfern müssen, denn sie seien an allem Elend Schuld gewesen". Gustav Adolf hatte noch größere Gedanken: er wollte nämlich eine Körperschaft der Evangelischen gründen, einen Reichsverein, bestimmt, die gewonnene Stellung gegen

Haus Oesterreich-Spanien und alle Papisten zu behaupten, einen Verein, der allezeit bereit sei zur Erhaltung des Friedens. Die Confusion der jetzigen Kriegsführung müsse abgestellt und ein Kriegsrath eingerichtet werden, mit dessen Zustimmung Alles anzuordnen sei. Auf das Directorium mache der König nicht Anspruch, wenn sonst eine gute Ordnung getroffen werde, wohl aber auf ein Bündniß der Evangelischen mit der Krone Schweden, die bei allen katholischen Mächten so in Haß gerathen sei, daß sie Beistand bedürfen werde (Juni 1632). In einer Zuschrift aus dem Lager vor Nürnberg (2. September) bestätigte der König die Zusagen seiner Bevollmächtigten, versprach Sachsen und Brandenburg das Beste, und daß später auf die Forderungen der andern evangelischen Reichsstände eingegangen werden soll. Schwerlich wird sich jedoch Jemand finden, der die Meinung Ranke's theilt, daß Gustav Adolfs Bevollmächtigte und er selbst seine Absichten offen und ohne Hintergedanken dargelegt haben; es handelte sich ja augenblicklich darum, Wallensteins Unterhandlungen zu durchkreuzen, Sachsen und Brandenburg festzuhalten, was dem Könige nicht schwer fiel, da er noch als Sieger mit einem gewaltigen Heere im Felde stand und Wallenstein nach wenigen Wochen von Tilly's Schicksal getroffen werden konnte; bevor Wallenstein nicht den Schwedenkönig auf dem Schlachtfelde bestanden hatte, konnten seine Versprechen und Angebote auf die beiden Kurfürsten nicht greifend wirken.

Er wählte zu seiner strategischen Basis Böhmen, zog bei Eger die bayerischen Truppen an sich und marschirte nach Franken, durchschnitt also die Communication des Schwedenkönigs mit Sachsen. Gerne hätte Kurfürst Max zur Erlösung seines Landes, das von Gustav Adolf ausgepreßt wurde, im Vertrauen auf die numerische Ueberlegenheit des kaiserlich-ligistischen Heeres, eine Schlacht geliefert, die Gustav Adolf feurig wünschte, allein Wallenstein lehrte den König eine andere Kriegsführung, wie er sich gerühmt hatte. Er zog gegen Nürnberg und nöthigte dadurch den Feind, ihm zum Schutze der

reichen proteſtantiſchen Stadt nachzurücken. Bei Nürnberg ſtanden ſich beide Heere vom 16. Juni an gegenüber: das ſchwediſche auf das ſtarke Nürnberg und ein befeſtigtes Lager geſtützt, das kaiſerliche in einer Stellung, die Wallenſtein mit einer vorher in Deutſchland nie geſehenen Kunſt verſchanzte. Erſt am 4. September unternahm Guſtav Adolf den Angriff, nachdem er ſeine ſämmtlichen Streitkräfte concentrirt hatte, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen, obwohl er ausgerufen haben ſoll, er wolle den Burgſtall, den Schlüſſel der feindlichen Stellung, nehmen oder nicht mehr König ſein. Wallenſtein ſchrieb an den Kaiſer: „Der Schwede hat ſich die Hörner recht abgelaufen und ſein Volk über die Maßen discouragirt.“ In der That war Guſtav Adolf nicht mehr Meiſter in Deutſchland und hatte an Wallenſtein einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Der Schwede bot jetzt dem kaiſerlichen Feldherrn die böhmiſche Königskrone an, allein dieſer wollte von dergleichen nichts mehr hören, wies auch eine Uebereinkunft, daß, im Falle ſich zwei ganz ungleiche Abtheilungen begegnen ſollten, die ſchwächere accordiren könne, mit den Worten ab: „ſie ſollen combattiren oder crepiren“. Als der König von Nürnberg ſich wieder der Donau zuwandte, folgte ihm Wallenſtein nicht, ſondern zog nordwärts, ſchickte den General Holka in das ſächſiſche Voigtland hinaus, um durch deſſen Verheerung Arnim, der mit dem ſächſiſchen Heere in Schleſien ſtand, herbeizuziehen; die Hauptmacht führte er ſelbſt in die ſächſiſche Ebene gegen Leipzig vor, um dort die Winterquartiere zu beziehen, da er den Feldzug für geſchloſſen hielt, vertheilte jedoch ſeine Regimenter ſo, daß er ſie binnen 24 Stunden zuſammenziehen konnte. Aber der Schwede eilte raſcher heran, als er berechnet hatte, und nöthigte ihn, die Schlacht anzunehmen, bevor er ſeine Streitkräfte vereinigen konnte. Am 16. November 1632 (am 6. alten Stils) rangen die beiden nicht eben ſtarken Heere (das ſchwediſche mag 14 000, das kaiſerliche anfangs 12 000 Mann gezählt haben) von 11 Uhr Vormittags bis zum Einbruch der Nacht; Guſtav

Adolf, der ſeinem weichenden Fußvolke zu Hülfe eilte, gerieth mit wenigen Reitern unter die feindlichen Küraſſiere, wurde durch zwei Piſtolenſchüſſe verwundet, durch einen dritten Schuß in den Rücken vom Pferde geworfen und auf dem Boden liegend durch den Kopf geſchoſſen; die Leiche wurde bis auf das Hemd ausgeplündert, ebenſo der Nürnberger Edelknabe Leubelfing, der allein bei ihm geblieben war, nach einigen Tagen aber in Naumburg an ſeinen Wunden ſtarb und auf dem Sterbebette vor Zeugen die Kataſtrophe des Königs erzählte.

Nach dem Falle Guſtav Adolfs übernahm Bernhard von Weimar den Oberbefehl und führte Reiterei und Fußvolk zum neuen Sturme gegen die feindliche Aufſtellung; in wüthendem Anlaufe warfen ſie Alles vor ſich nieder, nahmen die wieder verlorene Batterie von ſieben ſchweren Kanonen zum zweiten Male; zugleich fingen mehrere Pulverwagen der Kaiſerlichen Feuer und flogen verheerend auf. Mehrere Schwadronen riſſen aus und galoppirten Leipzig zu, zahlreiche Weiber bemächtigten ſich der Troßpferde und eilten den fliehenden Reitern nach, auch die große Batterie bei den Windmühlen war von den Schweden nach langem Kampfe genommen, der Sieg ſchien für die Schweden entſchieden.

Da traf Pappenheim mit ſeinen Küraſſieren ein und warf ſich auf den rechten Flügel der Schweden, um dem König zu begegnen. Zwei Kugeln durchbohrten ſeine narbenvolle Bruſt; er wurde aus dem Gewühle weggetragen. Aber Wallenſtein ſammelte Fußvolk und Reiterei wieder und führte ſie gegen den Feind; noch einmal wurden die Schweden zurückgeworfen und der Kampf begann von Neuem, und abermals folgte Angriff auf Angriff; zuletzt drangen die Schweden abermals vor und Wallenſtein fand rathſam, den Kampf abzubrechen und den Rückzug anzuordnen, obwohl Pappenheims Fußvolk ankam. Die Schlacht hatte neun Stunden gedauert; das fürchterliche Getümmel wurde meilenweit gehört; jede Partei, die gewichen war, griff immer von Neuem auf das Heftigſte an, kein Theil

vermochte ganz zu ſiegen oder ließ ſich vollſtändig beſiegen, und beide Theile zogen ſich nach der Schlacht zurück. Bei 9000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, es war alſo je der fünfte Mann gefallen, mehrere Generale und viele Offiziere auf beiden Seiten; Piccolomini ſchien gefeit; er erhielt vier Wunden, drei Pferde wurden unter ihm getödtet und ſein Küraß zeigte die Eindrücke von zehn Kugeln. Wallenſtein hatte während der Schlacht alle Pflichten des Feldherrn erfüllt; kaltblütig ſetzte er ſich der Gefahr aus, ordnete die Unterſtützung wankender Regimenter an; als er jedoch ſeine beſten Truppen erſchöpft ſah und andere, deren Haltung minder gut war, nicht mehr zu Sturmcolonnen geordnet werden konnten, als er in Pappenheim den Helden verloren hatte, deſſen kühner Muth die Soldaten mitriß, gab er die Schlacht verloren, obwohl er keine Niederlage erlitten hatte. Er mußte ohnedieß vorausſetzen, daß das ſächſiſche Heer, das nur einige Tagmärſche entfernt ſtand, zur Verſtärkung des ſchwediſchen herbeirücken werde. Er zog unverfolgt nach Böhmen zurück und hielt furchtbar ſtrenges Gericht über die Offiziere, die bei Lützen ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, d. h. nicht lieber ſtarben, anſtatt mit ihren Untergebenen die Flucht zu ergreifen.

Fortſetzung des Krieges und zweideutige Unterhandlungen.

Als Wallenſtein ſein Heer wieder ergänzt hatte, betrieb er in der erſten Hälfte des Jahres 1633 Friedensunterhandlungen mit den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg; er war in vollem Ernſte beſtrebt, den Frieden des Reichs wiederherzuſtellen, denn er hatte nicht die Oberhand im Felde und durfte nicht hoffen, ſie wieder vollſtändig zu gewinnen, da ihm das ganze proteſtantiſche Deutſchland, von Schweden und Frankreich unterſtützt, gegenüber ſtand, und das katholiſche ſchrecklich erſchöpft und entmuthigt war. Der Kaiſer ging willig auf die Unterhandlungen ein, die im März zu Leitmeritz eröffnet wurden,

ſie ſcheiterten aber an den Forderungen Sachſens und Brandenburgs: Entſchädigung Schwedens auf Koſten des Reichs, Brandenburgs mit Säculariſationen, Parität des Kammergerichts und Reichshofraths, Reſtauration des Pfälzers; die Zurücknahme des Reſtitutionsedicts wurde dagegen anſtandslos bewilligt. Hierauf rückte Wallenſtein in Schleſien vor und nahm den feindlichen Heeren gegenüber eine Stellung, in welcher ſie ihn nicht anzugreifen wagten. Während eines vierzehntägigen Waffenſtillſtandes waren feindliche Offiziere mehrmals Wallenſteins Gäſte und in den Conferenzen mit Arnim betheuerte er ſeine Sehnſucht nach dem Frieden, fluchte auf die Spanier und Jeſuiten und ließ verlauten, daß er den Kaiſer zum Frieden nöthigen werde. Im October brach er jedoch noch einmal los, warf ſich auf das ſchwache ſchwediſche Heer bei Steinau, das unter dem Grafen von Thurn Niederſchleſien decken ſollte, warf deſſen Reiterei in das verſchanzte Lager zurück und verlangte binnen einer halben Stunde unbedingte Ergebung. Sie erfolgte; die gemeinen Soldaten (7000 Mann) nahmen kaiſerliche Dienſte, den alten Thurn ließ er davonziehen, weil ein ungeſchickter General auf Seite des Feindes dem Kaiſer mehr nütze, als ein eingekerkerter oder hingerichteter. Aber faſt zu gleicher Zeit nahm Bernhard von Weimar, der mit Guſtav Horn im ſüdweſtlichen Deutſchland operirte, Regensburg durch Ueberfall weg, brandſchatzte Bayern und machte Miene, in Oeſterreich einzufallen; da erſchrack der Kaiſer in der Hofburg und verlangte Max von Bayern dringendſt die Befreiung ſeines Landes durch das kaiſerliche Heer. Wallenſtein rückte in Eilmärſchen bis Pilſen, mit einem Corps bis Straubing vor, war aber zu keinem Angriff auf den Weimarer zu bewegen, ſondern ging nach Böhmen zurück, wo er trotz des kaiſerlichen Gegenbefehls die Winterquartiere bezog. Er mag guten Grund gehabt haben, keinen Winterfeldzug zu unternehmen, wie denn auch ſeine Generale, welchen er die Frage vorlegte, einſtimmig abriethen; aber der heftige Tadel, der

jetzt gegen ihn von spanischer, ligistischer und kaiserlicher Seite losbrach, war sehr natürlich, und bei seinen Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg, den zwei feindlichen Mächten, konnte der Verdacht kaum ausbleiben, daß er die kurfürstlichen Truppen nicht schlagen wollte, auch daß er den Weimarer und Horn in Bayern und Schwaben mit Vergnügen schalten und walten ließ.

Unterdessen bekam Richelieu freie Hand in Frankreich und griff seine Aufgabe, Frankreich auf Kosten Spaniens und Deutschlands zu vergrößern, rüstig an, indem er die Holländer gegen Spanien hetzte und in Deutschland die Feinde des Kaisers unterstützte. Er schloß mit Beihülfe Oxenstierna's am 13. April 1633 zu Heilbronn mit den schwäbischen, fränkischen, ober- und niederrheinischen protestantischen Ständen eine Conföderation ab, durch welche der Franzose und Schwede dafür sorgten, daß das Kriegsfeuer in Deutschland nicht ohne ihren Willen erlösche, und Süddeutschland für Franzosen und Schweden offen bleibe. Die beiden Meister der politischen Heuchelei hielten es nämlich für möglich, daß den norddeutschen Kurfürsten ein Licht darüber aufgehe, es sei von ihnen höchst unklug gethan, wenn sie den Krieg gegen den Kaiser fortsetzen, aus welchem nur die Schweden und Franzosen den Vortheil ziehen werden, daß es für sie darum das Beste wäre, mit dem Kaiser einen billigen Frieden zu schließen, statt die eigene Haut für die falschen, gierigen Ausländer zu Markte zu tragen. Wirklich zeigten auch die beiden Kurfürsten einen solchen Widerwillen gegen die hinter ihrem Rücken abgeschlossene Heilbronner Conföderation, daß Richelieu's Agent Feuquières seine Bemühungen aufgab, sie zum Beitritte zu bewegen.

Dieser Feuquières versuchte es auch mit Wallenstein und dictirte dem Grafen Kinsky, einem der thätigsten böhmischen Flüchtlinge, ein Mémoire, in welchem er dem kaiserlichen Feldherrn die böhmische Königskrone und eine Million Livres anbot, empfing aber von August bis December keine Antwort,

und als Graf Thurn kollernd aufbegehrte, erwiederte Wallenſtein barſch, er wolle mit dieſer Sache nichts mehr zu thun haben, machte Andeutungen nach Wien und verſprach unwandelbare Treue. Es iſt gewiß, daß zwiſchen ihm und Oxenſtierna ſchon im Mai eine geheime Communication ſtattfand, Wallenſtein ſich aber nicht weiter einließ, „als daß er die Abſicht ausſprach, die Zurückführung der böhmiſchen Emigranten und die Herſtellung der Freiheit ſeines Vaterlands in die Hand zu nehmen“. Der bayeriſche Kurfürſt war am wenigſten der Mann, dem die Verhandlungen des kaiſerlichen Feldherrn unbekannt blieben und nicht verdächtig erſchienen; er klagte mit vollem Rechte über deſſen Unthätigkeit im Felde, und der kaiſerliche Rath Schlick, Wallenſteins ruhmvoller Waffengefährte im däniſchen Kriege, ſtimmte dem Bayer bei, wodurch Wallenſtein heftig erzürnt wurde, da er den Frieden nicht mit den Waffen erzwingen, ſondern durch einen Vergleich wieder herſtellen wollte.

Am 22. Auguſt conferirte Wallenſtein wieder mit Arnim; Sachſen und Brandenburg beſtanden auf der Wiederherſtellung des status quo von 1618, Arnim und Thurn ſollten dotirt werden, für ſich ſelbſt verlangte Wallenſtein die Rheinpfalz, Baden-Durlach und Württemberg; er ſah alſo ſeines Bleibens nicht länger in Böhmen, wenn deſſen Freiheiten, d. h. die Herrſchaft des Adels (darin beſtanden die böhmiſchen Freiheiten weſentlich), mit dem Proteſtantismus wieder hergeſtellt würden. So hoch war den Preis, für den Wallenſtein ſeine Cooperation den zwei Kurfürſten anbot, um den Kaiſer zu einem Friedensſchluſſe zu ihrem Vortheile zu zwingen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die oberſte Leitung des Unternehmens ihm überlaſſen wurde; es iſt daher nicht zu verwundern, daß beide Kurfürſten eine reſervirte Haltung einnahmen und weder zu- noch abſagten, denn ſie konnten einem ſo verwegenen und hinterliſtigen Mann nicht trauen. Arnim ſetzte daher auch bei einer Zuſammenkunft in Gelnhauſen mit

Oxenſtierna den argwöhniſchen Schweden von Wallenſteins Anträgen in Kenntniß; der nordiſche Fuchs verſprach ſeine Aſſiſtenz, wenn Wallenſtein zur Ausführung ſchreite, ſchob alſo dieſem die Initiative zu, den offenen Abfall von Kaiſer und Liga, worauf dieſer nicht eingehen konnte, ohne ſich und die oberſte Leitung des Unternehmens dem Schweden und den Kurfürſten anzuvertrauen.

Hatte ſchon Wallenſteins Weigerung, das von den Schweden gekaperte feſte Regensburg zu belagern, oder, wie ſeine Feinde ſagten, wieder zu erobern, den Kaiſer unwillig und argwöhniſch gemacht, ſo wurde Wallenſtein die Oppoſition gegen die Politik der ſpaniſchen Regierung geradezu verderblich. Die ſpaniſchen Staatsmänner verlangten nämlich 1633, daß Frankreich, Spaniens Erbfeind, auch von Seiten des Kaiſers ernſthaft bekriegt werde. Davon wollte aber Wallenſtein abſolut nichts wiſſen, denn er haßte Spanien und die Liga noch mehr als früher, ſeitdem er in Deutſchland durch einen Ausgleich zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, zwiſchen Kaiſer und Reichsſtänden den Frieden wieder herzuſtellen gedachte. Spanien und die Liga, die Bundesgenoſſen des Kaiſers, hatten für ihre Intereſſen von dem kaiſerlichen Oberfeldherrn nichts zu erwarten, ſondern das Schlimmſte zu fürchten. Daher ſtellten die Geſandten von Spanien und Bayern, der päpſtliche Nuntius und Pater Lamormain, der Beichtvater des Kaiſers, dieſem dringend vor, den Abſchluß eines Friedensvertrags nicht dem Friedländer allein hinzugeben, und Kurfürſt Max ließ bereits erklären, er werde ſich genöthigt ſehen, mit Frankreich eine Abkunft zu treffen. Im October kam der ſpaniſche Staatsrath Oñate nach Deutſchland, um eine politiſche und militäriſche Combination zu verabreden. Er beantragte die Aufſtellung eines ſtarken Heeres im Breisgau zur nachdrücklichſten Kriegsführung gegen Schweden und Franzoſen, aber der kaiſerliche Generaliſſimus widerſprach und ſo unterblieb es. Der Sohn des Kaiſers (Ferdinand III.) wünſchte

ein Commando, um unter Wallenſtein den Krieg zu lernen, aber dieſer erklärte auf das Beſtimmteſte, er wolle keinen Prinzen unter den Generalen, ſei aber bereit, den Befehlshaberſtab dem Prinzen zu übergeben, worauf der Kaiſer mit Rückſicht auf die Armee nicht eingehen konnte. Der König von Spanien bezahlte an den Kaiſer und an die Fürſten der Liga jeden Monat anſehnliche Hülfsgelder; er verlangte daher mit allem Recht, daß der Kaiſer mit Frankreich offen breche, das gegen Spanien einen Eroberungskrieg führte und mit Schweden verbündet war; aber Wallenſtein wollte von einem Krieg gegen Frankreich nichts wiſſen und wünſchte die Spanier zu allen Teufeln. Als Oñate ſich überzeugt hatte, daß der Kaiſer gänzlich von ſeinem General abhange und dieſer Spaniens politiſchem Intereſſe feindſelig entgegen arbeite, erklärte er Mitte December 1633 dem kaiſerlichen Rathe Eggenberg mit feierlichem Ernſte: „Wenn Wallenſteins Vorſchläge, im Einverſtändniſſe mit den proteſtantiſchen Kurfürſten den Frieden in Deutſchland herzuſtellen, ſolche ſeien, daß dadurch die Sache Gottes, des Reiches und beſonders der Nutzen des Hauſes Oeſterreich gefördert werde, ſo habe ſein König nichts dagegen; er habe ihn, den Geſandten, vielmehr ermächtigt, in dieſem Falle den Kaiſer aufzufordern, dem General alle Gnade, die er wünſche, zu erweiſen und ſeine Größe herzuſtellen; wenn aber aus den Vorſchlägen des Generals Nachtheile für den Dienſt der beiden Majeſtäten und die gemeine Sache entſtehen ſollten, ſo würde die Gewährung eines ſolchen Verlangens ſehr im Widerſpruche mit der Freundſchaft ſtehen, die ſich der König von dem Kaiſer, den er fortwährend unterſtütze, verſprechen dürfe. Der König hoffe, der Kaiſer werde ſeine Freundſchaft den Extravaganzen des Herzogs von Friedland vorziehen.“ Damit war dem Kaiſer in mildeſter Form, aber in vollem Ernſte die Alternative geſtellt, entweder ſeinen Generaliſſimus zu entlaſſen oder auf die fernere Unterſtützung Spaniens zu verzichten.

Isabella, die Regentin der spanischen Niederlande, war Ende Novembers 1633 gestorben und sollte durch den Cardinal-Infanten Fernando, den Bruder des Königs, schleunig ersetzt werden, denn es lag Gefahr im Verzuge. Welchen Weg aber auch der Cardinal-Infant aus Mailand in die Niederlande einschlagen mochte, so war es ihm in der damaligen Kriegszeit unmöglich, sich ohne Unterstützung des Kaisers einen sicheren Weg zu öffnen. Darum gab sich Pater Quiroga, der Beichtvater des Königs von Ungarn, im Auftrage des Kaisers und des spanischen Gesandten zu Wallenstein, der abschlägig antwortete und bitter äußerte, man beabsichtige, das Heer aufzulösen und ihm die Autorität über dasselbe zu entziehen. In der That lauteten die Schreiben aus dem Hoflager etwas kühler und weniger vertraut als früher, denn die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Wallenstein gegen Alles auffuhr, was seinen Ansichten entgegen war, hatte Viele am kaiserlichen Hofe erzürnt, seine Unterhandlungen mit feindlichen Feldherren, Staatsmännern und Agenten machten ihn selbst Arglosen verdächtig, und natürlich säumten seine zahlreichen Feinde nicht, gegen den hochmüthigen und unvorsichtigen Mann die vorhandene Mißstimmung mit allen Mitteln zu verschärfen. Er selbst trug am meisten dazu bei. Er sprach laut von der Niederlegung des Commandos, auch mit Quiroga, wie von einer von ihm bereits beschlossenen Sache, allein vorher müsse man ihn in den Stand setzen, die Obersten für ihre Auslagen bei der Anwerbung und Ausrüstung der Regimenter zu entschädigen, denn er habe ihnen sein Wort verpfändet. Darüber entstand in dem Heere bedenkliche Aufregung; die Offiziere und Soldaten glaubten, die Feinde des Generals, die Hofleute und Geistlichen, betreiben wieder wie früher seine Absetzung, und Wallenstein nährte diese Unruhe durch Aeußerungen, die unwillkürlich und vertraulich schienen, aber wohl berechnet waren, um die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf zu setzen.

Vorbereitungen zur Auflehnung; die Katastrophe.

Im Januar und in den ersten Tagen des Februar unterhandelte er durch seinen alten Waffengefährten und Freund Arnim, einen guten Lutheraner, mit Kursachsen und Kurbrandenburg, wesentlich auf der Grundlage des status quo von 1618, erhielt jedoch von dem Brandenburger keine bindende Zusage, und der Sachse stimmte zwar im Allgemeinen bei, machte jedoch in seiner ängstlichen Unentschlossenheit verschiedene Vorbehalte; so z. B. wollte er nicht den Kaiser bekriegen, wenn Wallenstein zum Aeußersten schreiten und gegen den Kaiser Waffengewalt brauchen würde; ebenso wenig war er zu einem Bruche mit Schweden geneigt.

Am 10. Januar hatte der böhmische Edelmann Kinsky, den wir bereits als M. Thurns Gehülfen kennen, an Richelieu's Agenten Feuquières gemeldet, daß die im August besprochenen Entwürfe von dem Manne, auf den Alles ankomme, jetzt angenommen würden. Feuquières berichtete an Richelieu, der, vorsichtig und mißtrauisch, wie immer, verlangte, daß Wallenstein eine Erklärung erlasse, er wolle sein Heer zur Herstellung eines haltbaren Friedens verwenden, und da der kaiserliche geheime Rath von den Spaniern beherrscht werde, so dürfe der Feldherr nicht auf die Einwilligung des Kaisers rechnen; Wallenstein möge dafür die Vermittlung des französischen Königs in Anspruch nehmen. Wallenstein hatte jedoch keine Lust, sich den Franzosen anzuvertrauen und ihnen die Leitung des ganzen Unternehmens zu übergeben, denn er wußte zu gut, daß es ihnen nur um ihren Vortheil zu thun war, und andererseits traute Richelieu dem kaiserlichen General nicht, wie er in seinen Denkwürdigkeiten offen bekennt. Es kam daher zwischen den Beiden zu keiner Uebereinkunft oder festen Verabredung.

Wallensteins Aeußerung, er werde mit Hülfe der Armee den Frieden herstellen, ob man am kaiserlichen Hofe wolle oder *nicht*, konnte kein Geheimniß bleiben, und seine Gegner hatten

begreiflich dem Kaiſer und deſſen Räthen die gehörigen Mittheilungen gemacht. Ferdinand II. war aber nur ſchwer zum Mißtrauen in Wallenſteins Treue zu bewegen, hatte aber doch eingewilligt, daß unter der Hand Vorkehrungen getroffen werden, um das Heer dem Kaiſer zu erhalten, wenn der Generaliſſimus gegen den Kaiſer etwas verſuchen wollte. Im Sommer 1633 hatte darum General Kriegsrath Schlick mit einigen Generalen in Wallenſteins Heere „unvermerkter Weiſe" angeknüpft, für den Fall, „daß es mit Wallenſtein eine Veränderung geben" ſollte. Dieſer ſchöpfte Argwohn, ſprach aber doch mit dem General Octavio Piccolomini, deſſen Schickſal er an das ſeinige gekettet glaubte (ſo hatte er in den Sternen geleſen), von den Ausſichten, die ein entſchloſſener Abfall bieten würde, und ließ die Generale Gallas und Colloredo fragen, ob er ſich auf ſie verlaſſen könne. Sie verſprachen, ihm zu folgen, wohin er gehen würde, denn ſie hielten es nicht für rathſam, ihm ſchon jetzt entgegenzutreten, waren jedoch entſchloſſen, dem Kaiſer treu zu bleiben; ſo auch Aldringer, neben ihnen der angeſehenſte General; noch glaubte jedoch keiner von ihnen, daß Wallenſtein bis zum Abfall und Treubruch gehen werde. Auch der Kaiſer und Eggenberg hatten eine beſſere Meinung von dem General, aber der Spanier Oñate traute demſelben das Schlimmſte zu und ſprach ſich in einem Briefe vom 22. Januar 1634 dahin aus: „Um Haus Oeſterreich nicht zu Grunde richten zu laſſen, wäre es nothwendig, dieſen Menſchen auf die eine oder andere Weiſe unſchädlich zu machen, aber weder in dem Kaiſer noch in deſſen Miniſtern iſt der Muth dazu zu finden; ich fürchte, ich werde den Kranken in meinen Armen ſterben ſehen, ohne ihm helfen zu können." Aber in dieſen Tagen häuften ſich die Anzeigen von gefährlichen Projecten Wallenſteins dergeſtalt, daß der Kaiſer ſich zu Vorſichtsmaßregeln genöthigt ſah. Ueberwältigend mußte auf ihn der Bericht über die Berathung und das Banket am 12. Februar zu Pilſen, in Wallenſteins Hauptquartier, wirken. Hier in der Verſammlung der Oberſten führten

Ilow und Terzka das Wort, tapfere Generale, aber persönliche Feinde des Kaisers und zu jedem Frevel gegen denselben bereit, und sie brachten den Obersten den Glauben bei, daß es am Hofe auf den Ruin der Armee abgesehen sei; der Generalissimus wolle abdanken, da er Dinge thun solle, die er nicht ausführen könne, und dafür verfolgt werde. Man beschloß, Ilow und drei Obersten als Deputation an Wallenstein zu senden, um ihn zur Beibehaltung des Commandos zu bewegen. Von seiner Resignation wollten sie nichts hören und erinnerten an das ihnen gegebene Wort und ihre gemeinschaftlichen Interessen. Nach mehrmaligem Ansuchen gab er insoweit nach, daß er seine Abdankung so lange verschieben wolle, bis er sehe, wie der Kaiser für die Armee zu sorgen angeordnet habe, von der er sich überhaupt nicht trennen wolle. Hingegen verlange er, daß sie geloben, bei ihm standhaft auszuhalten, damit ihm nicht ein Schimpf angethan werde (wie in Regensburg). Darauf ward ein Revers vorgelesen, in welchem sie dem Generalissimus für seine Zusage dankten und feierlich an Eidesstatt gelobten, sich von ihm in keiner Weise trennen zu lassen und bis zum letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren.

Nach der hergebrachten Erzählung war in dem Reverse ursprünglich eine Klausel angebracht, durch welche die Verpflichtung der Obersten auf die Zeit beschränkt würde, während welcher der Generalissimus im Dienste des Kaisers verbleibe, diese Klausel sei aber in dem den Obersten vorgelegten Exemplare beseitigt gewesen, ohne daß dieß die Unterzeichner in der Aufregung des Weines bemerkten. Ranke pflichtet jedoch der Behauptung des genau unterrichteten Oñate bei, daß nämlich die ursprüngliche Fassung des Reverses allerdings die Klausel enthalten habe, sie sei aber von Wallenstein, bevor der Revers zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, gestrichen worden. Die ganze Sache hat jedoch wenig auf sich, da Wallenstein die Obersten noch einmal nach Pilsen berief, sich am 19. Februar noch einmal für die von ihnen aufgewendeten Gelder verbürgte, hoch und

theuer versicherte, daß er gegen die Religion und den Kaiser nichts zu unternehmen beabsichtige, daß er nur daran denke, einen Frieden zu Stande zu bringen, was allerdings am Hofe nicht von Allen gern gesehen werde. Er werde den Herren Obersten die Bedingungen vorlegen. Aber er müsse auch wissen, wessen er sich von ihnen zu versehen habe; er befürchte, daß man ihm einen Schimpf anthun wolle. Die Obersten erklärten einmüthig, sie werden für ihren General einstehen; es wurde ein neuer Revers aufgesetzt, in welchem die Obersten von ihrer Verpflichtung gegen den Herzog-General entlassen erklärt wurden, wenn derselbe gegen den Dienst oder die Hoheit des Kaisers oder die Religion etwas unternehmen sollte. Dieser Revers wurde am 20. unterzeichnet und ein Oberst nach Wien geschickt, um dort den Inhalt mitzutheilen und eine persönliche Besprechung Eggenbergs mit Wallenstein zu beantragen.

Der Kaiser verkehrte brieflich noch in freundlichem Tone mit Wallenstein, allein jetzt häuften sich die Nachrichten, welche keine Zweifel an den gefährlichen Entwürfen, mit denen sich Wallenstein trug, mehr gestatteten. Der spanische Gesandte berichtete ebenso und scheint besonders durch Wallensteins Verkehr mit Richelieu's Agenten beunruhigt worden zu sein; aus Savoyen wurde Aehnliches gemeldet, aus Böhmen, daß die Unzufriedenen und die Exulanten sich Hoffnung machten, mit französischer Hülfe den Herzog von Friedland zum König von Böhmen zu erheben; daß Max von Bayern und die geistlichen Fürsten den Verdacht gegen Wallenstein theilten und nährten, versteht sich von selbst; er war ja ihr bitterer Gegner, und sie hätten, obwohl Verbündete des Kaisers, so sicher als Spanien, von Seiten Wallensteins nicht die geringste Berücksichtigung gefunden, wenn er einen Frieden nach seinem Ermessen hätte abschließen können. Sie Alle hatten die triftigsten Gründe, auf Wallensteins Entfernung zu dringen, und als sich der Kaiser und Eggenberg von Wallensteins gefährlichen Plänen überzeugen mußten, erließ der Kaiser am 24. Januar ein Patent, durch welches alle Befehlshaber

ihrer Verpflichtungen gegen den Generaliſſimus entbunden und an Gallas als proviſoriſchen Oberbefehlshaber gewieſen, ſämmtliche an den Pilſener Vorgängen Compromittirte amneſtirt wurden, mit Ausnahme Wallenſteins und zweier Rädelsführer. Das Patent wurde unter dem ſtrengſten Geheimniß nur Vertrauten mitgetheilt, denn man beſorgte, durch ein raſches Vorgehen die Armee zu entzweien und dem Feinde die Gelegenheit zu einem Angriffe zu geben. Die amtlichen Mittheilungen gingen in der hergebrachten Form fort, um weder in den Kanzleien noch bei Wallenſtein Verdacht zu erregen. „Leicht hat es der Kaiſer wahrlich nicht genommen; des Undanks gegen Wallenſtein kann man ihn nicht von ferne zeihen; er mußte den zum Aeußerſten entſchloſſenen General entfernen“ (Ranke). Man beſchloß, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, aber Piccolomini und Aldringer mußten von dem Verſuche, ihn in Pilſen aufzuheben, abſtehen, weil er die Garniſon gewechſelt hatte und der Befehlshaber derſelben die Hand nicht geboten hätte. Unterdeſſen verſtändigten ſich auch die Generale Hatzfeld, Götz, Marradas, Colloredo und Suys mit Gallas und Piccolomini, und nun zögerte man in Wien nicht länger, dem Patent vom 24. Januar am 18. Februar ein zweites mit einem Armeebefehl folgen zu laſſen, in welchem Wallenſtein als Verſchwörer gegen den Kaiſer erklärt und den Offizieren bedeutet wurde, dem geweſenen Feldhauptmann und deſſen Anhängern, namentlich Ilow und Terzka, keinen Gehorſam zu leiſten, ſondern den von dem Kaiſer bezeichneten Generalen, bis ein anderer Oberbefehlshaber ernannt ſein werde. „Es war keine Aechtung, ſondern nur eine Entſetzung, zu welcher der Kaiſer ohne Zweifel auch das Recht und in der zweifelhaften und untreuen Haltung Wallenſteins hinreichenden Anlaß hatte; er ſchritt erſt dazu, als ſo viele angeſehene Generale ſich entſchloſſen, Wallenſtein zu verlaſſen“ (Ranke S. 425). Wallenſtein gedachte auf dem Weißen Berge bei Prag ſein Lager aufzuſchlagen, dorthin hatte er ſämmtliche Oberſten auf den 24. Februar befehligt. Dort würde Arnim eingetroffen ſein; dort

würden die mit den beiden Kurfürsten vereinbarten Friedensbedingungen mit Beistimmung der Armee proclamirt und alsdann zum Gesetze für das Reich und die Erblande erhoben worden sein. Bei der Wehrlosigkeit des Kaisers ließ sich erwarten, er werde sie unterschreiben, er selbst und sein Sohn. Als aber der Armeebefehl des Kaisers bekannt wurde, erklärten sich Garnison und Stadt Prag für den Kaiser, worüber Terzka wilde Ungeduld kundgab, Ilow und Kinsky gesenkten Hauptes zu Boden blickten, Wallenstein den kaiserlichen Rath entließ, der bei ihm war, um an den Friedensverhandlungen Theil zu nehmen, von denen natürlich jetzt nicht mehr die Rede sein konnte. „Ich hatte den Frieden in der Hand," sagte er dem Obersten Beck, der übrigens mit Wallensteins Gegnern einverstanden war; nach einem Augenblick Stillschweigens fügte er hinzu: „Gott ist gerecht!" Wollte er damit die Anwesenden an seine Unschuld glauben machen, oder ahnte er das nahende Gericht?

An die Vereinigung der Armee auf dem Weißen Berge war nicht mehr zu denken, Wallenstein beorderte sie nach Laun, die Obersten persönlich nach Eger, wohin er selbst aufbrach. In dem Befehlsschreiben betheuerte er seine Treue im Dienste des Kaisers, warnte vor einer Entzweiung der Armee, die nur dem Feinde Nutzen bringe ꝛc. Vor Allem aber suchte er jetzt einen Rückhalt an Schweden. Sein Agent Bubna wandte sich an Oxenstierna, doch der hartgesottene Practicus antwortete kalt, Wallenstein möge zuerst seinen Abfall von dem Kaiser manifestiren. Ebenso fertigte Bernhard von Weimar Wallensteins Agenten ab; als jedoch alle Nachrichten den Bruch zwischen Wallenstein und dem Kaiser bestätigten, als Franz Albert von Lauenburg die Uebergabe von Frankfurt an der Oder und von Landsberg an der Warte, Ilow die von Pilsen anbot, glaubte Bernhard, daß es auf kein „Schelmenstück" gegen ihn abgesehen sei, und setzte sich gegen Eger in Bewegung, wo auch Arnim eintreffen sollte. Dort kam auch Wallenstein am 24. Februar Nachmittags aus Pilsen an. Er hatte unterwegs zwischen Pilsen

und Mies den irischen Dragoner-Obersten Walter Butler getroffen, der ihn nach seinem Wunsch nach Eger escortirte. Die Besatzung von Eger stand unter dem Oberstlieutenant Gordon und dem Oberstwachtmeister Lesley, zwei protestantischen Schotten, deren Wallenstein sich ganz sicher glaubte, so daß er noch am Abend mit Lesley ohne Rückhalt von seinen Verbindungen mit Bernhard von Weimar, Brandenburg-Culmbach, Sachsen ꝛc. sprach, und den Entschluß mittheilte, Bernhards Truppen in Eger und Ellnbogen aufzunehmen. Am Morgen des 25. besprachen sich die beiden Schotten und der Ire Butler mit Ilow und Terzka über die brennende Tagesfrage, und obwohl die Insulaner die erwartete Erklärung für Wallenstein nicht abgaben, so schied man doch in so guter Laune, daß sich Ilow und Terzka bei Gordon, der auf der Burg wohnte, auf den Abend zum Fastnachtsschmause einluden. Die Drei beriethen sich, was in ihrer gefährlichen Lage zu thun sei; Wallenstein traute ihnen vollständig, verlangte als Befehlshaber strictesten Gehorsam, und hätten sie ihn durch Lässigkeit erzürnt oder seinen Verdacht erregt, so hätte er sie vernichtet; andererseits hatte der Kaiser verboten, dem Herzog und seinen Vertrauten Terzka und Ilow ferner Dienstpflicht zu leisten, und als ehrenhafte Offiziere wollten sie ihrem Fahneneide treu bleiben. Aus Eger in eine nahe Stadt mit kaiserlicher Besatzung zu flüchten, fanden sie gefährlich und muthiger treuer Offiziere unwürdig. Um ihn aufzuheben und in die Gewalt des Kaisers zu liefern, hätten sie der ganzen Garnison sicher sein müssen, aber sie durften von einem solchen Vorhaben nichts verlauten lassen. Da sprach Lesley den Gedanken aus, den Oñate und selbst Eggenberg und Andere schon geäußert hatten, nämlich daß durch die Tödtung Wallensteins seine gefährlichen Pläne am sichersten vereitelt würden, oder, wie die drei Offiziere berichteten: „daß nur auf diese Weise das hochlöbliche Haus Oesterreich wahrhaftig und stracks gesichert werde". Butler, dem Lesley aus der Seele gesprochen hatte, stimmte eifrig bei (er war vielleicht

von Piccolomini aufgefordert worden, Wallenstein todt oder lebendig einzuliefern), und Gordon willigte nach einigem Sträuben ein. Er übernahm es, die Ermordung der auf den Abend angesagten Gäste zu besorgen, wozu Butler seine Dragoner anbot. Lesley besetzte die Wache der Burg und die auf dem Marktplatze mit verläßlichen Offizieren und zog in aller Stille einige Compagnien Iren in die Stadt, denn Butlers Regiment campirte nach Wallensteins Anordnung außerhalb.

Am Abend erschienen die Gäste zu dem Gelage auf der Burg, mit Ilow und Terzka der Graf Kinsky und der Rittmeister Neumann, der bei Wallenstein die Dienste eines Secretärs versah. Sie tafelten in einem Erkerzimmer, tranken Hochs auf Wallenstein und seinen Entschluß, nicht mehr Diener, sondern Herr zu sein. Man war bereits beim Nachtisch und die aufwartenden Diener hatten sich entfernt, als Lesley die Zugbrücke der Burg aufziehen und dem Oberstwachtmeister Butler sagen ließ, es sei jetzt Zeit. Dieser lauerte mit sechs Iren in einem anstoßenden Gemach und brach mit ihnen unter dem Rufe: „Viva Ferdinando!“ in das Speisezimmer herein, während eine andere Abtheilung Iren bei einer andern Thüre Posto faßte; Butler, Gordon und Lesley beantworteten den Viva-Ruf, und die vier Gäste, die nach ihren Degen griffen, lagen in wenigen Augenblicken todt in ihrem Blute. Auf der Burg war Alles still; als der Oberstwachtmeister herausgehen wollte, wurde er für einen flüchtigen Rebellen gehalten und fielen einige Schüsse, durch welche die Wache auf dem Markte allarmirt wurde. Lesley sagte ihr kurz, was geschehen sei, und ließ die Leute dem Kaiser schwören. Durch die Straßen sprengten Butlers Dragoner, um allenfallsigen Tumult zu unterdrücken.

Wallenstein hatte in dem ansehnlichsten Hause der Stadt Wohnung genommen; eine außen angelegte Treppe führte zu seinen Gelassen. Diese stieg der irische Hauptmann Deveroux mit einigen Soldaten hinauf, um das blutige Werk zu vollenden. Wallenstein wollte sich eben zur nächtlichen Ruhe begeben.

Sein Mundschenk, der ihm in goldener Schale den Schlaftrunk gereicht hatte, begegnete den Heranstürmenden und bedeutete ihnen, die Ruhe des Herrn nicht zu stören, empfing aber einen Hellebardenstoß. Wallenstein ging bei dem Lärme im bloßen Hemde zum Fenster, als der Hauptmann die Thüre aufstieß und ihm zuschrie: „Schelm, Verräther!“ Wahrscheinlich durchzuckte Wallensteins Seele die Erkenntniß, daß ihn die Rache für seine Untreue ereilt habe. An einen Tisch gelehnt, die Lippen bewegend, aber lautlos breitete er die Arme weit aus, streckte seine Brust der Hellebarde entgegen, mit welcher sie Deveroux mitten durchbohrte. Die Leiche wurde in ein rothes Tuch gehüllt und auf die Burg zu den andern Getödteten gebracht, später nach Gitschin übergeführt und in der Kirche des Carthäuserklosters beigesetzt.

Wallenstein war von Statur lang und hager, von fahler Gesichtsfarbe, hoher Stirne, lebhaften Augen, das schwarze Haupthaar trug er kurz geschnitten. Er war sehr nervös, duldete in seiner Umgebung kein Geräusch, nicht Sporenklirren und Säbelrasseln; seine Heftigkeit steigerte sich leicht bis zur Wuth und machte ihn dann Jedem, der ihm nahen mußte, furchtbar. Deßgleichen verstieg er sich vielmal zu excentrischen Reden, so daß derselbe Mann, der mit so kaltblütiger Umsicht seine strategischen Operationen entwarf, die Hülfsquellen eines occupirten Landes berechnete, für die Bedürfnisse des Heeres sorgte und als Organisator wohl nicht seines Gleichen hatte, manchmal den Eindruck eines halbverrückten Phantasten oder Prahlers machte. Es war derselbe, der nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen durch das Geschrei eines Spatzen alterirt werden konnte, aber unter dem Höllenlärm der Schlacht keinen Augenblick ruhige Fassung und klaren Blick verlor. Seine Thätigkeit war erstaunlich und fast unbegreiflich vielseitig, wie die bereits publicirten Briefe und Acten bezeugen, und seine Erlasse zeichnen sich durch Klarheit und Präcision der Sprache vor andern aus.

Daß seine geistige Ueberlegenheit allgemein anerkannt wurde, ist natürlich, aber der Bewunderung mischte sich eine gewisse Scheu bei. Er war nämlich eine finstere, verschlossene Natur und, besonders seitdem er von der Gicht geplagt ward, schwer zu behandeln. Er lachte selten, war wortkarg und schien den Gefühlen des Mitleids und der Mitfreude unzugänglich. Die Soldaten vertrauten seinem Feldherrntalente und seinem Glücke; sie waren durch ein Lob aus seinem Munde hocherfreut und die Offiziere stolz und glücklich auf goldene Ketten und Medaillons, die er für tapfere Thaten verlieh. Aber seine furchtbare Strenge, die oft bis zur Grausamkeit ging, erbitterte sie andererseits vielmal, so daß sie ihn auch den „Tyrannen" nannten.

Er machte keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, im Felde so wenig als daheim in Mecklenburg, eine seltene Ausnahme in jener Zeit, besonders in Deutschland; daher ist es auch nicht zu verwundern, daß die Katholiken ihn kaum als ihren Glaubensgenossen ansahen, die Protestanten aber noch weniger als den ihrigen, und sich namentlich bei den Soldaten die Meinung bildete, der Herzog von Friedland sei weder Katholik noch Protestant, sondern huldige einer Geheim-Religion. Diese Meinung wurde sicher von seinem astrologischen Treiben und seinem ganzen finsteren, verschlossenen Wesen gefördert, und es ist in der That sehr möglich, daß er sich in Italien bei seinem Verkehr mit Astrologen auch in die kabbalistische Mystik einweihen ließ. Alles trug dazu bei, ihn mit einem gewissen abergläubischen Nimbus in den Augen der Soldaten zu umhüllen, der wohl geeignet war, Furcht und Gehorsam, aber keineswegs hingebende Liebe und Treue zu erzeugen. Der Soldat blickte mit scheuer Bewunderung zu ihm auf, konnte aber in ihm weder einen begeisterten Streiter für die katholische Kirche, noch einen treuen Eckart des Kaisers sehen. Denn er leistete wohl mehr als jeder Andere für den Kaiser, ließ sich aber auch für seine Verdienste mehr als jeder Andere lohnen, und stellte bei der zweiten Uebernahme des

Obercommandos ſeinem Souverain Bedingungen, welche dieſer nur von der äußerſten Noth bedrängt eingehen konnte, denn er überließ ſeinem Feldherrn nicht nur die unbeſchränkte Vollmacht, den Krieg nach ſeinem Ermeſſen zu führen, ſondern auch die Initiative der diplomatiſchen Verhandlungen mit den feindlichen Mächten.

Es iſt wahr, daß Wallenſtein anfangs Kurſachſen und Kurbrandenburg durch die Zurücknahme des Reſtitutionsedicts befriedigen und von dem Bündniß mit Schweden und Frankreich ablöſen, durch ihre Vermittlung die andern proteſtantiſchen Reichsſtände gewinnen wollte, und auf der Grundlage des Augsburger Vertrags von 1555 im Reiche den Frieden wieder herzuſtellen hoffte, aber auf die Wiederherſtellung des status quo von 1618, welche die Proteſtanten verlangten, konnte der Kaiſer abſolut nicht eingehen, und durch die Heilbronner Conföderation von 1633 hatten Richelieu und Oxenſtierna Wallenſteins Unterhandlungen paralyſirt und die Fortſetzung des Kriegs nothwendig gemacht. Dieſen führte aber der kaiſerliche Feldherr fortan mit offenbarem Widerwillen, behandelte die Bundesgenoſſen des Kaiſers, namentlich den Kurfürſten von Bayern und den König von Spanien, mit herausfordernder Rückſichtsloſigkeit und zwang ſie gefliſſentlich, ſich mit der ihm feindlichen Partei am kaiſerlichen Hofe zu verbünden und ihm entgegen zu arbeiten. Da er überdieß auf kaiſerliche Weiſungen und Wünſche nicht achtete, ſeine Unterhandlungen mit Sachſen und Brandenburg fortſetzte, überdieß mit Frankreich und Schweden anknüpfte und verlauten ließ, er werde den Frieden herſtellen auch gegen den Willen des Hofes, mußte er in Wien verdächtig werden und den Anklagen der bayeriſchen und ſpaniſchen Agenten, die ſeine Entfernung vom Commando verlangten, williges Gehör verſchaffen. Die Oberſtenverſammlung in Pilſen und der daſelbſt zur Unterzeichnung vorgelegte Revers war jedenfalls ein Verſuch, die Armee, die er im Namen des Kaiſers commandirte, der kaiſerlichen Auctorität zu

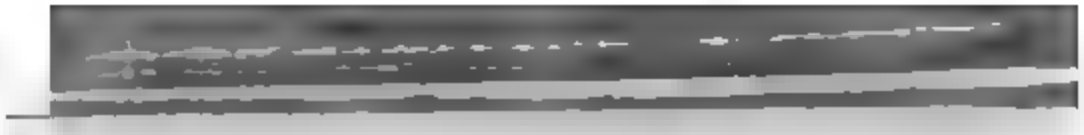
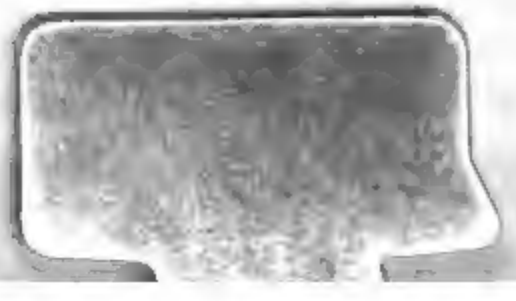
entziehen und zur Armee Wallensteins zu machen, an deren Spitze er nöthigenfalls der Abberufung vom Commando durch den Kaiser Trotz bieten wollte. Er machte sich dadurch einer illoyalen Handlung schuldig und verbrecherischer Entwürfe mehr als verdächtig. Da zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten her über gefährliche Anzeichen berichtet wurde, die sich in Folge der Gerüchte über das Zerwürfniß Wallensteins und des Kaisers kundgaben, ließ sich der Kaiser zu dem Patente vom 18. Februar bewegen, durch welches Wallenstein als Verschwörer erklärt und den Offizieren verboten wurde, dem gewesenen Commandanten und seinen Anhängern ferner Gehorsam zu leisten. Hatte Wallenstein vorher dem Kaiser nur einen von ihm, dem Feldherrn des Kaisers, mit dem Feinde vereinbarten Vertrag aufdrängen wollen, in Güte, wenn sich der Kaiser unterwarf, mit Gewalt, wenn er sich ernsthaft sträubte; hatte er also die als Unterthan dem Landesherrn, die als Soldat dem Kriegsherrn schuldige Treue bereits bis zum Brechen erschüttert und den Kaiser zu seiner Absetzung nicht bloß berechtigt, sondern geradezu genöthigt, so that er jetzt den letzten Schritt zum erklärten Abfall und Verrathe, indem er den Schweden das kaiserliche Heer und die in seinem Besitze befindlichen festen Plätze überliefern wollte. Aber die angesehensten Generale und Obersten blieben dem Kaiser treu, mit ihnen die Armee, und Wallenstein fiel durch das Eisen der eigenen Soldaten. Als Ueberläufer und Verräther wäre er jedenfalls bei Franzosen und Schweden, bei Sachsen und Brandenburgern mit seinen Ansprüchen auf Commando, auf Württemberg, Baden-Durlach und Pfalz übel angelaufen, und Oxenstierna wie Richelieu waren Staatsmänner, die sich eines gefährlichen Ueberläufers auf dem kürzesten Wege, durch Eisen oder Blei, entledigt hätten.

Der Kaiser hat immer hoch betheuert, daß er die Tödtung Wallensteins nicht befohlen und auch nichts um Butlers Absicht gewußt habe, und man darf ihm (mit Ranke) un-

Obercommandos seinem Souverain Bedingungen, welche dieser nur von der äußersten Noth bedrängt eingehen konnte, denn er überließ seinem Feldherrn nicht nur die unbeschränkte Vollmacht, den Krieg nach seinem Ermessen zu führen, sondern auch die Initiative der diplomatischen Verhandlungen mit den feindlichen Mächten.

Es ist wahr, daß Wallenstein anfangs Kursachsen und Kurbrandenburg durch die Zurücknahme des Restitutionsedicts befriedigen und von dem Bündniß mit Schweden und Frankreich ablösen, durch ihre Vermittlung die andern protestantischen Reichsstände gewinnen wollte, und auf der Grundlage des Augsburger Vertrags von 1555 im Reiche den Frieden wieder herzustellen hoffte, aber auf die Wiederherstellung des status quo von 1618, welche die Protestanten verlangten, konnte der Kaiser absolut nicht eingehen, und durch die Heilbronner Conföderation von 1633 hatten Richelieu und Oxenstierna Wallensteins Unterhandlungen paralysirt und die Fortsetzung des Kriegs nothwendig gemacht. Diesen führte aber der kaiserliche Feldherr fortan mit offenbarem Widerwillen, behandelte die Bundesgenossen des Kaisers, namentlich den Kurfürsten von Bayern und den König von Spanien, mit herausfordernder Rücksichtslosigkeit und zwang sie geflissentlich, sich mit der ihm feindlichen Partei am kaiserlichen Hofe zu verbünden und ihm entgegen zu arbeiten. Da er überdieß auf kaiserliche Weisungen und Wünsche nicht achtete, seine Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg fortsetzte, überdieß mit Frankreich und Schweden anknüpfte und verlauten ließ, er werde den Frieden herstellen auch gegen den Willen des Hofes, mußte er in Wien verdächtig werden und den Anklagen der bayerischen und spanischen Agenten, die seine Entfernung vom Commando verlangten, williges Gehör verschaffen. Die Oberstenversammlung in Pilsen und der daselbst zur Unterzeichnung vorgelegte Revers war jedenfalls ein Versuch, die Armee, die er im Namen des Kaisers commandirte, der kaiserlichen Auctorität zu

entziehen und zur Armee Wallensteins zu machen, an deren Spitze er nöthigenfalls der Abberufung vom Commando durch den Kaiser Trotz bieten wollte. Er machte sich dadurch einer illoyalen Handlung schuldig und verbrecherischer Entwürfe mehr als verdächtig. Da zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten her über gefährliche Anzeichen berichtet wurde, die sich in Folge der Gerüchte über das Zerwürfniß Wallensteins und des Kaisers kundgaben, ließ sich der Kaiser zu dem Patente vom 18. Februar bewegen, durch welches Wallenstein als Verschwörer erklärt und den Offizieren verboten wurde, dem gewesenen Commandanten und seinen Anhängern ferner Gehorsam zu leisten. Hatte Wallenstein vorher dem Kaiser nur einen von ihm, dem Feldherrn des Kaisers, mit dem Feinde vereinbarten Vertrag aufdrängen wollen, in Güte, wenn sich der Kaiser unterwarf, mit Gewalt, wenn er sich ernsthaft sträubte; hatte er also die als Unterthan dem Landesherrn, die als Soldat dem Kriegsherrn schuldige Treue bereits bis zum Brechen erschüttert und den Kaiser zu seiner Absetzung nicht bloß berechtigt, sondern geradezu genöthigt, so that er jetzt den letzten Schritt zum erklärten Abfall und Verrathe, indem er den Schweden das kaiserliche Heer und die in seinem Besitze befindlichen festen Plätze überliefern wollte. Aber die angesehensten Generale und Obersten blieben dem Kaiser treu, mit ihnen die Armee, und Wallenstein fiel durch das Eisen der eigenen Soldaten. Als Ueberläufer und Verräther wäre er jedenfalls bei Franzosen und Schweden, bei Sachsen und Brandenburgern mit seinen Ansprüchen auf Commando, auf Württemberg, Baden-Durlach und Pfalz übel angelaufen, und Oxenstierna wie Richelieu waren Staatsmänner, die sich eines gefährlichen Ueberläufers auf dem kürzesten Wege, durch Eisen oder Blei, entledigt hätten.

Der Kaiser hat immer hoch betheuert, daß er die Tödtung Wallensteins nicht befohlen und auch nichts um Butlers Absicht gewußt habe, und man darf ihm (mit Ranke) un-

bedenklich glauben; aber jedenfalls hat er auch nicht ausdrücklich befohlen, das Leben des untreuen Feldherrn unter allen Umständen zu schonen, und die Offiziere fanden um so mehr gerathen, den kürzesten und sichersten Weg einzuschlagen, als Wallenstein selbst sich niemals ein Bedenken gemacht hatte, einen ihm verhaßten oder gefährlich scheinenden Menschen zu opfern.